

Honoré de Balzac

Ein Junggesellenheim
Das Antiquitätenkabinett
Die Lilie im Thal

1 9 2 5

Insel-Verlag zu Leipzig

Ein Junggesellenheim

*

Im Jahre 1792 hatte die Bürgerschaft von Issoudun einen Arzt namens Rouget, der als ein von Grund aus böshafter Mann galt. Wenn man den Behauptungen einiger Leute, die kein Blatt vor den Mund nahmen, glauben kann, so hatte er seine Frau recht unglücklich gemacht, obgleich sie das schönste Weib der Stadt war. Vielleicht war sie ein wenig dumm. Ungeachtet aller Nachspürerei von guten Freunden, allen Klatsches der Gleichgültigen und aller Verleumdung der Neider erfuhr man jedoch nur wenig von den inneren Verhältnissen dieses Hauses. Doktor Rouget gehörte zu jenen Leuten, von denen man gemeinhin sagt: „Er ist ein ungemüthlicher Mensch.“ Daher bewahrte man denn auch zu seinen Lebzeiten Schweigen über ihn und zeigte ihm ein freundliches Gesicht. Seine Frau, eine geborene Descoings, die schon als Mädchen ziemlich schwächlich gewesen war — und man hatte darin für den Arzt nur einen Grund mehr gesehen, sie zu heiraten —, gebär zunächst einen Sohn und dann eine Tochter, die zufällig zehn Jahre nach dem Bruder kam und die, wie man stets behauptete, der Doktor keineswegs erwartet hatte, obwohl er Arzt war. Die spät geborene Tochter hieß Agathe. All das sind so einfache, so gewöhnliche Tatsachen, daß den Berichterstatter nichts zu rechtfertigen scheint, wenn er sie an den Eingang einer Erzählung setzt; aber wären sie nicht bekannt, so müßte man einen Mann von der Art des Doktor Rouget für einen unnatürlichen Vater, für ein Ungeheuer halten, während er doch bloß gewissen schlimmen Neigungen gehorchte, die viele Leute mit der schrecklichen Forderung entschuldigen: „Ein Mann muß Charakter haben!“ Wie vieler Frauen Unglück verschuldet diese rauhe Auffassung!

Die Descoings, der Schwiegervater und die Schwiegermutter des Doktors, beide Wollagenten, mühten sich damit ab, die goldenen Bliese der Landschaft Berri für die Landwirte zu verkaufen, wie sie für die Kaufleute einzuhandeln, wofür sie von beiden Seiten eine Provision bezogen. Durch diesen

Beruf wurden sie reich und geizig: die Maxime so vieler Existenzen. Descoings' Sohn, dem jüngeren Bruder der Frau Rouget, gefiel es nicht in Issoudun. Er ging, um sein Glück zu suchen, nach Paris und ließ sich als Krämer in der Rue Saint-Honoré nieder. Das wurde ihm zum Verderben. Aber was will man? Den Krämer zieht es mit einer Anziehungskraft zu seinem Beruf, die der Abneigung gleich ist, die einen Künstler von ihm abstößt. Man hat die sozialen Kräfte, die den verschiedenen Berufen zugrunde liegen, noch nicht genügend studiert. Es wäre interessant, zu untersuchen, was einen Menschen bestimmt, lieber Papierhändler zu werden als Bäcker, seit die Söhne nicht mehr wie bei den Agyptern gezwungen sind, dem Beruf des Vaters zu folgen. Bei Descoings war dem inneren Beruf die Liebe zu Hilfe gekommen. Er hatte sich gesagt: „Auch ich will Krämer werden!“ weil er sich beim Anblick seiner Brotherrin, eines recht schönen Geschöpfes, in das er sterblich verliebt war, noch was anderes sagte. Ohne andere Beihilfe als seine Ausdauer und ein wenig Geld, das Vater und Mutter ihm schickten, heiratete er die Witwe des Herrn Biziou, seines Vorgängers. 1792 hieß es, daß Descoings' Geschäfte ganz ausgezeichnet imstande seien.

Die alten Descoings lebten damals noch. Sie hatten den Wollhandel aufgegeben und benutzten ihr Kapital zum Ankauf während der Revolution konfiszierter Güter: wieder ein goldenes Vlies! Ihr Schwiegersohn, der so gut wie sicher war, daß er seine Frau bald zu Grabe tragen würde, schickte seine Tochter nach Paris zu seinem Schwager, einerseits, damit sie die Hauptstadt kennen lernte, anderseits mit einer durchtriebenen Absicht: Descoings hatte keine Kinder. Frau Descoings, die um zwölf Jahre älter war als ihr Mann, ging es freilich vorzüglich; aber sie war dick wie eine Drossel nach der Weinernte, und der schlaue Rouget verstand genug von der Medizin, um vorauszusehen, daß Herr und Frau Descoings, entgegen der Moral der Feenmärchen, stets glücklich sein und keine

Kinder haben würden. Das Ehepaar konnte sich also leidenschaftlich für Agathe erwärmen. Nun wollte Doktor Rouget seine Tochter enterben und war der guten Zuversicht, er werde sein Ziel erreichen, wenn er sie zunächst aus der Stadt entfernte. Das junge Ding, damals das schönste Mädchen in Issoudun, glich weder ihrem Vater noch ihrer Mutter. Ihre Geburt hatte eine andauernde Mißhelligkeit zwischen Doktor Rouget und seinem intimen Freund Herrn Lousteau, dem ehemaligen Subdelegierten, der Issoudun eben verlassen hatte, zur Folge gehabt. Wenn eine Familie aus einer Gegend fortzieht, so haben die Bewohner eines so reizenden Ortes, wie Issoudun es war, wohl das Recht, nach den Gründen einer so unerhörten Handlungsweise zu forschen. Wenn man einigen scharfen Zungen glauben kann, so hatte Herr Rouget, ein rachsüchtiger Mensch, den Ausruf getan, Lousteau werde nur von seiner Hand sterben. Ein solches Wort hatte im Munde eines Arztes die Durchschlagskraft einer Kanonenkugel. Als die Nationalversammlung also das Amt der Subdelegierten aufhob, zog Lousteau fort, um nie nach Issoudun zurückzukehren. Seit der Abreise dieser Familie brachte Frau Rouget ihre ganze Zeit bei der leiblichen Schwester des ehemaligen Subdelegierten zu, einer Frau Hochon, die ihre Tochter aus der Taufe gehoben hatte und der allein sie ihre Nöte anvertraute. Daher ging auch das wenige, was die Stadt Issoudun je über die schöne Frau Rouget erfuhr, auf diese gute Dame zurück, und auch sie verriet es erst nach dem Tode des Doktors.

Frau Rougets erstes Wort, als ihr Gatte davon sprach, Agathe nach Paris zu schicken, war dieses: „Ich werde meine Tochter nicht wiedersehen!“ „Und sie hatte leider recht,“ fügte die ehrenwerte Frau Hochon hinzu. Die arme Mutter wurde nun gelb wie eine Quitte, und ihr Zustand widersprach denen nicht, die da behaupteten, Rouget töte sie auf langsamem Folterfeuer. Das Wesen ihres Sohnes, eines großen Tropfes, mußte diese ungerechterweise angeschuldigte Mutter vollends

unglücklich machen. Wenig beherrscht, vielleicht gar noch von seinem Vater ermutigt, verriet dieser in jeder Hinsicht bornierte Bursche weder die Gesinnung noch die Ehrerbietung, die ein Sohn seiner Mutter schuldig ist. Jean Jacques Rouget glich seinem Vater, aber im Schlimmen, und schon dieser war weder physisch noch moralisch viel wert.

Die Ankunft der reizenden Agathe Rouget brachte ihrem Onkel Descoings kein Glück. Noch in derselben Woche, oder vielmehr in der Dekade, denn die Republik war proklamiert, wurde er auf ein Wort Robespierres Fouquier-Tinville gegenüber in Haft genommen. Descoings, der unvorsichtig genug war, die Hungersnot für künstlich in Szene gesetzt zu halten, war auch dumm genug, seine Meinung — er glaubte, es herrschte Meinungsfreiheit — mehreren seiner Kunden und Kundinnen mitzuteilen, wenn er sie bediente. Die Citoyenne Duplay, die Frau jenes Schreiners, bei dem Robespierre wohnte und die dem großen Bürger die Wirtschaft besorgte, beehrte zu Descoings' Unheil den Laden des Berrichonens mit ihrer Kundschaft. Diese Citoyenne sah in des Krämers Meinung eine Beleidigung Maximilians I. Ohnehin schon wenig zufrieden mit der Art und Weise des Hauses Descoings, hielt dies berühmte Strickweib des Jakobinerklubs die Schönheit der Citoyenne Descoings für eine Art Aristokratie. Sie goß noch Gift in die Reden der Descoings, als sie sie ihrem guten und sanften Herrn wiederholte. Der Krämer wurde unter der gewöhnlichen Anklage des Kornwuchers verhaftet. Sowie Descoings im Gefängnis saß, begann seine Frau sich zu regen, um ihn wieder frei zu bekommen; aber die Schritte, die sie unternahm, waren so ungeschickt, daß ein Beobachter, der ihr zugehört hätte, wie sie mit den Persönlichkeiten sprach, die über dieses Schicksal zu entscheiden hatten, hätte glauben können, sie wolle sich auf anständige Weise von ihm befreien. Frau Descoings kannte Bridau, den einen der Sekretäre Rolands, des Ministers der inneren Angelegenheiten, die rechte Hand

all derer, die sich auf dem Posten dieses Ministeriums folgten. Sie schickte Bridau ins Feld, um den Krämer zu retten. Der höchst unbestechliche Bureauvorsteher, einer jener tugendhaften Tölpel, die in ihrer Uneigennützigkeit stets so bewundernswert sind, hütete sich wohl, die Leute, von denen Descoings' Schicksal abhing, zu bestechen: er versuchte sie aufzuklären! Die Leute jener Zeit aufklären wollen! Ebenfogut hätte man sie bitten können, die Bourbonen wieder einzusetzen. Der Girondistenminister, der eben damals gegen Robespierre zu kämpfen hatte, sagte zu Bridau: „In was für Dinge mischst du dich?“ Und alle, an die der ehrliche Bureauvorsteher sich wandte, wiederholten ihm diesen furchtbaren Satz: „In was für Dinge mischst du dich?“ Bridau riet Frau Descoings klugerweise, sich ruhig zu verhalten; aber statt sich die Achtung der Wirtschaftlerin Robespierres zu gewinnen, spie sie Feuer und Flamme gegen diese Denunziantin; sie suchte ein Mitglied des Konvents auf, einen Mann, der für sich selber zitterte und der ihr erwiderte: „Ich werde mit Robespierre darüber reden.“

Auf dieses Wort hin beruhigte sich die schöne Krämerin, und natürlich bewahrte der neue Beschützer das tiefste Schweigen. Ein paar Zuckerhüte, ein paar Flaschen guten Likörs hätten Descoings gerettet, wenn sie sie der Citoyenne Duplay geschenkt hätte. Dieser kleine Zwischenfall zeigt, daß es in der Revolution ebenso gefährlich ist, ehrliche Leute zu seiner Rettung aufzubieten wie Halunken: man darf nur auf sich selber zählen. Wenn Descoings den Tod fand, so genoß er wenigstens den Ruhm, in Gesellschaft André de Chéniers aufs Schafott zu steigen. Dort umarmten sich zweifellos zum erstenmal Dichtkunst und Krämerei in Person; denn heimliche Beziehungen zueinander hatten sie damals und werden sie stets unterhalten. Der Tod Descoings' erregte viel mehr Aufsehen als der André de Chéniers. Um zu erkennen, daß Frankreich mit dem Tode Chéniers mehr verloren hatte als mit dem Descoings',

waren dreißig Jahre nötig. Robespierres Maßregel aber hatte ein Gutes, daß sich nämlich 1830 die verängstigten Krämer nicht mehr in die Politik einmischten. Descoings' Laden lag hundert Schritte von Robespierres Wohnung entfernt. Der Nachfolger des Krämers machte schlechte Geschäfte. César Birotteau, der berühmte Parfümeriehändler, ließ sich dort nieder. Aber, als hätte das Schafott den unerklärlichen Keim des Unglücks gesät, ruinierte sich nun auch der Erfinder der ‚Double Pâte des sultanes‘ und der ‚Eau carminative‘. Die Lösung solcher Rätsel geht die okkulten Wissenschaften an.

Während der wenigen Besuche, die der Bureauvorsteher Bridau der Frau des unglücklichen Descoings machte, fiel ihm die ruhige, kühle, reine Schönheit Agathe Rougets auf. Als er kam, um die Witwe zu trösten, die so untröstlich war, daß sie das Gewerbe ihres zweiten Verstorbenen nicht fortführte, heiratete er schließlich noch in derselben Dekade dies reizende Mädchen, nachdem auch der Vater, der nicht auf sich warten ließ, eingetroffen war. Der Arzt eilte voller Entzücken, daß alles noch weit besser ging, als er es sich hätte wünschen können, da seine Frau nun die einzige Erbin der Descoings war, nach Paris, weniger um Agathes Hochzeit beizuwohnen, als damit der Vertrag ganz nach seinem Willen abgefaßt würde. Die Uneigennützigkeit und die überschwengliche Liebe des Citoyen Bridau ließen der Hinterlist des Arztes freies Spiel, der nun die Verblendung seines Schwiegersohnes ausbeutete, wie es der Verlauf dieser Erzählung zeigen wird. Frau Rouget, oder genauer der Arzt, erbte also den ganzen Besitz, den beweglichen wie den unbeweglichen, des Herrn und der Frau Descoings, des Vaters und der Mutter, die beide in zweijährigem Abstand voneinander starben. Schließlich wurde Rouget auch mit seiner Frau noch fertig, denn sie starb gleichfalls zu Beginn des Jahres 1799. Nun erwarb er Weingärten, kaufte Pachthöfe, erstand Eisenhütten, legte sich Wolle zu, die er verkaufen konnte. Sein vielgeliebter Sohn verstand

sich auf nichts; aber er bestimmte ihn für den Beruf des Grundbesitzers und ließ ihn in Reichtum und Dummheit emporwachsen, überzeugt, dies Kind werde darin immerhin ebensoviel verstehen wie die Gelehrtesten, daß es eben lebte und starb. Schon im Jahre 1799 schrieben die Rechner in Issoudun Rouget, dem Vater, dreißigtausend Franken Rente zu. Nach dem Tode seiner Frau führte er stets ein ausschweifendes Leben; aber er regelte es gewissermaßen und beschränkte es unter Ausschluß der Öffentlichkeit auf sein Haus. Dieser charaktervolle Arzt starb im Jahre 1805. Gott weiß, wieviel die Bürgerschaft von Issoudun nun auf Kosten dieses Mannes klatschte und wieviel Anekdoten über sein furchtbares Privatleben umliefen! Jean Jacques Rouget, den sein Vater schließlich, als er seine Dummheit erkannte, strenger gehalten hatte, blieb aus ernstern Gründen, deren Darlegung einen wichtigen Bestandteil dieser Geschichte ausmacht, Junggeselle. Wie man später sehen wird, trug die Schuld an seiner Ehelosigkeit zum Teil sein Vater.

Es benötigt nunmehr, näher auf die Wirkungen der Rache einzugehen, die der Vater gegen seine Tochter übte, weil er sie nicht für sein Kind hielt, obwohl man ruhig glauben kann, daß sie es rechtmäßig war. Niemand hatte in Issoudun einen jener wunderlichen Zufälle bemerkt, die die Zeugung zu einem abgründigen Geheimnis machen, an das keine Wissenschaft heranreicht. Agathe glich der Mutter des Doktor Rouget. Ähnlich wie nach einer verbreiteten Beobachtung die Gicht bisweilen eine Generation überspringt und sich vom Großvater auf den Enkel vererbt, so geschieht es auch nicht selten, daß sich in der Familienähnlichkeit das gleiche ereignet. Das ältere der Kinder Agathes zum Beispiel glich äußerlich seiner Mutter, innerlich aber dem Doktor Rouget, seinem Großvater. Überweisen wir die Lösung auch dieses Problems dem zwanzigsten Jahrhundert, zusammen mit einer schönen Nomenklatur der Aufgustierchen, und vielleicht werden unsere Enkel über diese

dunkle Frage ebensoviel Dummheiten schreiben, wie unsere gelehrten Körperschaften schon darüber geschrieben haben.

Agathe Rouget empfahl sich der öffentlichen Bewunderung durch eins jener Gesichter, die wie das Marias, der Mutter Gottes, bestimmt scheinen, stets jungfräulich zu bleiben, selbst nach der Heirat. Ihr Bildnis, das noch im Atelier Bridaus vorhanden ist, zeigt ein vollkommenes Oval und, trotz ihres Goldhaars, ein unbeflecktes Weiß ohne die leiseste Spur von Röte. Mehr als ein Künstler fragt heute, wenn er die reine Stirn betrachtet, diesen klugen Mund, diese feine Nase, die hübschen Ohren, die langen Wimpern und die tiefblauen, unendlich zärtlichen Augen, kurz, dies Gesicht voller Sanftmut, unseren großen Maler: „Ist das die Kopie eines Kopfes von Raffael?“ Nie hatte ein Mann eine bessere Eingebung als dieser Bureauvorsteher, als er dies junge Mädchen heiratete. Agathe verwirklichte das Ideal der in der Provinz aufgewachsenen Hausfrau, die nie von der Seite ihrer Mutter weggekommen. Sie war fromm ohne Uebertriebenheit und hatte keine andere Bildung empfangen, als die Kirche sie den Frauen gibt. Sie war also im gewöhnlichen Sinne eine vollkommene Gattin, denn ihre Unwissenheit in den Dingen des Lebens hatte mehr als ein Unheil zur Folge. Die Grabchrift einer berühmten Römerin: „Sie stiftete und hütete das Haus“ gibt dieses reine, einfache und ruhige Dasein wunderbar wieder.

Schon zur Zeit des Konsulats hing Bridau sich fanatisch an Napoleon, der ihn 1804 zum Abteilungschef ernannte, ein Jahr vor dem Tode Rougets. Da er ein Gehalt von zwölftausend Franken und außerdem schöne Gratifikationen erhielt, so kümmerte Bridau sich sehr wenig um die schmähhlichen Ergebnisse der Abrechnung, die in Issoudun stattfand und zufolge deren Agathe nichts erhielt. Sechs Monate vor seinem Tode hatte der alte Rouget seinem Sohn einen Teil seines Besitzes überlassen, dessen Rest Jean Jacques mehr in Form einer Schenkung als in Form der Erbschaft zugesprochen wurde.

Ein Erbschaftsvorschuß von hunderttausend Franken, der Agathe bei ihrem Ehevertrag gewährt worden war, stellte ihren Anteil an der Hinterlassenschaft ihrer Mutter und ihres Vaters dar. Da Bridau den Kaiser anbetete, so diente er mit wahren Sklaveneifer den gewaltigen Gedanken dieses modernen Halbgotts, der in Frankreich, wo er alles zerstört fand, alles organisieren wollte. Nie sagte der Abteilungschef: Genug! Pläne, Denkschriften, Berichte, Studien — die schwersten Lasten nahm er auf sich, so glücklich war er, dem Kaiser helfen zu können. Er liebte ihn als Menschen, er betete ihn als Herrscher an, und er duldete nicht die geringste Kritik seiner Handlungen oder seiner Pläne.

Von 1804 bis 1808 wohnte der Abteilungschef in einer großen, schönen Wohnung am Quai Voltaire, ganz in der Nähe seines Ministeriums und der Tuilerien. Eine Köchin und ein Kammerdiener bildeten selbst in der glänzendsten Zeit von Frau Bridau die ganze Bedienung des Haushalts. Agathe, die stets als erste aufstand, begab sich, von ihrer Köchin begleitet, selbst in die Markthalle. Während der Diener die Zimmer ordnete, überwachte sie das Frühstück. Bridau ging immer erst gegen elf Uhr ins Ministerium. Solange ihre Verbindung dauerte, fand seine Frau stets das gleiche Vergnügen darin, ihm ein köstliches Frühstück zu bereiten, die einzige Mahlzeit, die Bridau mit besonderem Genuß zu sich nahm. Zu jeder Jahreszeit, und welches Wetter auch herrschte, sobald Bridau aufbrach, sah Agathe ihrem Gatten durchs Fenster nach, wenn er ins Ministerium ging, und sie zog den Kopf erst zurück, wenn er in die Rue du Bac eingebogen war. Dann deckte sie selbst ab und warf einen Blick in die Zimmer; schließlich zog sie sich an, spielte mit ihren Kindern, führte sie spazieren oder empfing ihre Besuche, während sie Bridaus Heimkehr erwartete. Wenn der Abteilungschef dringende Arbeiten mit nach Hause brachte, setzte sie sich in seinem Arbeitszimmer neben seinen Tisch, und stumm wie eine Statue, strickte sie, während

sie ihm bei der Arbeit zusah; und sie blieb auf, solange er wachte, um erst ein paar Augenblicke vor ihm zu Bett zu gehen. Bisweilen besuchten die Gatten in der Ministerloge das Schauspiel. An solchen Tagen nahm die Familie das Diner in einem Restaurant; und die Unterhaltung, die der Aufenthalt bei dem Restaurateur darbot, machte Frau Bridau stets jenes lebhafteste Vergnügen, das es all denen bereitet, die Paris nicht kennen. Da sie oft gezwungen war, Einladungen zu den förmlichen Dinern anzunehmen, die man dem Abteilungschef gab, der einen Teil des Ministeriums der inneren Angelegenheiten leitete, und die Bridau anständig erwiderte, so folgte Agathe dem damaligen Luxus der Toiletten; aber wenn sie heimkehrte, so warf sie mit Freuden diesen äußeren Reichtum ab und wurde im Hause wieder die einfache Provinzialin. Einmal in der Woche, am Donnerstag, empfing Bridau seine Freunde. Schließlich gab er am Fastnachtsdienstag einen großen Ball.

In diesen wenigen Worten ist die Geschichte dieses ganzen Ehelebens enthalten, das nur drei große Ereignisse kannte: die Geburt zweier Kinder, die in dreijährigem Abstand erfolgte, und den Tod Bridaus. Er starb im Jahre 1808, aufgerieben durch seine nächtliche Arbeit, in eben dem Augenblick, als der Kaiser ihn zum Generaldirektor, zum Grafen und Staatsrat ernennen wollte. Um diese Zeit widmete Napoleon sich besonders den inneren Angelegenheiten, er überhäufte Bridau mit Arbeiten und ruinierte dem unerschrockenen Bureaukraten vollends die Gesundheit. Napoleon, den Bridau nie um etwas gebeten hatte, erkundigte sich nach seinem Lebenswandel und seinen Vermögensverhältnissen. Als er erfuhr, daß dieser ergebene Mann nichts besaß als seine Stellung, erkannte er in ihm eine jener unbestechlichen Seelen, die seiner Verwaltung Glanz und moralisches Ansehen verliehen, und er wollte Bridau durch blendenden Lohn überraschen. Der Wunsch, eine ungeheure Arbeitslast vor dem Ausbruch des Kaisers nach

Spanien zu erledigen, tötete den Abteilungschef, der an einem hitzigen Fieber starb. Bei seiner Rückkehr sagte der Kaiser, der nur nach Paris kam, um in wenigen Tagen den Feldzug von 1809 vorzubereiten, als er von diesem Verlust erfuhr: „Es gibt Leute, die man nie ersetzen kann!“ Betroffen über eine Hingebung, die keins jener glänzenden Zeugnisse erwarten konnte, wie sie seinen Soldaten vorbehalten waren, beschloß der Kaiser, einen reichdotierten Orden für das Civil zu stiften, wie er für das Militär die Ehrenlegion gestiftet hatte. Der Eindruck, den Bridaus Tod auf ihn machte, gab ihm den Gedanken an den Orden der Réunion ein; aber er hatte nicht die Zeit, diese aristokratische Schöpfung zu vollenden, die so vollständig vergessen ist, daß die meisten Leser sich bei dem Namen dieses Eintagsordens fragen werden, welches sein Abzeichen war: man trug ein blaues Band. Der Kaiser nannte diesen Orden ‚La Réunion‘, weil er daran dachte, den Orden vom goldenen Blies des spanischen Hofes mit dem Orden vom goldenen Blies am Hofe von Oesterreich zu vereinigen. „Die Vorsehung“, hat ein preussischer Diplomat gesagt, „wußte die Entweihung zu verhindern.“ Der Kaiser ließ sich über die Lage der Frau Bridau Bericht erstatten. Die beiden Kinder erhielten jedes eine volle Freistelle im kaiserlichen Lyzeum, und der Kaiser nahm alle Kosten ihrer Erziehung auf seine Schattulle. Ferner gewährte er Frau Bridau eine Pension von viertausend Franken, indem er es sich ohne Zweifel vorbehielt, für die Zukunft ihrer beiden Söhne zu sorgen.

Seit ihrer Verheirathung hatte Frau Bridau bis zum Tode ihres Mannes nicht die geringsten Beziehungen mit Issoudun unterhalten. Sie stand im Begriff, mit ihrem zweiten Sohn niederzukommen, als sie ihre Mutter verlor. Sie wußte, daß ihr Vater sie wenig liebte, und als er starb, sollte gerade die Salbung des Kaisers stattfinden, und die Krönung machte Bridau so viel Arbeit, daß sie ihren Gatten nicht verlassen wollte. Ihr Bruder Jean Jacques Rouget hatte ihr seit ihrer

Abreise aus Issoudun kein Wort mehr geschrieben. Wenn Agathe sich auch über die stillschweigende Ablehnung von seiten ihrer Familie Kummer machte, so dachte sie schließlich doch nur noch sehr selten an die, die an sie überhaupt nicht dachten. Jahr für Jahr erhielt sie einen Brief von ihrer Patin, der Frau Hochon, der sie mit Banalitäten antwortete, ohne die Ratschläge, die diese ausgezeichnete und fromme Frau ihr in versteckten Worten gab, zu ergründen. Einige Zeit vor dem Tode Doktor Rougets schrieb Frau Hochon ihrer Patentochter, sie würde von ihrem Vater nichts erhalten, wenn sie nicht Herrn Hochon ihre Vollmacht schickte. Es widerstrebte Agathe, ihrem Bruder Schwierigkeiten zu machen. Sei es, daß Bridau begriff, wie sehr diese Beraubung dem Rechtsempfinden und der Sitte der Landschaft Berri entsprach, sei es, daß dieser reine, gerechte Mann die Seelengröße und die Gleichgültigkeit seiner Frau in Geldsachen theilte, er wollte nicht auf seinen Notar Roguin hören, der ihm riet, seine Stellung auszunutzen und die Akte anzufechten, durch die es dem Vater gelungen war, seine Tochter um ihren Pflichttheil zu bringen. Die Gatten hießen gut, was damals zu Issoudun geschah. Immerhin aber hatte Roguin bei dieser Gelegenheit bewirkt, daß der Abteilungschef über die gefährdeten Vermögensverhältnisse seiner Frau nachzudenken begann. Dieser hervorragende Mann erkannte, daß seine Frau, wenn er stürbe, ohne Vermögen zurückbleiben würde. Er kam zu dem Entschluß, seinen Besitzstand zu untersuchen, und er entdeckte, daß seine Frau und er zwischen den Jahren 1793 und 1805 gezwungen gewesen waren, von den fünfzigtausend Franken in bar, die der alte Rouget seiner Tochter mitgegeben hatte, etwa dreißigtausend aufzunehmen. Die übrigen zwanzigtausend Franken legte er in Staatspapieren an. Staatsschuldscheine standen damals auf vierzig; Agathe besaß also etwa zweitausend Franken Staatsrente. Als Witwe konnte demnach Frau Bridau mit ihren sechstausend Franken Rente anständig leben. Da sie immer

noch Provinzialin war, so wollte sie Bridaus Diener verabschieden, nur ihre Köchin behalten und die Wohnung wechseln; aber ihre intime Freundin, die sich beharrlich ihre Tante nannte, Frau Descoings, verkaufte ihr Mobiliar, gab ihre Wohnung auf und zog zu Agathe, indem sie aus des verstorbenen Bridau Arbeitszimmer ein Schlafzimmer machte. Die beiden Witwen taten ihre Einkünfte zusammen und geboten über eine Rente von zwölftausend Franken. Dies Verfahren scheint einfach und natürlich. Aber nichts verlangt im Leben mehr Vorsicht als die Dinge, die natürlich scheinen; dem Ungewöhnlichen mißtraut man stets von selber. Daher sieht man auch, wie Leute der Erfahrung: Anwälte, Richter, Ärzte, Priester, den einfachsten Dingen die größte Bedeutung beilegen, und findet sie peinlich. Die Schlange unter den Blumen ist eine der schönsten Mythen, die uns das Altertum als Richtschnur für unser Handeln vermacht hat. Wie oft rufen nicht die Dummköpfe, um sich in ihren eigenen Augen und in denen der anderen zu entschuldigen: „Es war so einfach, daß alle Welt darauf hereingefallen wäre!“

1809 war Frau Descoings, die ihr Alter nie verriet, fünf- undsechzig Jahre alt. Hatte man sie einst ‚die schöne Krämerin‘ genannt, so war sie jetzt eine jener so seltenen Frauen, vor denen die Zeit haltmacht, und sie verdankte einer ausgezeichneten Konstitution das Vorrecht, sich eine Schönheit zu bewahren, die freilich einer ernsthaften Prüfung nicht standhielt. Sie war von mittlerer Größe, stark und frisch, und hatte schöne Schultern und einen leicht rosigen Teint. Ihr blondes Haar, das ins Kastanienbraune schimmerte, zeigte trotz der Katastrophe mit Descoings noch nicht den geringsten Wechsel in der Farbe. Als sehr leckere Frau liebte sie es, sich kleine gute Gerichte zu bereiten. Aber wiewohl sie den Eindruck machte, als denke sie sehr viel an die Küche, so schwärmte sie doch auch für das Theater und pflegte ein Laster, das sie ins tiefste Geheimnis hüllte: sie spielte in der Lotterie. Sollte nicht das der Abgrund

sein, den die Mythologie uns im Faß der Danaiden darstellt? Die Descoings — so muß man eine Frau nennen, die in der Lotterie spielte — gab vielleicht wie alle Frauen, die das Glück haben, lange jung zu bleiben, ein wenig zuviel für Toiletten aus; aber, abgesehen von diesen kleinen Fehlern, war sie eine Frau, mit der sich aufs angenehmste leben ließ. Da sie stets der Meinung aller anderen war und niemandem widersprach, so gefiel sie durch eine sanfte und mittheilsame Heiterkeit. Sie besaß vor allem eine pariserische Eigenschaft, die alle ehemaligen Kaufleute und alle Kommis, die sich zur Ruhe gesetzt haben, bezaubert: sie verstand Scherz! . . . Wenn sie sich nicht zum drittenmal verheiratete, so lag das sicherlich an der damaligen Zeit. Während der Kriege des Kaiserreichs fanden die Männer, die zu verheiraten waren, gar zu leicht schöne und reiche junge Mädchen, als daß sie sich hätten um Frauen von sechzig Jahren kümmern sollen. Frau Descoings wollte nun Frau Bridau aufheitern; sie nahm sie oft ins Theater und im Wagen mit, stellte ihr ausgezeichnete kleine Dinners zusammen und versuchte sogar, sie mit ihrem Sohn Bixiou zu verheiraten. Ach ja! sie gestand ihr das furchtbare Geheimniß, das sonst sie, der verstorbene Descoings und ihr Notar streng gehütet hatten. Die junge, die elegante Descoings, die sich für eine Frau von sechsunddreißig Jahren ausgab, hatte einen Sohn von fünfunddreißig Jahren namens Bixiou, der schon Witwer und Major im 21. Linienregiment war; er starb als Oberst in Dresden und hinterließ einen einzigen Sohn. Die Descoings, die ihren Enkel stets nur heimlich sah, gab ihn als den Sohn einer ersten Frau ihres Gatten aus. Ihr Vertrauen war ein Akt der Klugheit: der Sohn des Obersten, der mit den beiden Söhnen Bridau im kaiserlichen Lyzeum erzogen wurde, erhielt dort eine halbe Freistelle. Dieser Bursche, der schon auf dem Lyzeum schlau und boshaft war, machte sich später als Zeichner und Mann von Geist einen großen Namen.

Agathe liebte in aller Welt nur noch ihre Kinder, und sie

wollte auch nur noch für sie leben. Sie lehnte sowohl aus Vernunft wie auch aus Treue jede zweite Heirat ab. Aber es ist leichter für eine Frau, eine gute Gattin zu sein als eine gute Mutter. Eine Witwe hat zwei Aufgaben, deren Pflichten sich widersprechen: sie ist Mutter, und sie soll die väterliche Gewalt ausüben. Wenige Frauen sind stark genug, um diese doppelte Rolle zu begreifen und zu spielen. So wurde denn auch die arme Agathe, trotz ihrer Tugenden, zur unschuldigen Ursache vielen Unglücks. Da sie so wenig Geist besaß und alle schönen Seelen sich daran gewöhnen, allen zu vertrauen, so wurde sie das Opfer der Frau Descoings, die sie in furchtbares Unglück stürzte. Die Descoings spielte Ternen, und die Lotterie gab ihren Aktionärinnen keinen Kredit. Da sie im Hause regierte, so konnte sie das für den Haushalt bestimmte Geld für ihre Einsätze verwenden, so daß sie allmählich in Schulden geriet; dabei hoffte sie, ihren Enkel Bixiou, ihre teure Agathe und die kleinen Bridaus reich zu machen. Als die Schulden auf zehntausend Franken stiegen, erhöhte sie nur ihre Einsätze, denn immer hoffte sie noch, ihre Lieblingsterne, die seit neun Jahren nicht mehr gezogen worden war, würde den Abgrund des Defizits ausfüllen. Von da an stiegen die Schulden rasch. Als sie auf zwanzigtausend Franken gestiegen waren, verlor die Descoings den Kopf, da ihre Terne noch immer nicht gewann. Nun wollte sie ihr Vermögen verpfänden, um ihre Nichte schadlos zu halten; aber Roguin, ihr Notar, bewies ihr, daß diese ehrliche Absicht unausführbar war. Der verstorbene Rouget hatte beim Tode seines Schwagers Descoings dessen Erbschaft angetreten, indem er Frau Descoings durch eine Leibrente entschädigte, die auf dem Besitz Jean Jacques' lastete. Kein Wucherer würde einer Frau von fünfundsiezig Jahren auf eine Leibrente von ungefähr viertausend Franken hin zwanzigtausend Franken leihen, und noch dazu in einer Zeit, da man sein Geld oft genug zu zehn Prozent anlegen konnte. Eines Morgens warf sich die Descoings ihrer Nichte zu Füßen

und bekannte schluchzend, wie es stand. Frau Bridau machte ihr keinen Vorwurf; sie verabschiedete den Diener und die Köchin, verkaufte ihr überflüssiges Mobiliar, verkaufte auch noch drei Viertel ihrer Staatspapiere, bezahlte alles und kündigte ihre Wohnung.

Einer der furchtbarsten Winkel von Paris ist sicherlich jener Teil der Rue Mazarine zwischen der Rue Guénégaud und der Stelle, wo sie hinter dem Palace des Instituts einmündet in die Rue de Seine. Die hohen grauen Mauern des Kollegs und der Bibliothek, die der Kardinal Mazarin der Stadt Paris schenkte und in der eines Tages die französische Akademie ihre Stätte finden sollte, werfen eisige Schatten auf diesen Teil der Straße; die Sonne zeigt sich selten, und der Nordwind weht dort oft. Die arme ruinierte Witwe nahm eine Wohnung im dritten Stock eines der Häuser, die in diesem feuchten, schwarzen und kalten Winkel liegen. Vor dem Hause erheben sich die Gebäude des Instituts, wo sich damals die Klausurzimmer der wilden Tiere befanden, die bei den Bürgern unter dem Namen Künstler und in den Ateliers unter dem der Farbenreiber bekannt sind. Man trat als Farbenreiber ein und konnte als Regierungsstipendiat für Rom daraus hervorgehen. Diese Wandlung vollzog sich um die Zeiten des Jahres, in denen man die Wettbewerber in diese Kammern einschloß, nicht ohne ungeheuren Lärm. Um den Preis zu erhalten, mußten sie in gegebener Zeit als Bildhauer in Ton das Modell einer Statue, als Maler eins der Bilder, die man in der Schule der Schönen Künste sehen kann, als Musiker eine Kantate und als Architekt den Entwurf eines Monuments gemacht haben. In dem Augenblick, in dem ich diese Zeilen schreibe, hat man diese Menagerie aus jenen düsteren und kalten Gebäuden in den eleganten Palast der Schönen Künste überführt, der nur wenige Schritte von dort entfernt ist. Aus den Fenstern der Frau Bridau tauchte der Blick hinab auf diese vergitterten Klausurzimmer: eine äußerst traurige Aussicht. Im Norden wird der

Blick durch die Kuppel des Instituts versperrt. Gleitet der Blick aber die Straße hinauf, so findet er als einzige Erholung die Droschkenreihe, die oben in der Rue Mazarine steht. Daher setzte die Witwe schließlich auch in ihre Fenster drei Kästen voll Erde, in denen sie einen jener luftigen Gärten anlegte, die die Polizeiverordnungen bedrohen und deren Wachstum Licht und Luft wegnimmt. Dieses Haus hat, da es sich an ein anderes anlehnt, dessen Front auf die Rue de Seine blickt, notwendigerweise nur eine geringe Tiefe, und die Treppe dreht sich um sich selber. Das dritte Stockwerk ist das höchste. Drei Fenster, drei Zimmer: ein Speisezimmer, ein kleiner Salon, ein Schlafzimmer; und gegenüber, auf der anderen Seite des Treppenabsatzes, eine kleine Küche; darüber zwei Diensthottenzimmer und ein ungeheurer Boden ohne besondere Bestimmung. Frau Bridau wählte diese Wohnung aus drei Gründen: aus Sparsamkeit, sie kostete nur vierhundert Franken, weshalb sie auch einen Vertrag auf neun Jahre abschloß; dann wegen der Nähe des Kollegs, sie lag nicht weit vom kaiserlichen Lyzeum; und schließlich blieb sie in dem Viertel, an das sie sich gewöhnt hatte. Das Innere der Wohnung stand mit dem Hause im Einklang. Das Eßzimmer, das eine gelbe, grüngeblüimte Tapete hatte und dessen roter Fußboden nicht gebohert war, enthielt nur das unbedingt Notwendige: einen Tisch, zwei Büfetts und sechs Stühle, was alles noch aus der verlassenen Wohnung stammte. Der Salon hatte als Zierat einen Teppich aus Aubusson, den man Bridau geschenkt hatte, als im Ministerium das Mobiliar erneuert wurde. Die Witwe stellte eins jener gewöhnlichen Mobiliare aus Mahagoni mit ägyptischen Aufsätzen hinein, wie Jakob Desmalter sie 1806 im großen herstellte; es war bezogen mit einem grünen Seidenstoff, der weiße Rosetten zeigte. Über dem Sofa zog das von befreundeter Hand in Pastell gemalte Bildnis Bridaus sogleich die Blicke auf sich. Obgleich die Kunst an ihm zu tadeln gefunden hätte, erkannte man recht wohl an der Stirn die Festigkeit dieses

unbekannten großen Bürgers. Die Heiterkeit seiner zugleich sanften und stolzen Augen war gut getroffen. Der Scharfsinn, von dem seine klugen Lippen zeugten, und das offene Lächeln, die Miene dieses Mannes, von dem der Kaiser gesagt hatte: *justum et tenacem*, waren trefflich wiedergegeben, und wenn auch nicht mit Talent, so doch mit Genauigkeit. Wenn man dies Bild ansah, so wußte man, daß der Mann stets seine Pflicht getan hatte. Seine Züge gaben jener Unbestechlichkeit Ausdruck, die man mehreren unter der Republik beschäftigten Männern nachsagt. Gegenüber glänzte über einem Spieltisch das farbige Bild des Kaisers von Vernet, auf dem Napoleon, von seinem Gefolge begleitet, rasch vorübersprengt. Agathe leistete sich zwei große Vogelkäfige, den einen voller Kanarienvögel, den anderen voll indischer Vögel. Seit ihrem Verlust, der für sie wie für viele unerseßlich war, gab sie sich dieser kindlichen Liebhaberei hin. Das Zimmer der Witwe war schließlich nach drei Monaten, was es bis zu dem verhängnisvollen Tage bleiben sollte, an dem sie gezwungen war, es zu verlassen, ein Wirrwarr, in den keine Schilderung Ordnung bringen konnte. Dort richteten sich die Katzen auf den Sesseln ein; die Kanarienvögel, die sie manchmal frei fliegen ließ, warfen ihre Kommas auf alle Möbel. Die arme gute Witwe stellte an mehreren Orten Hirse und Vogelmiere für sie auf. Die Katzen fanden in abgestoßenen Untertassen Leckerbissen vor. Kleidungsstücke lagen umher. Dieses Zimmer roch nach Provinz und Treue. Alles, was dem verstorbenen Bridau gehört hatte, wurde dort sorgfältig aufbewahrt. Seinen Bureaugeräten wurde dieselbe Aufmerksamkeit zuteil, die ehemals die Witwe eines Paladins dessen Waffen erwiesen hätte. Ein jeder wird den rührenden Kultus, den diese Frau trieb, nach einer einzigen Einzelheit begreifen. Sie hatte eine Feder eingewickelt und versiegelt und die Inschrift auf die Hülle gesetzt: ‚Letzte Feder, mit der mein teurer Gatte geschrieben hat.‘ Die Tasse, aus der er seinen letzten Schluck getrunken hatte, stand unter

Glas auf dem Kaminsims. Hauben und falsche Haare thronten später auf den Glasglocken, die diese kostbaren Reliquien schützten. Seit Bridaus Tode gab es bei dieser jungen Witwe von fünfunddreißig Jahren keine Spur von Koketterie mehr und ebensowenig auch nur frauenhafte Sorgfalt. Von dem einzigen Manne, den sie gekannt, geachtet, geliebt hatte und von dem ihr nicht die geringste Erinnerung eines Kammers blieb, getrennt, hatte sie sich nicht mehr als Frau gefühlt, alles war ihr gleichgültig geworden: sie trieb keinen Putz mehr. Nie war etwas einfacher oder vollständiger als dieser Abschied vom ehelichen Glück und von der Koketterie. Gewisse Wesen empfangen durch die Liebe die Kraft, ihr Ich in einen anderen zu übertragen, und wird ihnen der genommen, so wird ihnen auch das Leben unmöglich. Agathe, die nur noch für ihre Kinder leben konnte, sah mit unendlicher Trauer, wieviel Entbehrungen ihr Ruin ihnen auferlegen würde. Seit ihrem Einzug in die Rue Mazarine zeigten ihre Züge einen Hauch der Melancholie, der ihnen etwas Rührendes gab. Wohl zählte sie ein wenig auf den Kaiser; aber der Kaiser konnte im Augenblick nicht mehr tun, als er schon tat. Seine Schatulle gab jährlich für jedes Kind außer der Freistelle sechshundert Franken.

Die glänzende Descoings ihrerseits hatte im zweiten Stock eine Wohnung, die der ihrer Nichte glich. Sie hatte Frau Bridau eine Anweisung über jährlich dreitausend Franken ausgestellt, die ihr ein Pfandrecht auf ihre Leibrente verlieh. Roguin, der Notar, hatte das für Frau Bridau in Ordnung gebracht; aber es waren sieben Jahre nötig, um das Unheil durch diese langsame Rückzahlung wieder gutzumachen. Roguin, der die fünfzehnhundert Franken Rente wieder herzustellen hatte, zog jeweils die so zurückbehaltenen Summen ein. Die Descoings, der nur noch zwölfhundert Franken Rente blieben, lebte kümmerlich mit ihrer Nichte zusammen. Diese beiden ehrlichen, aber schwachen Geschöpfe nahmen sich nur für den Morgen eine Aufwärterin. Die Descoings, die gern kochte, bereitete

das Essen. Abends kamen ein paar Freunde, Beamte des Ministeriums, denen ehemals Bridau ihre Stellungen verschafft hatte, um mit den beiden Witwen ein Spielchen zu machen. Die Descoings spielte immer noch ihre Terne, die sich halbstarrig, wie sie sagte, nicht ziehen ließ. Sie hoffte, auf einmal zurückgeben zu können, was sie ihrer Nichte mit Gewalt abgeliehen hatte. Sie liebte die beiden kleinen Bridaus mehr als ihren Enkel Bizou, so sehr empfand sie ihr Unrecht ihnen gegenüber, und so sehr bewunderte sie die Güte ihrer Nichte, die ihr in ihren größten Leiden nie den geringsten Vorwurf machte. Man wird sich also denken können, daß Joseph und Philipp von der Descoings verzogen wurden. Darin allen Leuten gleich, die ein Laster gutzumachen haben, bereitete ihnen die alte Theilhaberin der kaiserlich französischen Lotterie kleine, mit Leckerbissen überladene Diners. Später konnten dann Joseph und Philipp ihrer Tasche mit größter Leichtigkeit einiges Geld entlocken, der jüngere für Reißkohle, Bleistifte, Papier und Kupferstiche, der ältere für Apfeltörtchen, Steinkugeln, Bindfaden und Messer. Ihre Leidenschaft hatte sie so weit gebracht, daß sie sich für ihre sämtlichen Ausgaben mit monatlich fünfzig Franken begnügte, um den Rest verspielen zu können.

Aus mütterlicher Liebe ließ auch Frau Bridau ihre Ausgaben auf keine höhere Summe steigen. Um sich für ihre Vertrauensseligkeit zu strafen, beschnitt sie sich heroisch ihre kleinen Genüsse. Wie viele furchtsame Geister von beschränkter Intelligenz führte sie ein einziges verletztes Gefühl, vereint mit dem geweckten Mißtrauen, dahin, einem Fehler so weiten Spielraum zu lassen, daß er ganz das Ansehen einer Tugend gewann. Der Kaiser, sagte sie sich, könnte vergessen, er könnte in einer Schlacht umkommen, ihre Pension würde dann erlöschen. Sie zitterte, wenn sie die Möglichkeit sah, daß ihre Kinder ohne Vermögen zurückbleiben könnten. Außerstande, Roguins Berechnungen zu verstehen, wenn er ihr nachzuweisen

suchte, daß die Pfändung von dreitausend Franken auf Frau Descoings' Leibrente ihr in sieben Jahren die verkauften Renten wieder ersetzen mußte, glaubte sie weder dem Notar, noch ihrer Tante, noch dem Staat; sie zählte nur noch auf sich und auf ihre Entbehrungen. Wenn sie jedes Jahr von ihrer Pension tausend Taler beiseite legte, so würde sie nach zehn Jahren dreißigtausend Franken besitzen, die schon für eins ihrer Kinder fünfzehnhundert Franken Rente ergeben mußten. Da sie erst sechsunddreißig Jahre alt war, so konnte sie mit Recht glauben, noch zwanzig Jahre zu leben. Und wenn sie an diesem System festhielt, so konnte sie beiden wenigstens das Notwendige geben. So waren diese beiden Witwen aus einem trügerischen Überfluß in ein freiwilliges Elend geraten; die eine unter der Leitung eines Lasters, die andere unter den Zeichen der reinsten Tugend. Nichts von all diesen kleinen Dingen ist für die tiefe Lehre entbehrlich, die sich aus dieser Geschichte ergeben wird; sie ist aus den alltäglichsten Lebensinteressen geschöpft, aber ihre Tragweite wird deshalb vielleicht nur um so größer sein. Der Anblick der Klausurzimmer, das Geschwirr der Farberreiber auf der Straße, der Zwang, zum Himmel aufzublicken, wenn man sich über die furchtbaren Aussichten hinwegtrösten wollte, die diesen feuchten Winkel umgaben, der Anblick des Bildnisses Bridaus, das trotz der Mache des dilettantischen Malers noch voller Seele und Größe war, der Anblick der reichen, aber verblaßten und harmonisch gewordenen Farben dieses stillen und ruhigen Interieurs, das Wachstum der Kastengärten, die Armut dieses Haushalts, die Vorliebe der Mutter für ihren Ältesten, ihr Widerstand gegen die Neigung des Jüngeren, kurz, das Gesamtbild der Thatfachen und Verhältnisse, das dieser Geschichte als Vorspiel dient, enthält vielleicht die zeugenden Keime, denen wir Joseph Bridau, einen der großen Maler der heutigen französischen Schule, verdanken.

Philipp, das ältere der beiden Kinder Bridaus, glich seiner Mutter auffallend. Obgleich er ein blonder Junge mit blauen

Augen war, hatte er ein lärmendes Wesen, das man leicht für Lebhaftigkeit und Mut halten konnte. Der alte Claparon, der zu gleicher Zeit wie Bridau ins Ministerium eingetreten war, einer der treuen Freunde, die abends kamen und mit den beiden Witwen Karten spielten, sagte zwei- oder dreimal im Monat zu Philipp, indem er ihm die Wange klopfte: „Das ist mir ein kleiner Kerl, der vor nichts Angst haben wird.“

Das Kind nahm auf solche Anregungen hin aus Prahlerei eine Art Entschlossenheit an; und als seinem Charakter einmal diese Richtung gegeben war, wurde er in allen Leibesübungen geschickt. Dadurch, daß er sich im Lyzeum viel schlug, erwarb er sich jene Kühnheit und jene Verachtung des Schmerzes, die die militärische Tapferkeit erzeugen; aber natürlich war die Folge die größte Abneigung gegen das Studium, denn der öffentliche Unterricht wird niemals das schwierige Problem der gleichzeitigen Entwicklung des Körpers und des Intellekts lösen. Agathe schloß aus ihrer rein physischen Ähnlichkeit mit Philipp auf eine moralische Übereinstimmung, und sie glaubte fest daran, eines Tages in ihm ihre Zartheit der Empfindung wiederzufinden, nur durch die männliche Kraft ins Große gesteigert. Philipp war fünfzehn Jahre alt, als seine Mutter in die traurige Wohnung der Rue Mazarine zog, und die Anmut der Kinder in diesem Alter bestärkte damals den Glauben der Mutter. Joseph, der um drei Jahre jünger war, glich seinem Vater, aber im Schlimmen. Zunächst war sein volles schwarzes Haar stets schlecht gekämmt, wie es auch instand gesetzt wurde, wogegen sein Bruder, trotz seiner Lebhaftigkeit, immer hübsch aussah. Ferner konnte Joseph, niemand wußte infolge welchen Verhängnisses — aber ein allzu hartnäckiges Verhängnis wird zur Gewohnheit —, keinen Anzug sauber halten; zog man ihm neue Kleider an, so machte er alsbald alte Kleider daraus. Der Ältere hielt aus Eitelkeit auf seine Sachen. Unmerklich gewöhnte die Mutter sich an, Joseph zu schelten und ihm seinen Bruder als Vorbild hinzustellen. Agathe zeigte

also ihren Kindern nicht immer das gleiche Gesicht, und wenn sie sie abholte, sagte sie von Joseph: „Wie wird er mir wieder seine Sachen zugerichtet haben!“

Diese kleinen Dinge trieben ihr Herz auf die schiefe Ebene der mütterlichen Bevorzugung. Niemand unter den gewöhnlichen Persönlichkeiten, die die Gesellschaft der beiden Witwen bildeten, bemerkte Josephs Hang zur Beobachtung: weder Du Bruel Vater, noch der alte Elaparon, noch Desroches Vater, noch selbst der Abbé Loraux, Agathes Beichtvater. Von seinem Geschmack beherrscht, achtete der künftige Kolorist auf nichts, was ihn anging, und während seiner Kindheit schon glich diese Neigung so sehr geistiger Stumpfsheit, daß sein Vater sich Sorge um ihn machte. Der außerordentliche Umfang des Kopfes, die Höhe der Stirn legten anfangs die Besorgnis nahe, das Kind werde einen Wasserkopf bekommen. Sein durchwühltes Gesicht, dessen Originalität in den Augen derer, die den moralischen Sinn einer Physiognomie nicht kennen, als Häßlichkeit gelten konnte, nahm während seiner Jugend einen ziemlich mürrischen Ausdruck an. Die Züge, die sich später entfalteten, waren wie zusammengezogen, und die tiefe Aufmerksamkeit, die das Kind den Dingen entgegenbrachte, machte sie noch krauser. Philipp schmeichelte also der ganzen Eitelkeit seiner Mutter, der Joseph nicht das geringste Compliment eintrug. Philipp besaß die geläufige Sprechweise und die Schlagfertigkeit im Ausdruck, die die Eltern glauben machen, daß ihre Kinder sich zu bedeutenden Männern entwickeln, während Joseph schweigsam und nachdenklich blieb. Die Mutter versprach sich von Philipp Wunderdinge, während sie auf Joseph keine Erwartungen setzte. Josephs Bestimmung für die Kunst gelangte zur Entfaltung gelegentlich eines ganz alltäglichen Zufalles: Als er in den Osterferien des Jahres 1812 mit seinem Bruder und Frau Descoings von einem Spaziergang in den Tuileries zurückkehrte, sah er, wie ein Schüler die Karikatur irgendeines Lehrers auf die Mauer zeichnete, und die Be-

wunderung nagelte ihn vor dieser Kreidezeichnung, die von Bosheit sprühte, auf dem Pflaster fest. Am folgenden Tage stellte das Kind sich ans Fenster und sah zu, wie die Schüler durch das Thor der Rue Mazarine einzogen; er schlich sich verstohlen hinab und glitt in den langen Hof des Instituts, wo er die Statuen, die Büsten, die begonnenen Skulpturen, die Tonfiguren und die Gipsabgüsse sah, die er fiebernd betrachtete, denn sein Instinkt offenbarte sich, und sein Beruf erregte ihn. Er trat in einen unteren Saal, dessen Thür nur angelehnt war, und sah dort etwa zehn junge Leute, die eine Statue zeichneten und für die er die Zielscheibe von tausend Scherzen wurde.

„Kleiner! Kleiner!“ rief der erste, der ihn bemerkte, indem er ein wenig Brot nahm und ihn mit der Krume bewarf. „Wem gehört das Kind?“ „Gott! wie häßlich er ist!“

Kurz, Joseph ertrug eine volle Viertelstunde hindurch diese Angriffe im Atelier des großen Bildhauers Chaudet; aber als die Schüler sich weidlich über ihn lustig gemacht hatten, fiel ihnen seine Beharrlichkeit und seine Physiognomie auf, und sie fragten ihn, was er wollte. Joseph sagte, er möchte gern zeichnen lernen, und nun begannen alle, ihn zu ermutigen. Das Kind, das auf diesen freundschaftlichen Ton hineinsiel, erzählte, er sei der Sohn der Frau Bridau. „Oh! wenn du der Sohn der Frau Bridau bist,“ rief man aus allen Winkeln des Ateliers, „so kannst du noch ein großer Mann werden. Es lebe der Sohn der Frau Bridau!“ „Ist sie hübsch, deine Mutter? Nach dem Muster deiner Frage zu schließen, muß sie famos sein.“ „Ah! du willst Künstler werden?“ fragte der älteste der Schüler, indem er seinen Platz verließ und auf Joseph trat, um ihn zu verulken; „aber weißt du auch, daß man da ein Kerl sein muß und allerhand Elend durchzumachen hat? Ja, da gibt es Prüfungen, daß man Arme und Beine brechen kann. All diese Kröten, die du da siehst, unter denen ist nicht einer, der nicht seine Prüfungen durchgemacht hat. Sieh mal, der da, der hat sieben Tage lang nichts mehr gegessen. Laß

sehen, ob du Künstler werden kannst!" Und er ergriff seinen einen Arm und hob ihn senkrecht in die Luft; dann gab er dem anderen eine Stellung, als sollte Joseph jemandem einen Faustschlag versetzen. „Das nennen wir die Telegraphenprobe," fuhr er fort. „Wenn du eine Viertelstunde so stehen bleiben kannst, ohne die Arme zu senken und ohne die Haltung deiner Glieder zu verändern, dann hast du bewiesen, daß du ein fixer Kerl bist." „Na, Kleiner, Mut!" riefen die anderen. „Verdammt! Man muß leiden, wenn man Künstler werden will."

In der Treuherzigkeit seiner dreizehn Jahre blieb Joseph etwa fünf Minuten so stehen, und all die Schüler sahen ihm ernsthaft zu. „Oh! du läßt sie sinken!" sagte der eine. „Was! Haltung, zum Henker!" rief der andere. „Der Kaiser Napoleon ist einen Monat lang so stehen geblieben, wie du ihn da siehst," sagte ein dritter, indem er auf die schöne Statue Chaudets zeigte. Der Kaiser hielt stehend das Zepter in der Hand. Diese Statue wurde 1814 von der Säule heruntergeschlagen, der sie einen so schönen Abschluß gab.

Nach zehn Minuten perlte Joseph der Schweiß auf der Stirn, und in diesem Augenblick trat ein kleiner, blasser und fränklicher Mensch ein. Sofort herrschte das ehrerbietigste Schweigen im Atelier. „Nun, Burschen, was treibt ihr?" sagte er, indem er den Märtyrer des Ateliers ansah. „Der Kleine steht Modell," sagte der große Schüler, der Joseph seine Stellung gegeben hatte. „Schämt ihr euch nicht, ein kleines Kind so zu quälen?" sagte Chaudet, indem er Josephs Arme hinunterdrückte. „Wie lange stehst du schon da?" fragte er Joseph, indem er ihm einen freundschaftlichen kleinen Schlag auf die Wange gab. „Seit einer Viertelstunde." „Und wer hat dich hergebracht?" „Ich möchte gern Künstler werden." „Und woher bist du? Woher kommst du?" „Von Mama." „Ah! von Mama!" riefen die Schüler. „Ruhe vorm Karton!" rief Chaudet. „Was treibt deine Mama?" „Meine Mama ist Frau Bridau. Mein Papa ist tot; der war ein

Freund des Kaisers. Und wenn Sie mich zeichnen lehren, dann bezahlt der Kaiser alles, was Sie wollen." „Sein Vater war Abteilungschef im Ministerium des Innern," rief Chaudet, dem eine Erinnerung aufstieg. „Und du willst schon Künstler werden?" „Ja." „Komm nur her, sooft du willst, wir werden dich amüsieren! Geben Sie ihm einen Karton, Bleistifte und Papier, und lassen Sie ihn. Sie müssen wissen, Sie Schelme, daß sein Vater mir einmal gefällig gewesen ist. Komm, Galgenstrick, hole Kuchen, Leckereien und Bonbons," sagte er, indem er dem Schüler, der Joseph verulkt hatte, Geld gab. „Wir werden schon an der Art, wie du das Gemüse kauft, sehen, ob du ein Künstler bist," fuhr Chaudet fort, indem er Joseph unterm Kinn streichelte.

Dann sah Chaudet die Arbeiten seiner Schüler durch, wobei das Kind ihn, zusehend und horchend, begleitete, indem es zu verstehen versuchte. Die Leckereien kamen. Das ganze Atelier, das Kind und sogar der Bildhauer selbst kosteten von ihnen. Jetzt wurde Joseph ebenso sehr geliebt, wie man ihn zuvor zum besten gehabt hatte. Diese Szene, in der sich der Humor und das Herz der Künstler offenbarten, machte einen ungeheuren Eindruck auf das Kind. Das Auftreten des Bildhauers Chaudet, den ein frühzeitiger Tod hinwegraffte und dem die Gönnerschaft des Kaisers großen Ruhm zu verbürgen schien, war für Joseph etwas wie eine Vision. Das Kind sagte seiner Mutter von diesem Seitensprung nichts; aber jeden Sonntag und jeden Donnerstag verbrachte er drei Stunden in Chaudets Atelier. Die Descoings, die die Launen der beiden Kinder begünstigte, gab Joseph hinfort Zeichenstifte, Rötel, Kupferstiche und Skizzenpapier. Im kaiserlichen Lyzeum karierte der künftige Maler seine Lehrer, er zeichnete seine Kameraden, er skizzierte die Schlafräume, und er war in der Zeichenstunde von erstaunlichem Eifer. Lemire, der Professor am kaiserlichen Lyzeum, staunte nicht nur über Josephs Anlagen, sondern auch über seine Fortschritte, und deshalb ging er zu

Frau Bridau, um sie über den Beruf ihres Sohnes aufzuklären. Agathe, die als Provinzialin von den Künsten so wenig verstand, wie sie viel von der Leitung eines Haushalts wußte, war entsetzt. Als Lemire fort war, begann die Witwe zu weinen.

„Ach!“ sagte Agathe, als die Descoings kam, „ich bin verloren! Joseph, aus dem ich einen Beamten machen wollte, dem sein Weg im Ministerium des Innern fertig vorgeschrieben war, denn da hätte ihn der Schatten seines Vaters beschützt und er wäre mit fünfundzwanzig Jahren Bureauchef geworden, ja, der will Maler werden! So ein Hungerleiderberuf! Ich habe es ja immer gesagt, daß mir dies Kind nur Sorge machen würde!“ Frau Descoings gab zu, daß sie Josephs Leidenschaft seit mehreren Monaten begünstigt hatte, und daß sie Sonntags und Donnerstags seinen Ausflügen ins Institut Vorschub leistete. Es war fast ein Wunder gewesen, mit welcher Aufmerksamkeit der kleine Kerl im ‚Salon‘, wohin sie ihn mitgenommen hatte, die Gemälde betrachtete. „Wenn er mit dreizehn Jahren Gemälde versteht, meine Liebe,“ sagte sie, „so wird dein Joseph ein Genie!“ „Ja, sieh doch, wohin das Genie seinen Vater geführt hat! Dahin, daß er mit vierzig Jahren, von der Arbeit aufgerieben, starb!“

In den letzten Herbsttagen, als Joseph eben in sein vierzehntes Jahr eintreten wollte, stieg Agathe trotz der Bitten der Descoings zu Chaudet hinab, um dagegen zu protestieren, daß man ihr ihren Sohn verdarb. Sie fand Chaudet in blauer Bluse vor, wie er an seiner letzten Statue modellirte. Er empfing die Witwe des Mannes, der ihm einst in einem ziemlich kritischen Augenblick einen Dienst geleistet hatte, beinahe unfreundlich; aber, schon bis ins Innerste getroffen, wehrte er sich mit jenem Feuer, dem man es verdankt, daß man in wenigen Augenblicken fertigbringt, was in einigen Monaten auszuführen schon schwierig ist; er hatte etwas gefunden, wonach er lange gesucht hatte, und er arbeitete mit seinem Mo-

dellierholz und seinem Ton in stoßweisen Bewegungen, die Agathe als die eines Irren erschienen. In jeder anderen Stimmung hätte Chaudet herausgelacht; aber als er jetzt diese Mutter hörte, die den Künsten fluchte, sich über das Schicksal beklagte, das man ihrem Sohn auferlegte, und verlangte, daß man ihn nicht mehr in das Atelier ließe, geriet er in heilige Wut.

„Ich habe Verpflichtungen gegen Ihren verstorbenen Vaters, ich wollte ihm entgelten, indem ich seinen Sohn ermutigte und die ersten Schritte Ihres kleinen Joseph in der größten aller Karrieren überwachte!“ rief er. „Ja, gnädige Frau, erfahren Sie es, wenn Sie es noch nicht wissen: ein großer Künstler ist ein König, ist mehr als ein König; zunächst ist er glücklich, er ist unabhängig, er lebt, wie es ihm behagt; und dann herrscht er in der Welt der Phantasie. Nun hat Ihr Sohn die schönste Zukunft vor sich! Eine Begabung wie die seine ist selten; so früh hat sie sich nur bei einem Giotto, einem Raffael, einem Tizian, einem Rubens, einem Murillo offenbart; denn mir scheint, er wird eher Maler werden müssen als Bildhauer. Herrgott! Wenn ich einen solchen Sohn hätte, ich wäre so glücklich, wie der Kaiser es war, als ihm der König von Rom geschenkt wurde! Nun, Sie haben ja das Schicksal Ihres Kindes in der Hand. Machen Sie immerhin einen Dummkopf aus ihm, gnädige Frau! Einen Menschen, der nur marschirt, wenn er marschirt, einen elenden Papierträger: dann haben Sie einen Mord begangen! Ich hoffe freilich, er wird trotz Ihrer Bemühungen immer Künstler bleiben. Der Beruf ist stärker als alle Hindernisse, die man seinen Wirkungen entgegenstellt! Der Beruf! Das Wort heißt Berufung, nun, das ist das Auserwähltssein von Gott! Nur werden Sie Ihr Kind unglücklich machen!“ Er warf den Ton, den er nicht mehr brauchte, in einen Zuber und sagte zu seinem Modell: „Genug für heute.“

Agathe hob die Augen und sah in einem Winkel des At-

liers, in den ihr Blick noch nicht gedrungen war, eine nackte Frau auf einem Schemel sitzen; dies Schauspiel trieb sie grauen- erfüllt hinaus.

„Sie werden den kleinen Bridau hier nicht mehr herein- lassen,“ sagte Chaudet zu seinen Schülern; „es ist seiner Frau Mutter nicht recht.“ „Huh!“ schrien die Schüler, als Agathe die Thür schloß. „Und dahin ist Joseph gegangen!“ sagte sich die arme Mutter, beängstigt von dem, was sie gesehen und ge- hört hatte.

Seit die Schüler der Bildhauer und Maler erfahren hatten, daß Frau Bridau ihren Sohn nicht Künstler werden lassen wollte, bestand ihr ganzes Glück nur noch darin, Joseph zu sich hereinzulocken. Trotz des Versprechens, das seine Mutter ihm abnahm, nicht mehr ins Institut zu gehen, schlich sich das Kind oft in das Atelier, das Regnauld dort innehatte, und man er- mutigte ihn, Leinwand vollzuschmieren. Als die Witwe sich beklagen wollte, sagten ihr Chaudets Schüler, Herr Regnauld sei nicht Chaudet; sie habe ihnen außerdem ihren Herrn Sohn nicht zur Bewachung übergeben; und so machten sie tausend andere Scherze. Diese furchtbaren Farbenreißer dichteten und sangen ein Lied in hundertsiebenunddreißig Versen auf Frau Bridau.

Am Abend jenes traurigen Tages weigerte Agathe sich, zu spielen; und sie blieb, von so tiefer Trauer überwältigt, daß sie bisweilen Tränen in den schönen Augen hatte, in ihrem Sessel sitzen. „Was haben Sie, Frau Bridau?“ fragte der alte Elaparon. „Sie glaubt, ihr Sohn wird sein Brot betteln müssen, weil er Begabung zum Malen hat,“ sagte die Descoings; „ich dagegen mache mir nicht die geringste Sorge um die Zukunft meines Stieffohns, des kleinen Bixiou; und der ist auch ver- fassen aufs Zeichnen. Die Männer sind dazu geschaffen, sich durchzusetzen.“ „Die gnädige Frau hat recht,“ sagte der trok- kene und harte Desroches, der es trotz seiner Talente nie bis zum stellvertretenden Vorsteher hatte bringen können. „Ich

habe zum Glück nur einen einzigen Sohn; denn was hätte wohl aus mir werden sollen, bei meinen achtzehnhundert Franken und mit einer Frau, die durch ihren Stempelpapierver= schleiß knapp zwölfhundert Franken verdient? Ich habe meinen kleinen Jungen als Schreiber zu einem Advokaten getan; da hat er fünfundzwanzig Franken im Monat und das Frühstück; ich gebe ihm ebensoviel; essen und schlafen kann er zu Hause: und das ist alles, es muß schon gehen, und er wird seinen Weg finden! Ich gebe dem Schlingel mehr Arbeit auf, als wenn er auf der Schulbank säße; und eines Tages wird er Advokat. Wenn ich ihm einmal das Theater bezahle, so ist er glücklich wie ein König, dann küßt er mich. Oh, ich halte ihn streng; er muß mir Rechenschaft ablegen, wozu er sein Geld gebraucht. Sie sind zu gut gegen Ihre Kinder. Wenn Ihr Sohn sich die Hörner ablaufen will, so lassen Sie ihn doch; er wird schon etwas werden." „Ich," sagte Du Bruel, ein alter Abteilungs= chef, der eben seinen Abschied genommen hatte, „ich habe einen Jungen von sechzehn Jahren, seine Mutter betet ihn an; aber ich würde nicht auf eine Anlage achten, die sich so früh zeigt. Da ist das alles noch bloße Laune, eine vorübergehende Nei= gung! Meiner Meinung nach tut es not, daß man die Kna= ben lenkt..." „Sie sind reich, Herr Du Bruel, Sie sind ein Mann, und Sie haben nur einen Sohn," versetzte Agathe. „Meiner Treu," sprach Elaparon, „die Kinder sind unsere Tyrannen. (Coeur!) Meiner hat mich rasend gemacht, er hat mich aufs Stroh gebracht; ich kümmere mich überhaupt nicht mehr um ihn. (Solo!) Na, er ist nur um so glücklicher, und ich auch. Der Schlingel ist zum Teil am Tode seiner Mutter schuld. Er ist Reisender geworden und hat wohl seine Bestim= mung gefunden. Kaum war er zu Hause, so wollte er schon wieder fort; er konnte nie irgendwo bleiben; er hat auch nichts lernen wollen. Ich flehe nur um eins zu Gott, daß ich ein= mal sterbe, ohne daß er meinen Namen entehrt hat! Wer keine Kinder hat, dem bleiben viele Freuden verschlossen, aber

ihm bleiben auch viele Leiden erspart." „So sind die Väter!" sagte Agathe, indem sie von neuem zu weinen begann. „Was ich Ihnen sage, meine liebe Frau Bridau, soll Ihnen zeigen, daß Sie Ihren Sohn Maler werden lassen müssen; Sie würden nur Ihre Zeit verlieren. . ." „Wenn Sie imstande wären, ihn Mores zu lehren," begann der bittere Desroches von neuem, „so würde ich Ihnen raten, sich seinem Hang zu widersetzen; aber ich sehe ja, wie schwach Sie gegen ihn sind, und also lassen Sie ihn sudeln und krizeln." „Verloren!" sagte Elaparon. „Wieso verloren?" rief die arme Mutter. „Nun ja, mein Coeur=Solo; gegen das Streichholz Desroches verliere ich immer." „Tröste dich, Agathe," sagte die Descoings, „Joseph wird ein großer Mann."

Nach dieser Diskussion, die allen menschlichen Diskussionen gleicht, einigten sich die Freunde der Witwe auf den gleichen Rat, und dieser Rat machte ihrer Ratlosigkeit kein Ende. Man riet ihr, Joseph seinem Berufe folgen zu lassen. „Wenn er kein Genie ist," sprach Du Bruel, der Agathe den Hof machte, „können Sie ihn immer noch in die Verwaltung stecken."

Als die Descoings die drei alten Beamten hinausführte, nannte sie sie oben auf der Treppe die Weisen Griechenlands. „Sie quält sich zu sehr," sagte Du Bruel. „Sie ist nur zu glücklich, daß ihr Sohn irgend etwas will," fügte Elaparon hinzu. „Wenn Gott uns den Kaiser erhält," sagte Desroches, „so wird Joseph übrigens einen Gönner haben! Worüber macht sie sich also Sorgen?" „Sie hat vor allem Angst, wenn es sich um ihre Kinder handelt," erwiderte die Descoings.

„Nun, gute Kleine," fuhr die Descoings fort, als sie wieder ins Zimmer trat, „du siehst, sie sind einer Meinung; weshalb weinst du da noch?" „Ja, wenn es sich um Philipp handelte, da hätte ich keine Angst. Du weißt nicht, wie es in den Ateliers zugeht! Da haben die Künstler nackte Frauen!" „Aber sie heizen doch hoffentlich," versetzte die Descoings.

Ein paar Tage darauf kam das Unheil des Moskauer Rück=

zugs zum Ausbruch. Napoleon kehrte zurück, um neue Streitkräfte zu organisieren und neue Opfer von Frankreich zu fordern. Da war die arme Mutter ganz anderen Sorgen preisgegeben. Philipp, dem es im Lyzeum nicht gefiel, wollte durchaus in den Dienst des Kaisers treten. Eine Truppenchau in den Tuilerien, die letzte, die Napoleon dort abhielt und der Philipp beiwohnte, hatte ihn fanatisiert. Um jene Zeit übten der militärische Prunk, der Anblick der Uniformen, das Ansehen der Epauletten auf gewisse junge Leute eine unwiderstehliche Anziehung aus. Philipp glaubte, er habe die Begabung für den Dienst, wie sie sein Bruder für die Künste verriet. Ohne Vorwissen seiner Mutter schrieb er eine also abgefaßte Bittschrift an den Kaiser: „Majestät, ich bin der Sohn Ihres Bridau; ich bin achtzehn Jahre alt, fünf Fuß sechs Zoll groß, habe gute Beine, eine gute Konstitution und den Wunsch, zu Ihren Soldaten zu gehören. Ich bitte Sie um die Gunst, in Ihr Heer eintreten zu dürfen“ usw.

Der Kaiser schickte Philipp innerhalb vierundzwanzig Stunden vom kaiserlichen Lyzeum nach Saint-Eyr, und sechs Monate darauf, im November 1813, ließ er ihn als Unterleutnant in ein Kavallerieregiment eintreten. Philipp blieb einen Teil des Winters hindurch in der Reserve; aber sobald er reiten konnte, brach er voll Eifer auf. Während des französischen Feldzugs wurde er bei einem Treffen der Vorhut, in dem sein Ungestüm den Oberst rettete, Leutnant. In der Schlacht von La Fère-Champenoise ernannte der Kaiser Philipp zum Hauptmann und nahm ihn zum Ordonnanzoffizier. Angefeuert durch eine solche Beförderung, verdiente Philipp sich bei Montereau das Kreuz. Als Zeuge von Napoleons Abschied zu Fontainebleau, durch dieses Schauspiel fanatisiert, weigerte sich der Hauptmann Philipp, den Bourbonen zu dienen.

Als er im Juli 1814 zu seiner Mutter zurückkehrte, fand er sie ruiniert vor. In den Ferien entzog man Joseph seine Freistelle, und Frau Bridau, deren Pension aus der Schatulle

des Kaisers geschlossen war, wurde vergeblich vorstellig, daß man sie auf das Ministerium des Innern überschreiben möchte. Joseph fühlte sich mehr denn je als Maler, und entzückt von diesen Ereignissen, bat er seine Mutter, ihn zu Herrn Regnauld gehen zu lassen, indem er versprach, er würde sich seinen Lebensunterhalt verdienen können. Er sagte, er sei als Schüler der Sekunda tüchtig genug, um sein Examen entbehren zu können. Philipp, der mit neunzehn Jahren Hauptmann war und das Kreuz trug, nachdem er dem Kaiser auf zwei Schlachtfeldern als Adjutant gedient hatte, schmeichelte der Eitelkeit seiner Mutter ungeheuer; und wiewohl er ungeschliffen und lärmend und ohne andere Verdienste als die gewöhnliche Tapferkeit des Haudegens war, wurde er für sie das Genie, während ihr Joseph, der klein, mager, leidend war, die Stirn eines Wilden hatte und den Frieden und die Ruhe liebte, da er vom Ruhm des Künstlers träumte, ihrer Meinung nach nur Qual und Sorge machen würde. Der Winter 1814 bis 1815 war Joseph günstig, denn heimlich von der Descoings und von Bixiou, dem Schüler Gros', begönnet, ging er, um dort zu arbeiten, in dieses berühmte Atelier, aus dem so viele und verschiedenartige Talente hervorgegangen sind und in dem er sich aufs engste mit Schinner verband. Der 20. März brach an; der Hauptmann Bridau, der in Lyon zum Kaiser stieß und ihn bis zu den Tuilerien begleitete, wurde zum Schwadronschef bei den Gardedragonern ernannt. Nach der Schlacht von Waterloo, in der er, wenn auch nur leicht, verwundet wurde, und in der er sich das Offizierskreuz der Ehrenlegion gewann, geriet er zum Marschall Davout in Saint-Denis und trat nicht in die Loirearmee ein; daher wurde ihm auf die Fürsprache des Marschalls Davout sein Offizierskreuz und sein Rang belassen; aber man pensionierte ihn. Joseph, der sich um die Zukunft Sorge machte, studierte während dieser Zeit mit solchem Eifer, daß er mitten in diesem Wirbelsturm der Ereignisse mehrmals erkrankte. „Das ist der Farben-

geruch," sagte Agathe zu Frau Descoings; „er sollte einen Beruf, der seiner Gesundheit so unzuträglich ist, aufgeben."

Alle Ängste Agathes galten damals ihrem Sohn, dem Oberstleutnant; sie sah ihn 1816 wieder, und da war er von den etwa neuntausend Franken Gehalt, die ein Schwadronschef der Dragoner bei der kaiserlichen Garde erhielt, auf dreihundert Franken Pension im Monat gesunken; sie ließ ihm die Mansarde über der Küche einrichten und verwandte einige Ersparnisse darauf. Philipp wurde einer der eifrigsten Bonapartisten des Café Lemblin, eines wahren konstitutionellen Bööten; er nahm dort die Gewohnheiten, die Manieren, den Stil und das Leben pensionierter Offiziere an; und wie es jeder junge Mann von einundzwanzig Jahren getan hätte, übertrieb er sie, gelobte den Bourbonen feierlichst tödlichen Haß und schloß sich ihnen nicht an; ja, er wies sogar die Gelegenheiten ab, die sich boten, in seinem Rang als Oberstleutnant in der Linie eingestellt zu werden. In den Augen seiner Mutter entfaltete Philipp offenbar Charaktergröße. „Der Vater hätte es nicht besser machen können," sagte sie.

Philipp genügte die Pension, er kostete dem Haushalt nichts, während Joseph den beiden Witwen vollständig zur Last fiel. In diesem Augenblick verriet sich Agathes Vorliebe für Philipp. Bisher war die Bevorzugung ein Geheimnis gewesen; aber die Verfolgung, die sich gegen einen treuen Soldaten des Kaisers richtete, die Erinnerung an die Verwundung, die dieser geliebte Sohn erlitten, sein Mut im Unglück, das für sie, wie wohl freiwillig, ein edles Unglück war, brachten Agathes Zärtlichkeit zum Ausblühen. Dieses Wort: „Er ist unglücklich!" rechtfertigte alles. Joseph, dessen Charakter jene Einsalt zeigte, die zu Beginn des Lebens in der Seele des Künstlers übergroß zu sein pflegt, und der im übrigen emporgewachsen war in einer gewissen Bewunderung seines großen Bruders, rechtfertigte die Vorliebe seiner Mutter, statt sich über sie zu entrüsten, indem er an dem Kultus mit dem Helden, der in

zwei Schlachten die Befehle Napoleons überbracht hatte, mit dem Verwundeten von Waterloo teilnahm. Wie hätte er auch die Überlegenheit dieses großen Bruders, den er in der schönen grün und goldenen Uniform der Gardedragonier auf dem Mairfeld seine Schwadron hatte befehligen sehen, in Zweifel ziehen sollen! Trotz ihrer Vorliebe zeigte Agathe sich übrigens als ausgezeichnete Mutter: sie liebte Joseph, aber sie liebte ihn nicht blind; sie verstand ihn nicht, das war alles. Joseph betete seine Mutter an, während Philipp sich von ihr anbeten ließ. Immerhin milderte der Dragonier ihr gegenüber seine soldatische Brutalität; aber seine Verachtung für Joseph verbarg er kaum, wenn er ihr auch auf freundschaftliche Weise Ausdruck verlieh. Wenn er diesen Bruder sah, den sein mächtiger Kopf ganz beherrschte und den mit siebzehn Jahren hartenächtige Arbeit ganz mager, kränklich und verkümmert gemacht hatte, so nannte er ihn ‚die Göre.‘ Seine Manieren, die stets gönnerhaft waren, wären verletzend gewesen, wenn der Künstler, der im übrigen an die bei den Soldaten unter der brutalen Außenseite versteckte Güte glaubte, auf irgend etwas geachtet hätte. Joseph, das arme Kind, wußte noch nicht, daß wirklich begabte Militärs sanft und höflich sind wie alle hervorragenden Leute. Das Genie bleibt sich in allen Dingen gleich.

„Der arme Kerl!“ sagte Philipp zu seiner Mutter; „man darf ihn nicht quälen, laß ihn sich amüsieren.“ Und diese Geringschätzung erschien in den Augen der Mutter als ein Zeichen brüderlicher Zärtlichkeit. „Philipp wird seinen Bruder stets lieben und beschützen,“ dachte sie.

Im Jahre 1816 erhielt Joseph von seiner Mutter die Erlaubnis, den an die Mansarde anstoßenden Bodenraum in ein Atelier zu verwandeln, und die Descoings gab ihm ein wenig Geld, damit er sich die für ‚den Malerberuf‘ unentbehrlichen Dinge kaufen könnte; denn in den Augen der beiden Witwen war die Malerei nur ein Beruf. Mit dem Geist und dem Eifer, die den wahren Beruf stets begleiten, ordnete Joseph in

seinem ärmlichen Atelier alles selber. Der Hauswirt ließ auf Bitten der Frau Descoings das Dach öffnen und ein großes Fenster einlegen. Dieser Bodenraum wurde zu einem ungeheuren Saal, den Joseph schokoladenfarben anstrich. An die Wände hängte er einige Skizzen; Agathe stellte, nicht ohne Bedauern, einen kleinen gußeisernen Ofen hinein, und Joseph konnte auch zu Hause arbeiten, ohne deshalb den Unterricht in den Ateliers von Gros und Schinner zu versäumen.

Die konstitutionelle Partei setzte damals, unterstützt vor allem von den pensionierten Offizieren und den Bonapartisten, im Namen der Verfassung, die niemand wollte, rings um die Kammer Tumulte ins Werk und zettelte allerlei Verschwörungen an. Philipp, der sich da hineinmengte, wurde verhaftet, aber wegen mangelnder Beweise wieder freigelassen; nur entzog das Kriegsministerium ihm seine Pension, indem es ihn in einen Truppenkörper versetzte, den man ein Strafbataillon nennen konnte. Frankreich war nicht mehr zu halten; Philipp würde schließlich in eine Falle gehen, die ihm die von der Polizei entsandten Aufwiegler stellten. Von diesen Aufwiegern und Spitzeln sprach man damals viel. Während Philipp in verdächtigen Cafés Billard spielte, seine Zeit totschlug und sich das Likörtrinken angewöhnte, schwebte Agathe in Todesängsten um den großen Mann der Familie. ‚Die drei Weisen aus Griechenland‘ hatten sich zu sehr daran gewöhnt, jeden Abend denselben Weg zu machen, die Treppe zu den beiden Witwen hinaufzusteigen und sie wartend vorzufinden, bereit, die Eindrücke des Tages auszutauschen, als daß sie sie je hätten verlassen können: sie kamen immer noch, um in dem kleinen grünen Salon ihr Spielchen zu machen. Das Ministerium des Innern hatte, als es den Säuberungen des Jahres 1816 unterzogen wurde, Elaparon behalten; er war einer jener Zitterer, die die Depeschen des ‚Moniteur‘ flüsternd wiedergaben, indem sie hinzufügten: „Stellen Sie mich nicht bloß!“ Desroches, der bald nach dem alten Du Bruel verabschiedet

worden war, stritt noch um seine Pension. Diese drei Freunde, die Zeugen der Verzweiflung Agathes, gaben ihr den Rat, den Obersten auf Reisen zu schicken.

„Man spricht von Verschwörungen, und bei seinem Charakter wird Ihr Sohn noch das Opfer irgendeiner Geschichte; denn Verräter gibt es immer.“ „Zum Henker! Er ist aus dem Holz, aus dem sein Kaiser die Marschälle machte,“ sagte Du Bruel mit leiser Stimme, indem er sich umblickte; „und er darf seinen Stand nicht aufgeben! Lassen Sie ihn im Orient Dienste nehmen, in Indien . . .“ „Und seine Gesundheit?“ sagte Agathe. „Weshalb nimmt er keine Stellung an?“ fragte der alte Desroches. „Es bilden sich so viele private Unternehmungen! Ich meinerseits trete als Bureauchef in eine Versicherungsgesellschaft ein, sobald die Sache mit meiner Pension geregelt ist.“ „Philipp ist Soldat, er liebt nur den Krieg,“ sagte die kriegerische Agathe. „Dann sollte er verständig sein und darum bitten, daß man ihn in den Dienst einstellt . . .“ „Bei diesen? Oh! ich werde ihm das nie raten!“ „Sie haben unrecht,“ erwiderte Du Bruel. „Mein Sohn hat eben durch den Herzog von Navarres eine Stellung erhalten. Die Bourbonen sorgen vortrefflich für die, die sich ihnen aufrecht anschließen. Ihr Sohn würde in irgendeinem Regiment zum Oberstleutnant ernannt werden.“ „Man will nur noch Adlige in der Kavallerie, und er wird es nie bis zum Oberst bringen,“ rief die Descoings.

Agathe bat Philipp in ihrer Angst, ins Ausland zu gehen und bei irgendeiner Macht Dienste zu nehmen; einen Ordnonanzoffizier des Kaisers würde man stets aufs freundlichste empfangen. „Ausländern dienen? . . .“ rief Philipp entsetzt. Agathe umarmte ihren Sohn überströmend, indem sie sagte: „Ganz sein Vater!“ „Er hat recht,“ sprach Joseph; „der Franzose ist zu stolz auf seine Fahne, um anderswo unter die Fahnen zu treten. Vielleicht kommt übrigens Napoleon noch einmal wieder!“

Um seiner Mutter zu Gefallen zu sein, versiel Philipp jetzt auf den großartigen Gedanken, sich dem General Lallemand in den Vereinigten Staaten anzuschließen und bei der Gründung der großen Freistätte, des ‚Champ d’Asile‘, mitzuwirken, einer der furchtbarsten Mystifikationen, die unter dem Namen nationaler Subskriptionen bekannt sind. Agathe gab zehntausend Franken her, die sie von ihren Ersparnissen abhob, und wandte tausend Franken auf, um ihren Sohn nach Le Havre zu bringen und dort einzuschiffen. Ende des Jahres 1817 brachte Agathe es fertig, von den sechshundert Franken, die ihre Staatspapiere abwarfen, zu leben; dann legte sie, einer glücklichen Eingebung folgend, auf der Stelle die zehntausend Franken an, die ihr von ihren Ersparnissen noch blieben und die ihr weitere siebenhundert Franken Rente einbrachten. Joseph wollte an diesem Werk der Hingabe mitwirken: er ging angezogen wie ein Büttel; er trug grobe Stiefel und blaue Strümpfe; er versagte sich Handschuhe und brannte Steinkohlen; er lebte von Brot, Milch und Rahmkäse. Das arme Kind erhielt Ermutigungen nur von der alten Descoings und von Bixiou, seinem Schulkameraden, der jetzt sein Ateliergenosse war und damals seine wundervollen Karikaturen zeichnete, während er zugleich seine kleine Stellung in einem Ministerium ausfüllte. „Mit welchem Vergnügen sah ich 1818 den Sommer kommen!“ sagte Bridau oft, wenn er von seinem damaligen Elend erzählte. „Die Sonne machte den Kauf der Kohlen überflüssig.“

Da er in der Farbe schon ganz so sicher war wie Gros, so sah er seinen Lehrer nur noch, wenn er ihn um Rat fragen wollte. Er dachte damals daran, den Klassizisten den Fehdehandschuh hinzuwerfen, die griechischen Konventionen und die Schranken zu durchbrechen, in die man eine Kunst einschloß, der doch die Natur gehört, so wie sie ist: in der ganzen Allmacht ihrer Schöpfungen und Launen. Joseph bereitete sich auf seinen Kampf vor, der von dem Tage an, als er 1823 im

„Salon“ erschien, nicht mehr aufhörte. Das Jahr war furchtbar. Roguin, der Notar der Frau Descoings und der Frau Bridau, verschwand, indem er die seit sieben Jahren von der Leibrente einbehaltenen Summen, die schon zweitausend Franken Rente abwerfen sollten, mitnahm. Drei Tage nach dieser Unheilsbotschaft kam aus New York ein Wechsel über tausend Franken, den der Oberst Philipp auf seine Mutter gezogen hatte. Der arme Bursche hatte, getäuscht wie so viele, bei der großen Freistätte alles verloren. Dieser Brief, bei dessen Lektüre Agathe, die Descoings und Joseph in Tränen ausbrachen, sprach von Schulden, die er in New York gemacht hatte, wo Unglücksgefährten für den Obersten bürgten.

„Und ich habe ihn auch noch gezwungen, sich einzuschiffen!“ rief die arme Mutter aus, die stets erfinderisch war, wenn es galt, Philipps Fehler zu rechtfertigen. „Ich rate dir nicht,“ sagte die alte Descoings zu ihrer Nichte, „ihn oft auf solche Reisen zu schicken!“

Frau Descoings war heroisch. Sie gab Frau Bridau immer noch tausend Taler, aber sie spielte auch immer noch dieselbe Terne, die seit 1799 nicht mehr gezogen worden war. Um diese Zeit begann sie an der Ehrlichkeit der Verwaltung zu zweifeln. Sie erhob Anklagen gegen die Regierung und hielt sie durchaus für imstande, die drei Nummern in der Urne auszulassen, um von seiten der Spieler wütende Einsätze zu provozieren. Nach einer schnellen Prüfung der Hilfsmittel schien es unmöglich, tausend Franken aufzutreiben, ohne daß man einen Teil der Rente verkaufte. Die beiden Frauen sprachen davon, das Silber, einen Teil der Wäsche und alle überflüssigen Möbel zu verpfänden. Joseph, den diese Vorschläge beängstigten, suchte Gérard auf und setzte ihm seine Lage auseinander; der große Maler verschaffte ihm durch das Ministerium des königlichen Haushalts den Auftrag auf zwei Kopien eines Bildnisses Ludwigs XVIII. zum Preise von je fünfhundert Franken. Obgleich Gros nicht gern gab, führte

er doch seinen Schüler zu einem Farbenhändler, dem er sagte, er solle alles, was Joseph brauchen würde, auf seine Rechnung schreiben. Aber die tausend Franken sollten erst gezahlt werden, wenn die Kopien geliefert waren. Da malte Joseph in zehn Tagen vier Staffeleibilder, verkaufte sie an Händler und brachte seiner Mutter die tausend Franken, so daß sie den Wechsel honorieren konnte. Acht Tage darauf kam ein neuer Brief, in dem der Oberst seine Mutter von seiner Abreise auf einem Paketboot benachrichtigte, dessen Kapitän ihn auf sein Ehrenwort mitnahm. Philipp meldete, daß er bei der Landung in Le Havre mindestens weitere tausend Franken nötig haben würde.

„Gut!“ sagte Joseph zu seiner Mutter; „dann habe ich meine Kopien fertig, und du bringst ihm die tausend Franken.“ „Mein lieber Joseph!“ rief Agathe unter Thränen, indem sie ihn küßte. „Gott segne dich! Du liebst ihn also doch, den armen Verfolgten! Er ist unser Ruhm und unsere ganze Zukunft. So jung, so tapfer und so unglücklich! Alles ist gegen ihn; wenigstens wollen wir drei für ihn sein!“ „Du siehst, daß die Malerei doch zu etwas gut ist,“ sagte Joseph, glücklich, daß er von seiner Mutter endlich die Erlaubnis erhielt, ein großer Maler zu werden.

Frau Bridau eilte ihrem geliebten Sohn, dem Obersten Philipp, entgegen. In Le Havre angekommen, ging sie jeden Tag bis über den von Franz I. erbauten runden Turm hinaus, um das amerikanische Paketboot zu erwarten, und Tag für Tag machte sie sich die grausamsten Sorgen. Nur Mütter wissen, wie sehr solche Leiden das Gefühl der Mütterlichkeit beleben. Das Postschiff traf eines schönen Morgens im Oktober 1819 ohne alle Havarie ein; es hatte nicht die geringste Bö gehabt. In dem rohesten Menschen ruft die Luft der Heimat und der Anblick einer Mutter immer noch eine gewisse Wirkung hervor, zumal nach einer Reise voller Entbehrungen. Philipp gab sich also einem Uberschwang von Empfindungen

hin, so daß Agathe dachte: „Ah! wie er mich liebt!“ Ach! der Offizier liebte nur noch ein einziges Wesen auf der Welt, und dies Wesen war der Oberst Philipp. Sein Unglück in Texas, sein Aufenthalt in New York, einer Stadt, wo die Spekulation und der Individualismus auf die Spitze getrieben sind, wo die Brutalität der Interessen zum Synismus wird, wo der wesentlich isolierte Mensch sich gezwungen sieht, sich nur an die eigene Kraft zu halten und sich jeden Augenblick in eigener Sache zum Richter zu machen, und wo die Höflichkeit nicht vorhanden ist, kurz, bis ins kleinste hinein hatte diese Reise bei Philipp die schlimmen Neigungen des Kriegsknechts entwickelt: er war brutal geworden, ein Trinker, ein Raucher, persönlich und unhöflich; das Elend und die physischen Leiden hatten ihn verdorben. Im übrigen sah der Oberst sich als verfolgt an. Es ist bei Leuten ohne Intelligenz die Wirkung eines solchen Glaubens, daß sie selbst unduldsame Verfolger werden. Für Philipp begann das Weltall bei seinem Kopf und es endete mit seinen Füßen; die Sonne schien nur für ihn. Kurz, das Schauspiel New Yorks hatte ihm, wie er es als Mann der Tat aufgefaßt, die letzten Bedenken in Dingen der Moral genommen. Für solche Menschen gibt es nur zwei Arten der Existenz: sie glauben oder sie glauben nicht; sie haben alle Tugenden des Ehrenmannes, oder sie überlassen sich allen Erfordernissen der Not; und dann gewöhnen sie sich daran, ihre geringsten Interessen und jeden momentanen Wunsch ihrer Leidenschaften zur Notwendigkeit zu erheben. Mit diesem System kann man weit kommen. Der Oberst hatte, wenigstens dem Anschein nach, die Ungezwungenheit, die Offenheit, das Sichgehenlassen des Militärs bewahrt. Daher war er äußerst gefährlich; er schien harmlos wie ein Kind; aber da er nur an sich zu denken hatte, so tat er nichts, ohne sich ebensosehr überlegt zu haben, was er tun sollte, wie ein schlauer Advokat sich einen Taschenspielerstreich überlegt; Worte kosteten ihn nichts, ihrer gab er so viel, wie nur irgend

Glauben fanden. Wenn jemand es sich zu seinem Unglück etwa einfallen ließ, die Erklärungen, durch die er die Widersprüche zwischen seinem Verhalten und seinen Reden rechtfertigte, nicht gelten zu lassen, so war der Oberst, der ausgezeichnet mit der Pistole schoß, der den geschicktesten Fechtkünstler fordern konnte und der die Kaltblütigkeit all jener besaß, denen das Leben gleichgültig ist, sofort bereit, für das geringste scharfe Wort Rechenschaft zu fordern; inzwischen aber schien er ganz der Mann, sich Tätlichkeiten hinzugeben, nach denen eine gütliche Beilegung nicht mehr möglich war. Seine imposante Figur hatte eine gewisse Rundung angenommen, sein Gesicht hatte sich in Texas gebräunt, und er behielt die kurze Rede-weise und den schneidenden Ton des Mannes bei, der sich inmitten der Bevölkerung New Yorks Achtung zu verschaffen gezwungen gewesen war. Bei diesem Bau und in seiner einfachen Kleidung erschien Philipp, zumal sein Körper durch die überstandenen Beschwerden sichtlich gestählt war, seiner armen Mutter wie ein Held; aber er war einfach das geworden, was das Volk ziemlich energisch einen ‚Schnapphahn‘ nennt. Entsetzt über die Ver lumptheit ihres Lieblingssohnes, kaufte Frau Bridau ihm in Le Havre eine vollständige Garderobe. Während sie den Bericht über seine Leiden anhörte, hatte sie nicht die Kraft, ihn zu hindern, daß er trank, aß und sich amüsierte, wie ein Mann trinken und sich amüsieren mußte, der von der großen Freistätte heimkam. Es war gewiß ein schöner Gedanke, mit den Resten der kaiserlichen Armee Texas zu erobern; aber er scheiterte weniger an den Verhältnissen als an den Menschen, denn heute ist Texas eine Republik, die eine Zukunft hat. Diese Erfahrung des Liberalismus unter der Restauration beweist mit aller Nachdrücklichkeit, daß seine Interessen rein egoistische und keineswegs nationale waren, daß sie auf Macht ausgingen und auf nichts anderes. Weder die Menschen noch die Gegend, weder der Gedanke noch die Hingabe versagten, wohl aber die Taler und die Hilfe jener heuch-

lerischen Partei, die über ungeheure Summen verfügte und dennoch nichts gab, als es sich darum handelte, ein Kaiserreich wieder zu finden. Hausfrauen von der Art Agathes haben den Scharfblick, der sie solche politischen Betrügereien durchschauen läßt. Die arme Mutter erkannte damals nach den Berichten ihres Sohnes die Wahrheit; denn im Interesse des Verbanneten hatte sie während seiner Abwesenheit den prunkvollen Anzeigen der konstitutionellen Blätter ihre Aufmerksamkeit geschenkt und den Verlauf dieser berühmten Subskription verfolgt, die kaum hundertundfünfzigtausend Franken abwarf, als fünf bis sechs Millionen nötig waren. Die Führer des Liberalismus hatten rasch bemerkt, daß sie für Ludwig XVIII. arbeiteten, wenn sie die glorreichen Trümmer unserer Heere aus Frankreich ausführten, und sie ließen die Ergebensten, die Eifrigsten, die Begeistertsten im Stich: jene, die sich als erste vorgewagt hatten. Nie konnte Agathe ihrem Sohn klarmachen, daß er viel eher sich hatte täuschen lassen, als daß er verfolgt wurde. In ihrem Glauben an ihr Idol warf sie sich selber Unwissenheit vor und beklagte die unglücklichen Zeiten, die Philipp mittrafen. Er war ja wirklich bis jetzt an all diesem Elend weniger schuld gewesen, als daß er das Opfer seines schönen Charakters, seiner Energie, des Sturzes des Kaisers, der Doppelzüngigkeit der Liberalen und der Erbitterung der Bourbonen gegen die Bonapartisten war. Sie wagte während dieser in Le Havre verlebten Woche, einer furchtbar kostspieligen Woche, nicht, ihm vorzuschlagen, daß er sich mit der königlichen Regierung versöhne und sich auf dem Kriegsministerium vorstellen möchte; sie hatte genug zu tun, um ihn aus Le Havre fortzubringen und nach Paris zurückzuführen, als sie nur noch das Reisegeld besaß. Die Descoings und Joseph, die den Verbannten bei seiner Ankunft im Hof der königlichen Post erwarteten, erschrafen über die Veränderung in Agathes Gesicht.

„Deine Mutter ist in zwei Monaten um zehn Jahre gealtert,“ sagte die Descoings zu Joseph, während man mitten

unter den Umarmungen die beiden Koffer abhnd. „Guten Tag, Mutter Descoings,“ das war das zärtliche Wort des Obersten an die alte Krämerin, die Joseph liebevoll ‚Mama Descoings‘ nannte. „Wir haben kein Geld für die Droschke mehr,“ sagte Agathe mit leidender Stimme. „Ich habe welches,“ erwiderte der junge Maler. „Mein Bruder hat eine wundervolle Farbe!“ rief er bei Philipps Anblick aus. „Ja, ich bin braun geworden wie eine Pfeife. Aber du hast dich nicht verändert, Kleiner.“

Joseph war damals einundzwanzig Jahre alt, und da er im übrigen von einigen Freunden geschätzt wurde, die ihn in diesen Tagen der Prüfung aufrecht erhielten, so spürte er im Bewußtsein seines Talentes seine Kraft; er vertrat die Malerei in einem Kreise von jungen Leuten, deren Leben den Wissenschaften, der Literatur, der Politik und der Philosophie gewidmet war; ihn verletzte also der Ausdruck der Geringschätzung, die sein Bruder noch durch eine Geste verriet: Philipp drehte ihm wie einem Kinde das Ohr zwischen den Fingern. Agathe merkte, daß bei der Descoings und bei Joseph der überströmenden Zärtlichkeit eine gewisse Kühle folgte; aber sie machte alles wieder gut, indem sie ihnen von den Leiden erzählte, die Philipp während seiner Verbannung erduldet hatte. Die Descoings, die aus der Heimkehr des Sohnes, den sie, wenn auch ganz leise, den ‚verlorenen‘ nannte, einen Festtag machen wollte, hatte das schönste Diner bereitet, das sie nur bereiten konnte, und der alte Elaparon und Desroches-Vater waren dazu eingeladen. Abends sollten alle Freunde des Hauses kommen, und sie kamen. Joseph hatte Léon Giraud, D’Arthez, Michel Ehrestien, Fulgence Ridal und Bianchon gebeten, die Freunde aus seinem Kreise. Die Descoings sagte Bixiou, ihrem angeblichen Stieffohn, man würde unter den jungen Leuten Ecarté spielen. Auch der jüngere Desroches, der auf den strengen Willen seines Vaters hin Lizentiat der Rechte geworden war, erschien. Du Bruel, Elaparon, Desroches und der Abbé Lo-

raux beobachteten den Verbannten, dessen rohe Manieren und Haltung, dessen durch den Genuß des Alkohols veränderte Stimme und dessen vulgäre Ausdrucksweise sie entsetzten. So umringten denn, während Joseph die Spieltische aufstellte, die Treuesten Agathe und fragten sie: „Was denken Sie mit Philipp zu beginnen?“ „Ich weiß es nicht,“ erwiderte sie; „aber den Bourbonen will er immer noch nicht dienen.“ „Es wird schwer sein, in Frankreich eine Stellung für ihn zu finden. Wenn er nicht wieder ins Heer eintritt, wird er in der Verwaltung nicht so bald unterkommen,“ sagte der alte Du Bruel. „Man braucht ihn nur zu hören, um einzusehen, daß ihm nicht wie meinem Sohn die Möglichkeit bleibt, mit Theaterstücken sein Glück zu machen.“

An der Bewegung der Augen, mit der Agathe antwortete, erkannte ein jeder, wie sehr Philipps Zukunft sie beunruhigte; und da ihr keiner ihrer Freunde Auskunftsmittel vorzuschlagen wußte, so bewahrten alle Schweigen. Der Geächtete, der jüngere Desroches und Bixiou spielten *Ecarté*, ein Spiel, das damals großes Aufsehen erregte. „Mama Descoings, mein Bruder hat kein Geld zum Spielen,“ flüsterte Joseph der guten, ausgezeichneten Frau ins Ohr. Die Teilhaberin der königlichen Lotterie holte zwanzig Franken und gab sie dem Künstler, der sie seinem Bruder heimlich in die Hand gleiten ließ. Alle Gäste trafen ein. Man spielte an zwei Tischen Boston, und die Gesellschaft wurde lebhaft. Philipp zeigte sich als schlechter Spieler. Nachdem er zunächst viel gewonnen hatte, begann er zu verlieren; gegen elf Uhr schuldete er dem jungen Desroches und Bixiou fünfzig Franken. Mehr als einmal klang Lärm und Streit von dem *Ecarté*-tisch aus zu den Ohren der friedlichen Bostonspieler, die Philipp verstohlen beobachteten. Der Geächtete gab Beweise eines so schlechten Betragens, daß Desroches-Vater in einem letzten Streit, in den auch Desroches-Sohn, der nicht besser war, verwickelt wurde, seinem Sohn, wiewohl er recht hatte, unrecht gab und ihm das Spiel ver-

bot. Frau Descoings machte es mit ihrem Enkel ebenso, denn er begann mit so geistreichen Witzen um sich zu werfen, daß Philipp sie nicht mehr verstand, während es doch den grausamen Spötter in Gefahr bringen konnte, falls einer dieser mit Widerhaken versehenen Pfeile in die schwere Intelligenz des Obersten eindränge.

„Du wirst müde sein,“ sagte Agathe Philipp ins Ohr, „geh zu Bett!“ „Reisen bilden die Jugend,“ sagte Bixiou lächelnd, als Oberst Philipp mit Frau Bridau hinausgegangen war.

Joseph, der mit dem Tage aufstand und früh schlafen ging, machte den Schluß dieses Abends nicht mehr mit. Als Agathe und die Descoings am folgenden Morgen im ersten Zimmer das Frühstück bereiteten, konnten sie nicht umhin, zu bemerken, daß die Gesellschaften furchtbar teuer kommen würden, wenn Philipp, nach dem Ausdruck der Descoings, auch weiterhin solche Spiele spielte. Die alte Frau, die damals sechsundsiebzig Jahre zählte, schlug vor, ihr Mobiliar zu verkaufen, ihre Wohnung im zweiten Stock dem Hauswirt zu überlassen, der sich nichts sehnlicher wünschte, als sie frei zu bekommen, und Agathes Salon zu ihrem Schlafzimmer zu machen, indem man das erste Zimmer in einen Salon verwandelte, der zugleich das Speisezimmer vertreten mußte. Auf diese Weise würde man siebenhundert Franken im Jahr sparen. Diese Einschränkung der Ausgaben würde es ermöglichen, daß man Philipp, bis er eine Stellung gefunden hätte, monatlich fünfzig Franken geben könnte. Agathe nahm das Opfer an. Als der Oberst herunterkam und seine Mutter ihn gefragt hatte, ob er sich in seinem kleinen Zimmer wohlfühlt hätte, legten ihm die beiden Witwen die Lage der Familie dar. Frau Descoings und Agathe besaßen, wenn sie ihre Einkünfte zusammentaten, fünftausenddreihundert Franken Rente, von denen die viertausend der Descoings Leibrenten waren. Die Descoings gab Bixiou, den sie seit sechs Monaten als ihren Enkel anerkannte, sechshundert Franken, und sechshundert Franken gab sie auch Jo-

seph; der Rest ihrer Einkünfte ging mit denen Agathes im Haushalt und für ihren Lebensunterhalt drauf. Alle Ersparnisse waren aufgezehrt.

„Macht euch keine Sorge,“ sagte der Oberstleutnant; „ich suche mir eine Stellung, ich werde euch nicht zur Last fallen und bitte nur für den Augenblick um Bett und Brot.“

Agathe umarmte ihren Sohn, und die Descoings ließ Philipp hundert Franken in die Hand gleiten, um die Spielschuld vom Abend zu bezahlen. In zehn Tagen waren der Verkauf des Mobiliars, die Aufgabe der Wohnung und die Änderung in Agathes Zimmern mit jener Geschwindigkeit vollzogen, die man nur in Paris erleben kann. Während dieser zehn Tage ging Philipp regelmäßig nach dem Frühstück fort, kehrte zum Diner zurück, ging abends aus und kam erst gegen Mitternacht nach Hause, um schlafen zu gehen. Die Gewohnheiten, die der entlassene Offizier fast mechanisch annahm und die sich einwurzelten, waren folgende: Er ließ sich auf dem Pont Neuf für die zwei Sous, die er als Brückengeld hätte zahlen müssen, wenn er über den Pont des Arts gegangen wäre, um zum Palais Royal zu kommen, die Stiefel putzen; dann trank er dort zwei kleine Gläser Branntwein, indem er die Zeitungen las, eine Beschäftigung, die ihn bis zwölf Uhr in Anspruch nahm. Um diese Stunde ging er durch die Rue Vivienne und begab sich ins Café Minerva, wo damals die liberale Politik gebraut wurde und wo er mit ehemaligen Offizieren Billard spielte. Während er gewann oder verlor, goß er stets drei oder vier Gläschen verschiedener Liköre hinunter und rauchte auf seinen Hin- und Herwegen und Spaziergängen in den Straßen zehn Regiezigarren. Nachdem er abends in der holländischen Kneipe mehrere Pfeifen geraucht hatte, stieg er gegen zehn Uhr zum Spiel hinauf; der Saalkellner gab ihm ein Spiel Karten und eine Nadel; er erkundigte sich bei einigen ausgedienten Spielern nach dem Stand des Rouge-et-Noire und setzte im günstigsten Augenblick zehn Franken, ohne je mehr als dreimal zu

spielen, einerlei, ob er gewann oder verlor. Wenn er gewonnen hatte, was fast immer der Fall war, trank er eine Schale Bunsch und kehrte in seine Mansarde zurück; aber er sprach dann davon, die Ultraroyalisten samt den Leibwachen totzuschlagen, und sang auf der Treppe: „Denkt an das Wohl des Kaiserreichs!“ Wenn seine arme Mutter ihn hörte, so sagte sie: „Philipp ist heute abend lustig.“ Und sie stieg hinauf, um ihn zu umarmen, ohne sich über den üblen Geruch des Bunsches, der Liköre und des Tabaks zu beklagen. „Du mußt doch mit mir zufrieden sein, meine liebe Mutter?“ sagte er gegen Ende Januar. „Ich führe das regelmässigste Leben von der Welt.“

Fünffmal hatte Philipp mit ehemaligen Kameraden im Restaurant gespeist. Diese alten Soldaten hatten sich gegenseitig über den Stand ihrer Angelegenheiten unterrichtet und von den Hoffnungen gesprochen, die sie hinsichtlich einer Befreiung des Kaisers auf den Bau eines Unterseebootes setzten. Unter den ehemaligen Kameraden, die er wiedergefunden hatte, schloß Philipp besonders einen alten Hauptmann der Gardedragonier namens Giroudeau ins Herz, in dessen Kompagnie er seine militärische Laufbahn begonnen hatte. Dieser ehemalige Dragoner wurde der Anlaß, daß Philipp, wie Rabelais es nennt, die Ausrüstung des Teufels vervollständigte und dem kleinen Gläschen, der Zigarre und dem Spiel ein viertes Rad hinzufügte. Anfang Februar führte Giroudeau Philipp eines Abends nach dem Diner in die Gaieté, und zwar in eine Loge, die man einem kleinen Theaterblatt reservierte; dieses gehörte seinem Neffen Finot, und er führte dort die Kasse sowie die Bücher und stellte die Kreuzbänder her, die er zugleich auch kontrollierte. Gekleidet nach der Mode der bonapartistischen Offiziere, die zur konstitutionellen Opposition gehörten, nämlich in einen weiten Überrock mit viereckigem Kragen, der bis ans Kinn zugeknöpft war, bis auf die Fersen herabfiel und den Schmuck der Rosette zeigte, bewaffnet mit einem Rohrstock, dessen Knopf mit Blei ausgegossen war und den sie an einer Schleife aus ge-

flochtenem Leder trugen, hatten sich die beiden ehemaligen Soldaten, um einen ihrer Ausdrücke zu gebrauchen, ‚besoffen‘ und eröffneten sich gegenseitig das Herz, als sie die Loge betraten. Benebelt von einer gehörigen Anzahl von Flaschen und kleiner Gläschen unterschiedlicher Liköre zeigte Giroudeau Philipp auf der Bühne eine kleine, dicke und bewegliche Choristin namens Florentine, deren Gunst und Neigung er, ebenso wie die Loge, der Allmacht des Blattes verdankte.

„Aber“, sagte Philipp, „wie weit geht ihre Gunst für einen alten Apfelschimmel und Soldaten wie dich?“ „Gott sei Dank,“ erwiderte Giroudeau, „ich habe die alten Grundsätze unserer glorreichen Uniform niemals verleugnet! Ich habe noch nie zwei Heller für eine Frau ausgegeben.“ „Was?“ rief Philipp, indem er sich den Finger auf das linke Auge legte. „Ja,“ versetzte Giroudeau. „Freilich, unter uns gesagt, tut das Blatt viel dabei. Morgen werden wir der Verwaltung in zwei Zeilen den Rat geben, Fräulein Florentine ein wenig tanzen zu lassen. Meiner Treu, mein lieber Junge, ich bin ganz glücklich,“ sagte Giroudeau.

„Ah!“ dachte Philipp, „wenn dieser ehrbare Giroudeau trotz seines Schädels, der so blank ist wie mein Knie, trotz seiner achtundvierzig Jahre, seines dicken Bauchs, seines Weinbauergesichts und seiner Kartoffelnase den Freund einer Choristin spielt, so muß ich der ersten Schauspielerin von Paris werden.“

„Wo findet man so etwas?“ fragte er Giroudeau laut. „Ich werde dir heute abend Florentines Häuslichkeit zeigen. Obgleich meine Dulzinea vom Theater nur fünfzig Franken monatlich hat, so ist sie doch dank einem alten Seidenhändler namens Cardot, der ihr fünfhundert Franken im Monat gibt, noch leidlich versehen.“ „Ja, aber...!“ sagte der eifersüchtige Philipp. „Bah!“ erwiderte Giroudeau, „die wahre Liebe ist blind.“

Nach dem Theater führte Giroudeau Philipp zu Fräulein

Florentine, die in der Rue de Crussol, ganz nahe, wohnte. „Wir müssen uns gut halten,“ sagte Giroudeau zu ihm. „Florentine hat ihre Mutter bei sich; du begreifst, ich habe nicht die Mittel, ihr eine zu halten, und die gute Frau ist ihre wirkliche Mutter. Sie ist Portiersfrau gewesen, aber sie ist nicht dumm und heißt Kabirolle; nenne sie Gnädige Frau, sie legt Wert darauf.“

Florentine hatte an jenem Abend eine Freundin bei sich, eine gewisse Marie Godeschal, die schön war wie ein Engel und kalt wie eine Tänzerin; zudem war sie eine Schülerin des berühmten Vestris, der ihr im Tanz die glänzendste Zukunft vorausgesagt hatte. Fräulein Godeschal, die damals unter dem Namen Mariette im Panorama Dramatique debütieren wollte, rechnete auf die Gönnerschaft eines der vornehmsten Kammerherren, dem Vestris sie seit langem vorstellen sollte. Vestris, der um diese Zeit noch rüstig war, fand, seine Schülerin sei noch nicht genügend ausgebildet. Die ehrgeizige Marie Godeschal wurde unter dem Pseudonym Mariette berühmt; doch war ihr Ehrgeiz im übrigen ein sehr löblicher. Sie hatte einen Bruder, der bei Derville Schreiber war. Als Waisen und Unglückliche, die sich jedoch sehr liebten, hatten Bruder und Schwester das Leben kennen gelernt, wie es in Paris ist; der Bruder wollte Advokat werden, um seiner Schwester zu helfen, und er lebte von täglich zehn Sous; die Schwester hatte kühl beschlossen, Tänzerin zu werden und sowohl ihre Schönheit wie ihre Beine auszunutzen, um ihrem Bruder eine Notarstelle kaufen zu können. Außerhalb ihrer Empfindungen füreinander, außerhalb ihrer Interessen und ihres gemeinsamen Lebens war für sie wie einst für die Römer und die Hebräer alles barbarisch, fremd und feindlich. Diese köstliche Freundschaft, die nichts stören sollte, machte denen, die Mariette genau kannten, ihr Wesen erklärlich. Bruder und Schwester wohnten im achten Stockwerk eines Hauses der Rue Vieille du Temple. Mariette hatte mit zehn Jahren ihr Studium begonnen und zählte damals sechzehn Lenze. Aber

infolge des Mangels einiger kleinen Toilettekünste wurde ihre trippelnde Schönheit, die unter einem Schal aus Kaninchenfell versteckt war, auf eisenbeschlagenen Schuhen ging, sich in Rattun kleidete und keine Pflege kannte, nur von jenen Pariser erraten, die sich der Jagd auf Grisetten und der Verfolgung unglücklicher Schönheiten widmen. Philipp verliebte sich in Mariette. Mariette sah in Philipp den Kommandanten der Gardedragonen, den Adjutanten des Kaisers, den jungen Mann von siebenundzwanzig Jahren und das Vergnügen, sich Florentine durch die offenbare Überlegenheit Philipps über Giroudeau gleichfalls überlegen zu zeigen. Florentine und Giroudeau drängten Mariette — er, um das Glück seines Kameraden zu machen, sie, um ihrer Freundin einen Beschützer zu geben —, daß sie eine ‚wilde Ehe‘ eingehen sollten. Dieser Ausdruck entspricht etwa dem von einer ‚morganatischen Ehe‘, den Könige und Königinnen anwenden. Als sie gingen, vertraute Philipp Giroudeau sein ganzes Elend an; aber der alte Wüstling beruhigte ihn völlig.

„Ich werde mit meinem Neffen Finot über dich reden,“ sagte Giroudeau. „Siehst du, Philipp, die Herrschaft der Zivilisten und der Phrasen ist gekommen; fügen wir uns. Heute macht das Tintenfaß alles. Die Tinte tritt an die Stelle des Pulvers, das Wort ersetzt die Kugel. Schließlich sind diese kleinen Kröten von Redakteuren recht erfinderisch, und es sind ganz gute Jungen. Suche mich morgen in der Redaktion auf; ich werde meinem Neffen vorher ein paar Worte über deine Lage sagen. In kurzer Zeit wirst du bei irgendeinem Blatt eine Stellung haben. Mariette, die dich augenblicklich nimmt, darüber täusche dich nicht, weil sie nichts hat, weder ein Engagement noch auch die Aussicht auf ein Debüt, und der ich gesagt habe, du würdest wie ich bei einem Blatt eintreten, Mariette wird dir beweisen, daß sie dich um deiner selbst willen liebt, und du wirst es ihr glauben! Mache es wie ich: laß sie Choristin bleiben, solange du nur kannst! Ich war so verliebt,

daß ich Finot bat, ein Debüt für Florentine zu verlangen, sobald sie tanzen wollte; aber mein Neffe sagte mir: ‚Sie hat Talent, nicht wahr? Nun, an dem Tage, an dem sie getanzt hat, wird sie dir den Laufpaß geben.‘ Oh! das ist der ganze Finot. Du wirst einen geweckten Burschen kennen lernen.“

Am folgenden Tage fand Philipp sich gegen vier Uhr in einem kleinen Zwischenstock der Rue du Sentier ein, wo er Giroudeau wie ein wildes Tier in eine Art Hühnerstall mit einem Katzenloch eingesperrt fand; der Raum enthielt einen kleinen Ofen, einen kleinen Tisch, zwei kleine Stühle und ein paar kleine Holzscheite. Dieser Pomp trug die Aufschrift: ‚Abonnementsbureau‘, die in schwarzen Lettern auf der Thür stand, und eine zweite: ‚Kasse‘, die, mit der Hand geschrieben, über dem Gitter befestigt war. An der Wand, die dem Sitz des Hauptmanns gegenüber lag, zog sich eine Bank hin, auf der ein einarmiger Invalide, den Giroudeau vermutlich wegen seiner ägyptischen Gesichtsfarbe ‚die Koloquinte‘ nannte, sein Frühstück aß.

„Hübsch!“ sagte Philipp, als er dies Zimmer prüfend betrachtete. „Was machst du da? Du, der an dem Angriff des armen Obersten Chabert bei Eylau teilgenommen hat? In des Henkers Namen! In drei Teufels Namen! Hohe Offiziere! . . .“ „Na ja! Bum, bum! Ein hoher Offizier, der Zeitungsquittungen ausstellt,“ entgegnete Giroudeau, indem er sein schwarzseidenes Käppchen zurechtrückte. „Und oben drein bin ich verantwortlicher Herausgeber der Possen da,“ fuhr er fort, indem er auf das Blatt zeigte. „Und ich, der ich mit in Agypten war, ich gehe jetzt aufs Stempelamt,“ sagte der Invalide. „Ruhe, Koloquinte!“ entgegnete Giroudeau; „du stehst vor einem Helden, der in der Schlacht von Montmirail die Befehle des Kaisers überbracht hat.“ „Melde mich zur Stelle!“ sagte Koloquinte; „da habe ich den Arm verloren, der mir fehlt.“ „Koloquinte, hüte den Laden, ich gehe zu meinem Neffen.“

Die beiden ehemaligen Offiziere stiegen in den vierten Stock hinauf, in eine Mansarde am hinteren Ende eines Ganges, wo sie einen jungen Mann mit blassem, kaltem Blick auf einem schlechten Sofa liegend fanden. Der Zivilist ließ sich nicht stören, während er seinem Onkel und dem Freund seines Onkels Zigarren anbot. „Mein Freund,“ sagte Giroudeau sanft und demütig, „dies ist der tapfere Schwadronschef der kaiserlichen Garde, von dem ich dir gesprochen habe.“ „Und?“ entgegnete Finot, indem er Philipp, der vor dem Diplomaten der Presse gleich Giroudeau seine ganze Energie verlor, mit den Blicken maß. „Mein liebes Kind,“ sagte Giroudeau, der den Onkel zu spielen versuchte, „der Oberst kommt aus Texas zurück.“ „Ah, Sie sind auf Texas hereingefallen, auf die Freistätte? Aber Sie waren doch noch ein wenig jung, um ‚Soldatenbauer‘ zu werden.“ Die Bitterkeit dieses Scherzes können nur die verstehen, die sich der Sintflut von Kupferstichen, Wandschirmen, Uhren, Bronzen und Gipsabgüssen erinnern, die der Gedanke des ‚Soldatenbauern‘ zur Folge hatte, jenes große Sinnbild von Napoleons und seiner Helden Schicksal, das schließlich mehrere Operetten hervorbrachte. Dieser Gedanke hat mindestens eine Million abgeworfen. Noch heute findet man ‚Soldatenbauern‘ in der tiefsten Provinz auf den Tapeten. Wenn dieser junge Mann nicht Giroudeaus Neffe gewesen wäre, so hätte Philipp ihm ein paar Ohrfeigen gegeben. „Ja, ich bin darauf hereingefallen; ich habe zwölftausend Franken und meine Zeit dabei verloren,“ erwiderte Philipp, indem er versuchte, durch eine Grimasse ein Lächeln anzudeuten. „Und Sie lieben den Kaiser immer noch?“ fragte Finot. „Er ist mein Gott,“ versetzte Philipp. „Sie sind liberal?“ „Ich werde stets zu der konstitutionellen Opposition gehören. Oh Joy! Oh Manuel! Oh Laffitte! Das sind Männer! Sie werden uns von diesen Elenden befreien, die im Gefolge des Auslands zurückgekehrt sind!“ „Nun,“ entgegnete Finot kühl, „es gilt, aus Ihrem Unglück Nutzen zu ziehen, denn Sie sind

ein Opfer der Liberalen, mein Lieber! Bleiben Sie liberal, wenn Sie an Ihrer Meinung hängen; aber drohen Sie den Liberalen, die Dummheiten in Texas zu enthüllen. Sie haben keine zwei Heller von der nationalen Subskription erhalten, nicht wahr? Nun, da sind Sie ja in der herrlichsten Lage; verlangen Sie Rechenschaft über die Subskription. Ich will Ihnen sagen, was geschehen wird: es wird unter den Auspizien der Abgeordneten der Linken ein neues Oppositionsblatt gegründet; Sie werden mit einem Gehalt von tausend Talern Kassierer: eine dauernde Stellung. Es genügt, wenn Sie sich zwanzigtausend Franken Kaution verschaffen; treiben Sie die auf, und Sie sollen in acht Tagen untergebracht sein. Ich werde den Rat geben, daß man sich Ihrer entledigt, indem man Ihnen die Stellung anbieten läßt; aber schreien Sie, und schreien Sie laut!"

Giroudeau ließ Philipp, der sich in Danksgungen ergoß, ein paar Stufen hinabsteigen und sagte zu seinem Neffen: „Nun, du bist mir ein sauberer Kerl! Mich hältst du hier auf zwölfhundert Franken..." „Das Blatt bleibt kein Jahr mehr am Leben," gab Finot zur Antwort. „Ich habe etwas Besseres für dich."

„Donnerwetter!" sagte Philipp zu Giroudeau, „dein Neffe ist kein Dummkopf! Daran hatte ich noch gar nicht gedacht, Nutzen aus meiner Lage zu ziehen, wie er sagt."

Abends schimpfte der Oberst Philipp im Café Lemblin, im Café Minerva auf die liberale Partei, die Subskriptionen ausschrieb, die einen nach Texas schickte, die heuchlerisch von dem ‚Soldatenbauer‘ redete und die die Helden ohne Hilfsmittel im Elend sitzen ließ, nachdem sie ihnen zwanzigtausend Franken aufgeessen und sie zwei Jahre lang spazieren geführt hatte. „Ich werde Rechenschaft verlangen über die Subskription für die Freistätte," sagte er zu einem der Stammgäste des Café Minerva, der es den Journalisten der Linken wieder erzählte.

Philipp ging nicht nach Hause in die Rue Mazarine: er ging zu Mariette, um ihr die Nachricht zu bringen, daß er künftig an einem Blatt mitarbeiten würde, das zehntausend Abonnenten haben sollte und in dem ihre Bestrebungen als Tänzerin eine warme Stütze finden würden. Agathe und die Descoings erwarteten Philipp in Todesängsten, denn der Herzog von Berri war eben ermordet worden. Der Oberst kam am folgenden Morgen einige Minuten nach dem Frühstück. Als seine Mutter ihm von der Unruhe sprach, in die sein Ausbleiben sie gestürzt hatte, geriet er in Zorn und fragte, ob er großjährig sei. „Zum Teufel! Ich bringe euch eine gute Nachricht, und ihr seht aus wie die Leichengerüste. Der Herzog von Berri ist tot? Nun, um so besser! Da ist einer weniger. Ich aber werde Kassierer bei einem Blatt, mit tausend Talern Gehalt, und damit seid ihr aus der Verlegenheit, soweit ich in Frage komme.“ „Ist es möglich?“ rief Agathe. „Ja, wenn ihr mir zwanzigtausend Franken Kaution geben könnt; es ist nichts weiter nötig, als daß ihr eure Staatspapiere deponiert; eure Zinsen werdet ihr trotzdem erheben.“

Die beiden Witwen, die sich seit mehr als zwei Monaten abquälten, um herauszubekommen, was Philipp trieb und wo und wie man ihm eine Stellung verschaffen könnte, fühlten sich über diese Aussicht so glücklich, daß sie gar nicht mehr an die verschiedenen Katastrophen des Augenblicks dachten. Abends waren der alte Du Bruel, der hinsterbende Claparon und der unbeugsame Desroches = Vater, die „Weisen Griechenlands“, einig: alle rieten der Witwe, ihrem Sohn die Kaution zu stellen. Das Blatt, das glücklicherweise vor der Ermordung des Herzogs von Berri gegründet worden war, entging dem Schlag, der jetzt von Herrn Decazes gegen die Presse geführt wurde. Die Staatspapiere der Witwe Bridau wurden für die Kaution Philipps, der zum Kassierer ernannt worden war, verpfändet. Dieser gute Sohn versprach den beiden Witwen auf der Stelle, ihnen für Zimmer und Verpflegung monatlich

hundert Franken zu zahlen, und man nannte ihn das beste aller Kinder. Alle, die Schlimmes über ihn prophezeit hatten, wünschten Agathe Glück. „Wir hatten ihn falsch beurteilt,“ sagten sie.

Der arme Joseph versuchte, um nicht hinter seinem Bruder zurückzubleiben, für sich selber zu sorgen, und es gelang ihm. Drei Monate darauf hatte der Oberst, der für vier aß und trank, der den Leckeren spielte und die beiden Witwen unter dem Vorwand seines Kostgelds zu höheren Aufwendungen für die Tafel veranlaßte, noch keinen Heller gezahlt. Aus Zartgefühl wollte ihn weder seine Mutter noch die Descoings an sein Versprechen erinnern. Das Jahr verstrich, ohne daß auch nur ein einziges jener Geldstücke, die Léon Goglan so schneidig einen Tiger mit fünf Klauen genannt hat, aus Philipps Tasche in den Haushalt geflossen wäre. Freilich hatte der Oberst in dieser Hinsicht sein Gewissen beruhigt: er nahm das Diner nur noch selten im Hause. „Endlich ist er glücklich,“ sagte seine Mutter; „er ist zufrieden, er hat eine Stellung!“

Mit Hilfe des Einflusses, den das von Vernou, einem der Freunde Bixious, Finots und Giroudeaus, redigierte Feuilleton ausübte, konnte Mariette ihr Debüt feiern, und zwar nicht im Panorama Dramatique, sondern in der Porte-Saint-Martin, wo sie neben der Bégrand Erfolg hatte. Unter den Direktoren dieses Theaters befand sich damals ein reicher und wählerischer General, der in eine Schauspielerin verliebt und um ihretwillen zum Impresario geworden war. In Paris trifft man immer Leute, die in Schauspielerinnen, Tänzerinnen oder Sängerinnen verliebt sind und aus Liebe zu Theaterdirektoren werden. Dieser General kannte Philipp und Giroudeau. Mit Hilfe von Finots kleinem Blatt und Philipps Zeitung war Mariettes Debüt unter den drei Offizieren um so schneller ins reine gebracht, als allem Anschein nach die Leidenschaften sich in ihren Torheiten solidarisch fühlten. Der böshafte Bixiou theilte bald darauf seiner Großmutter und der frommen Agathe

mit, daß der Kassierer Philipp, der Held der Helden, Mariette liebte, die berühmte Tänzerin der Porte-Saint-Martin. Diese alte Neuigkeit war für die beiden Witwen ein Blitzschlag: zunächst sah Agathe auf Grund ihrer religiösen Empfindungen die Damen vom Theater als Höllensackeln an; und ferner schien es ihnen beiden, als lebten diese Damen nur von Gold, als tranken sie Perlen und als richteten sie das größte Vermögen zugrunde. „Ach,“ sagte Joseph zu seiner Mutter, „glaubt ihr denn, mein Bruder wäre dumm genug, seiner Mariette Geld zu geben? Solche Damen richten nur die Reichen zugrunde.“ „Man spricht schon davon, Mariette an der Oper zu engagieren,“ sagte Bixiou. „Aber haben Sie keine Angst, Frau Bridau, in der Porte-Saint-Martin zeigt sich das diplomatische Korps, und dies schöne Mädchen wird nicht lange bei Ihrem Sohn bleiben. Man spricht schon davon, daß ein Gesandter wahnsinnig in Mariette verliebt sei. Noch eine Nachricht! Der alte Claparon ist tot; er wird morgen begraben, und sein Sohn, der Bankier geworden ist und sich auf Gold und Silber wälzt, hat ein Begräbniß der untersten Klasse bestellt. Es fehlt diesem Burschen an Erziehung. Selbst in China geht es nicht so zu.“

In seiner Habgier bot Philipp der Tänzerin die Ehe an; aber am Tage, bevor sie in die Oper eintrat, wies Fräulein Godeschal ihn ab, sei es, daß sie die Absichten des Obersten erriet, sei es, daß sie begriff, wie nötig ihr die Unabhängigkeit war, wenn sie ihr Glück machen wollte. Während der letzten Zeit dieses Jahres besuchte Philipp seine Mutter höchstens zweimal im Monat. Wo war er? An seiner Kasse, im Theater oder bei Mariette? In die Familie der Rue Mazarine drang keinerlei Aufklärung über seinen Lebenswandel. Giroudeau, Finot, Bixiou, Vernou, Lousteau aber wußten, was er für ein Genußleben führte. Philipp war bei jeder Gesellschaft Tullias, einer der ersten Persönlichkeiten der Oper, Florentines, die in der Porte-Saint-Martin an Mariettes Stelle trat, Florines

und Matifats, Coralies und Camusots. Von vier Uhr an, dem Zeitpunkt, wann er seine Kasse verließ, amüsierte er sich bis Mitternacht; denn stets hatte man am Tage zuvor eine Gesellschaft verabredet, oder irgend jemand gab ein gutes Diner oder einen Spielabend oder ein Souper. Philipp war damals in seinem Element. Doch lief dieser Karneval, der achtzehn Monate dauerte, nicht ohne Sorgen ab. Die schöne Mariette unterwarf sich zur Zeit ihres ersten Auftretens in der Oper, im Januar 1821, einen der glänzendsten Herzöge am Hofe Ludwigs XVIII. Philipp versuchte, gegen den Herzog anzukämpfen; aber trotz einigen Glücks im Spiel zwang ihn im April bei der Abonnementserneuerung seine Leidenschaft, aus der Kasse des Blatts zu schöpfen. Im Mai schuldete er schon elftausend Franken, und in diesem verhängnisvollen Monat brach Mariette nach London auf, um dort während der Zeit, in der man den provisorischen Saal der Oper im Hotel Choiseul, Rue le Peletier, erbaute, die Lords auszubeuten. Der unglückliche Philipp war, wie es so geht, dahin gekommen, daß er Mariette trotz ihrer offenkundigen Untreue liebte; aber sie hatte in diesem Burschen stets nur einen brutalen und geistlosen Soldaten gesehen, eine erste Stufe, auf der sie nicht lange stehen bleiben wollte. Und da sie schon den Augenblick kommen sah, in dem Philipp kein Geld mehr haben würde, so hatte sich diese Tänzerin auch im Journalismus bereits Stützen zu erobern gewußt, die ihr Philipp entbehrlich machten; nichtsdestoweniger aber empfand sie ihm gegenüber jene Dankbarkeit, die diese Art von Damen dem zu bewahren pflegen, der ihnen sozusagen als erster die Schwierigkeiten der furchtbaren Laufbahn des Theaters geebnet hat.

Unter dem Zwang, seine grausame Geliebte nach London ziehen zu lassen, ohne ihr folgen zu können, bezog Philipp, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, von neuem sein Winterquartier und kehrte in die Mansarde der Rue Mazarine zurück. Er stellte dort, wenn er zu Bett ging und wenn er aufstand, düstere

Betrachtungen an; er fühlte innerlich, wie unmöglich es ihm war, anders zu leben, als er seit einem Jahre gelebt hatte. Der Luxus, der bei Mariette herrschte, die Diners und Soupers, die in den Kulissen verbrachten Abende, der Schwung der geistvollen Leute und der Journalisten, der Lärm, den man gewissermaßen um ihn machte, alles, was im Gefolge dieser Dinge seinen Sinnen und seiner Eitelkeit schmeichelte: jenes Leben, das sich nirgendwo findet außer in Paris und das jeden Tag etwas Neues bietet: es war ihm zu einer Nothwendigkeit geworden wie sein Tabak und sein Gläschen. Er erkannte denn auch, daß er ohne diese beständigen Genüsse nicht leben konnte. Der Gedanke an den Selbstmord flog ihm durch den Kopf, nicht etwa weil man den Fehlbetrag in seiner Kasse entdecken mußte, sondern weil er nicht mehr mit Mariette und in der Atmosphäre der Genüsse leben durfte, worin er sich seit einem Jahre gefiel. Ganz erfüllt von diesen düsteren Gedanken kam er zum erstenmal in das Atelier seines Bruders, den er in blauer Bluse bei der Arbeit fand: er kopierte für einen Händler ein Gemälde. „So also werden Bilder gemacht?“ sagte Philipp, um zur Sache zu kommen. „Nein,“ erwiderte Joseph; „aber so werden sie kopiert.“ „Wieviel bezahlt man dir dafür?“ „Ach, nie genug! Zweihundertundfünfzig Franken; aber ich studiere die Art der Meister, ich lerne dabei, ich bekomme die Geheimnisse des Handwerks zu fassen. Da ist ein Bild von mir,“ sagte er, indem er mit dem Stiel seines Pinsels auf eine Skizze zeigte, deren Farben noch feucht waren. „Und was steckst du jetzt im Jahr in die Tasche?“ „Unglücklicherweise bin ich nur erst unter Malern bekannt. Schinner unterstützt mich; er soll mir im Schloß von Presles Arbeit verschaffen; ich gehe etwa im Oktober dorthin, um Arabesken zu malen, Umrahmungen, Ornamente, die der Graf von Sérizy sehr gut bezahlt. Mit dieser Feierabendarbeit, den Aufträgen der Händler, kann ich von jetzt an, die Unkosten abgerechnet, achtzehnhundert bis zweitausend Franken verdienen. Bah! bei der

nächsten Ausstellung reiche ich das Bild da ein; wenn es Anklang findet, so bin ich ein gemachter Mann: meine Freunde sind damit zufrieden." „Ich verstehe mich nicht darauf," sagte Philipp mit so sanfter Stimme, daß Joseph gezwungen war, ihn anzusehen. „Was hast du?" fragte der Künstler, da er sah, daß sein Bruder erblaßt war. „Ich wollte gern wissen, wie lange du zu meinem Porträt brauchen würdest." „Oh! wenn ich ununterbrochen arbeite und das Wetter hell ist, so bin ich in drei oder vier Tagen fertig." „Das ist zu lange; ich könnte dir nur den heutigen Tag geben. Meine arme Mutter liebt mich so sehr, daß ich ihr meine Züge lassen wollte. Reden wir nicht mehr davon." „Wie, gehst du denn noch einmal fort?" „Ich gehe fort, um nicht wiederzukommen," erwiderte Philipp in gespielt lustigem Ton. „Aber, Philipp! Mein Freund! Was hast du? Wenn es etwas Ernstes ist, ich bin ein Mann, ich bin kein Tropf; ich rüste mich für einen harten Kampf; und wenn es der Verschwiegenheit bedarf, ich habe sie." „Sicher?" „Auf meine Ehre!" „Du wirst niemandem in der Welt etwas sagen?" „Niemandem." „Nun, ich will mir eine Kugel vor den Kopf schießen." „Du! Willst du dich schlagen?" „Ich will mich töten." „Und weshalb?" „Ich habe elftausend Franken aus meiner Kasse genommen, und ich muß morgen die Abrechnung vorlegen, meine Kaution wird um die Hälfte vermindert sein, und unsere arme Mutter behält nicht mehr als sechshundert Franken Rente. Aber das ist nichts, ich könnte ihr später ein Vermögen zurückgeben: ich bin entehrt! Ich kann nicht in der Ehrlosigkeit leben." „Du wirst nicht entehrt sein, wenn du zurückerstattest, aber du wirst deine Stellung verlieren; dann bleiben dir nur noch die fünfhundert Franken von deinem Kreuz; von fünfhundert Franken kann man leben." „Adieu!" versetzte Philipp, der rasch hinunterstieg und nichts hören wollte.

Joseph verließ sein Atelier und begab sich, um zu frühstücken, zu seiner Mutter hinab; aber Philipps Mitteilung hatte ihm

den Appetit verdorben. Er nahm die Descoings beiseite und theilte ihr die Schreckensnachricht mit. Die alte Frau stieß einen furchtbaren Schrei aus, ließ einen Milchtopf, den sie in der Hand hielt, zu Boden fallen und warf sich auf einen Stuhl. Agathe kam herbeigeeilt. Aus ihrem Geschrei erfuhr die Mutter allmählich die verhängnisvolle Wahrheit. „Er! Ehrvergessen! Ein Sohn Bridaus, und aus der anvertrauten Kasse nehmen!“ Die Witwe zitterte an allen Gliedern, ihre Augen wurden weit und starr, sie setzte sich und brach in Tränen aus. „Wo ist er?“ rief sie mitten im Schluchzen. „Vielleicht hat er sich in die Seine geworfen!“ „Du mußt nicht verzweifeln,“ sagte die Descoings, „weil der arme Junge eine schlechte Dame getroffen hat, für die er Thorheiten begeht. Mein Gott! Das kommt so oft vor. Philipp hat bis zu seiner Rückkehr so viel Unglück gehabt, er hat so wenig Gelegenheit gehabt, glücklich zu sein und sich lieben zu lassen, daß man sich über seine Leidenschaft für dies Geschöpf nicht wundern darf. Alle Leidenschaften führen zu Fehlritten. Ich habe mir selbst in meinem Leben einen solchen Vorwurf zu machen, und ich glaube doch, ich bin eine anständige Frau! Ein Fehltritt ist noch kein Laster! Und schließlich erfahren auch nur die keine Enttäuschung, die überhaupt passiv sind!“

Agathe wurde so von ihrer Verzweiflung übermannt, daß die Descoings und Joseph sich genötigt sahen, Philipps Fehltritt zu beschönigen, indem sie sagten, solche Dinge kämen in allen Familien vor. „Aber er ist achtundzwanzig Jahre alt,“ rief Agathe; „er ist kein Kind mehr!“ Ein furchtbares Wort, das offenbart, wie schmerzlich die arme Frau das Verhalten ihres Sohns empfand. „Liebe Mutter, ich versichere dir, er dachte nur an deinen Schmerz und daran, wie sehr er sich an dir versündigt hat,“ sagte Joseph. „O mein Gott! Wenn er nur wiederkommt, wenn er nur lebt! Ich vergebe ihm alles!“ rief die arme Mutter, vor deren Geist das furchtbare Bild stand, wie Philipp tot aus dem Wasser gezogen wurde.

Ein paar Minuten herrschte düsteres Schweigen. Der Tag verstrich in der grausamsten Ungewißheit. Alle drei stürzten beim geringsten Geräusch ans Fenster und überließen sich einer Fülle von Mutmaßungen. Während der Zeit, in der seine Familie sich ihrer Verzweiflung hingab, ordnete Philipp ruhig alles in seiner Kasse. Er war verwegen genug, die Abrechnung vorzulegen, indem er sagte, er habe aus Furcht vor einem Unfall die elftausend Franken zu Hause verwahrt. Um vier Uhr ging der Kerl, nachdem er der Kasse weitere fünfhundert Franken entnommen. Kaltblütig begab er sich zum Spielsaal, wo er nicht mehr gewesen war, seit er seine Stellung hatte, denn er sah wohl ein, daß ein Kassierer die Spielhäuser nicht besuchen darf. Es fehlte dem Burschen nicht an Berechnung. Sein späteres Verhalten wird übrigens zeigen, daß er mehr von seinem Großvater Rouget hatte als von seinem tugendhaften Vater. Vielleicht hätte er einen guten General abgegeben; aber in seinem Privatleben war er einer jener abgefeimten Bösewichter, die ihre Projekte und bösen Handlungen hinter der Schirmwand der Gesetzmäßigkeit und unter dem verschwiegene Dach der Familie bergen. Philipp bewahrte vollkommen sein kaltes Blut bei diesem letzten Unternehmen. Er gewann zunächst und brachte es bis zu der Summe von sechstausend Franken; aber er ließ sich durch das Verlangen blenden, die Unsicherheit seiner Lage auf einen Schlag zu beenden. Er verließ das Trente-et-Quarante, als er hörte, daß beim Roulette Schwarz sechzehnmal gewonnen hatte. Er ging hin und setzte fünftausend Franken auf Rot; und Schwarz kam zum siebzehntenmal heraus. Da legte der Oberst seinen Tausendfrankenschein auf Schwarz und gewann. Trotz dieser erstaunlichen Berechnung des Zufalls war sein Kopf ermüdet. Obgleich er es fühlte, wollte er weiterspielen; aber das Ahnungsvermögen, auf das die Spieler lauschen und das ihnen nur in Blitzen leuchtet, war schon getrübt; es kam das zeitweise Versagen, das Verderben aller Spieler. Der Hellblick

wirkt ebenso wie die Sonnenstrahlen nur durch die Starrheit der geraden Linie, er errät nur unter der Bedingung, daß er seinen Blick nicht unterbricht; er trübt sich durch das Hüpfen des Spielglücks. Philipp verlor alles. Nach so schweren Prüfungen bricht die sorgloseste wie die unerschrockenste Seele zusammen. Als er nach Hause kam, dachte Philipp übrigens um so weniger an seine Versicherung, Selbstmord zu begehen, als er sich niemals hatte töten wollen. Er dachte weder an die verlorene Stellung noch an die angegriffene Ration, noch an seine Mutter, noch an Mariette, den Anlaß seines Zusammenbruchs; er kam einfach. Als er eintrat, fielen ihm seine weinende Mutter, die Descoings und sein Bruder um den Hals, schlossen ihn in ihre Arme und zogen ihn freudig an den Kamin. „Sieh da,“ dachte er, „die Ankündigung hat ihre Wirkung getan.“

Dieses Ungeheuer paßte sich im übrigen um so leichter der Situation an, als ihn die Sitzung beim Spiel von Grund aus aufgeregt hatte. Als die arme Mutter ihren furchtbaren Benjamin blaß und abgespannt sah, schmiegte sie sich an seine Knie, küßte ihm die Hände, legte sie sich aufs Herz und sah ihn lange mit tränenden Augen an. „Philipp,“ sagte sie mit erstickter Stimme, „versprich mir, dich nicht zu töten; wir wollen alles vergessen.“ Philipp blickte auf seinen gerührten Bruder und die Descoings, der die Tränen in den Augen standen, und sagte sich: „Es sind gute Menschen!“ Und er nahm seine Mutter, hob sie auf, zog sie sich auf die Knie, drückte sie ans Herz und flüsterte ihr ins Ohr, indem er sie küßte: „Du gibst mir zum zweitenmal das Leben!“

Die Descoings fand ein Auskunftsmittel, um ein ausgezeichnetes Diner zu servieren, zu dem sie zwei Flaschen alten Weins und ein wenig Jamaika-Rum austrug, einen Schatz, der noch ihrem einstigen Vorrat entstammte. „Agathe, du mußt ihm erlauben, seine Zigarren zu rauchen!“ sagte sie beim Dessert, und sie bot Philipp Zigarren an. Die beiden armen Geschöpfe

hatten gedacht, wenn sie dem Jungen seine ganze Behaglichkeit ließen, würde er das Haus lieb gewinnen und besseren Anschluß nehmen; beide versuchten daher, sich an den Tabakrauch zu gewöhnen, den sie verabscheuten. Dies ungeheure Opfer wurde von Philipp nicht einmal bemerkt.

Am folgenden Morgen war Agathe um zehn Jahre gealtert. Als ihre Unruhe sich einmal gelegt hatte, kam die Überlegung, und die arme Frau konnte während dieser schrecklichen Nacht kein Auge schließen. Sie hatte jetzt nur noch sechshundert Franken Rente. Wie alle dicken und leckeren Frauen wurde die Descoings, die von einem hartnäckigen Hustenkatarrh geplagt war, schwerfällig; ihr Schritt hallte auf der Treppe, als schlug man mit Holzschellen darauf; sie konnte also jeden Augenblick sterben; mit ihr mußten viertausend Franken verschwinden. War es nicht lächerlich, noch auf diese Hilfsquelle zu zählen? Was tun? Was sollte werden? Da Agathe entschlossen war, eher Kranke zu pflegen als ihren Kindern zur Last zu fallen, so dachte sie nicht an sich. Aber was sollte aus Philipp werden, wenn er nur noch die fünfhundert Franken von seinem Kreuz als Offizier der Ehrenlegion besaß? In den letzten elf Jahren hatte die Descoings, die jedes Jahr ihre tausend Taler gab, ihre Schuld fast doppelt abgetragen, und immer noch opferte sie die Interessen ihres Enkels denen der Familie Bridau. Obgleich alle rechtschaffenen und strengen Grundsätze Agathes inmitten dieses schrecklichen Zusammenbruchs verletzt worden waren, so sagte sie sich doch: „Der arme Junge! Ist es seine Schuld? Er ist seinen Schwüren treu. Ich selbst habe unrecht daran getan, ihn nicht zu verheiraten. Hätte ich ihm eine Frau gesucht, so hätte er sich nicht an diese Tänzerin gehängt. Er hat eine so kräftige Konstitution! . . .“

Auch die alte Krämerin hatte während der Nacht darüber nachgedacht, wie man die Ehre der Familie retten könnte. Mit Tagesanbruch verließ sie das Bett und trat in das Zimmer ihrer Freundin. „Es ist weder an dir, noch an Philipp, diese

heikle Sache in die Hand zu nehmen," sagte sie. „Wenn auch unsere beiden alten Freunde, Elaparon und Du Bruel, tot sind, so bleibt uns doch noch der Vater Desroches, der ein gutes Urtheil hat, und ich will heute morgen zu ihm gehen. Desroches wird sagen, Philipp sei das Opfer seines Vertrauens einem Freund gegenüber geworden; seine Schwäche in dieser Hinsicht mache ihn ganz ungeeignet, eine Kasse zu führen. Was heute geschehen sei, könne noch einmal vorkommen. Deshalb ziehe Philipp es vor, seinen Abschied zu nehmen, und er wird nicht entlassen."

Als Agathe durch diese Gefälligkeitstlüge die Ehre ihres Sohns gedeckt sah, wenigstens in den Augen der Fremden, umarmte sie die Descoings, die ausging, um diese schreckliche Angelegenheit zu ordnen. Philipp hatte den Schlaf der Gerechten geschlafen. „Die Alte, die ist schlaul!" sagte er lächelnd, als Agathe ihrem Sohn mittheilte, weshalb das Frühstück eine Verzögerung erlitten hatte.

Der alte Desroches, der letzte Freund der armen Frauen, der sich trotz der Härte seines Charakters immer noch erinnerte, daß er Bridau seine Stellung verdankte, entledigte sich als vollendeter Diplomat der heiklen Mission, die die Descoings ihm anvertraute. Er stellte sich bei der Familie zum Diner ein, um Agathe zu sagen, daß sie am folgenden Tage in die Rue Vivienne ins Schatzamt gehen müßte, wo sie die Überschreibung des verfallenen Theils der Rente zu unterzeichnen und den Rest der Papiere, der noch sechshundert Franken Rente darstellte, abzuheben habe. Der alte Beamte verließ das trostlose Haus erst, nachdem er es bei Philipp durchgesetzt hatte, daß er eine Bittschrift an den Kriegsminister unterschrieb, in der er bat, ihn wieder in die Truppentkörper des Heeres einzustellen. Desroches versprach den beiden Frauen, die Bittschrift in den Bureaus des Ministeriums zu verfolgen und den Triumph, den der Herzog bei der Tänzerin über Philipp davongetragen hatte, auszunutzen, um sich die Befürwortung durch diesen

großen Herrn zu sichern. „Ehe noch drei Monate verstrichen sind, ist er Oberstleutnant im Regiment des Herzogs von Maigneuse, und Sie sind ihn los.“ Als Desroches ging, wurde er mit den Segenssprüchen der beiden Frauen und Josephs überschüttet. Das Blatt stellte, wie Finot vorausgesehen hatte, zwei Monate darauf sein Erscheinen ein. So hatte Philipps Fehltritt in der Öffentlichkeit keine weiteren Folgen; aber Agathes Muttergefühl hatte die tiefste Wunde erhalten. Nachdem ihr Glaube an ihren Sohn einmal erschüttert war, lebte sie in beständigen Ängsten, in die sich nur eine gewisse Genugthuung mischte, wenn sie sah, daß ihre düsteren Befürchtungen sich nicht erfüllten.

Wenn Männer, die mit physischem Mut begabt, aber moralisch feige und unedel sind, wie Philipp es war, erlebt haben, daß nach einer Katastrophe, in der ihre Moral so gut wie draufgegangen ist, die Dinge wieder ihren natürlichen Lauf nehmen, so ist für sie diese Nachsicht der Familie und der Freunde eine Ermunterungsprämie. Sie rechnen auf die Straflosigkeit: ihr in die falsche Richtung gelenkter Geist, ihre befriedigten Leidenschaften treiben sie dazu, zu untersuchen, wie es ihnen gelungen ist, die sozialen Gesetze zu umgehen, und sie werden dann grauenhaft geschickt. Vierzehn Tage darauf nahm also Philipp, der wieder ein müßiger und gelangweilter Mensch geworden war, mit Naturnotwendigkeit sein Caséleben, seine von Likörchen gehobenen Sitzungen, seine langen Billardpartien beim Punsch, sein nächtliches Spiel, bei dem er einen schwachen Einsatz daran wagte und einen kleinen Gewinn einsteckte, wie er für die Aufrechterhaltung seines unregelmäßigen Lebens genügte, wieder auf. Er sparte scheinbar, um seine Mutter und die Descoings besser täuschen zu können; er trug einen fast schmierigen Hut, der oben und am Rand gleichermaßen abgeschabt war, geflickte Stiefel und einen schäbigen Überrock, auf dem seine Rosette kaum noch glänzte, denn sie war durch den langen Aufenthalt im Knopfloch dunkel geworden

und von Likör- und Kaffeetropfen beschmutzt; seine grünlichen Handschuhe aus Wildleder trug er lange, und er legte seinen Satinfragen erst ab, wenn er aussah wie Filz. Mariette blieb die einzige Liebe dieses Junggesellen; daher verhärtete ihm denn auch der Verrat dieser Tänzerin völlig das Herz. Wenn er einmal durch Zufall unverhofften Gewinn einstrich, oder wenn er mit seinem alten Kameraden Giroudeau zu Nacht speiste, so wandte Philipp sich in einer Art brutaler Geringschätzung des ganzen weiblichen Geschlechts an die Venus der Straßen. Im übrigen lebte er regelmäßig, frühstückte und dinierte zu Hause und kehrte Nacht für Nacht gegen ein Uhr heim. Drei Monate dieses furchtbaren Lebens gaben Agathe wieder einige Zuversicht. Was Joseph anging, so arbeitete er an dem prachtvollen Gemälde, dem er seinen Ruf verdankte, und lebte in seinem Atelier. Im Vertrauen auf ihren Enkel verschwendete die Descoings, die an Josephs Ruhm glaubte, alle mütterliche Sorgfalt an den Maler; sie trug ihm morgens das Frühstück hinauf, sie machte seine Besorgungen, sie putzte ihm die Stiefel. Der Maler zeigte sich nur noch beim Diner, und seine Abende gehörten den Freunden aus seinem Kreise. Ubrigens las er viel und erwarb sich jene gründliche und ernste Bildung, die man nur sich selbst verdanken kann und um die sich alle Leute von Talent zwischen ihrem zwanzigsten und dreißigsten Jahre bemühen. Agathe, die Joseph wenig sah und in bezug auf ihn ohne Sorgen war, lebte nur noch für Philipp, der ihr einzig den Wechsel behobener Ängste und beruhigter Schrecknisse bereitete, aus denen das Leben der Gefühle ja bis zu einem gewissen Grade besteht und deren das Muttergefühl ebenso bedarf wie der Liebe. Desroches, der die Witwe seines einstigen Vorgesetzten und Freundes einmal in der Woche besuchte, machte ihr Hoffnungen: der Herzog von Maufrigneuse hätte Philipp für sein Regiment erbeten, der Kriegsminister ließe sich Bericht erstatten; und da Bridaus Name auf keiner Polizeiliste, in keinerlei Gerichtsakten stände, so mußte Philipp in den

ersten Monaten des folgenden Jahres sein Dienstpatent und die Urkunde seiner Wiedereinstellung erhalten. Um diesen Erfolg zu erreichen, hatte Desroches all seine Bekannten in Bewegung gesetzt. Seine Erkundigungen auf der Polizeipräfektur ergaben, daß Philipp damals jeden Abend zum Spiel ging; und er hielt es für nötig, dieses Geheimnis wenigstens der Descoings anzuvertrauen, indem er sie bat, den künftigen Oberstleutnant zu überwachen, denn ein Ärgernis konnte alles verderben; vorläufig würde der Kriegsminister noch nicht untersuchen, ob Philipp Spieler sei. Wenn er nur erst wieder unter den Fahnen stände, so würde er als Oberstleutnant eine Leidenschaft aufgeben, die nur seiner Untätigkeit entspränge. Agathe, die abends niemanden mehr hatte, las am Kamin ihre Gebete, während die Descoings sich die Karten legte, sich ihre Träume deutete und die Regeln der Kabala für ihre Einsätze benutzte. Die hartnäckige Spielerin versäumte nie eine Ziehung: sie spielte ihre Terne weiter, die immer noch nicht herausgekommen war. Diese Terne war nun bald einundzwanzig Jahre alt und wurde großjährig, und die alte Spielerin setzte große Hoffnungen auf diesen kindlichen Umstand. Eine der Nummern war seit dem Bestehen der Lotterie in allen Rädern geblieben; daher setzte die Descoings hoch auf diese Nummer und auf alle Zusammenstellungen der drei Zahlen. Die unterste Matratze ihres Bettes diente der armen Alten als Depot für ihre Ersparnisse; sie trennte sie auf, tat das Goldstück, das sie ihren Bedürfnissen abgerungen hatte, sorgfältig in Papier gewickelt, hinein und nähte sie wieder zu. Bei der letzten Pariser Ziehung wollte sie ihre ganzen Ersparnisse an die Zusammenstellungen ihrer vielgeliebten Terne wagen. Diese so allgemein verurteilte Leidenschaft ist niemals studiert worden. Niemand hat in ihr das Opium des Elends gesehen. Entwickelte die Lotterie, die mächtigste Fee der Welt, nicht magische Hoffnungen? Die Drehung der Roulette, die den Spielern Goldmassen und Genüsse vorspiegelte, dauerte nur so lange wie ein Blitz.

Wo wäre heute die soziale Macht, die einen Menschen für zwei Franken auf fünf Tage glücklich machen kann, indem sie ihm in Gedanken alle Seligkeiten der Zivilisation gewährt? Der Tabak, eine tausendmal unmoralischere Steuer als das Spiel, richtet den Körper zugrunde, greift den Intellekt an und macht eine Nation stumpf, während die Lotterie nicht das geringste Unheil dieser Art anrichtet. Diese Leidenschaft war übrigens gezwungen, sich sowohl nach dem Abstand zwischen den Ziehungen wie nach dem Rade zu richten, das jeder Spieler bevorzugte. Die Descoings spielte nur in dem Pariser Rad. In der Hoffnung, den Triumph dieser Terne zu erleben, die sie seit zwanzig Jahren spielte, hatte sie sich ungeheure Entbehrungen auferlegt, um in aller Freiheit bei der letzten Ziehung des Jahres ihren Einsatz machen zu können. Wenn sie kabbalistische Träume hatte, denn nicht alle Träume stimmten zu den Zahlen der Lotterie, so ging sie zu Joseph und erzählte sie ihm; denn er war das einzige Wesen, das sie anhörte, nicht nur ohne sie zu schelten, sondern indem er ihr noch jene sanften Worte sagte, mit denen die Künstler den Wahnsinn des Geistes trösten. Alle großen Talente achten und begreifen wahre Leidenschaften; sie können sie sich erklären und fühlen sie in der eigenen Brust oder in ihrer Einbildungskraft wurzeln. Joseph sagte sich: sein Bruder liebte den Tabak und die Liköre, seine alte Mama Descoings liebte die Ternen, seine Mutter liebte Gott, der junge Desroches liebte die Prozesse, der alte Desroches liebte das Angeln; jedermann, sagte er, liebte irgend etwas. Er selber liebte das Ideal der Schönheit in allem; er liebte Byrons Dichtungen, Géricaults Malerei, Rossinis Musik, Walter Scotts Romane. „Jeder hat seinen Geschmack, Mama,“ rief er aus. „Nur sackelt deine Terne etwas lange.“ „Sie wird herauskommen, und dann bist du reich, und ebenso mein kleiner Bixiou!“ „Gib deinem Enkel nur alles,“ erwiderte Joseph. „Übrigens kannst du das halten, wie du willst.“ „Ach, wenn sie herauskommt, so habe ich für alle genug. Du sollst vor

allem ein schönes Atelier bekommen, du sollst nicht mehr die italienische Oper entbehren müssen, um deine Modelle und deinen Farbenhändler bezahlen zu können. Weißt du, mein Kind," fügte sie hinzu, „daß du mir auf dem Bild da nicht gerade eine schöne Rolle gibst!" Aus Sparsamkeit hatte die Descoings Joseph für sein großes Gemälde stehen müssen, auf dem eine junge Kurtisane dargestellt war, die von einem alten Weibe einem venezianischen Senator zugeführt wurde. Dieses Bild, eins der Meisterwerke der modernen Malerei, das Gros selber für einen Tizian hielt, bereitete die jungen Künstler wunderbar darauf vor, Josephs Überlegenheit im Salon von 1823 zu erkennen und zu verkünden. „Wer dich kennt, der weiß auch, wer du bist," gab er lustig zur Antwort; „und weshalb solltest du dich um die kümmern, die dich nicht kennen?"

Seit etwa zehn Jahren hatte die Descoings die reifen Farbtöne einer ReINETTE um Ostern angenommen. Ihre Runzeln hatten sich in die Fülle ihres Fleisches eingegraben, das kalt und weich geworden war. In ihren lebensvollen Augen schien ein noch junger und lebhafter Gedanke zu wachen, der um so eher für einen Gedanken der Begierde gelten konnte, als der Spieler stets etwas Begieriges hat. Ihr fleischiges Gesicht zeigte die Spuren einer tiefen Verstecktheit und eines auf dem Grunde des Herzens verborgenen Hintergedankens. Ihre Leidenschaft verlangte das Geheimniß. In den Bewegungen der Lippen verrieten sich Anzeichen der Naschhaftigkeit. Und wenn sie auch die rechtschaffene und ausgezeichnete Frau war, die man kennt, so konnte sich das Auge doch über sie täuschen. Sie gab also ein wundervolles Modell für die Alte ab, die Bridau malen wollte. Coralie, eine junge Schauspielerin von wundervoller Schönheit, die in der Blüte ihrer Jahre starb, die Geliebte eines jungen Dichters, der mit Bridau befreundet war, Lucien de Rubemprés, hatte ihm den Gedanken an dies Gemälde eingegeben. Man hat dieser schönen Leinwand den Vorwurf gemacht, sie sei nur ein Bild im Stil alter Meister, ob-

wohl sie eine glänzende Inszenierung dreier Bildnisse enthielt. Michel Chrestien, einer der jungen Leute des Kreises, hatte seinen Republikanerkopf für den Senatoren hergegeben, und Joseph hatte ihm einige Töne der Reife hinzugefügt, ebenso wie er den Ausdruck im Gesicht der Descoings unterstrich. Dieses große Gemälde, das so viel Aufsehen erregen und Joseph so viel Haß, Eifersucht und Bewunderung eintragen sollte, war skizziert; aber unter dem Zwang, die Ausführung zugunsten bestellter Arbeit zu unterbrechen, um leben zu können, kopierte er die Bilder der alten Meister, indem er sich in ihr Verfahren vertiefte; dadurch wurde denn auch sein Pinsel zu einem der geschicktesten. Sein gesunder Künstlerverstand hatte ihm den Gedanken eingegeben, der Descoings und seiner Mutter zu verbergen, daß der Verdienst, den er zu ernten begann, immerfort wuchs; denn er erkannte bei der einen den Keim des Ruins in Philipp, bei der anderen in der Lotterie. Die Kaltblütigkeit, die der Soldat in seiner Katastrophe entfaltete, die unter dem Spiel mit dem Selbstmord verborgene Berechnung, die Joseph erkannte, der Gedanke an die Fehltritte in einer Karriere, die er nie hätte aufgeben dürfen, kurz, die geringsten Einzelheiten im Verhalten seines Bruders hatten schließlich Joseph die Augen geöffnet. Ein solcher Scharfblick fehlt den Malern selten; da sie den ganzen Tag hindurch in der Stille ihres Ateliers mit Arbeiten beschäftigt sind, die den Geist bis zu einem gewissen Grade frei lassen, so ähneln sie ein wenig den Frauen: ihr Gedanke kann die kleinen Tatsachen des Lebens umschweben und ihren verborgenen Sinn durchdringen. Joseph hatte sich eine jener prachtvollen Truhen gekauft, wie sie die Mode damals nicht kannte, um einen Winkel seines Ateliers damit zu schmücken; dorthin fiel das Licht, das in den Schnitzereien flimmerte und diesem Meisterstück der Handwerker des sechzehnten Jahrhunderts seinen ganzen Glanz gab. Er entdeckte ein Geheimfach darin, und dort sammelte er einen kleinen Schatz für Fälle der Not. Mit der allen echten

Künstlern natürlichen Arglosigkeit tat er in der Regel das Geld, das er für seine Monatsausgabe bestimmte, in einen Totenkopf, der auf einem der Kästen der Truhe stand. Seit sein Bruder wieder in die Wohnung zurückgekehrt war, zeigte sich ein ständiger Mißklang zwischen der Ziffer seiner Ausgaben und dieser Summe. Die monatlichen hundert Franken verschwanden mit unglaublicher Geschwindigkeit. Als er nach einer Ausgabe von höchstens vierzig bis fünfzig Franken nichts mehr vorfand, sagte er sich das erstemal: „Es scheint, mein Geld hat Extrapost genommen!“ Das zweitemal begann er auf seine Ausgaben zu achten; aber wenn er auch noch so viel rechnete, wie Robert Macaire: sechzehn und fünf macht dreiundzwanzig, er fand sich nicht mehr aus. Als er sich das drittemal auf einem noch größeren Irrtum ertappte, sprach er der alten Descoings von dieser peinlichen Sache, denn er fühlte, daß sie ihn mit jener mütterlichen, zärtlichen, vertrauenden, leichtgläubigen und begeisterten Liebe liebte, die seiner wirklichen Mutter, so gut sie war, fehlte, und die doch dem Künstler in seinen Anfängen genau so not tut wie die Pflege der Henne den Rücken, bevor sie ihre Federn haben. Nur ihr konnte er seinen furchtbaren Verdacht anvertrauen. Seiner Freunde war er wie seiner selber sicher, und auch die Descoings nahm ihm gewiß nichts, um es in die Lotterie zu tragen; als er daher der armen Frau seine Gedanken aussprach, rang sie die Hände: nur Philipp also konnte diesen kleinen häuslichen Diebstahl begehen.

„Weshalb bittet er mich nicht um das, was er braucht?“ rief Joseph, indem er Farbe von seiner Palette nahm und alle Töne verschmierte, ohne daß er es merkte. „Würde ich ihm Geld abschlagen?“ „Aber das ist Raub an einem Kinde!“ rief die Descoings, deren Gesicht den tiefsten Abscheu ausdrückte. „Nein,“ erwiderte Joseph; „er kann es tun, er ist mein Bruder, mein Geldbeutel ist auch der seine; aber er mußte es mir sagen.“ „Lege heute morgen eine bestimmte Summe in kleinem Geld hinein und rühre es nicht an,“ sagte die Des-

coings; „ich werde aufpassen, wer dein Atelier betritt; und wenn nur er dagewesen ist, so hast du Gewißheit.“

Am folgenden Tage erhielt Joseph auf diese Weise den Beweis für die gewaltsamen Anleihen, die sein Bruder bei ihm machte. Philipp trat ins Atelier, wenn Joseph nicht dort war, und nahm sich die kleinen Summen, die ihm fehlten. Der Künstler zitterte für seinen kleinen Schatz. „Warte, warte! Ich werde dich zwicken, mein Bürschchen!“ sagte er lachend zu der Descoings. „Und daran tußt du recht; wir müssen ihn bessern, denn auch ich finde manchmal in meiner Börse ein Defizit. Aber der arme Junge braucht Tabak, er ist daran gewöhnt.“ „Der arme Junge! Der arme Junge!“ rief der Künstler. „Ich bin ein wenig der Meinung Fulgences und Bixious: Philipp zieht uns beständig an den Beinen; bald mengt er sich in Verschwörungen, und man muß ihn nach Amerika schicken, wo er dann unserer armen Mutter zwölftausend Franken kostet; er kann in den Wäldern der Neuen Welt nichts finden, und seine Heimkehr kostet ebensoviel wie die Hinreise. Unter dem Vorwand, einem General zwei Worte Napoleons wiederholt zu haben, hält Philipp sich für einen großen Offizier und für verpflichtet, den Bourbonen eine Grimasse zu schneiden; inzwischen amüsiert er sich, er reist, er sieht etwas von der Welt. Ich falle nicht mehr auf den Leim seines Unglücks hinein; er sieht mir ganz danach aus, als fühle er sich überall wunderbar wohl! Man verschafft meinem Bürschchen eine ausgezeichnete Stellung, er führt mit einem Mädchen von der Oper ein Sardana-palsleben, bestiehlt die Kasse einer Zeitung und kostet unserer armen Mutter noch einmal zwölftausend Franken. Ich natürlich schere mich den Teufel darum. Aber er bringt die arme Frau aufs Stroh. Er sieht mich als ein Nichts an, weil ich nicht bei den Gardedragonern gestanden habe! Und ich werde doch vielleicht diese gute, liebe Mutter auf ihre alten Tage unterhalten müssen, während dieser Haudegen, wenn er so fortfährt, ich weiß nicht wie enden wird. Bixiou hat einmal zu mir gesagt:

„Dein Bruder ist mir ein durchtriebener Possenspieler!“ Ja, dein Enkel hat recht: Philipp wird uns noch einen Schabernack spielen, bei dem die Ehre der Familie draufgeht. Dann muß man wieder zehn= bis zwölfthausend Franken aufstreiben! Er spielt jeden Abend, er läßt, wenn er betrunken wie ein Johanniter nach Hause kommt, punktierte Karten auf die Treppe fallen, auf denen er sich die Wechselfälle des Rouge=et=Noire markiert hat. Vater Desroches müht sich ab, Philipp wieder ins Heer zu bringen, und auf meine Ehre, ich glaube, der wäre in Verzweiflung, wenn er wieder dienen müßte. Hättest du geglaubt, daß ein Junge, der so schöne, so klare blaue Augen hat und aussieht wie ein Ritter Bayard, zum Gauner werden könnte?“

Trotz der Kaltblütigkeit und Vorsicht, mit der Philipp abends seine Summen spielte, war er bisweilen, was die Spieler „ausverkauft“ nennen. Durch das unwiderstehliche Verlangen getrieben, wenigstens den geringsten Einsatz, zehn Franken, für den Abend zu haben, plünderte er dann im Hause die Kasse seines Bruders, die der Descoings, die sie herumliegen ließ, oder die Agathes. Einmal hatte die arme Mutter schon in ihrem ersten Schlaf eine furchtbare Vision gehabt: Philipp war in ihr Zimmer getreten und hatte aus den Taschen ihres Kleides alles Geld genommen, das darin war. Agathe hatte getan, als schlief sie; aber den Rest der Nacht hindurch hatte sie geweint. Sie sah klar. „Ein Fehltritt ist noch kein Laster,“ hatte die Descoings gesagt; aber nach den beständigen Rückfällen zeigte sich das Laster. Agathe konnte nicht mehr daran zweifeln: ihr geliebtester Sohn besaß weder Feingefühl noch Ehre. Am Tage nach dieser furchtbaren Vision hatte sie ihn in ihr Zimmer gezogen, um ihn in flehentlichem Ton zu bitten, daß er fordern möchte, was er an Geld nötig hätte. Hinfort wiederholten sich die Forderungen so oft, daß Agathe seit vierzehn Tagen ihre ganzen Ersparnisse erschöpft sah. Sie hatte keinen Heller mehr und dachte daran, zu arbeiten; sie hatte seit meh=

reren Abenden mit der Descoings die Mittel erörtert, durch ihre Arbeit Geld zu verdienen. Schon war die arme Mutter in den „Familienvater“ gegangen, um zu bitten, daß man ihr Stickerien zum Ausbessern gäbe, eine Arbeit, die etwa einen Franken täglich abwirft. Trotz der tiefen Verschwiegenheit ihrer Nichte hatte die Descoings den Grund dieses Verlangens, durch weibliche Arbeit Geld zu verdienen, gleich erraten. Die Wandlungen in Agathes Zügen waren übrigens beredt genug: ihr frisches Gesicht wurde trocken, die Haut legte sich eng an die Schläfen und Backen, ihre Stirn bekam Runzeln, und ihre Augen verloren ihre Klarheit; offenbar zehrte ein inneres Feuer an ihr, sie weinte während der Nacht; aber was sie am meisten verzehrte, das war die Notwendigkeit, ihre Schmerzen, Leiden und Befürchtungen zu verschweigen. Sie schlief nie mehr ein, bevor Philipp nach Hause gekommen war; sie wartete, bis sie ihn auf der Straße hörte. Sie hatte die Wandlungen seiner Stimme, seines Schritts studiert, die Sprache seines Stocks, der übers Pflaster schleifte: nichts blieb ihr verborgen; sie erkannte, bis auf welchen Grad Philipps Trunkenheit gestiegen war; sie zitterte, wenn sie ihn auf der Treppe stolpern hörte. Eines Nachts hatte sie Goldstücke zusammengelesen, wo er hingefallen war. Wenn er getrunken und gewonnen hatte, so war seine Stimme heiser, und sein Rohrstock schleifte nach; wenn er aber verloren hatte, so lag in seinem Schritt etwas Trockenes, Sauberes, Zorniges, er trällerte mit klarer Stimme und hielt seinen Stock wie ein Gewehr in der Schwebe. Beim Frühstück war sein Gesicht, wenn er gewonnen hatte, lustig und beinahe liebevoll; er machte grobe Witze, scherzte aber doch mit der Descoings, mit Joseph, mit seiner Mutter; wenn er verloren hatte, war er dagegen düster, und seine kurze, stoßweise Rede, sein harter Blick und seine Traurigkeit beängstigten. Das ausschweifende Leben und der zur Gewohnheit gewordene Alkoholgenuß verwandelten dies einst so schöne Gesicht von Tag zu Tag: die Adern füllten sich mit Blut, die Züge vergrößerten

sich, die Augen verloren die Wimpern und wurden trocken. Und da Philipp wenig auf sich achtete, so hauchte er die Miasmen der Kneipe aus, einen Geruch kotiger Stiefel, der einem Fremden als das Zeichen der Ver lumpung erschienen wäre.

In den ersten Dezembertagen sagte die Descoings zu Philipp: „Du müßtest dir von Kopf bis zu Fuß neue Kleider machen lassen.“ „Und wer soll sie bezahlen?“ erwiderte er mit bitterer Stimme. „Meine arme Mutter hat keinen Pfennig mehr; ich habe fünfhundert Franken im Jahr. Ich müßte einen Jahresbetrag meiner Pension haben, um mir Kleider machen zu lassen, und ich habe meine Pension auf drei Jahre verpfändet . . .“ „Und weshalb?“ fragte Joseph. „Eine Ehrenschuld. Giroudeau hatte von Florentine tausend Franken genommen, um sie mir zu borgen . . . Ich sehe ja nicht gerade glänzend aus; aber wenn man bedenkt, daß Napoleon auf Saint Helena sitzt und sein Silber verkauft, um leben zu können, so dürfen wohl auch die Soldaten, die ihm treu sind, auf ihren Schäften laufen,“ sagte er, indem er seine absatzlosen Stiefel zeigte. Damit ging er hinaus.

„Schlecht ist der Junge nicht,“ sagte Agathe; „er hat edle Empfindungen.“ „Man kann den Kaiser lieben und sich trotzdem anständig anziehen,“ entgegnete Joseph. „Wenn er auf sich und seine Kleider achtete, so würde er nicht aussehen wie ein Habenicht.“ „Joseph, du mußt Nachsicht mit deinem Bruder haben,“ sagte Agathe; „du machst, was du willst! Aber er steht gewiß nicht auf seinem Platz!“ „Weshalb hat er ihn verlassen?“ fragte Joseph. „Was tut es, ob die Wanzen Ludwigs XVIII. oder der Ruckuck Napoleons auf den Fahnen sitzen; wenn die Lappen nur französisch sind! Frankreich bleibt Frankreich! Ich würde für den Teufel malen! Ein Soldat muß sich, wenn er ein Soldat ist, aus Liebe zum Handwerk schlagen. Und wenn er ruhig beim Heer geblieben wäre, so wäre er heute General . . .“ „Du bist ungerecht gegen ihn,“ sagte Agathe. „Sein Vater, der den Kaiser anbetete, hätte

ihm recht gegeben. Aber er ist ja endlich bereit, wieder ins Heer einzutreten! Gott weiß, welchen Kummer deinem Bruder das macht, was er doch als einen Verrat ansieht."

Joseph stand auf, um in sein Atelier zu gehen; aber Agathe nahm ihn bei der Hand und sagte: „Sei gut gegen deinen Bruder, er ist so unglücklich!"

Als der Künstler in sein Atelier zurückkehrte, folgte ihm die Descoings, die ihn bat, die Empfindlichkeit seiner Mutter zu schonen, indem sie ihn darauf aufmerksam machte, wie sehr sie sich veränderte und auf wie viel innere Leiden diese Veränderung deutete. Zu ihrem großen Staunen fanden sie oben Philipp vor. „Joseph, mein Kleiner," sagte er leichthin, „ich brauche Geld. Verdammt! Ich bin in meinem Tabaksladen dreißig Franken für Zigarren schuldig; und ich wage nicht mehr, vor dieser verwünschten Bude vorbeizugehen, ohne sie zu bezahlen. Ich habe es ihm schon zehnmal versprochen." „Nun, so ist mir's lieber," erwiderte Joseph, „nimm dir aus dem Kopf." „Das habe ich gestern abend nach dem Diner schon alles genommen." „Da lagen noch fünfundvierzig Franken..." „Na ja, das geht auf meine Rechnung," versetzte Philipp; „ich habe sie gefunden. Habe ich unrecht daran getan?" fuhr er fort. „Nein, mein Freund, nein," entgegnete der Künstler. „Wenn du reich wärst, würde ich es genau so machen; nur würde ich dich vorher fragen, ob es dir paßt." „Es ist so demütigend, darum zu bitten," versetzte Philipp. „Mir wäre es lieber, du nähmst es wie ich, ohne etwas davon zu sagen: darin liegt mehr Zutrauen. Im Heer stirbt ein Kamerad, er hat ein Paar guter Stiefel; man hat selber schlechte, man tauscht mit ihm." „Ja, aber man nimmt sie ihm nicht, solange er lebt!" „Oh! Kleinigkeiten," erwiderte Philipp, indem er mit den Achseln zuckte. „Also hast du kein Geld mehr?" „Nein," sprach Joseph, der sein Geheimfach nicht zeigen wollte. „In ein paar Tagen sind wir reich," sagte die Descoings. „Ja, du glaubst, daß deine Terne am fünfundzwanzigsten bei der

Pariser Ziehung herauskommt? Da mußt du einen großartigen Einsatz machen, wenn wir alle reich werden sollen." „Eine einfache Terne von zweihundert Franken ergibt drei Millionen; die Doppeltreffer und Prämien nicht gerechnet." „Den fünfzehntausendfachen Einsatz, ja; da brauchst du genau zweihundert Franken!" rief Philipp. Die Descoings biß sich auf die Lippen; sie hatte ein unvorsichtiges Wort gesagt. Und wirklich fragte Philipp sich auf der Treppe: „Wo mag diese alte Hexe das Geld für ihren Einsatz versteckt haben? Es ist verlorenes Geld, ich könnte es so gut gebrauchen! Mit vier Einsätzen zu je fünfzig Franken kann man zweihunderttausend Franken gewinnen, und sicherer, als bei dem möglichen Erfolg einer Terne!"

Er suchte in Gedanken nach dem wahrscheinlichen Versteck der Descoings. Am Tage vor dem Weihnachtsfest ging Agathe in die Kirche und blieb lange fort; ohne Zweifel beichtete sie und bereitete sich auf das Abendmahl vor. Da man vor dem Fest stand, so mußte die Descoings notwendig ausgehen, um ein paar Leckerbissen für das Nachtmahl zu kaufen; aber vielleicht machte sie auch zugleich ihren Einsatz. In fünf Tagen begann bei der Lotterie in Bordeaux, Lyon, Lille, Straßburg und Paris eine fünfstägige Ziehung. Die Pariser Lotterie wurde stets am fünfundzwanzigsten des Monats gezogen, und die Listen wurden am vierundzwanzigsten um Mitternacht geschlossen. Der Soldat erwog alle Möglichkeiten und legte sich aufs Beobachten. Gegen Mittag kehrte Philipp nach Hause zurück; die Descoings war ausgegangen, aber sie hatte den Schlüssel zur Wohnung mitgenommen. Das war kein Hindernis. Philipp tat, als habe er etwas vergessen, und bat die Portiersfrau, einen Schlosser zu holen, der ganz in der Nähe wohnte, in der Rue Guénégaud, und der auch kam, um die Thür zu öffnen. Der erste Gedanke des Kriegers galt dem Bett. Er deckte es auf und betastete die Matratze, ehe er das Holz untersuchte; und in der untersten Matratze fühlte er die in Papier gewickelten Goldstücke. Schnell hatte er die Leinwand

aufgetrennt und die zwanzig Napoleons zusammengerafft; dann ordnete er das Bett, ohne sich die Mühe zu machen, die Leinwand wieder zuzunähen, geschickt genug, um die Descoings nichts merken zu lassen.

Der Spieler machte sich mit behendem Schritt davon, indem er sich vornahm, zu drei verschiedenen Malen, im Abstände von je drei Stunden, jedesmal nur zehn Minuten lang zu spielen. Die echten Spieler spielten seit 1786, der Zeit, als die öffentlichen Spiele aufkamen, niemals anders: jene großen Spieler, die von der Verwaltung gefürchtet wurden, und die, nach dem Ausdruck der Spielhöllen, der Bank das Geld aufsaßen. Aber ehe man diese Erfahrung hatte, verlor man manches Vermögen. Die ganze Philosophie der Pächter und ihr Gewinn entsprangen der Unerschütterlichkeit ihrer Kasse, den unentschiedenen Fällen, bei denen die Hälfte der Einsätze der Bank zufiel, und der ausgesuchten Böswilligkeit, die die Regierung autorisierte, und die darin bestand, daß man die Einsätze der Spieler nur fakultativ zu halten und zu honorieren brauchte. Mit einem Wort, das Spiel, das den Einsatz des reichen und kaltblütigen Spielers abweisen konnte, verschlang das Vermögen dessen, der dumm und eigensinnig genug war, sich durch die rasche Bewegung dieser Maschine berauschen zu lassen. Die Bankhalter des Trente-et-Quarante arbeiteten fast ebenso schnell wie die Roulette. Philipp hatte sich schließlich jene Kaltblütigkeit eines kommandierenden Generals erworben, die es ermöglicht, mitten im Wirbel der Dinge das Auge klar und den Verstand ungetrübt zu erhalten. Er hatte es bis zu jener hohen Politik des Spiels gebracht, die nebenbei bemerkt in Paris etwa tausend Personen ernährte, denen der Abgrund, in den sie jeden Abend blickten, keinen Schwindel mehr verursachte. Philipp war entschlossen, an diesem Tage mit seinen vierhundert Franken sein Glück zu machen. Er steckte sich als Reserve zweihundert Franken in die Stiefel und behielt zweihundert in der Tasche. Um drei Uhr trat er in den Saal, der

jetzt das Theater des Palais Royal innehat, und in dem damals die Bankhalter die höchsten Summen hielten. Eine halbe Stunde darauf verließ er ihn um siebentausend Franken reicher. Er suchte Florentine auf, der er fünfhundert Franken schuldig war, gab sie ihr zurück und lud sie ein, nach dem Theater im Rocher de Cancale zu soupiieren. Auf dem Rückweg ging er durch die Rue du Sentier und in das Bureau des Blattes, um seinen Freund Giroudeau von dem geplanten Fest in Kenntniß zu setzen. Um sechs Uhr gewann Philipp fünfundzwanzigtausend Franken, und seinem Wort getreu ging er nach zehn Minuten. Abends um zehn hatte er fünfundsiebzigtausend Franken gewonnen.

Nach dem Souper, das prachtvoll, trunken und sehr vertraulich war, kehrte Philipp gegen Mitternacht zum Spiel zurück. Entgegen dem Gesetz, das er sich selber auferlegt hatte, spielte er eine Stunde lang und verdoppelte sein Vermögen. Die Bankhalter, denen er durch seine Spielweise hundertfünfzigtausend Franken abgeloßt hatte, sahen ihn neugierig an. „Wird er gehen? Wird er bleiben?“ fragten sie sich durch einen Blick. „Wenn er bleibt, so ist er verloren.“

Philipp glaubte in einer glücklichen Stunde zu stehen und blieb. Um drei Uhr morgens waren die hundertfünfzigtausend Franken in die Kasse der Bank zurückgeflossen. Der Offizier, der während des Spiels reichlich Grog getrunken hatte, ging in einem Zustand der Trunkenheit davon, den die Kälte, die ihn faßte, aufs höchste steigerte; aber ein Saaldiener folgte ihm, raffte ihn auf und führte ihn in eins jener furchtbaren Häuser, an deren Thür man auf einer Laterne die Worte liest: Hier übernachtet man. Der Diener bezahlte für den ruinierten Spieler, den man in seinen Kleidern auf ein Bett legte, wo er bis zum Abend des Weihnachtstages liegen blieb. Die Spielverwaltung sorgte für ihre Kunden und für die großen Spieler. Philipp wachte erst um sieben Uhr auf, mit teigigem Mund und geschwellenem Gesicht, von einem nervösen Fieber befallen.

Die Kraft seines Temperaments ermöglichte es ihm, zu Fuß in das mütterliche Haus zurückzukehren, wo er, ohne es zu wollen, Trauer, Verzweiflung, Elend und Tod gesät hatte.

Als am Abend vorher das Diner bereit gewesen war, hatten die Descoings und Agathe Philipp zwei Stunden lang erwartet. Man setzte sich erst um sieben zu Tisch. Agathe ging fast immer um zehn Uhr schlafen; da sie aber die Mitternachtsmesse hören wollte, so legte sie sich heute gleich nach dem Diner. Die Descoings und Joseph blieben allein am Kamin, in dem kleinen Salon, der zu allem diente, und die alte Frau bat ihn, ihr ihren bedeutenden Einsatz, ihren Monstreeinsatz auf die berühmte Terne auszurechnen. Sie wollte auch die Doppeltreffer und die Prämien spielen, kurz, alle Möglichkeiten ausnützen. Nachdem sie die Poesie dieses großen Schlages gekostet und die beiden Glückshörner ihrem Adoptivkind zu Füßen entleert und ihm ihre Träume erzählt hatte, indem sie die Sicherheit des Gewinnes bewies und sich nur über das eine Sorge machte, wie schwer ein solches Glück zu ertragen, ja, von Mitternacht bis zum folgenden Tage um zehn zu erwarten sei, fiel es Joseph, der die vierhundert Franken des Einsatzes nicht sah, ein, von ihnen zu reden. Die alte Frau ging hinaus und nahm ihn mit in den ehemaligen Salon, der ihr Zimmer geworden war. „Du sollst sie sehen!“ sagte sie.

Die Descoings deckte ihr Bett ziemlich eilig auf und suchte nach der Schere, um die Matratze aufzutrennen; sie nahm ihre Brille, untersuchte die Leinwand, sah, daß sie aufgetrennt war, und ließ die Matratze los. Als Joseph die alte Frau aus der Tiefe ihrer Brust hervor einen Seufzer ausstoßen hörte, der gleichsam von dem zum Herzen dringenden Blut erstickt war, streckte er instinktiv der alten Spielerin die Arme hin, setzte sie auf einen Sessel und rief seine Mutter, da sie ohnmächtig geworden war. Agathe stand auf, warf sich einen Morgenrock über und eilte herbei; und bei dem Licht einer Kerze wandte sie all die gewöhnlichen Mittel an: sie befeuchtete ihr die

Schlafen mit Eau de Cologne, die Stirn mit kaltem Wasser, sie verbrannte ihr eine Feder unter der Nase, und endlich sah sie, daß sie wieder zu sich kam.

„Heute morgen waren sie noch da; aber ‚er‘ hat sie genommen, das Ungeheuer!“ „Was?“ fragte Joseph. „Ich hatte zwanzig Louisdor in meiner Matratze, meine Ersparnisse aus zwei Jahren. Nur Philipp hat sie nehmen können...“ „Aber wann?“ rief die arme Mutter überwältigt. „Er ist seit dem Frühstück nicht mehr hier gewesen.“ „Ich wollte, ich täuschte mich,“ versetzte die Alte. „Aber ich habe schon heute morgen, in Josephs Atelier, als ich von meinem Einsatz sprach, eine Ahnung gehabt; ich habe den Fehler gemacht, daß ich nicht gleich hinunterging und meinen kleinen Schatz holte, um auf der Stelle meinen Einsatz zu machen. Ich wollte es, und ich weiß nicht mehr, was mich daran gehindert hat. O mein Gott! Ich bin noch hingegangen, um ihm Zigarren zu kaufen!...“ „Aber“, sagte Joseph, „die Wohnung war verschlossen. Außerdem ist das so infam, daß ich nicht daran glauben kann. Philipp mußte spioniert haben, er mußte deine Matratze aufgetrennt, er mußte das Ganze überlegt haben... Nein!“ „Ich habe sie noch heute morgen gefühlt, als ich mein Bett machte, nach dem Frühstück,“ wiederholte die Descoings.

In höchster Angst stieg Agathe hinab und fragte, ob Philipp während des Tages wieder nach Hause gekommen sei; die Portiersfrau erzählte ihr Philipps Roman. Die Mutter kehrte, ins Herz getroffen, vollständig verwandelt zurück. Weiß wie ihr Hemdentuch schritt sie dahin, wie in unserer Vorstellung Gespenster schreiten, geräuschlos, langsam, wie durch die Wirkung einer übermenschlichen Kraft, und doch fast mechanisch. In der Hand hielt sie eine Kerze, die sie voll beleuchtete und ihre vor Grauen erstarrten Augen zeigte. Ohne daß sie es wußte, hatten sich ihre Haare gelöst, als sie sich mit der Hand über die Stirn fuhr; und dieser Zufall machte sie zu einem solchen Bild des Grauens, daß Joseph vor dieser Erscheinung

der Gewissensbisse, vor dieser Vision einer Statue des Entsetzens und der Verzweiflung wie angewurzelt stehen blieb.

„Liebe Tante,“ sagte sie, „nimm meine Bestecke, ich habe sechs, das ergibt deine Summe, denn ich habe sie für Philipp genommen; ich hatte geglaubt, ich würde sie ersetzen können, ehe du es bemerktest. Oh, ich habe schwer gelitten.“ Sie setzte sich. Ihre trockenen, starren Augen flackerten ein wenig. „Den Streich hat er ausgeführt,“ sagte die Descoings ganz leise zu Joseph. „Nein, nein,“ wiederholte Agathe. „Nimm meine Bestecke, verkaufe sie, ich brauche sie nicht; wir können mit deinen essen.“

Sie ging in ihr Zimmer, nahm den Silberkasten, fand ihn sehr leicht, öffnete ihn und sah einen Pfandschein darin. Die arme Mutter stieß einen furchtbaren Schrei aus. Joseph und die Descoings eilten herbei und blickten in den Kasten; und die heilige Lüge der Mutter wurde zwecklos. Alle drei bewahrten Schweigen und vermieden es, sich anzusehen. In diesem Augenblick legte Agathe mit einer fast irren Bewegung den Finger auf die Lippen, um eine Verschwiegenheit anzupfehlen, die niemand zu brechen gedachte. Alle drei kehrten vor das Feuer im Kamin zurück.

„Ach, meine Kinder,“ rief die Descoings aus, „ich bin ins Herz getroffen: meine Terne wird herauskommen, dessen bin ich sicher. Ich denke nicht mehr an mich, sondern an euch beide! — Philipp“, sagte sie zu ihrer Nichte, „ist ein Ungeheuer: was ihr auch für ihn tut, er liebt euch trotzdem nicht. Wenn ihr keine Vorsichtsmaßregeln gegen ihn ergreift, wird euch der Elende noch aufs Stroh bringen. Versprich mir, deine Renten zu verkaufen, das Kapital flüssig zu machen und es in Leibrenten anzulegen. Joseph hat einen guten Beruf ergriffen, der ihn ernähren wird. Wenn du dich dazu entschließt, so wirst du Joseph nie zur Last fallen. Herr Desroches will seinen Sohn etablieren. Der kleine Desroches (der damals sechszwanzig Jahre alt war) hat eine Notarstelle ge-

funden; er wird deine zwölftausend Franken auf Leibrenten nehmen."

Joseph ergriff die Kerze seiner Mutter und stieg eilig in sein Atelier hinauf; er kehrte mit dreihundert Franken zurück. „Hier, Mama Descoings!" sagte er, indem er ihr seinen Schatz anbot. „Wir haben nicht zu untersuchen, was du mit deinem Geld anfängst; wir schulden dir, was dir fehlt, und hier ist fast die ganze Summe." „Deine armen, kleinen Ersparnisse nehmen, die Frucht deiner Entbehrungen, derentwegen ich so viel leide! Bist du von Sinnen, Joseph?" rief die alte Spielerin der königlich französischen Lotterie, die sichtlich zwischen ihrem brutalen Glauben an die Terne und dem Abscheu vor einer solchen Handlung, die ihr wie ein Kirchenraub erschien, hin und her schwankte. „Bitte, tu damit, was du willst," sagte Agathe, die der Schritt ihres wahren Sohnes bis zu Tränen rührte. Die Descoings faßte Josephs Kopf und küßte ihn auf die Stirn: „Mein Kind, führe mich nicht in Versuchung. Sieh, ich würde noch einmal verlieren. Die Lotterie ist eine Dummheit!" Nie ist in den unbekannten Dramen des Privatlebens ein heroischeres Wort gesprochen worden. Und triumphierte hier nicht wirklich die Liebe über ein eingewurzeltcs Laster? In diesem Augenblick erklangen die Glocken der Mitternachtsmesse. „Und dann ist es auch zu spät," fuhr die Descoings fort. „Oh!" rief Joseph, „wo blieben deine kabbalistischen Berechnungen?" Der edelmütige Künstler sprang auf die Nummern zu, stürzte die Treppe hinunter und eilte, um den Einsatz zu machen.

Als Joseph fort war, brachen Agathe und die Descoings in Tränen aus. „Er geht hin, der Liebling," rief die alte Spielerin. „Aber es soll alles ihm gehören, denn es ist sein Geld!"

Unglücklicherweise hatte Joseph keine Ahnung von der Lage der Lotteriebureaus, die die Kunden in Paris damals so genau kannten, wie heute die Raucher die Tabakläden kennen. Der Maler lief wie ein Wahnsinniger, indem er alle Laternen ansah. Als er Vorübergehende bat, ihm ein Lotteriebureau zu

bezeichnen, erwiderte man ihm, sie seien schon geschlossen; nur das an der Freitreppe beim Palais Royal bleibe bisweilen ein wenig länger offen. Er flog zum Palais Royal, wo er das Bureau ebenfalls geschlossen fand. „Zwei Minuten früher, und Sie hätten Ihren Einsatz noch machen können,“ sagte ihm einer der fliegenden Loshändler, die unten an der Freitreppe standen, indem sie die sonderbaren Worte ausriefen: „Zwölfhundert Franken für vierzig Sous!“ und fertig ausgefüllte Lose zum Kauf anboten. Beim Licht der Laterne und der Lampen des Café de la Rotonde sah Joseph nach, ob sich nicht zufällig auf einem dieser Lose ein paar Nummern der Descoings fänden; aber er entdeckte keine einzige und kehrte mit dem Schmerz nach Hause zurück, vergeblich alles getan zu haben, was in seiner Macht stand, um die alte Frau zu befriedigen, der er jetzt sein Unglück erzählte. Agathe und ihre Tante gingen zusammen in die Mitternachtsmesse zu Saint-Germain des Prés. Joseph legte sich schlafen. Das Weihnachtsmahl fand nicht statt. Die Descoings hatten den Kopf verloren; Agathes Herz war voll unsäglicher Trauer. Die beiden Frauen standen spät auf. Es schlug zehn Uhr, als die Descoings sich zu rühren versuchte, um das Frühstück zu bereiten, das erst um halb zwölf Uhr fertig war.

Um diese Zeit enthielten die länglichen Rahmen, die über den Türen der Lotteriebureaus hingen, die Nummern, welche gewonnen hatten. Wenn die Descoings ihren Spielschein gehabt hätte, so wäre sie um halb zehn in die Rue Neuve-des-Petits-Champs gegangen, um ihr Schicksal zu erfahren, das in einem Palast neben dem Finanzministerium entschieden wurde, den jetzt das Theater und die Place Ventadour innehaben. An allen Ziehungstagen konnten die Neugierigen vor der Thür dieses Palastes eine Gruppe alter Weiber, Köchinnen und Greise bewundern, die um jene Zeit ein ebenso merkwürdiges Schauspiel abgab, wie heute die Kette der Rentner am Zahltag der Renten im Schatzamt.

„Nun, da sind Sie ja steinreich!“ rief der alte Desroches, der in dem Augenblick eintrat, als die Descoings ihren letzten Schluck Kaffee trank. „Wieso?“ rief die arme Agathe. „Ihre Terne ist gezogen,“ sagte er, indem er die Liste der Nummern hinhielt, die auf ein kleines Blatt Papier geschrieben waren, wie die Kassierer sie zu Hunderten in einer kleinen Holzschale auf ihren Zahltischen stehen hatten. Joseph las die Liste durch, Agathe las die Liste durch. Die Descoings las nichts, sie war wie von einem Blitzschlag niedergeworfen; als ihr Gesicht sich zu verändern begann und sie einen Schrei ausstieß, trugen der alte Desroches und Joseph sie auf ihr Bett. Agathe lief, um einen Arzt zu holen. Der Schlag hatte die arme Frau gerührt, die erst gegen vier Uhr nachmittags wieder zum Bewußtsein kam. Der alte Haudry, ihr Arzt, verkündete, daß sie trotz dieser Besserung an die Ordnung ihrer Angelegenheiten und an ihr Seelenheil denken mußte. Sie hatte nur ein einziges Wort gesprochen: „Drei Millionen!“

Als man den alten Desroches unter den nötigen Auslassungen über den Stand der Dinge aufklärte, führte er mehrere Beispiele dafür an, wie auch anderen Spielern das Glück entgangen war, als sie eines Tages verhängnisvollerweise vergessen hatten, ihren Einsatz zu machen; aber er begriff, wie tödlich ein solcher Schlag treffen mußte, wenn er nach zwanzig Jahren der Beharrlichkeit eintrat. Um fünf Uhr, als das tiefste Schweigen in der kleinen Wohnung herrschte und als die Kranke, bei der Joseph und seine Mutter wachten, der eine am Fuß-, die andere am Kopfende des Bettes, ihren Enkel erwartete, den der alte Desroches holen gegangen war, ertönte der Hall der Schritte Philipps und seines Rohrstocks auf der Treppe. „Da ist er! Da ist er!“ rief die Descoings aus, indem sie sich plötzlich im Bett aufsetzte, und sie konnte plötzlich die gelähmte Zunge wieder rühren.

Auf Agathe und Joseph machte die Bewegung des Grauens, das die Kranke so lebhaft schüttelte, tiefen Eindruck. Ihre pein-

liche Erwartung wurde vollauf gerechtfertigt durch den Anblick des bläulichen und abgespannten Gesichts, durch den wankenden Gang Philipps, durch den furchtbaren Ausdruck seiner tief umränderten, glanzlosen und trotzdem verstörten Augen; ihn schüttelte ein heftiger Fieberschauer, seine Zähne klapperten. „Elend in Preußen!“ rief er. „Weder Brot noch Teig, und mir brennt die Kehle. — Na, was gibt es? Immer mischt sich der Teufel in unsere Angelegenheiten. Meine alte Descoings liegt im Bett und macht mir Augen, so groß wie Untertassen.“ „Schweigen Sie!“ sagte Agathe, indem sie aufstand, „und achten Sie wenigstens das Unglück, das Sie angerichtet haben!“ „Oh! Sie? . . .“ sagte er, indem er seine Mutter ansah. „Meine liebe, kleine Mutter, das ist nicht hübsch! Du liebst also deinen Jungen nicht mehr?“ „Sind Sie es wert, geliebt zu werden? Entsinnen Sie sich nicht mehr, was Sie gestern getan haben? Suchen Sie sich eine Wohnung, Sie werden nicht mehr bei uns bleiben . . . Wenigstens nicht von morgen an,“ setzte sie hinzu; „denn in dem Zustand, in dem Sie sind, ist es wohl schwer . . .“ „Mich hinaus zu jagen, was?“ nahm er auf. „Ah, ihr spielt hier das Melodrama vom ‚Verbannten Sohn‘? Sieh da! Sieh da! So nehmt ihr die Dinge? Nun, ihr seid mir eine hübsche Bande. Was habe ich denn Schlimmes getan? Ich habe die Matratze der Alten einer kleinen Reinigung unterzogen. Man tut Geld nicht in die Wolle, zum Henker! Und wo bleibt das Verbrechen? Hat nicht sie dir zwanzigtausend Franken genommen? Sind wir nicht ihre Gläubiger? Ich habe mich ein wenig schadlos gehalten. Und nun . . .!“ „Mein Gott! Mein Gott!“ schrie die Sterbende, indem sie die Hände faltete, um zu beten. „Schweig!“ rief Joseph, indem er auf seinen Bruder zusprang und ihm die Hand auf den Mund legte. „Viertelschwenkung linksum, Malergöre!“ erwiderte Philipp, indem er Joseph die kräftige Hand auf die Schulter legte, ihn umdrehte und in einen Sessel warf. „So faßt man einem Schwadronschef der kaiser-

lichen Gardedragoner nicht an den Schnauzbart!" „Aber sie hat mir alles zurückgegeben, was sie mir schuldig war," rief Agathe, indem sie aufsprang und ihrem Sohn das erzürnte Gesicht zeigte. „Im übrigen geht das nur mich an; Sie töten sie. Gehen Sie, mein Sohn," sagte sie mit einer Geste, die ihre Kräfte aufzehrte, „und lassen Sie sich nie mehr vor mir sehen. Sie sind ein Ungeheuer." „Ich töte sie?" „Aber ihre Terne ist gezogen," rief Joseph; „und du hast ihr ihren Einsatz gestohlen!" „Wenn sie an einer zurückbehaltenen Terne krepirt, so töte doch nicht ich sie," sagte der Trunkene. „Aber so gehen Sie doch!" rief Agathe; „mir graut vor Ihnen. Sie haben alle Laster zugleich! . . . Mein Gott, ist das mein Sohn?" Ein dumpfes Köcheln aus der Kehle der Descoings hatte Agathes Vereiztheit noch gesteigert.

„Ich liebe dich immer noch, dich, liebe Mutter, die du der Anlaß all meines Unglücks bist!" sagte Philipp. „Du wirfst mich am Weihnachtstage, am Tage der Geburt . . . wie heißt er? . . . Jesu, vor die Thür! Was hattest du Großpapa Rouget getan, deinem Vater, daß er dich fortjagte und entehrte? Wenn du nicht sein Mißfallen erregt hättest, so wären wir reich, und wir wären nie ins äußerste Elend geraten. Was hast du deinem Vater getan, du, eine gute Frau? Du siehst, ich kann ein guter Junge sein und werde trotzdem vor die Thür gesetzt, ich, der Ruhm der Familie!" „Die Schmach!" schrie die Descoings. „Du gehst hinaus, oder du tötest mich!" rief Joseph, der sich wie ein wütender Löwe auf seinen Bruder warf. „Mein Gott! Mein Gott!" flugte Agathe, indem sie aufstand und die beiden Brüder trennen wollte.

In diesem Augenblick traten Bixiou und Haudry, der Arzt, ein. Joseph hatte Philipp niedergeworfen und zu Boden gestreckt. „Er ist ein wildes Tier," rief er. „Rede nicht, oder ich . . ." „Das werd ich dir gedenken!" brüllte Philipp. „Eine vertrauliche Auseinandersetzung?" fragte Bixiou. „Heben Sie ihn auf!" befahl der Arzt! „er ist ebenso krank wie die gute

Frau; entkleiden Sie ihn, bringen Sie ihn zu Bett und ziehen Sie ihm die Stiefel aus!" „Das ist leicht gesagt," rief Bixiou; „man wird sie ihm aufschneiden müssen, seine Beine sind zu sehr geschwollen . . ." Agathe nahm eine Schere. Als sie die Stiefel aufgeschnitten hatte, die man damals über der enganschließenden Hose trug, rollten zehn Goldstücke über den Boden. „Da rollt ihr Geld!" sagte Philipp murmelnd. „Verdammter Schafskopf, der ich bin! Ich hatte die Reserve vergessen! Und ich habe mein Glück verfehlt wie sie!"

Das Delirium eines furchtbaren Fiebers ergriff Philipp, der irre zu reden begann. Joseph mußte also den Unglücklichen, unterstützt von Bixiou und dem alten Desroches, der dazukam, in sein Zimmer bringen. Der Doktor Haudry sah sich gezwungen, ein paar Worte zu schreiben, um im Hospital der Charité eine Zwangsjacke zu erbitten, denn das Delirium stieg so hoch, daß man fürchten mußte, Philipp werde sich töten: er wurde tobsüchtig. Um neun war die Stille im Haushalt wieder hergestellt. Der Abbé Loraux und Desroches versuchten Agathe zu trösten, die am Bette ihrer Tante zu weinen nicht abließ; sie hörte zu, indem sie den Kopf schüttelte, und bewahrte hartnäckiges Schweigen. Nur Joseph und die Descoings kannten Tiefe und Umfang ihrer inneren Wunde. „Er wird sich bessern, liebe Mutter," sagte Joseph schließlich, als Desroches und Bixiou fort waren. „Oh!" rief die Witwe, „Philipp hat recht: mein Vater hat mich verflucht. Ich habe nicht das Recht . . . Da ist es, das Geld," sagte sie zu der Descoings, indem sie die dreihundert Franken Josephs und die zweihundert, die man bei Philipp gefunden hatte, zusammentat. „Sieh nach, ob dein Bruder nicht etwas zu trinken braucht," sprach sie zu Joseph.

„Wirst du dein Versprechen halten, das du an einem Sterbette gegeben hast?" fragte die Descoings, die fühlte, daß das Bewußtsein ihr entgleiten wollte. „Ja, liebe Tante." „Nun, so schwöre mir, deine Papiere dem kleinen Desroches auf Leihrenten zu geben. Mein Geld wird dir nun auch fehlen. Nach

dem, was ich von dir gehört habe, würdest du dich von diesem Elenden bis auf den letzten Heller aussaugen lassen . . ." „Ich schwöre es dir, liebe Tante."

Die alte Krämerin starb am einunddreißigsten Dezember, fünf Tage nach dem grauenhaften Schlag, den der alte Desroches unschuldigerweise gegen sie geführt hatte. Die fünfhundert Franken, das einzige Geld, das noch im Haushalt vorhanden war, genügten kaum, um das Begräbniß der Witwe Descoings zu bezahlen. Sie hinterließ nur ein wenig Silbergeräth und einiges Mobiliar, dessen Wert Frau Bridau dem Enkel gab. Da Agathe jetzt nur noch achthundert Franken Leibrente besaß, die der jüngere Desroches ihr zahlte — er stand in Unterhandlungen wegen eines bloßen Titels, das heißt eines Notariats ohne die Kundschaft, und nahm sogleich das Kapital von zwölftausend Franken —, so kündigte sie dem Hauswirt ihre Wohnung im dritten Stock und verkaufte das ganze Mobiliar, soweit sie es nicht unbedingt brauchte. Als der Kranke nach einem Monat in der Besserung war, setzte Agathe ihm kühl auseinander, daß die Kosten der Krankheit alles bare Geld aufgezehrt hätten; sie würde hinfort gezwungen sein, zu arbeiten, um sich zu ernähren; und sie drängte ihn deshalb auf die liebevollste Art und Weise, wieder Dienste zu nehmen und für sich selbst zu sorgen. „Du hättest dir diese Predigt ersparen können," entgegnete Philipp, indem er seine Mutter mit einem Auge ansah, in dem nichts als vollständige Gleichgültigkeit lag. „Ich habe ja gesehen, daß weder du noch mein Bruder mich mehr liebt. Ich stehe jetzt allein in der Welt, das ist mir lieber!" „Mache dich der Liebe wert," erwiderte die arme Mutter, die bis ins Herz getroffen war, „und wir werden dir auch unsere Liebe zurückgeben." „Dummheiten!" rief er, indem er sie unterbrach.

Er nahm seinen alten, an den Rändern abgeschabten Hut und seinen Stock, setzte sich den Hut aufs Ohr und stieg pfeifend die Treppe hinab. „Philipp! Wohin gehst du ohne Geld?" rief seine Mutter ihm nach, die ihre Tränen nicht unterdrücken

konnte. „Warte . . .“ Sie hielt ihm hundert Franken in Gold hin, die in Papier eingewickelt waren. Philipp stieg die wenigen Stufen wieder hinauf und nahm das Geld. „Ach! Du umarmst mich nicht einmal?“ sagte sie, indem sie in Tränen ausbrach. Er drückte seine Mutter ans Herz, aber ohne jene überströmende Empfindung, die einem Kuß erst Wert verleiht. „Wohin gehst du?“ fragte Agathe. „Zu Florentine, der Geliebten Giroudeaux. Das sind noch Freunde!“ erwiderte er brutal und stieg hinab. Agathe kehrte mit zitternden Beinen, verschwommenem Blick und bedrücktem Herzen in ihre Wohnung zurück. Sie warf sich auf die Knie und bat Gott, dieses unnatürliche Kind unter seinen Schutz zu nehmen; und so entäußerte sie sich der Bürde ihrer Mutterschaft.

Im Februar des Jahres 1822 hatte Frau Bridau sich in dem Zimmer eingerichtet, das sonst Philipp innegehabt hatte und das über der Küche ihrer einstigen Wohnung lag. Das Atelier und das Zimmer des Malers befanden sich gegenüber. Als Joseph seine Mutter so weit gekommen sah, hatte er beschlossen, daß sie es wenigstens so gut haben sollte, wie es nur irgend möglich war. Nach dem Auszug seines Bruders ließ er sich die Einrichtung der Mansarde angelegen sein, der er das Siegel des Künstlers aufdrückte. Er legte einen Teppich hinein. Das Bett, das einfach, aber mit vortrefflichem Geschmack ausgestattet war, trug den Stempel klösterlicher Strenge. Die Wände, bespannt mit einem billigen, sorgfältig ausgewählten Perkal von einer Farbe, die mit dem aufpolierten Mobiliar in Einklang stand, gaben dem Zimmer etwas Elegantes und Sauberes. Er fügte auf dem Flur eine Doppeltür und innen eine Portiere hinzu. Das Fenster wurde mit einem Store verhängt, der das Licht dämpfte. Und wenn auch das Leben dieser armen Mutter sich auf den einfachsten Ausdruck beschränkte, den das Leben einer Frau in Paris nur annehmen kann, so ging es Agathe doch dank ihrem Sohn besser als irgendeiner anderen in gleicher Lage. Um seiner Mutter die grausamen Sorgen

der Pariser Haushaltungen zu ersparen, führte Joseph sie täglich zum Diner an eine Table d'hôte der Rue de Beaune, wo anständige Frauen, Deputierte und Standespersonen verkehrten und wo man für die Person monatlich neunzig Franken zahlte. Da ihr nur noch die Sorge für das Frühstück blieb, so nahm sie für den Sohn die Gewohnheit an, die sie einst für den Vater gepflegt hatte. Trotz der frommen Lüge Josephs erfuhr sie schließlich, daß ihr Diner etwa hundert Franken monatlich kostete. Entsetzt über die Höhe dieser Ausgabe, denn sie vermochte sich nicht zu denken, daß ihr Sohn viel Geld verdiene, wenn er nackte Frauen malte, wußte sie sich dank dem Abbé Loraux eine Stellung von siebenhundert Franken jährlich in einem Lotteriebureau zu verschaffen, das der Gräfin Bauvan gehörte, der Witwe eines Chefs der Bourbonenpartei. Die Lotteriebureaus, die Freistätte protegierter Witwen, ernährten oft genug eine Familie, die sich der Geschäftsführung widmete. Aber unter der Restauration gab man vielfach, da es nicht leicht war, innerhalb der Grenzen der konstitutionellen Regierung alle geleisteten Dienste zu belohnen, unglücklichen Damen von Stande nicht ein, sondern zwei Lotteriebureaus, deren Einnahmen sechs- bis zehntausend Franken ergaben. In diesem Fall verwaltete die Witwe des Generals oder des Adligen ihre Bureaus nicht selbst, sondern sie hielt sich beteiligte Geschäftsführer. Waren diese Geschäftsführer Junggesellen, so konnten sie einen Angestellten neben sich nicht entbehren; denn das Bureau mußte vom Morgen an bis Mitternacht ununterbrochen geöffnet bleiben, und außerdem verlangte das Finanzministerium beträchtliche Schreibereien. Die Gräfin Bauvan, der der Abbé Loraux die Lage der Witwe Bridau auseinandersetzte, versprach Agathe, falls ihr Geschäftsführer ginge, die Stelle; bis dahin machte sie sechshundert Franken Gehalt für die Witwe aus. Da die arme Agathe von zehn Uhr morgens an im Bureau sein mußte, so hatte sie kaum Zeit für das Diner. Abends um sieben kehrte sie in das Bureau zurück,

daß sie nicht vor Mitternacht verlassen konnte. Zwei Jahre lang verfehlte Joseph keinen einzigen Tag, seine Mutter abzuholen und in die Rue Mazarine zurückzubegleiten, und oft holte er sie auch zum Diner ab; seine Freunde sahen, daß er die Oper, die Italiener und die glänzendsten Salons verließ, um vor Mitternacht in der Rue Vivienne zu sein.

Agathe nahm bald jene gleichförmige Regelmäßigkeit in ihrem Dasein an, die den von schwerem Kummer betroffenen Menschen einen Stützpunkt gibt. Morgens, wenn sie ihr Zimmer, in dem keine Katzen und keine kleinen Vögel mehr hausten, aufgeräumt und vor dem Kamin das Frühstück bereitet hatte, trug sie es in das Atelier, wo sie mit ihrem Sohn aß. Sie ordnete Josephs Zimmer, löschte in ihrem das Feuer, setzte sich mit einer Arbeit ins Atelier, an den kleinen gußeisernen Ofen, und ging, sobald ein Altersgenosse oder ein Modell kam. Obgleich sie nichts von der Kunst und ihren Mitteln verstand, behagte ihr die tiefe Stille des Ateliers. In jener Hinsicht machte sie auch keinen Fortschritt, und sie verstellte sich darin keineswegs; sie erstaunte aufs lebhafteste, wenn sie sah, welche Wichtigkeit man der Farbe, der Komposition und der Zeichnung beilegte. Wenn einer der Freunde des Kreises oder irgendein mit Joseph befreundeter Maler wie Schinner, Pierre Grassou oder Léon de Lora, ein blutjunger Farbenreißer, den man damals Mistrigis nannte, anwesend war und sie zusammen diskutierten, so kam sie und sah aufmerksam zu, aber sie entdeckte nichts, was diese großen Worte und so heftigen Streit rechtfertigen konnte. Sie wusch die Wäsche für ihren Sohn und stopfte ihm seine Strümpfe; sie ging schließlich so weit, daß sie ihm seine Palette säuberte, daß sie ihm Lappen aufhob, um seine Pinsel abzuwischen, und daß sie alles im Atelier ordnete. Als Joseph sah, wieviel Verständnis seine Mutter für diese Einzelheiten hatte, überschüttete er sie mit Aufmerksamkeiten. Wenn Mutter und Sohn sich in Dingen der Kunst nicht verstanden, so ver=

band die Zärtlichkeit sie wundervoll. Die Mutter hatte ihren Plan.

Als Agathe Joseph eines Morgens, während er ein ungeheures Gemälde skizzierte, das später ausgeführt und nicht verstanden wurde, durch Schmeicheleien weich gemacht hatte, wagte sie es, ganz laut zu sagen: „Mein Gott, was treibt er?“ „Wer?“ „Philipp!“ „Ach, zum Henker, der Bursche läuft sich die Hörner ab. Er wird sich entwickeln.“ „Aber das Elend hat er schon kennen gelernt, und vielleicht hat das Elend ihn uns verdorben. Wenn er glücklich wäre, so wäre er gut . . .“ „Du glaubst, meine liebe Mutter, er hätte auf seiner Reise gelitten? Aber du irrst dich; er hat in New York den Karneval gespielt, wie er ihn noch jetzt hier spielt . . .“ „Wenn er aber litte, während wir in der Nähe sind, das wäre furchtbar . . .“ „Ja,“ erwiderte Joseph. „Was mich angeht, so würde ich gern Geld geben, aber ich will ihn nicht sehen. Er hat die arme Descoings getötet.“ „Also“, fuhr Agathe fort, „würdest du ihn nicht malen?“ „Für dich, liebe Mutter, würde ich das Martyrium erleiden. Ich kann auch an das eine denken, daß er mein Bruder ist.“ „Ihn malen als Dragonerhauptmann zu Pferde?“ „Ja, ich habe da ein schönes Pferd nach Groß, und ich weiß nicht, wozu ich es benutzen könnte.“ „Dann geh zu seinem Freund und frage, was aus ihm geworden ist.“ „Ich werde hingehen.“

Agathe stand auf, ihre Schere, alles fiel zu Boden; sie küßte Joseph auf die Stirn und barg zwei Tränen in seinem Haar. „Der Bursche ist eben deine Leidenschaft,“ sagte er, „und wir alle haben unsere unglücklichen Leidenschaften.“

Am Abend ging Joseph in die Rue du Sentier und fand dort gegen vier Uhr seinen Bruder vor, der an Giroudeaus Stelle getreten war. Der ehemalige Dragonerhauptmann war als Kassierer bei einer Wochenschrift eingetreten, die Giroudeaus Neffe gegründet hatte. Obgleich Finot Besitzer des kleinen Blattes geblieben war, das er in ein Aktienunternehmen

umgewandelt hatte, dessen sämtliche Aktien in seinen Händen waren, so war jetzt der scheinbare Besitzer und Chefredakteur einer seiner Freunde namens Lousteau, eben der Sohn des Subdelegierten aus Issoudun, an dem Bridaus Großvater sich hatte rächen wollen, und also der Neffe der Frau Hochon. Um seinem Onkel gefällig zu sein, hatte Finot ihm Philipp zum Nachfolger gegeben, wobei er freilich das Gehalt um die Hälfte kürzte. Hinfort kontrollierte Giroudeau täglich um fünf Uhr die Kasse und nahm das Geld der Tageseinnahme mit. Koloquinte, der Invalide, der den Bureaudiener machte und die Gänge besorgte, überwachte den Kommandanten Philipp ein wenig. Philipp verhielt sich übrigens gut. Er konnte von den sechshundert Franken Gehalt, vermehrt um die fünfhundert Franken seines Kreuzes, um so besser leben, als er tagsüber ein geheiztes Zimmer hatte und die Abende im Theater verbrachte, wo er freien Eintritt genoß; er brauchte also nur an den Lebensunterhalt und die Wohnung zu denken. Als Joseph eintrat, ging Koloquinte eben mit Stempelpapier auf dem Kopf davon, und Philipp bürstete sich die falschen Ärmel aus grünem Stoff. „Ah! da kommt die Göre,“ sagte Philipp. „Schön, wir werden zusammen speisen, du kommst mit in die Oper, Florine und Florentine haben eine Loge. Ich gehe mit Giroudeau hin, du gehst mit, und du wirst Nathan kennen lernen.“ Er nahm seinen Stock mit dem Bleiknopf und beseuchtete seine Zigarre. „Ich kann deine Einladung nicht annehmen, ich muß unsere Mutter abholen; wir speisen an der Table d’hôte.“ „Und wie geht es ihr, der armen, guten Frau?“ „Ach, es geht ihr nicht schlecht,“ erwiderte der Maler. „Ich habe das Bild unseres Vaters und das unserer Tante Descoings aufgefrischt. Ich habe das meine vollendet und möchte unserer Mutter gern auch das deine in der Dragoneruniform der kaiserlichen Garde schenken.“ „Schön.“ „Aber du müßtest kommen, um mir zu sitzen.“ „Ich bin verpflichtet, täglich von neun bis fünf Uhr in diesem Hühnerkäfig zu bleiben . . .“ „Zwei Sonntage wür=

den genügen." „Abgemacht, Kleiner," versetzte der ehemalige Ordonnanzoffizier Napoleons, indem er sich an der Lampe des Portiers seine Zigarre anzündete.

Als Joseph auf dem Wege nach der Rue de Beaune seiner Mutter Philipps Lage erzählte, fühlte er, wie ihr Arm auf dem seinen zitterte, und die Freude erhellte dies verblühte Gesicht. Die arme Frau atmete auf wie jemand, dem eine ungeheure Last abgenommen wird. Am folgenden Tage umgab sie Joseph mit jenen Aufmerksamkeiten, die ihr ihr Glück und ihre Dankbarkeit eingaben: sie schmückte ihm sein Atelier mit Blumen und kaufte ihm zwei Blumentischchen. Als Philipp am Sonntag zum erstenmal kommen sollte, um zu sitzen, rüstete Agathe im Atelier sorgfältig ein köstliches Frühstück. Sie stellte alles auf den Tisch und vergaß nicht einmal ein Gläschen mit Branntwein, das nur noch halb voll war. Sie selbst blieb hinter einem Wandschirm, in den sie ein Loch machte. Der ehemalige Dragoner hatte am Tage vorher seine Uniform geschickt, und sie hatte es sich nicht versagen können, sie zu küssen. Als Philipp in voller Gala auf einem jener ausgestopften Pferde saß, wie die Sattler sie besitzen und das Joseph gemietet hatte, war Agathe gezwungen, um sich nicht zu verraten, das leiseste Geräusch ihrer Tränen der Unterhaltung der beiden Brüder anzupassen. Philipp saß zwei Stunden vor und zwei Stunden nach dem Frühstück. Um drei Uhr nachmittags legte der Dragoner seine gewöhnlichen Kleider wieder an, und während er eine Zigarre rauchte, lud er seinen Bruder zum zweitenmal ein, zusammen im Palais Royal zu dinieren. Er ließ in seiner Geldtasche Gold erklingen. „Nein," erwiderte Joseph; „du beängstigt mich, wenn ich Gold bei dir sehe." „Ach so! Ihr wollt hier also immer eine schlechte Meinung von mir haben?" rief der Oberstleutnant mit Donnerstimme. „Kann man denn keine Ersparnisse machen?" „Nein, nein!" antwortete Agathe, indem sie aus ihrem Versteck hervorkam und auf ihren Sohn zueilte, um ihn zu umarmen. „Laß uns mit

ihm gehen, Joseph." Joseph wagte seiner Mutter nicht zu widersprechen, er zog sich an, und Philipp führte sie in die Rue Montorgueuil, in den Rocher de Cancale, wo er ihnen ein prunkvolles Diner gab; die Rechnung belief sich auf hundert Franken. „Teufel!" sagte Joseph unruhig, „bei elfhundert Franken Einkommen machst du wie Bonchard in der ‚Weißen Dame‘ Ersparnisse, für die du Landgüter kaufen könntest." „Bah! Ich habe Glück," erwiderte der Dragoner, der ungeheuer viel getrunken hatte.

Als Joseph dieses Wort vernahm, daß auf der Schwelle der Thür gesprochen wurde, ehe man in den Wagen stieg, um ins Theater zu fahren — Philipp wollte seine Mutter in den Cirque-Olympique führen, das einzige Theater, das zu besuchen ihr Beichtvater ihr erlaubte —, drückte er seiner Mutter den Arm, die auch sofort ein Unwohlsein vorschützte und das Theater ablehnte. Philipp brachte seine Mutter und seinen Bruder in die Rue Mazarine zurück, und als sie sich mit Joseph in dessen Mansarde allein befand, verharrte sie in tiefem Schweigen. Am folgenden Sonntag kam Philipp, um zu sitzen. Diesmal wohnte seine Mutter der Sitzung offen bei. Sie trug das Frühstück auf und konnte dem Dragoner Fragen stellen. Da erfuhr sie, daß der Nefte der alten Frau Hochon, der Freundin ihrer Mutter, in der Literatur eine gewisse Rolle spielte. Philipp und sein Freund Giroudeau lebten inmitten einer Gesellschaft von Journalisten, Schauspielerinnen und Buchhändlern und genossen dort als Kassierer ein gewisses Ansehen. Philipp, der während der Sitzung nach dem Frühstück fortwährend Branntwein trank, löste sich die Zunge. Er rühmte sich, daß er in Kürze wieder eine Rolle spielen würde. Aber auf eine Frage Josephs nach seinen pekuniären Mitteln bewahrte er Schweigen. Zufällig erschien am folgenden Tage infolge eines Festes keine Zeitung, und um fertig zu werden, schlug Philipp vor, dann noch einmal zu kommen und zu sitzen. Joseph hielt ihm entgegen, daß die Zeit des ‚Salons‘ nahte, er hätte noch kein Geld

für die Rahmen seiner beiden Bilder und könnte es sich nur verschaffen, wenn er die Kopie eines Rubens beendete, die ein Bilderhändler namens Magus haben wollte. Das Original gehörte einem reichen Schweizer Bankier, der es nur auf zehn Tage geliehen hätte; der morgige Tag wäre der letzte, und also mußte man notwendig die Sitzung auf den nächsten Sonntag verschieben.

„Ist es das?“ fragte Philipp, indem er ein Gemälde von Rubens, das auf einer Staffelei stand, ansah. „Ja,“ erwiderte Joseph. „Das ist zwanzigtausend Franken wert. So viel vermag das Genie. Es gibt Leinwandstücke, die sogar Hunderttausende wert sind.“ „Mir gefällt deine Kopie besser,“ sagte der Dragoner. „Sie ist jünger,“ sagte Joseph lachend; „aber meine Kopie ist nur tausend Franken wert. Ich brauche noch den morgigen Tag dazu, um ihr alle Töne des Originals zu geben und ihr Alter zu verleihen, so daß man sie nicht mehr unterscheiden kann.“ „Adieu, liebe Mutter,“ sagte Philipp, indem er Agathe küßte. „Auf nächsten Sonntag.“

Am folgenden Tage sollte Elias Magus kommen, um sich seine Kopie zu holen. Ein Freund Josephs, der auch für diesen Händler arbeitete, Pierre Grassou de Fougères, wollte diese Kopie sehen, wenn sie vollendet wäre. Um ihm einen Streich zu spielen, stellte Joseph, als er ihn klopfen hörte, seine Kopie, die mit einem besonderen Firnis gefirnißt war, an die Stelle des Originals und das Original auf seine Staffelei. Er führte Pierre Grassou, der über dieses Kunststück aufs höchste erstaunte, vollständig irre. „Ob du den alten Elias Magus täuschen würdest?“ fragte Pierre Grassou. „Wir werden ja sehen,“ sagte Joseph.

Der Händler kam nicht; es wurde spät. Agathe speiste bei Frau Desroches, die eben ihren Mann verloren hatte. Joseph schlug also Pierre Grassou vor, an seiner Table d'hôte zu speisen. Als er hinunterging, ließ er seiner Gewohnheit gemäß den Schlüssel zu seinem Atelier bei der Portiersfrau.

„Ich soll heute abend sitzen,“ sagte Philipp eine Stunde nach dem Ausbruch seines Bruders zu der Portiersfrau. „Joseph kommt zurück, und ich werde ihn im Atelier erwarten.“ Die Portiersfrau gab ihm den Schlüssel, Philipp stieg hinauf, nahm die Kopie in dem Glauben, es sei das Original, stieg wieder hinab, tat, als hätte er etwas vergessen, und verkaufte den Rubens für dreitausend Franken. Er hatte die Vorsichtsmaßregel getroffen, Elias Magus im Namen seines Bruders mitzuteilen, er möchte erst am folgenden Tage kommen. Als Joseph, der seine Mutter von der Witwe Frau Desroches abholte, abends nach Hause kam, erzählte der Portier ihm von der Grille seines Bruders, der kaum gekommen und wieder gegangen wäre. „Ich bin verloren, wenn er nicht wenigstens so zartfühlend war, nur die Kopie zu nehmen,“ rief der Maler, der den Diebstahl erriet. Er stieg rasch die drei Treppen hinauf, stürzte in sein Atelier und sagte: „Gott sei gelobt! Er ist gewesen, was er immer bleiben wird: ein elender Schurke!“ Agathe, die Joseph gefolgt war, verstand dies Wort nicht; aber als ihr Sohn es ihr erklärte, blieb sie aufrecht stehen, ohne Tränen in den Augen. „Ich habe also nur noch einen Sohn,“ sagte sie mit leiser Stimme. „Wir haben ihn nicht in den Augen von fremden Leuten entehren wollen,“ fuhr Joseph fort; „aber jetzt wird man ihn dem Portier preisgeben müssen. In Zukunft hüten wir unsere Schlüssel. Ich werde sein verwünschtes Gesicht aus dem Gedächtnis vollenden, es fehlt nur noch wenig.“ „Laß es, wie es ist; es würde mich zu sehr schmerzen, es zu sehen,“ erwiderte die Mutter, die von so viel Gemeinheit bis in den Grund des Herzens getroffen und ganz sprachlos geworden war.

Philipp wußte, wozu das Geld für diese Kopie dienen sollte; er wußte, in welchen Abgrund er seinen Bruder stürzte, und er hatte es für nichts geachtet. Seit diesem letzten Verbrechen sprach Agathe nicht mehr von Philipp; ihr Gesicht nahm den Ausdruck einer bitteren, kalten und konzentrierten Verzweiflung

an; ein Gedanke tötete sie. „Eines Tages“, sagte sie sich, „werden wir Bridau vor dem Gericht sehen.“

Zwei Monate später stellte sich in dem Augenblick, als Agathe eines Morgens eben in ihr Lotteriebureau gehen wollte, ein alter Offizier ein, um Frau Bridau, die gerade mit Joseph ihr Frühstück einnahm, zu sprechen; er nannte sich einen Freund Philipps und sagte, ihn führe eine dringende Angelegenheit her.

Als Giroudeau seinen Namen nannte, zitterten Mutter und Sohn um so mehr, als der Exdragoner die wenig Vertrauen erweckende Physiognomie eines alten Seebären zeigte. Seine beiden halb erloschenen grauen Augen, sein scheckiger Schnurrbart, die Reste seines Haars, die wirr um seinen butterfarbenen Schädel hingen, hatten etwas sonderbar Verzerrtes und Lüster=nes. Er trug einen alten eisengrauen Überrock, der mit der Offiziersrossette der Ehrenlegion geschmückt war und der über dem Bauch, der dick war wie der eines Kochs, nur mit Mühe schloß. Dieser Bauch stand im Einklang mit dem fast bis zu den Ohren reichenden Munde und den kräftigen Schultern. Sein Kumpf ruhte auf kleinen, dünnen Beinen. Schließlich deutete seine Gesichtsfarbe, die auf den Backen ins Rote spielte, auf ein Freudenleben. Der untere Teil der Wangen hing über einen abgenutzten Kragen aus schwarzem Samt herab. Außer anderen Zieraten trug der Exdragoner enorme goldene Ohr=ringe. „Was für ein Saufbruder!“ sagte Joseph vor sich hin, indem er einen Ausdruck gebrauchte, der einst in den Ateliers beliebt war.

„Gnädige Frau,“ sagte Finots Onkel und Kassierer, „Ihr Sohn befindet sich in einer so unglücklichen Lage, daß es seinen Freunden unmöglich wird, nicht die Bitte an Sie zu richten, Sie möchten die recht schweren Lasten teilen, die er ihnen auf=erlegt: er kann seine Stellung bei der Zeitung nicht mehr aus=füllen, und Fräulein Florentine, von der Porte=Saint=Martin, gibt ihm in ihrer Wohnung, in der Rue de Vendome, in einer ärmlichen Mansarde Unterkunft. Philipp liegt im Sterben.

Wenn nicht Sie und sein Bruder den Arzt und den Apotheker bezahlen können, so werden wir im Interesse seiner Heilung gezwungen sein, ihn ins Kapuzinerhospital bringen zu lassen, während wir ihn für dreihundert Franken behalten würden; er braucht unbedingt eine Wärterin. Er geht abends aus, wenn Fräulein Florentine im Theater ist, und er nimmt dann aufreizende Getränke zu sich, die seine Krankheit verschlimmern und seine Behandlung erschweren. Und da wir ihn lieben, so macht er uns wirklich unglücklich. Der arme Bursche hat seine Pension auf drei Jahre verpfändet; er hat bei dem Blatt einen vorläufigen Ersatzmann gefunden und besitzt nichts; aber er wird sich töten, wenn wir ihn nicht in die Heilanstalt des Doktor Dubois bringen, gnädige Frau. Dieses anständige Hospital wird zehn Franken täglich kosten. Florentine und ich, wir werden die Hälfte für einen Monat geben, geben Sie die andere... Und länger als zwei Monate wird es nicht dauern."

"Mein Herr, es ist kaum möglich, daß eine Mutter Ihnen nicht ewig dankbar sein sollte für das, was Sie für ihren Sohn tun," erwiderte Agathe; „aber dieser Sohn ist aus meinem Herzen gerissen; Geld habe ich nicht. Um meinem Sohn hier, der Tag und Nacht arbeitet, der sich zu Tode arbeitet und die ganze Liebe seiner Mutter verdient, nicht zur Last zu fallen, trete ich übermorgen als stellvertretende Geschäftsführerin in ein Lotteriebureau ein. In meinem Alter!“ „Und Sie, junger Mann," sagte der alte Dragoner zu Joseph, „wie? sollten Sie nicht für einen Bruder tun, was eine arme Tänzerin und ein alter Offizier für ihn tun?“ „Hören Sie! Soll ich Ihnen in der Sprache der Künstler den Zweck Ihres Besuches erklären?“ sagte Joseph ungeduldig. „Nun, Sie kommen, um uns Geld abzuschwindeln.“ „Dann wandert Ihr Bruder also morgen ins Hospital des Südens.“ „Er wird dort gut aufgehoben sein," erwiderte Joseph; „wenn ich mich je in gleicher Lage befände, so würde ich auch dorthin gehen."

Giroudeau zog sich sehr enttäuscht zurück, aber auch sehr ge-

demüthigt, daß er einen Mann, der in der Schlacht von Montereau die Befehle des Kaisers überbracht hatte, zu den Kapuzinern schicken sollte. Drei Monate darauf, gegen Ende des Juli, bemerkte Agathe eines Morgens auf dem Wege in ihr Lotteriebureau — sie ging über den Pont Neuf, um das Brückengeld auf dem Pont des Arts zu sparen — vor den Buden am Quai de l'Ecole, an dessen Brustwehr sie entlang ging, einen Menschen, der die Kleidung des Elends zweiten Grades trug und der ihr einen Schwindel in den Kopf jagte; denn er schien ihr Philipp zu gleichen. Es gibt nämlich in Paris drei Grade des Elends. Zunächst das Elend des Mannes, der den Schein wahrte und dem die Zukunft gehört: das Elend der jungen Leute, der Künstler, der Leute der Gesellschaft, die im Augenblick in bedrängter Lage sind. Die Anzeichen dieses Elends erkennt nur der Feinblick des geübtesten Beobachters. Diese Menschen bilden den Ritterstand des Elends, sie fahren noch mit der Droschke. Auf der zweiten Stufe des Elends stehen die Greise, denen alles gleichgültig ist, die im Juni das Kreuz der Ehrenlegion auf einem Alpakamantel tragen. Es ist das Elend der alten Rentner, ehemaliger Beamter, die im Stift der heiligen Périne wohnen und die sich um ihre Kleidung kaum noch kümmern. Schließlich das Elend in Lumpen, das Elend des Volkes, das poetischste übrigens, wie es Callot, Hogarth, Murillo, Charlet, Raffet, Gavarni, Meissonier, wie es die Kunst anbetet und pflegt, besonders im Karneval! Der Mensch, in dem die arme Agathe ihren Sohn wiederzuerkennen glaubte, stand mit dem einen Fuß im zweiten, mit dem anderen im dritten Grade. Sie bemerkte einen furchtbar abgenutzten Kragen, einen gründigen Hut, schiefgetretene und geflickte Stiefel, einen fadenscheinigen Überrock mit formlosen Knöpfen, deren Kapseln mit den abgenutzten Taschen und einem schmierigen Rockaufschlag in vollkommenem Einklang standen. Daunenspuren varieties zur Genüge, daß, wenn der Rock etwas enthielt, das nur Staub sein konnte. Aus einer eisengrauen Hose, deren

Nächte aufgegangen waren, zog der Mensch Hände hervor, die so schwarz waren wie die eines Arbeiters. Schließlich sah man auf der Brust nichts als eine schmutzstarrende Unterjacke aus gestrickter Wolle, die ohne Zweifel die Wäsche vertrat. Philipp trug einen Augenschirm aus grünem Taft und Eisendraht. Sein fast kahler Kopf, sein Teint, sein abgezehrtes Gesicht sprachen deutlich genug davon, daß er aus dem schrecklichen Hospital des Südens kam. Sein blauer Überrock, der an den Nähten verblichen war, trug immer noch den Schmuck der Rosette. Daher sahen denn auch die Vorübergehenden diesen ‚Helden‘, der zweifellos ein Opfer der Regierung war, mit einer Neugier an, in die sich Mitleid mischte; denn die Rosette beunruhigte den Blick und stürzte den wildesten Royalisten in Zweifel, welche die Ehrenlegion ehrten. Um diese Zeit gab es in Frankreich, wiewohl man versucht hatte, durch zügellose Ernennungen das Ansehen des Ordens zu untergraben, immerhin noch keine dreihunderttausend dekorierte Personen. Agathe fühlte, wie ihr innerstes Wesen erbehte. War es ihr auch unmöglich, diesen Sohn zu lieben, so konnte sie doch noch sehr für ihn leiden. Von einem letzten Strahl der Mutterliebe berührt, weinte sie, als sie sah, wie der glänzende Ordonnanzoffizier des Kaisers eine Bewegung machte, um in einen Tabakladen einzutreten und sich eine Zigarre zu kaufen, und wie er auf der Schwelle stehen blieb: er hatte in seiner Tasche gewühlt und nichts gefunden. Agathe ging rasch über den Quai, nahm ihre Geldbörse, legte sie Philipp in die Hand und eilte davon, als hätte sie ein Verbrechen begangen. Sie konnte zwei Tage lang nichts zu sich nehmen, denn stets hatte sie das furchtbare Gesicht ihres Sohnes vor Augen, der in Paris Hungers starb.

„Wenn das Geld aus meiner Börse verzehrt ist, wer wird ihm dann welches geben?“ dachte Agathe. „Giroudeau hatte uns nicht belogen: Philipp kommt aus dem Hospital.“ Sie sah nicht mehr den Mörder ihrer armen Tante, die Geißel der

Familie, den häuslichen Dieb, den Spieler, den Trinker, den Wüstling der untersten Stufe: sie sah einen Rekonvaleszenten, der Hungers starb, einen Raucher, der keinen Tabak mehr besaß. Sie nahm mit siebenundvierzig Jahren das Aussehen einer Frau von siebzig an. Von allen Tränen und Gebeten wurden ihre Augen stumpf. Aber es war nicht der letzte Schlag, den dieser Sohn gegen sie führen sollte, und ihre furchtbarste Besorgnis wurde verwirklicht. Man entdeckte damals im Schoße der Armee eine Verschwörung von Offizieren, und man rief in den Straßen den Auszug aus dem „Moniteur“ aus, der die Einzelheiten über die Verhaftungen enthielt. Agathe hörte hinten in ihrem Käfig, im Lotteriebureau der Rue Vivienne, den Namen Philipp Bridau. Sie wurde ohnmächtig, und der Geschäftsführer, der ihren Schmerz begriff und einsah, wie notwendig es war, irgend etwas zu tun, gab ihr einen Urlaub von vierzehn Tagen.

„Ach, mein Freund, wir, wir haben ihn mit unserer Strenge dazu getrieben,“ sagte Agathe zu Joseph, als sie zu Bett ging. „Ich werde Desroches aufsuchen,“ entgegnete Joseph. Während der Künstler die Interessen seines Bruders Desroches anvertraute, der als der schlaueste und verschlagenste Advokat in Paris galt und der übrigens mancherlei Leuten Dienste erwies, unter anderem Des Lupeaulx, dem damaligen Generalsekretär in einem Ministerium, erschien Giroudeau bei der Witwe, die diesmal Vertrauen zu ihm hatte. „Gnädige Frau,“ sagte er, „treiben Sie zwölftausend Franken auf, und Ihr Sohn wird in Freiheit gesetzt, weil man keine Beweise hat. Es handelt sich darum, das Schweigen zweier Zeugen zu erkaufen.“ „Ich werde sie austreiben,“ erwiderte die arme Mutter, ohne zu wissen, wo und wie.

Die Gefahr gab ihr die Eingebung, an ihre Patin, die alte Frau Hochon, zu schreiben, sie möchte Jean Jacques Rouget um den Betrag bitten, damit sie Philipp retten könnte. Wenn Rouget sie abwies, so bat sie Frau Hochon um das Darlehn,

indem sie sich verpflichtete, es in zwei Jahren zurückzuzahlen. Postwendend erhielt sie folgenden Brief:

„Liebe Kleine! Obgleich Dein Bruder, rund und netto, vierzigtausend Franken Rente hat, nicht zu zählen, was seit sieben Jahren erspart worden ist und was Herr Hochon auf mehr als sechshunderttausend Franken schätzt, so wird er keinen Heller für seine Neffen geben, da er sie nicht kennt. Ich selber, das wirst Du nicht wissen, kann über keine sechs Franken verfügen, solange mein Gatte lebt. Hochon ist der größte Geizhals in Issoudun; ich weiß nicht, was er mit seinem Geld beginnt, er gibt seinen Enkeln keine zwanzig Franken im Jahr; um zu leihen, bedürfte ich seiner Ermächtigung, die er mir abschlagen würde. Ich habe nicht einmal versucht, mit Deinem Bruder eine Rücksprache zu veranlassen, denn er hat eine Konkubine bei sich, deren ergebenster Diener er ist. Es ist ein Jammer, wenn man sieht, wie der arme Mann in seinem Hause behandelt wird, während er eine Schwester und Neffen hat. Ich habe Dir mehrmals zu verstehen gegeben, daß Deine Anwesenheit in Issoudun Deinen Bruder retten könnte, und daß Du zugleich den Klauen dieses Ungeziefers für Deine Kinder ein Vermögen von vierzig-, ja vielleicht sechzigtausend Franken Rente entreißen würdest. Aber Du hast mir darauf nicht geantwortet, oder vielmehr es scheint, Du hast mich nie verstanden. Daher bin ich auch heute gezwungen, Dir ohne jene Vorsicht, wie sie in Briefen angebracht ist, zu schreiben. Ich nehme großen Antheil an dem Unglück, das Dich trifft, aber ich kann Dich nur beklagen, mein teures Kind. Ich will Dir sagen, weshalb ich Dir zu nichts gut sein kann. Mit fünfundachtzig Jahren nimmt Hochon seine vier Mahlzeiten zu sich, ißt abends Salat mit harten Eiern und läuft wie ein Kaninchen. Mein ganzes Leben wird verstreichen, denn er wird mir meine Grabschrift schreiben, ohne daß ich je zwanzig Franken in meiner Börse gesehen habe. Wenn Du nach Issoudun kommen willst, um den Einfluß zu bekämpfen, den die Konkubine auf Deinen Bruder übt, so

wird es, da Rouget seine Gründe hat, Dich nicht bei sich aufzunehmen, schon Mühe genug kosten, daß ich von meinem Vatten die Erlaubnis erhalte, Dich bei mir zu haben. Aber Du kannst kommen; er wird mir hierin nachgeben. Ich weiß ein Mittel, von ihm zu erlangen, was ich will, nämlich: daß ich ihm von meinem Testament spreche. Dies scheint mir so furchtbar, daß ich noch nie meine Zuflucht dazu genommen habe; aber für Dich werde ich das Unmögliche tun. Ich hoffe, daß Dein Philipp davonkommen wird, zumal wenn Ihr einen guten Advokaten nehmt; aber eilt so schnell wie möglich nach Issoudun. Bedenke, daß Dein Dummkopf von Bruder mit siebenundfünfzig Jahren hinfälliger und älter ist als Hochon. Die Sache ist also dringlich. Man spricht schon von einem Testament, das Dich der Erbschaft berauben soll; aber, wie Hochon mir sagt, ist es immer noch Zeit, ihn zum Widerruf zu bringen. Adieu, meine kleine Agathe, Gott helfe Dir! Und zähle auch auf Deine Patin, die Dich liebt.

Maximiliane Hochon, geb. Lousteau.

PS. Hat Dir mein Nefse Etienne, der für die Zeitungen schreibt und der, wie ich höre, mit Deinem Sohn Philipp befreundet ist, seine Aufwartung gemacht? Aber komm, wir wollen von ihm plaudern."

Dieser Brief machte Agathe viel zu schaffen; sie zeigte ihn gezwungenermaßen Joseph, dem sie auch Giroudeaux Vorschlag erzählen mußte. Der Künstler, der vorsichtig wurde, sobald es sich um seinen Bruder handelte, machte seine Mutter darauf aufmerksam, daß sie Desroches alles mitteilen mußte. Da ihr die Richtigkeit dieser Bemerkung einleuchtete, so begab sich die Mutter am folgenden Tage gegen zehn Uhr, von ihrem Sohn begleitet, in die Rue de Buci, um Desroches aufzusuchen. Der Advokat, wie sein verstorbener Vater ein trockener Mensch mit schneidender Stimme, rauhem Teint, unerbittlichen Augen und

dem Gesicht eines Marders, der sich das Blut der Hühner von den Lippen leckt, sprang wie ein Tiger in die Höhe, als er von Giroudeaus Besuch und Vorschlag hörte.

„Ach, Mutter Bridau!“ rief er mit seiner leisen, geborstenen Stimme, „wie lange wollen Sie sich von Ihrem verfluchten Sohn und Halunken an der Nase herumführen lassen? Geben Sie keinen Heller; ich verbürge mich Ihnen für Philipp. Um ihm seine Zukunft zu retten, lege ich Wert darauf, daß er vor dem Pairshof gerichtet wird. Sie haben Angst, daß er verurteilt werden könnte? Aber wollte Gott, daß sein Advokat die Verurteilung zuließe! Gehen Sie nach Issoudun, retten Sie das Vermögen Ihrer Kinder. Wenn es Ihnen nicht gelingt, wenn Ihr Bruder ein Testament zugunsten dieser Frau gemacht hat, und wenn Sie ihn nicht dahin bringen, daß er es widerruft . . . nun, dann sammeln Sie wenigstens die Grundlagen eines Erbschleicherprozesses; ich werde ihn führen. Aber Sie sind eine zu ehrliche Frau, um die Grundlagen für einen solchen Prozeß zu erkennen! In den Ferien werde ich selbst hingehen! Nach Issoudun . . . wenn ich kann.“

Bei diesem „werde ich selbst hingehen“ erbehte der Künstler in seiner Haut. Desroches zwinkerte mit den Augen, um Joseph anzudeuten, daß er seine Mutter ein wenig vorausgehen lassen sollte, und er hielt ihn einen Augenblick allein zurück. „Ihr Bruder ist ein großer Lump; er ist, ob absichtlich oder unabsichtlich, die Ursache der Entdeckung dieser Verschwörung; denn der Kerl ist so gerieben, daß man die Wahrheit darüber nicht herausbekommen kann. Suchen Sie ihm zwischen dem Tropf und dem Verräter eine Rolle aus. Ohne Zweifel wird er unter die Aufsicht der politischen Polizei gestellt werden, weiter nichts. Seien Sie ruhig, dies Geheimnis kenne nur ich. Eilen Sie mit Ihrer Mutter nach Issoudun; Sie haben Geist, suchen Sie diese Erbschaft zu retten.“

„Ja, meine arme Mutter, Desroches hat recht,“ sagte Joseph, als er Agathe im Atelier vorfand. „Ich habe meine

beiden Bilder verkauft; laß uns nach Issoudun fahren, da du vierzehn Tage vor dir hast."

Nachdem Agathe an Frau Hochon geschrieben hatte, um ihr ihre Ankunft zu melden, machten sie und Joseph sich am folgenden Abend auf den Weg nach Issoudun, indem sie Philipp seinem Schicksal überließen. Die Post fuhr durch die Rue d'Enfer, um die Straße nach Orleans einzuschlagen. Als Agathe den Luxembourg bemerkte, in den Philipp überführt worden war, konnte sie die Worte nicht unterdrücken: „Ohne die Verbündeten wäre er nicht dort!“ Viele Kinder hätten bei dieser Bemerkung eine ungeduldige Bewegung gemacht, hätten mit=leidig gelächelt; aber der Künstler, der mit seiner Mutter in dem Abteil allein saß, drückte sie ans Herz und sagte: „O Mutter, du bist Mutter, wie Raffael Maler war! Und du wirst stets eine einfältige Mutter bleiben!“

Da die Zerstreungen der Reise sie bald ihrem Kummer ent=rißen, so sah Frau Bridau sich gezwungen, an das Ziel ihrer Fahrt zu denken. Natürlich las sie den Brief der Frau Hochon noch einmal durch, da er den Advokaten so sehr aufgeregt hatte. Jetzt erst fielen ihr die Worte ‚Konkubine‘ und ‚Ungeziefer‘ auf, die eine ebenso fromme wie ehrbare Siebzigerin anwandte, um jene Frau zu bezeichnen, die Jean Jacques Rougets Vermögen aufzuzehren im Begriff stand. Da nun sie selber ‚einfältig‘ genannt wurde, so fragte sie sich, wie sie durch ihre Gegenwart in Issoudun eine Erbschaft retten könnte. Joseph, der arme, uneigennützigte Künstler, verstand so wenig vom Gesetz, und der Ausruf seiner Mutter versetzte ihn in ein sorgenvolles Nach=denken.

„Ehe unser Freund Desroches uns ausschickte, um eine Erb=schaft zu retten, hätte er uns eigentlich auseinandersetzen müssen, wie man das macht,“ rief Joseph. „Wenn mir der Kopf, der noch ganz betäubt ist von dem Gedanken, daß Philipp, viel=leicht ohne Tabak, im Gefängnis sitzt und vor dem Pairshof erscheinen soll, mein Gedächtnis nicht trübt,“ erwiderte Agathe,

„so scheint mir, der junge Desroches sagte, wir sollten die Grundlagen zu einem Erbschleicherprozeß sammeln, falls mein Bruder ein Testament zugunsten dieser . . . dieser . . . Frau gemacht hat.“ „Desroches ist gut! . . .“ rief der Maler. „Nun, wenn wir nichts davon verstehen, so werde ich ihn bitten, selbst hinzugehen.“ „Wir wollen uns nicht unnötig den Kopf zerbrechen,“ sagte Agathe. „Wenn wir in Issoudun sind, so wird meine Patin uns leiten.“

Diese Unterhaltung, die in dem Augenblick stattfand, als Frau Bridau und Joseph nach dem Wagenwechsel zu Orleans in die Sologne einfuhren, deutet zur Genüge an, wie sehr der Maler und seine Mutter außerstande waren, die Rolle zu spielen, die der furchtbare Advokat Desroches ihnen zudachte. Aber als Agathe nach dreißigjähriger Abwesenheit wieder in Issoudun einzog, fand sie dort die Sitten so verwandelt, daß es nötig ist, in wenigen Worten ein Bild von dieser Stadt zu entwerfen. Ohne eine solche Schilderung würde man schwerlich verstehen, welchen Heroismus Frau Hochon entfaltete, wenn sie ihr Patenkind unterstützte, und in welcher seltsamen Lage Jean Jacques Rouget war. Obgleich Doktor Rouget seinen Sohn daran gewöhnt hatte, Agathe als eine Fremde anzusehen, so war es doch ein wenig zu merkwürdig, daß ein Bruder dreißig Jahre lang seiner Schwester kein Lebenszeichen mehr gegeben hatte. Dieses Schweigen lag offenbar in wunderlichen Umständen begründet, die andere Verwandte als Joseph und Agathe längst hätten kennen lernen wollen. Kurz, zwischen dem Zustand der Stadt und den Interessen der Bridaus bestanden gewisse Beziehungen, die man im Laufe der Erzählung begreifen wird.

Mit aller Achtung vor Paris sei es gesagt: Issoudun ist eine der ältesten Städte Frankreichs. Trotz der historischen Vorurteile, die den Kaiser Probus zum Noah der beiden Gallien machen wollen, hat schon Cäsar von dem ausgezeichneten Wein von Champ=Fort (de campo forti) gesprochen, einem der besten Weinberge Issouduns. Rigord spricht über diese Stadt in

Worten, die keinen Zweifel über ihre zahlreiche Bevölkerung und ihren ungeheuren Handel lassen. Aber diese beiden Zeugen würden ihr im Vergleich mit ihrer grauen Vorzeit immer noch ein ziemlich geringes Alter zusprechen. Tatsächlich hat man durch die kürzlich vorgenommenen Ausgrabungen eines gelehrten Archäologen dieser Stadt, des Herrn Armand Pérémet, unter dem berühmten Turm von Issoudun eine Basilika des fünften Jahrhunderts entdeckt, wahrscheinlich die einzige, die es in Frankreich gibt. Diese Kirche trägt schon in ihrem Material das Gepräge einer noch früheren Zivilisation, denn ihre Steine entstammen einem römischen Tempel, an dessen Stelle sie getreten ist. Und nach den Forschungen jenes Altertumskundigen trüge Issoudun wie alle französischen Städte, deren alte oder moderne Endung das ‚dun‘ (dunum) enthält, schon in seinem Namen das Zeugnis einer autochthonen Existenz. Dieses Wort ‚dun‘, das Erkennungszeichen für jede vom Druidenkult geweihte Bedeutung, mußte danach auf einen militärischen oder religiösen Mittelpunkt der Kelten hinweisen. Die Römer hätten dann unter dem ‚dun‘ der Gallier einen Isis-Tempel erbaut. Daher nach Chaumon der Name der Stadt Is=sous=dun (Is unter dun). Is wäre die Abkürzung von Isis. Ziemlich sicher hat Richard Löwenherz über der Basilika, dem dritten Denkmal der dritten Religion dieser alten Stadt, den berühmten Turm erbaut, in dem er Münzen schlug. Er hat diese Kirche als einen für die Errichtung seines Walles nötigen Stützpunkt benutzt und sie erhalten, indem er sie wie mit einem Mantel mit seinen mittelalterlichen Befestigungen umgab. Issoudun war damals der Eintagsitz der Wegelagerer und Plünderer, jener Rondo-tieri, die Heinrich der Zweite seinem Sohn Richard zur Zeit seiner Empörung als Graf von Poitou entgegenstellte. Die Geschichte Aquitaniens, die die Benediktiner nicht geschrieben haben, wird zweifellos nie geschrieben werden, da es keine Benediktiner mehr gibt. Daher kann man dieses archäologische Dunkel in der Geschichte unserer Sitten nie genug aufklären,

sooft sich eine Gelegenheit dazu bietet. Es ist noch ein anderes Zeugniß für die alte Macht Issouduns vorhanden, nämlich in der Kanalisation der Tournemine, eines kleinen Flusses, der auf eine weite Landstrecke hin um mehrere Meter über das Niveau der Théols, des die Stadt umfließenden Flusses, erhöht wurde. Dieses Werk verdankt man ohne Frage dem Genie der Römer. Schließlich wird das Stadtviertel, das sich vom Schloß nach Norden hin erstreckt, von einer Straße durchzogen, die seit mehr als zweitausend Jahren die Rue de Rome heißt. Auch das Stadtviertel selbst heißt das Römische Viertel. Die Bewohner dieses Stadtviertels, die übrigens in ihrer Rasse, in ihrem Blut und im Bau des Gesichts ein besonderes Gepräge zeigen, nennen sich Abkömmlinge der Römer. Es sind fast lauter Weinbauern von auffallender Sittenstrenge, die sie ohne Zweifel ihrer Herkunft verdanken, vielleicht auch ihrem Siege über die Wegelagerer und Plünderer, die sie im zwölften Jahrhundert auf der Ebene von Charost vernichteten. Nach der Erhebung von 1830 war Frankreich zu erregt, um den Aufstand der Weinbauern in Issoudun zu beachten; er war furchtbar, und aus guten Gründen hat man übrigens Einzelheiten über ihn nicht veröffentlicht. Zunächst erlaubten die Bürger von Issoudun den Truppen nicht, in die Stadt einzuziehen. Sie wollten nach den Bräuchen und Sitten des mittelalterlichen Bürgertums selbst für ihre Stadt eintreten. Die Machthaber sahen sich gezwungen, denen nachzugeben, die von sechs- bis siebentausend Weinbauern unterstützt wurden; hatten doch diese alle Archive und die Bureaus der indirekten Steuern verbrannt und einen Zollbeamten durch die Straßen geschleppt, indem sie bei jeder Laterne sagten: „Da muß man ihn hängen!“ Der arme Mensch wurde den Rasenden durch die Nationalgarde entrissen, die ihm das Leben rettete, indem sie ihn unter dem Vorwand, ihm den Prozeß machen zu wollen, ins Gefängniß brachte. Der General konnte nur auf Grund einer mit den Weinbauern abgeschlossenen Kapitulation eindringen,

und es gehörte Mut dazu, zwischen ihren Massen durchzukommen; denn in dem Augenblick, als er vor dem Rathaus erschien, hielt ihm ein Mann aus dem Römischen Viertel seinen ‚Flieger‘ an den Hals (der Flieger ist jene grobe Gartenschere, die, an einer Stange befestigt, dazu dient, die Bäume auszu-putzen) und rief: „Keine Schreiber mehr, oder es ist mit allem aus!“ Dieser Weinbauer hätte dem Mann, den sechzehn Kriegsjahre verschont hatten, den Kopf abgeschnitten, wenn nicht einer der Führer des Aufstandes, dem man versprach, ‚bei der Kammer die Ausrottung der Kellerratten zu beantragen‘, rasch dazwischen gesprungen wäre.

Im vierzehnten Jahrhundert hatte Issoudun noch sechzehn- bis siebzehntausend Einwohner, den Rest der doppelten Bevölkerung zur Zeit Rigords. Karl VII. besaß dort einen Palast, der noch vorhanden ist und der bis zum achtzehnten Jahrhundert unter dem Namen ‚das Haus des Königs‘ bekannt war. Diese Stadt, damals der Mittelpunkt des Wollhandels, versorgte einen Teil von Europa mit Wolle und stellte in großem Maßstabe Tuche, Hüte und ausgezeichnete ziegenlederne Handschuhe her. Unter Ludwig XIV. wurde Issoudun, dem man Baron und Bourdaloue verdankte, immer noch als eine Stadt der Eleganz, der feinen Sprache und der guten Gesellschaft genannt. In seiner Geschichte der Stadt Sancerre stellte der Pfarrer Poupart den Einwohnern von Issoudun das Zeugnis aus, daß sie unter allen Berrichonen durch ihren Scharfsinn und ihren natürlichen Witiz hervorragten. Heute sind dieser Glanz und dieser Witiz vollständig verschwunden. Issoudun, dessen Ausdehnung noch von der ehemaligen Bedeutung spricht, schreibt sich zwölf-tausend Einwohner zu, einschließlich der Weinbauern in vier ausgedehnten Vororten: dem von Saint-Paterne, dem von Vilatte, dem Römischen Viertel und dem Faubourg des Alouettes; alle vier sind kleine Städte für sich. Die Bürgerschaft lebt wie die von Versailles in den Straßen. Issoudun hat sich den Wollmarkt in der Landschaft Berri be-

wahrt; aber diesen Handel bedrohen jetzt die Verbesserungen der Schafrassen, die man überall einführt und denen sich nur die Landschaft Berri verschließt. Die Weinberge von Issoudun tragen einen Wein, den man in zwei Provinzen trinkt; wenn man ihn herstellte, wie Burgund und die Gascogne den ihren, so könnte er einer der besten Weine Frankreichs werden. Aber ach! alles zu machen, wie unsere Väter es machten, keine Neuerungen einzuführen, das ist dort Landesgesetz. Die Weinbauern lassen also auch weiterhin den Weinkamm während der Gärung im Most, und das macht einen Wein, der die Quelle neuen Reichtums und für die Stadt ein Sporn der Betriebbarkeit werden könnte, abscheulich. Dank der Herbheit, die der Weinkamm ihm mittheilt und die sich, wie man sagt, mit dem Alter mildert, hält sich dieser Wein über ein Jahrhundert. Dieser Grund, den der Weinbau selbst anführt, ist für die Weinkunde wichtig genug, um veröffentlicht zu werden. Wilhelm aus der Bretagne hat übrigens diese Eigenschaft in einigen Versen seiner ‚Philippide‘ gefeiert.

Der Verfall Issouduns wird also durch den Geist der Unbeweglichkeit, der bis zur Albernheit getrieben wurde, erklärlich; eine Tatsache wird ihn begreiflich machen. Als man sich um die Straße von Paris nach Toulouse bemühte, war es das Natürliche, sie von Vierzon über Issoudun nach Châteauroux zu leiten. Sie wäre zu kurz gewesen, wenn man sie, wie es geschehen ist, über Vatan leitete. Aber die Stadtgrößen und der Gemeinderat von Issoudun, dessen Sitzungsprotokoll angeblich noch vorhanden ist, verlangten, daß man sie über Vatan leitete, indem sie den Einwand erhoben: wenn die große Straße durch ihre Stadt führe, so würden die Lebensmittel theurer werden, und man setze sich der Gefahr aus, für ein Hühnchen dreißig Sous bezahlen zu müssen. Gegenstücke zu einem solchen Beschluß findet man nur in den wildesten Gegenden Sardiniens, eines ehemals so volkreichen und wohlhabenden Landes, das heute ganz öde ist. Als König Karl Albert mit einem löb-

lichen Trieb zur Zivilisation Sassari, die zweite Hauptstadt der Insel, durch eine schöne, großartige Straße, die einzige, die auf dieser Sardinien benannten Savanne vorhanden ist, mit Cagliari verbinden wollte, erforderte die gerade Linie, daß sie über Banorva führte, einen Distrikt, bewohnt von einer noch nicht unterworfenen Bevölkerung, die man um so eher mit unseren Araberstämmen vergleichen kann, als sie von den Mauren abstammt. Kaum sahen sie, wie nahe sie daran waren, von der Zivilisation ergriffen zu werden, so gaben die Wilden von Banorva, ohne sich der Mühe einer Überlegung zu unterziehen, ihren Widerstand gegen die geplante Straße kund. Die Regierung beachtete diesen Widerstand nicht. Der erste Ingenieur, der den ersten Meßpfahl abstecken wollte, erhielt eine Kugel in den Kopf und starb auf seinem Meßpfahl. Man stellte keine Untersuchung an; und die Straße erhielt eine Kurve, die sie um acht Stunden verlängert.

Zu Issoudun bereitet das ununterbrochene Sinken des Preises der Weine, die am Ort getrunken werden, wenn es auch dem Wunsch der Bürger, billig zu leben, entgegenkommt, den Ruin der Weinbauern vor, die immer mehr unter den Baukosten und der Steuer zu leiden haben; ebenso wie der Ruin des Wollhandels und der Stadt entschieden wird durch die Unmöglichkeit, die Rasse der Schafe zu verbessern. Auf dem Lande haben die Leute ein tiefes Grauen vor jeder Art Veränderung, sogar vor der, die ihnen selbst als den eigenen Interessen nützlich erscheint. Ein Pariser trifft auf dem Lande einen Arbeiter, der zu Mittag eine ungeheure Menge Brot, Gemüse und Käse isst; er beweist ihm, daß er sich, wenn er diese Nahrung durch ein Fleischgericht ersetzte, besser und billiger ernähren würde, daß er mehr arbeiten könnte und sein Lebenskapital nicht so schnell aufzuzehren brauchte. Der Berrichone erkennt die Rechnung als richtig an. „Aber das Gerede, Herr?“ antwortet er. „Was ist mit dem Gerede? . . .“ „Nun ja, was würde man dazu sagen?“ Er würde zum Gespräch der ganzen Gegend

werden, erklärte der Grundbesitzer, auf dessen Gut diese Szene spielte; man würde ihn für so reich halten wie einen Bürger; er hat Angst vor der öffentlichen Meinung, er hat Angst, man könnte mit den Fingern auf ihn zeigen, er könnte als ein schwacher oder kranker Mensch gelten . . . , So sind wir in diesem Lande!' Viele Bürger sprechen diesen letzten Satz mit einem versteckten Gefühl des Stolzes aus. Wenn auf dem Lande, wo man die Bauern sich selbst überläßt, Unwissenheit und Schlendrian unbefieglich sind, so ist die Stadt Issoudun bei einer vollständigen sozialen Stagnation angelangt. Unter dem Zwang, das Schwinden des Vermögens durch eine schmutzige Sparsamkeit zu bekämpfen, lebt jede Familie für sich. Ubrigens sieht sich die Gesellschaft dort auf immer jenes Zwiespalts beraubt, der den Sitten erst Gepräge gibt. Die Stadt kennt jenen Gegensatz zweier Kräfte nicht mehr, dem man das Leben der italienischen Stände im Mittelalter verdankt. Issoudun hat keine Adligen mehr. Die Plünderer, die Wegelagerer, der Bauernaufstand, die Religionskriege und die Revolution haben den Adel dort vollständig ausgerieben. Die Stadt ist sehr stolz auf diesen Triumph. Issoudun hat es, um die Billigkeit der Lebensmittel aufrecht zu erhalten, stets abgelehnt, eine Garnison aufzunehmen. Sie hat dieses Verbindungsmittel mit ihrem Jahrhundert verloren, wie sie den Verdienst verloren hat, den die Truppe bringt. Vor 1756 war Issoudun eine der angenehmsten Garnisonstädte gewesen. Ein Justizdrama, das ganz Frankreich beschäftigte, die Affäre des Generalamtsverwesers gegen den Marquis de Chapt, dessen Sohn, ein Dragoneroffizier, wegen eines Liebeshandels vielleicht gerechter-, aber jedenfalls verräterischerweise hingerichtet wurde, beraubte die Stadt hinfort ihrer Garnison. Der Aufenthalt der 44. Halbbrigade, die während des Bürgerkrieges dort einquartiert wurde, war nicht geeignet, die Einwohner mit dem Kriegsvolk zu versöhnen. Bourges, dessen Bevölkerung mit jedem Jahrzehnt abnimmt, ist von der gleichen sozialen Krankheit befallen. Die Lebenskraft verläßt

diese großen Körper. Sicherlich ist die Verwaltung an diesem Unheil schuld. Es ist die Pflicht einer Regierung, solche Flecken auf dem Staatskörper zu erkennen und energische Leute in diese franken Ortschaften zu schicken, damit sie den Stand der Dinge ändern. Aber ach! statt dessen freut man sich dieser verhängnisvollen Leichenstille. Und dann, wie soll man neue Verwalter oder fähige Beamte dorthin bekommen? Wem liegt in unseren Tagen daran, sich in Landkreisen zu vergraben, wo das Gute, das man tun kann, kein Aufsehen macht? Wenn man etwa Leute dort unterbringt, die der Gegend fremd sind, so werden sie bald ebenfalls von der Macht der Tatenlosigkeit ergriffen und bequemen sich diesem entsetzlichen Provinzleben an. Issoudun hätte Napoleon abgestumpft. Infolge dieser eigenartigen Lage wurde Issoudun im Jahre 1822 von lauter Leuten verwaltet, die der Landschaft Le Berri entstammten. Die Macht sah sich also lahmgelagt oder kraftlos, ausgenommen in den natürlich sehr seltenen Fällen, in denen wegen ihrer offenbaren Schwere die Justiz einzugreifen gezwungen war. Der Generalprokurator, Herr Mouilleron, war jedermanns Vetter, und sein Stellvertreter gehörte einer Familie der Stadt an. Der Gerichtspräsident machte sich, ehe er diese Würde erlangte, durch eins jener Worte berühmt, die einem Menschen in der Provinz für Lebenszeit eine Eselsmütze auf den Kopf setzen. Als er in einem Strafprozeß, der zur Verhängung der Todesstrafe führen mußte, die Voruntersuchung geschlossen hatte, sagte er zu dem Angeklagten: „Mein armer Peter, die Geschichte ist klar, man wird dir den Hals abschneiden. Laß dir das zur Lehre dienen!“ Der Polizeikommissar, der seit der Restauration Kommissar war, hatte Verwandte im ganzen Kreis. Und endlich war nicht nur der Einfluß der Religion gleich null, sondern der Pfarrer genoß nicht einmal irgendwelches Ansehen. Die liberale, zankfüchtige und unwissende Bürgerschaft erzählte sich mehr oder minder komische Geschichten über die Beziehungen dieses armen Mannes zu seiner Haushälterin. Die Kinder gingen darum nicht

weniger in den Unterricht und zur ersten Kommunion; es gab darum nicht minder ein Gymnasium; man las auch die Messe, man feierte immer die Feste; man zahlte die Steuern, das einzige, was Paris von der Provinz verlangt; und der Bürgermeister traf Entscheidungen; aber all diese Befundungen des sozialen Lebens geschahen aus Schlendrian. So stand denn die Schlaffheit der Verwaltung in wundervollem Einklang mit der intellektuellen und moralischen Verfassung der Stadt. Die Ereignisse dieser Geschichte werden übrigens die Wirkungen eines solchen Standes der Dinge schildern, der nicht so einzigartig ist, wie man glauben könnte. Viele Städte in Frankreich, besonders im Süden, gleichen Issoudun. Der Zustand, in den der Triumph des Bürgertums diese Kreishauptstadt versetzt hat, ist der, der ganz Frankreich und selbst Paris droht, wenn das Bürgertum weiter die äußere und innere Politik unseres Landes beherrscht.

Jetzt ein Wort über die Topographie. Issoudun erstreckt sich von Norden nach Süden auf einer Hügellehne, die sich nach der Straße von Châteauroux hin abrundet. Am Fuß dieser Erhebung hat man einst für die Bedürfnisse der Fabriken oder um in der Blütezeit der Stadt die Gräben der Wälle füllen zu können, einen Kanal angelegt, der jetzt La Rivière-Forcée heißt und dessen Wasser der Théols entstammt. Die Rivière-Forcée bildet einen künstlichen Arm, der sich hinter dem Römischen Viertel an der Stelle, wo auch die Tournemine und ein paar andere Wasserläufe münden, in den natürlichen Strom ergießt. Die kleinen fließenden Wasser und die beiden Flüsse bewässern ziemlich ausgedehnte Weiden, die auf allen Seiten von gelblichen oder weißen, mit schwarzen Punkten durchsäten Hügeln umgeben sind. So sehen sieben Monate des Jahres hindurch die Weinberge von Issoudun aus. Die Weinbauern beschneiden die Rebe jedes Jahr und lassen nur inmitten einer trichterförmigen Vertiefung einen häßlichen Strunk ohne Stütze stehen. Daher wird das Auge, wenn man von

Bierzon, Batan oder Châteauroux kommt, nachdem diese eiförmigen Flächen es traurig gemacht haben, angenehm überrascht bei dem Anblick der Weiden von Issoudun, der Dase dieses Theils der Landschaft Le Berri, die das Land auf zehn Stunden im Umkreis mit Gemüse versorgt. Unterhalb des Römischen Viertels dehnt sich eine weite Marsch, die ganz mit Küchengewächsen bebaut ist und in zwei Teile zerfällt, die den Namen des oberen und des unteren Baltan führen. Eine breite und lange Allee, die mit zwei doppelten Pappelreihen geschmückt ist, führt von der Stadt quer durch die Wiesen zu einem ehemaligen Kloster namens Grapezle, dessen englische Gärten, die im ganzen Kreis einzig dastehen, den ehrgeizigen Namen Tivoli erhalten haben. Sonntags vertrauen sich dort die Liebespaare ihre Geheimnisse an. Notwendigerweise offenbaren sich dem aufmerksamen Beobachter noch Spuren der einstigen Größe Issouduns, und die auffallendsten bestehen in der Theilung der Stadt. Das Schloß, das ehemals mit seinen Mauern und Gräben eine Stadt für sich bildete, ist ein deutlich abgetrennter Distrikt, in den man noch heute nur durch die alten Tore eindringt und den man nur auf drei Brücken verlassen kann, die über die Arme der beiden Flüsse geschlagen sind; er allein trägt das Gepräge einer alten Stadt. Die Wälle zeigen stellenweise immer noch ihre achtungsgebietenden Steinschichten, auf denen sich Häuser erheben. Oberhalb des Schlosses ragt der Turm, der seine Festung war. Wer sich der Stadt bemächtigt hatte, die sich um diese beiden befestigten Punkte dehnte, hatte noch das Schloß und den Turm zu nehmen. Der Besitz des Schlosses war noch nicht gleichbedeutend mit dem des Turms. Der Vorort Saint-Baterne, der jenseits des Turms gleichsam eine Palette beschrieb und in die Weiden eingriff, ist zu ausgedehnt, als daß er nicht in der grauesten Vorzeit hätte die Stadt selbst sein müssen. Seit dem Mittelalter wird Issoudun wie Paris seinen Hügel überschritten und sich jenseits des Schlosses und des Turms hingelagert haben. Diese Anschauung gewann 1822

noch den Schein der Gewißheit durch das Vorhandensein der reizenden Kirche von Saint-Paterne, die neuerdings von dem Erben des Mannes, der sie der Nation abkaufte, niedergerissen worden ist. Diese Kirche, eins der gefälligsten Beispiele des romanischen Stils, die Frankreich besaß, ist verschwunden, ohne daß irgend jemand das Portal, das wunderbar erhalten war, auch nur gezeichnet hätte. Die einzige Stimme, die sich erhob, um das Denkmal zu retten, fand nirgends, weder in der Stadt noch in der Provinz, ein Echo. Obgleich das Schloß von Issoudun mit seinen engen Straßen und alten Behausungen den Charakter einer alten Stadt zeigt, so bietet doch die eigentliche Stadt, die mehrmals und zu den verschiedensten Zeiten erobert und eingeäschert wurde, vor allem während der Fronde¹, als sie ganz niederbrannte, ein modernes Bild. Die im Verhältniß zu andern Städten geräumigen Straßen und gut gebauten Häuser bilden mit dem Anblick des Schlosses einen recht auffälligen Gegensatz, der der Stadt Issoudun in einigen geographischen Lehrbüchern das Beiwort ‚hübsch‘ eingetragen hat.

In einer so beschaffenen Stadt ohne irgendwelche auch nur kommerzielle Betriebsamkeit, ohne Geschmack an den Künsten, ohne gelehrte Beschäftigungen, einer Stadt, wo jeder in seinem Hause blieb, mußte der Augenblick kommen, und er kam 1816 unter der Restauration, als der Krieg vorüber war, in dem unter den jungen Leuten der Stadt mancher keine Laufbahn einzuschlagen hatte und nicht wußte, was er bis zu seiner Heirat oder bis zu der Zeit, da er seine Eltern beerbte, beginnen sollte. Zu Hause langweilten sich diese jungen Leute, in der Stadt fanden sie keinerlei Zerstreuung; und da die Jugend nach einem landesüblichen Wort ‚sich den Schorf abscheuern muß‘, so spielten sie ihre Streiche auf Kosten der Stadt selber. Es wurde ihnen schwer, bei vollem Tageslicht zu arbeiten, man hätte sie erkannt; und war der Becher ihrer Missetaten einmal voll, so hätte man sie bei dem ersten ein wenig zu starken Seitensprung

¹ Unruhen um 1650, die den Sturz Mazarins zum Ziel hatten.

vor das Polizeigericht gestellt; sie wählten also verständigermaßen die Nacht, um ihre schlimmen Streiche zu spielen. So stach aus diesen alten Resten so viel verschiedener entschwundener Zivilisationen wie eine letzte Flamme noch eine Spur von dem Schelmenggeist hervor, der einst die Sitten bezeichnet hatte. Diese jungen Leute amüsierten sich, wie sich ehemals Karl IX. und seine Höflinge, Heinrich IV. und seine Genossen amüsiert hatten, und wie man sich in vielen Provinzstädten amüsierte. Einmal durch die Notwendigkeit, sich gegenseitig zu helfen, sich zu verteidigen und lustige Streiche zu erfinden, zum Bündnis getrieben, entwickelten sie durch den Zusammenprall der Ideen jenes Übermaß der Bosheit, wie es die Jugend mit sich bringt und wie man es bis zu den Tieren hinab beobachten kann. Das Bündnis gab ihnen obendrein jene kleinen Genüsse, wie sie die Heimlichkeit einer dauernden Verschwörung verschafft. Sie nannten sich ‚die Ritter des Müßiggangs‘. Am Tage waren diese jungen Affen kleine Heilige, sie gaben sich alle den Schein, als wären sie äußerst still; und übrigens schliefen sie nach den Nächten, in denen sie irgendeine Untat vollbracht hatten, ziemlich lange. Die Ritter des Müßiggangs begannen mit gewöhnlichen Pössen: sie hoben Ladenschilder aus oder vertauschten sie, schellten an den Türen, stürzten ein Faß, das irgend jemand an seiner Tür vergessen hatte, mit Gepolter in den Keller seines Nachbarn, den dann ein Gelärm weckte, als wäre eine Mine aufgefliegen. Zu Issoudun steigt man wie in vielen Städten in den Keller durch eine Falltür hinab, deren vor dem Eingang zum Hause belegene Öffnung mit einem Scharnierbrett zugedeckt ist, das wiederum ein großes Vorlegeschloß hat. Diese neuen ‚schlimmen Burschen‘ waren gegen Ende des Jahres 1816 noch nicht über die Scherze hinausgediehen, wie sie die jungen Leute und Knaben in allen Provinzen treiben. Aber im Jahre 1817 erhielt der Orden des Müßiggangs einen Großmeister, und hinfort zeichnete er sich durch Streiche aus, die bis zum Jahre 1823 eine Art von Schrecken in Issoudun verbreiteten

oder wenigstens die Handwerker und Bürger in beständigem Alarm hielten.

Dieser Führer war ein gewisser Maxence Gilet, einfacher Max genannt, den sein Vorleben ebensosehr für diese Rolle bestimmte, wie es seine Kraft und seine Jugend taten. Maxence Gilet galt in Issoudun als der natürliche Sohn jenes Subdelegierten, des Herrn Lousteau, des Bruders der Frau Hochon, dessen Galanterie vielerlei Erinnerungen hinterlassen hat und dem, wie man bereits weiß, aus Anlaß der Geburt Agathes der Haß des alten Doktor Rouget zuteil wurde. Aber die Freundschaft, die diese beiden Männer vor ihrer Entzweiung verbunden hatte, war so vertraut gewesen, daß sie, um einen Ausdruck der Zeit und der Stadt zu gebrauchen, gern desselben Weges gingen. Daher behauptete man, Max könnte ebensogut der Sohn des Doktor Rouget sein wie der des Subdelegierten; in Wahrheit gehörte er weder dem einen noch dem anderen an, denn sein Vater war ein reizender Dragoneroffizier der Garnison Bourges. Nichtsdestoweniger machten sich infolge ihrer Feindschaft, zum Glück für das Kind, der Doktor und der Subdelegierte die Vaterschaft beständig streitig. Die Mutter, die Frau eines armen Holzschuhmachers im Römischen Viertel, war zum Unheil für ihre Seele von überraschender Schönheit, einer Schönheit aus dem Trastevere; und das war das einzige, was sie ihrem Sohn mitgab. Frau Gilet, die 1788 mit Max schwanger ging, hatte sich diese Segnung des Himmels lange gewünscht, die man boshaft genug war der Galanterie der beiden Freunde zuzuschreiben, ohne Zweifel, um sie gegeneinander zu reizen. Gilet, ein eingefleischter alter Trunkenbold, begünstigte die Unregelmäßigkeiten seiner Frau durch ein Einverständnis und eine Nachsicht, wie sie in der unteren Klasse nicht ohne Beispiel sind. Um ihrem Sohn Beschützer zu verschaffen, hütete die Gilet sich gar wohl, die falschen Väter aufzuklären. In Paris wäre sie Millionärin geworden; in Issoudun konnte sie bald behaglich leben,

bald stak sie im Elend, und schließlich wurde sie verachtet. Frau Hochon, Herrn Lousteaus Schwester, gab etwa zehn Taler im Jahr, damit Max die Schule besuchen konnte. Diese Freigebigkeit, die Frau Hochon sich in Folge des Geizes ihres Vaters nicht erlauben konnte, wurde begreiflicherweise ihrem Bruder zugeschrieben, der damals in Sancerre lebte. Als Doktor Rouget, der als Junggeselle nicht glücklich war, die Schönheit des Knaben bemerkte, bezahlte er bis 1805 die Pension im Kolleg für den „jungen Schlingel“, wie er ihn nannte. Da der Subdelegierte im Jahre 1800 starb, und da der Arzt, wenn er für Max fünf Jahre lang die Pension bezahlte, einem Gefühl der Eitelkeit zu gehorchen schien, so blieb die Frage der Vaterschaft stets unentschieden. Maxence Gilet, die Zielscheibe für tausend Scherze, wurde übrigens bald vergessen. Das kam so. 1806, ein Jahr nach dem Tode des Doktor Rouget, erlaubte sich dieser Bursche, der für ein Abenteuererleben wie geschaffen schien und zudem mit bemerkenswerter Kraft und Geschicklichkeit begabt war, eine Fülle von Missethaten, die zu begehen mehr oder minder gefährlich war. Er verständigte sich bereits mit den Enkeln des Herrn Hochon, um die Krämer der Stadt rasend zu machen; er erntete das Obst, ehe die Eigentümer dazu kamen, denn er stieß sich nicht daran, daß er Mauern ersteigen mußte. Dieser kleine Satan hatte in wilden Leibesübungen nicht seinesgleichen; er turnte vollendet am Barren, er hätte Hasen im Lauf greifen können. Da er einen Blick hatte, der eines Lederstrumpfs würdig gewesen wäre, so liebte er die Jagd schon leidenschaftlich. Statt zu lernen, brachte er seine Zeit damit zu, daß er nach der Scheibe schoss. Das Geld, das dem alten Rouget entlockt wurde, benutzte er, um für eine alte Pistole, die Vater Gilet, der Holzschuhmacher, ihm geschenkt hatte, Pulver und Kugeln zu kaufen. Nun beging er im Herbst des Jahres 1806, als er siebzehn Jahre alt war, einen unbeabsichtigten Mord, indem er mit Einbruch der Nacht, als er Früchte stehlen wollte, eine junge schwangere Frau erschreckte,

die er in ihrem Garten überraschte. Von seinem Vater, dem Holzschuhmacher, der sich seiner ohne Zweifel entledigen wollte, mit der Guillotine bedroht, entfloß Max in einem Zuge nach Bourges, traf dort ein Regiment, das nach Spanien unterwegs war, und nahm Dienste. Der Vorfall mit der gestorbenen jungen Frau blieb ohne Folgen.

Ein Bursche von Gilets Charakter mußte sich auszeichnen, und er zeichnete sich so sehr aus, daß er es in drei Feldzügen zum Hauptmann brachte; auch das bißchen Bildung, das er erhalten hatte, half ihm kräftig. 1809 ließ man ihn in Portugal für tot in einer englischen Batterie liegen, in die seine Kompagnie eingedrungen war, ohne sich halten zu können. Max, den die Engländer gefangen nahmen, wurde auf die spanischen Gefangenenschiffe von Cabrera, die grauenhaftesten von allen, geschickt. Man bat freilich für ihn um das Kreuz der Ehrenlegion und den Rang als Bataillonschef; aber der Kaiser war damals in Oesterreich, er behielt seine Gunstbezeugungen den glänzenden Taten vor, die unter seinen Augen geschahen; er liebte die nicht, die sich fangen ließen, und außerdem war er mit dem Feldzug in Portugal ziemlich unzufrieden. Max blieb auf den Gefangenenschiffen von 1810 bis 1814. Während dieser vier Jahre wurde Max vollständig demoralisirt, denn die Gefangenenschiffe waren das Bagno ohne das Verbrechen und die Schmach. Zunächst tötete der junge, schöne Hauptmann im Duell, um sich seine Willensfreiheit zu bewahren und sich gegen die Verderbniß zu wehren, die diese eines zivilisierten Volkes unwürdigen, unedlen Gefängnisse durchsetzte, sieben Raufbolde oder Tyrannen, von denen er zur großen Freude der Opfer sein Schiff befreite (man schlug sich dort in einem Raum von sieben Quadratfuß). Dank der wunderbaren Geschicklichkeit, die er sich in der Handhabung der Waffen erwarb, dank seiner Körperkraft und Gewandtheit herrschte Max auf seinem Schiff. Aber jetzt beging er seinerseits Willkürakte; er erwarb sich Freunde, die für ihn arbeiteten und sich zu

seinen Höflingen machten. In dieser Schmerzensschule, in der verbitterte Charaktere nur von Rache träumten, in der die Sophismen, die in den zusammengepferchten Gehirnen aufblühten, schlimme Gedanken rechtfertigten, verdarb Max vollständig. Er lauschte den Ansichten derer, die von dem Glück um jeden Preis träumten, ohne vor den Folgen einer verbrecherischen Handlung zurückzuschrecken; wenn sie nur so vollbracht wurde, daß niemand Beweise hatte. Als endlich der Friede geschlossen wurde, ging er verderbt, wenn auch noch unschuldig, aus der Gefangenschaft hervor, berufen, je nach den Umständen seines Schicksals, in den höchsten Kreisen ein großer Politiker oder im Privatleben ein Elender zu werden. Er kehrte nach Issoudun zurück und erfuhr dort von dem beklagenswerten Ende seines Vaters und seiner Mutter. Wie alle, die sich ihren Leidenschaften hingeben und die sich nach dem Sprichwort das Leben kurz und gut sein lassen, waren die Gilets in der entsetzlichen Armut im Hospital gestorben. Fast unmittelbar darauf verbreitete sich die Nachricht von Napoleons Landung zu Cannes in ganz Frankreich. Max wußte nichts Besseres zu tun, als nach Paris zu gehen und seinen Rang als Bataillonschef und sein Kreuz zu fordern. Der Marschall, der damals das Kriegsportefeuille innehatte, entsann sich der schönen Haltung des Hauptmanns Gilet in Portugal; er stellte ihn als Hauptmann in die Garde ein, welche Stellung ihm in der Linie den Rang des Bataillonschefs gab; aber das Kreuz konnte er ihm nicht verschaffen. „Der Kaiser sagt, Sie würden es sich im ersten Gefecht zu verdienen wissen.“

Wirklich merkte der Kaiser am Abend des Gefechts bei Fleurus, in dem Gilet sich auszeichnete, den tapferen Hauptmann für die Verleihung vor. Nach der Schlacht bei Waterloo zog Max sich an die Loire zurück. Bei der Verabschiedung der Truppen erkannte der Marschall, Herzog von Feltre, Gilet weder seinen Rang noch sein Kreuz zu. Der Soldat Napo-

leons kehrte in einem Zustand der Erbitterung, den man sich leicht vorstellen kann, nach Issoudun zurück: er wollte nur mit dem Kreuz und als Bataillonschef wieder Dienste nehmen. Die Bezirkskommandos fanden diese Bedingungen bei einem namenlosen jungen Mann von fünfundzwanzig Jahren, der also mit dreißig Jahren Oberst werden konnte, übertrieben. Max nahm den Abschied. Der Kommandant — denn unter sich erkannten die Bonapartisten ihre 1815 erlangten Beförderungen an — verlor auf diese Weise das magere Einkommen, das man die Pension nennt und das den Offizieren der Loirearmee zugesprochen wurde.

Als man diesen schönen jungen Mann in Issoudun erblickte und erfuhr, daß sein ganzer Besitz in zwanzig Napoleons bestand, erhob sich eine Bewegung zu seinen Gunsten, und der Bürgermeister gab ihm eine Stellung mit sechshundert Franken Gehalt in der Bürgermeisterei. Max, der diese Stellung etwa sechs Monate lang ausfüllte, gab sie selbst auf, und an seine Stelle trat ein Hauptmann namens Carpentier, der wie er Napoleon treu blieb. Da Max schon Großmeister im Orden des Mütziggangs war, hatte er einen Lebenswandel angenommen, der ihm die Achtung der ersten Familien der Stadt verwirkte, ohne daß man es ihn übrigens merken ließ; er war heftig, und jedermann fürchtete ihn, selbst die Offiziere des einstigen Heeres, die sich wie er geweigert hatten, weiterzudienen, und die in die Landschaft Le Berri zurückkehrten, um ihren Kohl zu bauen. Daß die aus Issoudun gebürtigen Leute die Bourbonen nicht gerade liebten, kann nach dem Bild, das wir entworfen haben, nicht wundernehmen. Daher gab es denn im Verhältnis zu ihrer geringen Bedeutung in dieser Stadt mehr Bonapartisten als irgendwo sonst. Die Bonapartisten wurden, wie man weiß, alle liberal. Man zählte in Issoudun und der Umgebung etwa ein Duzend Offiziere, die in der gleichen Lage waren wie Maxence, und die ihn zu ihrem Führer wählten, so sehr gefiel er ihnen; ausgenommen waren nur jener

Carpentier, sein Nachfolger, und ein gewisser Herr Mignonnet, ein ehemaliger Artilleriehauptmann der Garde. Carpentier, ein erfolgreicher Kavallerieoffizier, verheiratete sich sogleich und gehörte hinfort zu einer der angesehensten Familien der Stadt, den Borniche-Héreaux. Mignonnet, der im Polytechnikum erzogen worden war, hatte in einem Truppentkörper gedient, der sich den anderen gegenüber eine gewisse Überlegenheit anmaßte. Es gab in den kaiserlichen Heeren zwei Farbabstufungen unter den Offizieren. Ein großer Teil bekundete für den Bürger, für den ‚Zivilisten‘, die gleiche Verachtung, die der Adlige dem Nichtadligen, der Eroberer dem Eroberten entgegenbringt. Sie beobachteten in ihren Beziehungen zum Zivil nicht immer die Gesetze der Ehre, und sie tadelten niemanden allzu scharf, der die Bürger niedersäbelte. Die anderen, vor allem die Artillerieoffiziere, ließen, vielleicht infolge ihres Republikanismus, diese Lehre nicht gelten, zumal sie auf nichts Geringeres hinauslief, als darauf, ein zwiefaches Frankreich zu schaffen: ein militärisches Frankreich und ein zivilistisches Frankreich. Wenn also der Kommandant Potel und der Hauptmann Renard, zwei Offiziere aus dem Römischen Viertel, deren Anschauungen über die Zivilisten sich nicht wandelten, ‚trotz allem‘ Maxence Gilets Freunde blieben, so stellten sich der Kommandant Mignonnet und der Hauptmann Carpentier auf die Seite der Bürgerschaft und fanden Gilets Verhalten eines Mannes von Ehre unwürdig. Der Kommandant Mignonnet, ein kleiner, trockener, würdevoller Mann, beschäftigte sich mit den Problemen, die die Dampfmaschine darbot, und er lebte bescheiden, indem er sich Herrn und Frau Carpentier für seinen Verkehr auswählte. Sein ruhiger Lebenswandel und seine wissenschaftlichen Beschäftigungen trugen ihm die Achtung der ganzen Stadt ein. Daher sagte man auch, die Herren Mignonnet und Carpentier seien ‚ganz andere Leute‘ als der Kommandant Potel, die Hauptleute Renard und Maxence und die übrigen Stammgäste des Offizierscafés, die die sol-

datischen Sitten und den Schlendrian des Kaiserreichs beibehielten.

In dem Augenblick, als Frau Bridau nach Issoudun zurückkehrte, war also Max von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen. Der junge Mann hatte übrigens Selbsterkenntnis genug, bei der Gesellschaft, die man den ‚Cercle‘ nannte, keine Besuche zu machen, und nie beklagte er sich über die traurige Ausstoßung, die man über ihn verhängte, obgleich er der eleganteste, der am besten angezogene junge Mann in ganz Issoudun war, und obgleich er viel Geld ausgab und sich ausnahmsweise ein Pferd hielt, das in Issoudun ungefähr so viel Aufsehen erregte wie Lord Byrons Pferd in Venedig. Man wird sehen, wie Max trotz seiner Armut und seiner Mittellosigkeit instand gesetzt wurde, den Elegant von Issoudun zu spielen; denn die schmählichen Mittel hierzu, die ihm die Verachtung der anständigen und religiösen Leute eintrugen, hängen mit den Interessen zusammen, die Agathe und Joseph nach Issoudun führten. Nach der Kühnheit seiner Haltung, nach dem Ausdruck seines Gesichts zu schließen, kümmerte Max sich sehr wenig um die öffentliche Meinung; er zählte offenbar darauf, eines Tages seine Rache nehmen zu können und über eben die zu herrschen, die ihn verachteten. Wenn übrigens die Bürgerschaft Max nicht achtete, so bildete die Bewunderung, die sein Charakter im eigentlichen Volk erregte, ein Gegengewicht gegen diese Meinung; sein Mut, seine stattliche Erscheinung, seine Entschiedenheit mußten der Masse gefallen, der seine Verderbtheit ja auch unbekannt blieb, zumal selbst die Bürger sie nicht in ihrer ganzen Ausdehnung ahnten. Max spielte in Issoudun eine Rolle, die fast der des Schmiedes in dem ‚Schönen Mädchen von Perth‘ glich; er war der Held des Bonapartismus und der Opposition. Bei allen großen Anlässen zählte man auf ihn, wie die Bürger von Perth auf Smith zählten. Eine Geschichte vor allem gab dem Helden und dem Opfer der hundert Tage seinen Vorrang. Im Jahre 1819 kam ein von

royalistischen Offizieren — jungen Leuten, die eben aus dem Roten Hause¹ kamen — befehligtes Bataillon auf dem Wege nach Bourges, dessen Garnison es beziehen sollte, durch Issoudun. Da sie nicht wußten, was sie in einer so konstitutionellen Stadt wie Issoudun beginnen sollten, so gingen die Offiziere, um ihre Zeit totzuschlagen, ins Offizierscafé. In allen Provinzstädten gibt es ein Offizierscafé. Das von Issoudun, das an der Place d'Armes in einem Winkel der Wälle erbaut worden war und von der Witwe eines ehemaligen Offiziers geführt wurde, diente natürlich den Bonapartisten der Stadt, den pensionierten Offizieren und all jenen, die Gilets Anschauungen teilten und denen der Geist der Stadt erlaubte, ihrer Verehrung des Kaisers Ausdruck zu verleihen, als Klub. Seit 1816 feierte man in Issoudun alljährlich den Jahrestag der Krönung Napoleons durch ein Festmahl. Die drei ersten Royalisten, die eintraten, verlangten Zeitungen, unter anderen ‚La Quotidienne‘ und ‚Le Drapeau blanc‘. Die Anschauungen Issouduns und vor allem die des Offizierscafés duldeten keine royalistischen Blätter. Das Café hielt nur den ‚Commerce‘, welchen Namen der ‚Constitutionel‘, der durch ein Dekret verboten worden war, einige Jahre hindurch gezwungenermaßen führen mußte. Als er zum erstenmal unter diesem Titel erschien, begann er seinen Leitartikel mit den Worten: „Der Commerce (Handel) ist seinem Wesen nach konstitutionell,“ und daher nannte man ihn auch fernerhin ‚Le Constitutionel‘. Alle Abonnenten griffen den Witz, der von Opposition und Bosheit sprühte und durch den man sie bat, nicht auf das Aushängeschild zu achten, mit Freuden auf, da der Wein stets der gleiche bleiben sollte. Hoch von ihrer Kasse herab erwiderte die dicke Dame den Royalisten, sie habe die verlangten Blätter nicht. „Welche Blätter halten Sie denn?“ fragte einer der Offiziere, ein Hauptmann. Der Kellner, ein kleiner junger Mann in blauer Tuchjacke, der eine Schürze aus grober Leinwand trug, brachte den ‚Commerce‘.

¹ Name einer Abteilung der ‚Maison Militaire‘ (Garde).

„Ah! Das ist Ihr Blatt! Haben Sie noch eins?“ „Nein,“ sagte der Kellner; „das ist das einzige.“ Der Hauptmann zerriß das Oppositionsblatt, warf es in Fetzen auf den Boden und spie darauf, indem er sagte: „Ein Dominospiel.“

In zehn Minuten lief die Nachricht von dem Schimpf, der der konstitutionellen Opposition und dem Liberalismus in der Person des sakrosankten Blattes, das bekannt war durch den Mut und den Geist, mit dem es die Priester angriff, durch alle Straßen; sie ergoß sich wie das Licht in alle Häuser; von Platz zu Platz erzählte man sie sich weiter. Auf der Stelle lag das gleiche Wort auf aller Lippen: „Das muß Max erfahren!“ Max kannte die ganze Geschichte gar bald. Die Offiziere hatten ihre Dominopartie noch nicht beendet, so trat Max schon in Begleitung des Kommandanten Potel und des Hauptmanns Renard ins Café; ihm folgten dreißig junge Leute, die auf den Ausgang dieses Abenteuers neugierig waren und die fast alle auf der Place d’Armes stehen blieben. Das Café war bald voll.

„Kellner, mein Blatt!“ sagte Max mit ruhiger Stimme. Man spielte eine kleine Komödie. Die dicke Frau sagte mit furchtsamer und versöhnlicher Stimme: „Ich habe es verliehen, Herr Hauptmann.“ „Holen Sie es!“ rief einer der Freunde. „Könnten Sie das Blatt nicht entbehren?“ fragte der Kellner. „Wir haben es nicht mehr.“ Die jungen Offiziere lachten und warfen Seitenblicke auf die Bürger. „Man hat es zerrissen!“ rief ein junger Mann, indem er den Blick auf die Stelle vor den Füßen des jungen royalistischen Hauptmanns richtete. „Wer hat sich erlaubt, das Blatt zu zerreißen?“ fragte Max mit Donnerstimme und blitzenden Augen, indem er die Arme kreuzte. „Wir haben es sogar angespien,“ erwiderten die drei jungen Offiziere, indem sie aufstanden und Max ins Auge sahen. „Sie haben die ganze Stadt beleidigt,“ sagte Max, der leichenblaß geworden war. „Ja, und . . .?“ fragte der jüngste Offizier. Mit einer Gewandtheit, einer Verwegenheit und Ge-

schwindigkeit, die die jungen Leute nicht voraussehen konnten, gab Max dem ersten Offizier, der in seiner Nähe stand, zwei Ohrfeigen und sagte: „Verstehen Sie Französisch?“

Man begab sich in die Allee von Grapesle, um sich zu schlagen, drei gegen drei. Potel und Renard wollten nimmermehr zugeben, daß Maxence Gilet allein den Offizieren Rede stand. Max tötete seinen Gegner. Der Kommandant Potel verwundete den seinen so schwer, daß der Unglückliche, ein Sohn aus gutem Hause, am folgenden Tage im Hospital, wohin man ihn gebracht hatte, starb. Der dritte kam mit einem Säbelhieb davon und verwundete seinen Gegner, den Hauptmann Renard. Das Bataillon brach nachts nach Bourges auf. Diese Geschichte, die in der ganzen Landschaft Widerhall fand, machte Maxence Gilet vollends zum Helden.

Die Ritter des Mütziggangs, lauter junge Leute — der älteste war noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt —, bewunderten Max. Einige von ihnen beneideten ihn, weit davon entfernt, die Brüderie und die Strenge ihrer Familien ihm gegenüber zu teilen, um seine Stellung und fanden ihn sehr glücklich. Unter einem solchen Führer verrichtete der Orden Wunder. Vom Januar des Jahres 1817 an verging keine Woche mehr, ohne daß die Stadt durch einen neuen Streich in Aufregung versetzt wurde. Max hielt auf den Ehrenpunkt und verlangte von den Rittern die Erfüllung gewisser Bedingungen. Man gab Statuten aus. Diese Teufel wurden wachsam wie die Schüler des Amoros¹, verwegen wie Hühnergeier, geschickt in allen Leibesübungen, kräftig und gewandt wie Missetäter. Sie vervollkommneten sich darin, auf Dächer zu klettern, in Häuser zu steigen, geräuschlos zu springen und zu gehen, Gips anzurühren und Türen zu sprengen. Sie legten sich ein ganzes Arsenal von Stricken, Leitern, Werkzeugen und Verkleidungen zu. Daher erreichten denn auch die Ritter des Mütziggangs das Ideal

¹ Begründer des französischen Turnwesens, Don Francisco Amoros et Ondeano.

der Bosheit, und zwar nicht nur in der Ausführung, sondern auch vor allem in der Erfindung ihrer Streiche. Schließlich erwarben sie sich jenes Genie des Bösen — das Panurg so viel Freude machte —, das zum Lachen reizt und den, der ihm unterliegt, so lächerlich macht, daß niemand sich mehr zu beklagen wagt. Diese Söhne aus guter Familie hatten übrigens in allen Häusern Beziehungen, die es ihnen ermöglichten, Auskünfte zu erlangen, wie sie der Ausführung ihrer Attentate Vorschub leisteten.

Bei großer Kälte brachten diese eingefleischten Teufel es sehr wohl fertig, einen Ofen aus dem Saal in den Hof zu überführen, und sie stopften ihn mit Holz so voll, daß das Feuer noch am Morgen brannte. Man erfuhr dann in der Stadt, Herr Soundso (ein Geizhals) habe versucht, seinen Hof zu heizen.

Bisweilen legten sie sich allesamt in der Hauptstraße oder in der Rue Basse, gleichsam den beiden Schlagadern der Stadt, in die viele Querstraßen einmündeten, in Hinterhalt. Einzeln hingekauert an der Ecke einer Mauer, in einem Winkel jener kleinen Straßen, riefen sie, den Kopf in die freie Luft gehoben, mitten im ersten Schlummer der Einwohner, mit entsetzter Stimme von einem Ende der Stadt bis zum anderen von Tür zu Tür: „Ja, was ist das? Was ist das?“ Diese wiederholten Fragen weckten die Bürger, die in Hemd und baumwollener Mütze, ein Licht in der Hand, erschienen und einander befragten und die merkwürdigste Zwiesprache führten, wobei sie die sonderbarsten Gesichter machten.

Es lebte in der Stadt ein armer, sehr alter Buchbinder, der an Geister glaubte. Wie alle Handwerker in der Provinz arbeitete er in einem niedrigen kleinen Laden. Die Ritter drangen nachts, als Teufel verkleidet, in seinen Laden ein, legten ihn in seine Abfallkiste und machten sich davon, während er allein wie drei Verbrannte schrie. Der arme Mann weckte die Nachbarn, denen er von dieser Erscheinung Luzifers erzählte,

und die Nachbarn konnten ihm seinen Glauben kaum nehmen. Dieser Buchbinder wäre fast wahnsinnig geworden.

Mitten in einem strengen Winter trugen die Ritter im Arbeitszimmer des Steuereinnehmers den Kamin ab und bauten ihn noch in derselben Nacht in vollkommen gleicher Gestalt ohne das geringste Geräusch und ohne daß sie von ihrer Arbeit die geringste Spur hinterließen, wieder auf. Dieser neue Kamin war in seinem Innern so eingerichtet, daß er das Zimmer verräuchern mußte. Der Steuereinnehmer litt zwei Monate lang, ehe er erkannte, weshalb sein Kamin, der sonst so gut geheizt hatte und mit dem er so zufrieden gewesen war, ihm solche Streiche spielte, und er war gezwungen, ihn umbauen zu lassen.

Eines Tages steckten sie einer alten Pietistin, einer Freundin der Frau Hochon, ölgetränktes Papier und drei mit Schwefel bestrichene Strohbündel in die Kaminröhre. Als die arme Frau, ein ruhiges und sanftes Wesen, am Morgen ihr Feuer entzündete, glaubte sie, einen Vulkan entzündet zu haben. Die Feuerwehr kam, die ganze Stadt eilte herbei, und da sich unter der Feuerwehr ein paar der Ritter des Müßiggangs befanden, so überschwemmten sie das Haus der alten Frau, der sie jetzt die Angst einjagten, sie werde ertrinken, nachdem sie sie zuvor mit dem Feuer erschreckt hatten. Sie erkrankte vor Angst.

Wenn sie wollten, daß jemand die ganze Nacht unter Waffen und in Todesängsten verbrachte, so schrieben sie ihm in einem anonymen Brief, er solle bestohlen werden; dann gingen sie einer nach dem anderen an seinen Mauern und unter seinen Fenstern hin, indem sie sich durch Piffe Zeichen gaben.

Einer ihrer hübschesten Streiche, über den die ganze Stadt sich amüsierte und von dem man noch heute spricht, bestand darin, daß sie an alle Erben einer alten, sehr geizigen Dame, die eine schöne Erbschaft hinterlassen mußte, eine Anzeige verschickten, ihnen ihren Tod meldeten und sie einluden, pünktlich um die Stunde zu erscheinen, in der man die Siegel anlegen

würde. Etwa achtzig dieser Erben kamen aus Batan, Saint-Florent, Vierzon und der Umgebung herbei, alle in Trauer, doch recht vergnügt, die einen mit ihren Frauen, die Witwen mit ihren Kindern, die Kinder mit ihren Vätern; dieser in einer Halbkutsche, jener in einem geflochtenen Korbwagen, der dritte in einem elenden Karren. Man stelle sich die Szenen zwischen der Dienerin der alten Dame und den ersten Ankömmlingen vor! Dann die Konsultationen bei den Notaren! . . . Es war ein ganzer Aufruhr in Issoudun.

Schließlich ließ der Unterpräfekt es sich eines Tages einfallen, diesen Stand der Dinge um so unerträglich zu finden, als es nicht möglich war, herauszubekommen, wer sich solche Scherze erlaubte. Der Verdacht lastete bald auf den jungen Leuten; da aber die Nationalgarde damals in Issoudun nur dem Namen nach vorhanden war, da es eine Garnison nicht gab, da der Gendarmerieleutnant nur acht Gendarmen hatte und da Patrouillen nicht ausgesandt wurden, so war es unmöglich, Beweise zu erhalten. Der Unterpräfekt wurde auf die ‚Nachtliste‘ gesetzt und alsbald zum ‚schwarzen Eier‘ ausgerufen. Dieser Beamte hatte die Gewohnheit, zwei frische Eier zum Frühstück zu essen. Er hielt sich Hennen auf seinem Hof, und mit der Manie des Genusses frischer Eier verband er die, daß er sie selber kochen mußte. Weder seine Frau noch seine Dienerin, noch sonst jemand verstand seiner Meinung nach ein Ei richtig zu kochen; er sah auf seine Uhr und rühmte sich, in dieser Hinsicht mehr zu leisten als alle Welt. Seit zwei Jahren kochte er seine Eier mit einem Erfolg, der ihm tausend Scherze eintrug. Einen Monat hindurch wurden in jeder Nacht alle Eier seiner Hennen weggenommen und mit hart gekochten vertauscht. Der Unterpräfekt vergaß sein Latein darüber, und er büßte seinen Ruf als ‚Eierpräfekt‘ ein. Schließlich gewöhnte er sich an ein anderes Frühstück. Aber er hatte keinen Verdacht auf die Ritter des Müßiggangs, da ihr Streich zu gut gespielt war. Max kam auf den Gedanken, ihm Nacht

für Nacht die Rohre seines Ofens mit einem Öl einzufetten, in dem so widerwärtige Gerüche gelöst waren, daß es unmöglich war, in seinem Hause zu bleiben. Damit nicht genug: Als eines Tages seine Frau in die Messe gehen wollte, fand sie ihren Schal auf der Innenseite mit einer so zähen, klebrigen Masse beschmiert, daß sie ihn zu Hause lassen mußte. Der Unterpräfekt bat um seine Versetzung. Die Feigheit und Fügsamkeit dieses Beamten befestigten die spaßhafte und verborgene Macht der Ritter des Müßiggangs endgültig.

Zwischen der Rue des Minimes und der Place Misère stand damals noch ein Viertel, das unten von dem Arm der Rivière-Forcée und oben zwischen der Place d'Armes und dem Topfmarkt von dem Wall eingerahmt wurde. Dieses unregelmäßige Viereck wurde ausgefüllt von erbärmlichen Häusern, die gegeneinander gedrängt standen und von so engen Straßen durchschnitten wurden, daß man dort nicht zu zweit nebeneinander gehen kann. Dieser Teil der Stadt, eine Art Cour des Miracles, wurde bewohnt von Armen oder von Leuten, die einen wenig einträglichen Beruf ausübten; sie hausten in diesen Löchern und diesen Häusern, die man in familiärer Redeweise so malerisch 'einäugig' nennt. Ohne Zweifel war es zu allen Zeiten ein verfluchtes Viertel, der Schlupfwinkel der Leute von schlechtem Lebenswandel, denn eine dieser Straßen heißt die Schinderstraße. Es steht fest, daß fünf Jahrhunderte lang der Henker dort sein 'rottüriges' Haus innehatte. Der Gehilfe des Henkers von Châteauroux wohnt noch heute dort, wenn man Gerüchten Glauben schenken darf, denn die Bürgerschaft sieht ihn nie. Einzig die Weinbauern unterhalten noch Beziehungen zu diesem geheimnisvollen Wesen, das von seinen Vorgängern die Gabe geerbt hat, Brüche und Wunden zu heilen. Als die Stadt sich noch das Ansehen einer Hauptstadt gab, hatten auch die Freudenmädchen dort ihren Sitz. Es gab dort Wiederverkäufer von Dingen, von denen man hätte glauben sollen, daß sie nie einen Käufer finden würden, Trödler,

deren Auslagen alles verpesteten, kurz, man fand dort jene apokryphe Bevölkerung, wie man sie in fast allen Städten an einem ähnlichen Ort versammelt sieht, und stets herrscht in ihr der eine oder andere Jude. An der Ecke einer dieser düsteren Straßen, auf der belebtesten Seite des Viertels, stand von 1815 bis 1823, vielleicht auch später noch, eine Kneipe, die eine Frau, die sogenannte Mutter Cognette, besorgte. Diese Kneipe lag in einem Hause, das recht gut gebaut war, und zwar aus Streifen weißer Steine, deren Zwischenräume mit Bruchstein und Mörtel ausgefüllt waren; es hatte ein Stockwerk und einen Boden. Über der Thür prangte jener ungeheure Fichtenast, der florentinischer Bronze gleicht. Aber als redete dies Symbol nicht deutlich genug, wurde der Blick von dem Blau eines Plakats angezogen, das aufs Gesicht geklebt war; darauf sah man unterhalb der Worte: ‚Gutes Märzenbier‘ einen Soldaten, der einer stark dekolletierten Frau in ein Glas, das sie hinhielt, einen Schaumstrahl goß, doch so, daß er einen Brückenbogen beschrieb; das Ganze von einer Farbe, vor der Delacroix in Ohnmacht gefallen wäre. Das Parterre bestand aus einem ungeheuren Saal, der zugleich als Küche und Speisezimmer diente und von dessen Deckenbalken an Haken die Vorräte herabhingen, die zum Betrieb dieses Gewerbes nötig sind. Hinter diesem Saal führte eine Müllertreppe in das obere Stockwerk; aber am Fuß dieser Treppe öffnete sich noch eine Thür, die in einen kleinen, langen Raum führte, der sein Licht von einem jener Provinzhöfe erhielt, wie sie eher einem Kamin schacht gleichen, so eng, schwarz und hoch sind sie. Unter einem Wetterdach versteckt und allen Blicken durch Mauern entzogen, diente dieser kleine Saal den schlimmen Burschen von Issoudun dazu, ihre großen Versammlungen abzuhalten. Scheinbar beherbergte der Vater Cagnet an den Markttagen die Landleute; heimlich aber war er der Wirt der Ritter des Müßiggangs. Dieser Vater Cagnet, der ehemals in einem reichen Hause Stallknecht gewesen war, hatte schließlich die Cognette

geheiratet, eine einstige herrschaftliche Köchin. (Das Römische Viertel bildet immer noch nach lateinischer Art, wie es auch in Italien und Polen Brauch, für die Frau das Femininum des Gattennamens.) Vater Cognet und seine Frau hatten ihre Ersparnisse zusammengetan, um dieses Haus zu kaufen und Schankwirte zu werden. Die Cognette, eine Frau von etwa vierzig Jahren, hochgewachsen, fleischig, mit einer Korlanen-nase, rußbraunem Gesicht, kohlschwarzem Haar, lebhaften runden braunen Augen, kluger und lachender Miene, wurde von Maxence Gilet wegen ihres Charakters und ihrer Küchentalente zur Herbergsmutter des Ordens ausersehen. Vater Cognet mochte etwa sechsundfünfzig Jahre alt sein; er war untersezt, fügsam gegen seine Frau und konnte, nach dem Scherz, den sie unablässig wiederholte, alles nur mit einem guten Auge ansehen, denn er war einäugig. In sieben langen Jahren, von 1816 bis 1823, begingen weder Mann noch Frau die geringste Indiskretion über das, was nächtlicherweile bei ihnen geschah oder angezettelt wurde, und stets bewahrten sie allen Rittern ihre Anhänglichkeit; ihre Ergebenheit war bedingungslos; aber vielleicht wird man sie weniger schön finden, wenn man bedenkt, daß ihr Interesse für ihr Schweigen und ihre Anhänglichkeit bürgte. Um welche Stunde der Nacht die Ritter auch bei der Cognette einfielen, sie pochten auf eine bestimmte Art, und Vater Cognet stand, durch dieses Zeichen gerufen, auf, entzündete Feuer und Licht, öffnete die Thür und holte auf besondere Bestellung gekaufte Weine aus dem Keller; und die Cognette kochte ihnen, sei es vor, sei es nach den am letzten Abend oder im Laufe des Tages beschlossenen Streifzügen, ein ausgezeichnetes Nachtmahl.

Während Frau Bridau von Orleans nach Issoudun fuhr, bereiteten die Ritter des Müßiggangs einen ihrer besten Streiche vor. Ein alter Spanier, ein ehemaliger Kriegsgefangener, der auch nach dem Friedensschluß im Lande geblieben war, wo er einen kleinen Kornhandel trieb, kam frühmorgens auf den

Markt und ließ seinen Wagen leer unten am Turm von Issoudun stehen. Max, der als erster an der für diese Nacht als Stelldichein verabredeten Stelle am Fuß des Turmes eintraf, wurde durch die mit leiser Stimme gestellte Frage aufgestört: „Was machen wir heute nacht?“ „Da steht die Karre des Vaters Fario,“ erwiderte er, „ich habe mir fast die Nase daran zerbrochen; die wollen wir erst einmal auf den Turmhügel bringen, dann werden wir sehen.“

Als Richard Löwenherz den Turm von Issoudun erbaute, pflanzte er ihn, wie bereits erwähnt, auf die Ruinen der Basilika, an deren Stelle einst der römische Tempel und das keltische Dun gestanden hatten. Diese Ruinen, deren jede eine lange Reihe von Jahrhunderten vertrat, bildeten einen Berg, in dem die Monumente dreier Zeitalter verborgen waren. Dieser Turm stand also auf dem Gipfel eines Kegels, dessen Abhang auf allen Seiten gleich steil ist, und den man nur auf Leitern erklettern konnte. Um seinen Eindruck in wenig Worten zu malen, kann man ihn mit dem Obelisken von Luxor auf seinem Piedestal vergleichen. Das Piedestal des Turmes von Issoudon, das damals so viel unbekannte archäologische Schätze barg, hat auf der Seite der Stadt eine Höhe von achtzig Fuß. In einer Stunde war der Wagen auseinander genommen und mittels einer Arbeit ähnlich der der Soldaten, die beim Übergang über den Sankt Bernhard die Artillerie zu tragen hatten, Stück für Stück bis an den Fuß des Turmes auf den Hügel gehißt. Man baute den Wagen wieder auf und beseitigte alle Spuren der Arbeit so sorgfältig, daß es den Anschein hatte, als sei er von dem Teufel oder durch den Zauberstab einer Fee hinaufbefördert. Nach dieser Heldentat kehrten die Ritter, die Hunger und Durst verspürten, sämtlich bei der Lognette ein, und bald saßen sie in dem kleinen niedrigen Saal am Tisch und lachten im voraus über das Gesicht, das Fario machen würde, wenn er gegen zehn Uhr seinen Wagen suchte.

Es versteht sich von selbst, daß die Ritter nicht jede Nacht

solche Streiche machten. Das Genie eines Sganarelle, eines Mascarillo und eines Scapin vereint hätte nicht genügt, um im Jahr dreihundert schlimme Streiche zu erfinden. Außerdem waren die Umstände nicht immer günstig: der Mond schien zu hell, oder der letzte Streich hatte die verständigen Leute zu sehr aufgeregt, oder der und der lehnte seine Teilnahme ab, weil es sich um einen Verwandten handelte. Aber wenn die Schelme sich nicht jede Nacht bei der Eognette trafen, so sahen sie sich während des Tages und genossen gemeinsam die erlaubten Vergnügungen der Jagd oder der Weinlese im Herbst oder des Schlittschuhlaufens im Winter. In dieser Verbindung junger Leute, die in solcher Weise gegen die soziale Schläfrigkeit der Stadt protestierten, waren einige enger mit Max verbunden als die anderen, oder sie machten ihn zu ihrem Idol. Ein solcher Charakter fanatisiert die Jugend oft. Nun waren die beiden Enkel der Frau Hochon, Franz Hochon und Baruch Borniche, geradezu die Sklaven Gilets. Diese beiden jungen Leute sahen Max fast als ihren Vetter an, da sie die Meinung der Stadt in betreff seiner unehelichen Verwandtschaft mit den Lousteaus zu der ihrigen machten. Ubrigens lieb Max diesen beiden jungen Leuten edelmütig das Geld, das der Großvater Hochon ihnen für ihre Vergnügungen abschlug; er nahm sie mit auf die Jagd und formte sie nach seinem Willen; schließlich übte er einen Einfluß auf sie aus, der den der Familie weit übertraf. Da beide Waisen waren, so standen die jungen Leute trotz ihrer Großjährigkeit unter der Vormundschaft des Herrn Hochon, und zwar in Folge von Umständen, die ihre Aufklärung finden sollen, sobald der berühmte Herr Hochon in diesem Sittenbild auftritt.

In jenem Augenblick saßen Franz und Baruch — wir wollen sie im Interesse der Klarheit dieser Geschichte bei ihren Vornamen nennen —, der eine rechts, der andere links von Max, mitten an dem Tisch, den das schwelende Licht von vier Kerzen (acht aufs Pfund) ziemlich schlecht erhellte. Man hatte zwölf

bis fünfzehn Flaschen verschiedener Weine getrunken, denn die Verbindung zählte an diesem Abend nur elf Ritter. Baruch, dessen Vorname noch auf einen Überrest des Calvinismus in Issoudun deutet, sagte, als der Wein allen die Zunge gelöst hatte, zu Max: „Du wirst bald in deinem Zentrum bedroht sein . . .“ „Was meinst du mit diesen Worten?“ fragte Max. „Meine Großmutter hat von Frau Bridau, ihrem Patentkind, einen Brief erhalten, in dem sie ihr meldet, daß sie und ihr Sohn herkommen werden. Meine Großmutter hat gestern zwei Zimmer herrichten lassen, um sie empfangen zu können.“ „Und was geht das mich an?“ fragte Max, indem er sein Glas nahm, es auf einen Zug leerte und mit komischer Geste wieder auf den Tisch stellte.

Max war damals vierunddreißig Jahre alt. Eine der Kerzen, die in seiner Nähe standen, warf ihr Licht auf sein martialisches Gesicht, beleuchtete seine Stirn und brachte seinen weißen Teint, seine feurigen Augen, sein kohlschwarzes und leicht krauses Haar ausgezeichnet zur Geltung. Dieses Haar stieg von Natur über der Stirn und an den Schläfen kräftig in die Höhe, indem es so fünf schwarze Zungen bildete, die unsere Vorfahren die fünf Spitzen nannten. Trotz dieser schroffen Gegensätze zwischen Schwarz und Weiß hatte Max ein sehr sanftes Gesicht, dessen Reiz in einem Schnitt lag ähnlich dem, den Raffael seinen Gesichtern der Jungfrau gibt, und ferner in einem gut modellierten Mund, auf dessen Lippen ein anmutiges Lächeln schwebte: es war das eine Art Pose, die Max schließlich zur Gewohnheit geworden war. Das reiche Kolorit, das alle Gesichter der Landschaft Le Berri tönt, steigerte die Gutlaunigkeit seines Ausdrucks noch. Wenn er wirklich lachte, so zeigte er zweiunddreißig Zähne, die den Mund einer eleganten Dame hätten schmücken können. Bei einer Größe von fünf Fuß vier Zoll war er von wundervollen Verhältnissen, weder dick noch mager. Waren seine gepflegten Hände weiß und recht hübsch, so erinnerten dagegen seine Füße

an das Römische Viertel und den Infanteristen des Kaiserreichs. Er hätte sicherlich einen prachtvollen Divisionsgeneral abgegeben; er hatte Schultern, wie sie das Los eines Marschalls von Frankreich hätten tragen können, und eine Brust, breit genug für sämtliche Ordenszeichen Europas. Seine Bewegungen waren von Intelligenz belebt. Kurz, in diesem, wie bei fast allen Kindern der Liebe von Geburt anmutigen Menschen brach der Adel seines wirklichen Vaters durch.

„Weißt du denn nicht, Max,“ rief ihm vom Ende des Tisches aus der Sohn eines ehemaligen Feldscharführers namens Goddet, des besten Arztes der Stadt, zu, „daß Frau Hochons Patenkind Rougets Schwester ist? Wenn sie mit ihrem Sohn, dem Maler, kommt, so geschieht es ohne Zweifel, um die Erbschaft des guten Kerls zurückzuerobern, und deine Weinlese ist dahin . . .“ Max runzelte die Stirn. Dann prüfte er durch einen Blick, den er rings um den Tisch von Gesicht zu Gesicht gleiten ließ, welche Wirkung diese Anrede auf die Geister gemacht hatte; und noch einmal erwiderte er: „Was geht das mich an?“ „Aber“, entgegnete Franz, „mir scheint, wenn der alte Rouget sein Testament widerriefe, falls er schon eins zugunsten der Krebsfischerin . . .“ Hier schnitt Max seinem Anhänger das Wort ab, indem er sagte: „Als ich zuerst hierher kam und dich einen der fünf Hochons¹ nennen hörte — denn den Witiz machte man mit deinem Namen seit dreißig Jahren —, da habe ich dem, der dich so nannte, den Schnabel gestopft, mein lieber Franz, und zwar so derb, daß seither niemand diese Albernheit mehr wiederholt hat, wenigstens nicht in meiner Gegenwart! Und das vergiltst du mir so: du brauchst einen verächtlichen Beinamen, um eine Frau zu bezeichnen, an der ich hänge, wie jedermann weiß?“

So viel hatte Max noch nie über seine Beziehungen zu der

¹ Im Französischen ein Wortspiel, da ‚Un des cinq Hochons‘ in der Aussprache klingt wie ‚un des cinq cochons‘ = eins der fünf Schweine.

Person gesagt, der Franz den Beinamen gegeben hatte, unter dem sie in der Stadt bekannt war. Der ehemalige Kriegsgefangene von den Schiffen hatte Erfahrung genug, der Kommandant der Gardegrenadiere wußte genau genug, was die Ehre ist, um zu erraten, woher die Mißachtung Issouduns kam. Deshalb hatte er auch nie geduldet, daß ihm irgend jemand mit einem Wort über Fräulein Flora Brazier sprach, jene Dienerin und Geliebte Jean Jacques Rougets, die die ehrbare Frau Hochon so derb das Ungeziefer genannt hatte. Ubrigens kannten alle Max als zu empfindlich, um auf diesen Gegenstand zu kommen, ohne daß er angefangen hätte, und er hatte nie angefangen. Kurz, es war zu gefährlich, sich den Zorn des jungen Offiziers zuzuziehen, als daß selbst seine besten Freunde über die Krebsfischerin hätten scherzen dürfen. Als man sich einmal in Gegenwart des Kommandanten Potel und des Hauptmanns Renard, der beiden Offiziere, mit denen er auf gleichem Fuß lebte, über Gilets Beziehungen zu diesem Mädchen unterhielt, hatte Potel erwidert: „Wenn er ein natürlicher Bruder Jean Jacques Rougets ist, weshalb soll er da nicht bei ihm wohnen?“ „Ubrigens ist dies Mädchen schließlich ein Königsbissen,“ hatte der Hauptmann Renard hingeworfen; „und wenn er sie liebte, wo läge das Böse? ... Liebt etwa der junge Goddet nicht Frau Fichet, um als Lohn für diesen Frondienst die Tochter zu bekommen?“

Nach jenem wohlverdienten Verweis fand Franz den Faden seiner Gedanken nicht wieder; aber noch weniger vermochte er ihn wieder zu finden, als Max mit ruhiger Stimme sagte: „Nur weiter!...“ „Meiner Treu, nein!“ rief Franz aus. „Du hast unrecht, wenn du dich ärgerst, Max,“ rief der junge Goddet. „Ist es nicht abgemacht, daß man sich bei der Cognette alles sagen kann? Wären wir nicht alle Todfeinde dessen, der sich außerhalb dieses Saales noch dessen entsänne, was hier gesagt, was hier gedacht wird und was hier geschieht? Die ganze Stadt bezeichnet Flora Brazier mit dem Beinamen der Krebs-

fischerin; wenn Franz dieser Beiname aus Versehen entschlüpft ist, ist das ein Verbrechen gegen den Müßiggang?" „Nein," erwiderte Max, „aber gegen unsere besondere Freundschaft. Der Gedanke ist auch mir gekommen, ich habe mir auch schon gesagt, daß wir hier im Müßiggang sind; deshalb sagte ich: Nur weiter!..." Es entstand tiefes Schweigen. Die Pause wurde für alle so peinlich, daß Max ausrief: „Ich will für ihn fortfahren. (Sensation.) Für euch alle. (Staunen.) Und ich will euch sagen, was ihr denkt. (Tiefe Sensation.) Ihr denkt, Flora, die Krebsfischerin, die Brazier, die Haushälterin des Vaters Rouget, denn man nennt ihn den Vater Rouget, diesen alten Junggesellen, der niemals Kinder haben wird! Ihr denkt, sage ich, daß diese Frau seit meiner Rückkehr nach Issoudun für all meine Bedürfnisse sorgt. Wenn ich dreihundert Franken im Monat zum Fenster hinauswerfen, euch oft wie heute abend bewirten und euch allen Geld borgen kann, so nehme ich die Taler aus der Tasche des Fräulein Brazier? Nun also, ja! (Tiefe Sensation.) Zum Henker, ja! Tausendmal ja!... Ja, Fräulein Brazier hat die Erbschaft dieses Greises aufs Korn genommen..." „Sie hat sie vom Vater auf den Sohn wohl verdient," sagte der junge Goddet in seinem Winkel. „Ihr glaubt," fuhr Max fort, nachdem er über den Witz des jungen Goddet gelächelt hatte, „es sei mein Plan, Flora nach dem Tode des Vaters Rouget zu heiraten, und daß dann diese Schwester und ihr Sohn, von denen ich zum erstenmal erfahre, meine Zukunft in Gefahr bringen werden?" „Das ist es!" rief Franz. „Das denken alle, die hier um den Tisch sitzen," sagte Baruch. „Nun, seid ruhig, meine Freunde," erwiderte Max. „Ein gewarnter Mensch ist so viel wert wie zwei! Jetzt spreche ich zu den Rittern des Müßiggangs. Wenn ich, um diese Pariser nach Hause zu schicken, den Orden nötig habe, wird man mir die Hand dazu bieten?... Oh! in den Grenzen, die wir uns für unsere Pössen auferlegt haben," fügte er lebhaft hinzu, als er eine allgemeine Bewegung be-

merkte. „Glaubt ihr, ich wollte sie töten, sie vergiften? . . . Gott sei Dank, ich bin kein Dummkopf. Und wenn schließlich die Bridaus Erfolg hätten, wenn Flora nicht mehr erhielt, als sie hat, so würde ich mich damit begnügen; versteht ihr? Ich liebe sie genügend, um sie selbst Fräulein Fichet vorzuziehen, wenn Fräulein Fichet mich wollte.“

Fräulein Fichet war die reichste Erbin in Issoudun, und die Hand dieser Tochter spielte eine große Rolle in der Leidenschaft des jungen Goddet für ihre Mutter. Offenheit findet so leicht Anklang, daß sich die elf Ritter wie ein Mann erhoben. „Du bist ein wackerer Kerl, Max!“ „Das ist ein Wort, Max; wir werden die Ritter des Müßiggangs bleiben!“ „Pfui über die Bridaus!“ „Wir werden sie breit schlagen, die Bridaus!“ „Zum Teufel! Der alte Lousteau hat doch auch Frau Rouget geliebt; ist es nicht weniger unrecht, eine Haushälterin zu lieben, die frei ist und ohne Ketten?“ „Und wenn der verstorbene Rouget ein wenig Maxens Vater ist, so bleibt es ja in der Familie.“ „Meinungen sind frei!“ „Es lebe Max!“ „Nieder mit den Heuchlern!“ „Trinken wir auf die schöne Flora!“ Das waren die Antworten, Zurufe oder Toaste, die die Ritter des Müßiggangs ausbrachten, ermächtigt immerhin durch ihre höchst gelockerte Moral. Man sieht, welches Interesse Max daran hatte, sich zum Großmeister des Ordens zu machen. Indem er Streiche erfand, indem er die jungen Leute aus den ersten Familien verpflichtete, wollte er sich Stützen schaffen für den Tag seiner Rehabilitierung. Er stand anmutig auf und schwang sein mit Bordeauxwein gefülltes Glas. Man harrete seiner Ansprache. „So wenig ich euch wohlwill, so wünsche ich euch doch allen eine Frau, die die schöne Flora aufwiegt! Vor dem Einbruch der Verwandten habe ich im Augenblick noch keine Angst; und was die Zukunft angeht, so werden wir sehen!“ „Laßt uns Farios Wagen nicht vergessen!“ „Bei Gott, der ist in Sicherheit,“ sagte der junge Goddet. „Oh! den Streich zu beenden, übernehme ich!“ rief Max. „Seid

früh auf dem Markt und meldet es mir, wenn der gute Mann seine Karre sucht . . .“

Man hörte, wie es halb vier Uhr schlug. Da brachen die Ritter auf und gingen dicht an den Mauern entlang und ohne das geringste Geräusch nach Hause, denn sie trugen alle Überschuhe mit Filzsohlen. Max kehrte langsam auf die Place Saint-Jean zurück, die im oberen Teil der Stadt zwischen der Porte Saint-Jean und der Porte Vilatte im Viertel der reichen Bürger lag. Der Kommandant hatte seine Besorgnisse verborgen, aber diese Nachricht traf ihn ins Herz. Seit seinem Aufenthalt auf oder unter dem Schiffsdeck hatte er sich zu einer Verstellungskunst erzogen, die an Tiefe seiner Verderbtheit nicht nachstand. Zunächst und vor allem beruhte die Leidenschaft Gilets für Flora Brazier auf den vierzigtausend Franken Rente aus dem Grundbesitz, den der Vater Rouget besaß, das mag man ruhig glauben. An der Art seines Auftretens kann man leicht erkennen, welche Zuversicht die Krebsfischerin ihm in betreff der finanziellen Zukunft einzulösen gewußt hatte, die sie der Zärtlichkeit des alten Junggesellen verdankte. Nichtsdestoweniger war die Nachricht von der Ankunft der rechtmäßigen Erben ganz geeignet, Max in seinem Glauben an die Macht Floras zu erschüttern. Die seit siebenzehn Jahren gemachten Ersparnisse waren noch auf den Namen Rougets eingetragen. Wenn nun das Testament zu Floras Gunsten, das nach ihrer Behauptung längst gemacht worden war, widerrufen wurde, so ließen sich wenigstens diese Ersparnisse retten, wenn man sie auf den Namen Fräulein Braziers umschreiben ließ.

„Diese Törin hat mir in sieben Jahren kein Wort von den Neffen und der Schwester gesagt!“ rief Max, als er aus der Rue Marmouse in die Rue de l'Avenir einbog. „Siebenhundertfünzigtausend Franken, die in zehn bis zwölf verschiedenen Notariaten angelegt sind, in Bourges, Vierzon, Châteauroux, lassen sich nicht in einer Woche und nicht, ohne daß man es in einer Stadt, wo so viel geklatscht wird, erfährt,

flüssig machen oder in Staatspapieren anlegen! Vor allem muß man sich der Verwandtschaft entledigen; sind wir von der einmal befreit, so werden wir uns beeilen, dieses Vermögen flüssig zu machen. Nun, ich werde es mir überlegen..." Max war müde. Mit Hilfe seines Hauptschlüssels trat er bei dem Vater Rouget ein und begab sich geräuschlos zu Bett, indem er sich sagte: „Morgen werden mir die Gedanken klar sein."

Es ist nicht überflüssig, einzuschalten, woher die Sultanin der Place Saint-Jean den Beinamen der Krebsfischerin erhalten und wie sie sich im Hause Rouget zur Herrin gemacht hatte.

Mit vorrückendem Alter erkannte der alte Arzt, der Vater Jean Jacques' und der Frau Bridau, die Bedeutungslosigkeit seines Sohnes; er hielt ihn hinfort ziemlich streng, um ihn in einen Schlendrian hinein zu werfen, der den Verstand vertreten sollte; aber er bereitete ihn auf diese Weise auch darauf vor, sich dem Joch der ersten besten Tyrannei zu beugen, die ihm eine Halfter umwerfen konnte. Als er eines Tages von seinen Krankenbesuchen zurückkam, bemerkte dieser boshafte und in Lastern befangene Greis in der Allee nach Tivoli am Rande der Wiesen ein entzückendes kleines Mädchen. Bei dem Geräusch des Pferdes erhob sich das Kind aus einem der Bäche, die, oben von Issoudun aus gesehen, silbernen Bändern auf einem grünen Kleide gleichen. Wie eine Najade zeigte die Kleine dem Doktor plötzlich einen der schönsten Jungfrauenköpfe, die je ein Maler hat erträumen können. Der alte Rouget, der das ganze Land kannte, kannte dies Wunder der Schönheit nicht. Das fast nackte Mädchen trug einen elenden kurzen Rock, der zerfetzt und voller Löcher und aus schlechtem, rußbraun und weißgestreiftem Wollstoff war. Ein großes Blatt Papier, das mit einem Weidenproß befestigt war, diente ihm als Kopfbedeckung. Unter diesem Papier voller Striche und O's, das seinem Namen als Schulschreibpapier alle Ehre machte, lag, gewunden und mit einem Kamm, wie er dazu dient, den Pferden

den Schwanz zu kämmen, befestigt, das herrlichste blonde Haar, das eine Eva'stochter sich nur hätte wünschen können. Ihr hübscher gebräunter Busen, ihr kaum von einem zerlumpten Brusttuch, einem einstigen Kopfstuch, bedeckter Hals zeigten unter dem Sonnenbrand weiße Flecken. Der Rock, der zwischen den Beinen zusammengenommen, halb aufgehoben und mit einer großen Nadel so befestigt war, machte beinahe den Eindruck einer Schwimmhose. Die Füße und Beine, die das klare Wasser sehen ließ, nahmen durch eine Zartheit, die der Skulptur des Mittelalters würdig war, für sich ein. Dieser entzückende Körper zeigte unter der Wirkung der Sonne einen rötlichen Ton, der nicht reizlos war. Hals und Brust verdienten, in Kaschmir und Seide gehüllt zu werden. Schließlich hatte diese Nymphe blaue Augen mit langen Wimpern, deren Blick einen Maler und einen Dichter auf die Knie gezwungen hätte. Der Arzt, der genügend Anatom war, um einen entzückenden Wuchs zu erkennen, begriff sogleich, wieviel der Kunst verloren ging, wenn dieses reizende Modell sich bei der Arbeit auf dem Felde zugrunde richtete. „Woher bist du, meine Kleine? Ich habe dich noch nie gesehen,“ sagte der Arzt, der damals siebenzig Jahre alt war. Diese Szene fand statt im September des Jahres 1799. „Ich bin in Batan zu Hause,“ entgegnete die Kleine. Ein übel aussehender Mann, der zweihundert Schritte entfernt am oberen Lauf des Baches stand, hob, als er die Stimme eines Bürgers hörte, neugierig den Kopf. „Nun, was hast du da, Flora?“ rief er. „Du schwazest, statt zu stochn¹, und die Ware schwimmt weg.“ „Und wozu bist du aus Batan hergekommen?“ fragte der Arzt, ohne sich um die Anrede zu kümmern. „Ich stochnere für meinen Onkel Brazier, der da steht.“ Stochnern ist ein Wort, das ausgezeichnet malt, was es

¹ ‚Rabouiller‘, ein Dialektwort, das, onomatopoetisch, die Tätigkeit malt; daher das Wort La Rabouilleuse, das in manchen Ausgaben dieses Werks den Titel bildet; wir haben es mit ‚Krebsfischerin‘ wiedergegeben.

sagen will: es bezeichnet die Handlung dessen, der das Wasser eines Baches trübt, indem er es mit Hilfe eines großen Baumastes, dessen Zweige wie ein Ballschlegel angeordnet sind, zum Schäumen bringt. Die Krebse kommen, durch diese Erscheinung, die sie nicht verstehen, erschreckt, in die Höhe und werfen sich mitten in die Netze, die der Fischer in genügender Entfernung aufgestellt hat. Flora Brazier hielt ihren „Stocherast“ mit der der Unschuld natürlichen Anmut in der Hand.

„Aber hat dein Onkel die Erlaubnis, Krebse zu fischen?“ „Leben wir denn nicht mehr unter der einen und unteilbaren Republik?“ rief der Onkel Brazier von seinem Standpunkt aus. „Wir leben unter dem Direktorium,“ sagte der Arzt, „und ich kenne kein Gesetz, das einem Mann aus Vatan erlaubte, zum Fischen das Gebiet der Gemeinde Issoudun zu betreten. Lebt deine Mutter noch, meine Kleine?“ fragte er. „Nein, und mein Vater ist im Hospiz von Bourges; er ist durch einen Sonnenstich, der ihn auf den Feldern getroffen hat, wahnsinnig geworden...“ „Was verdienst du?“ „Fünf Sous täglich während der ganzen Krebszeit; ich gehe bis nach Braisne zum Stochern. Während der Ernte sammle ich Ähren. Im Winter spinne ich.“ „Du bist bald zwölf Jahre alt?“ „Ja.“ „Willst du mit mir kommen? Du sollst gut essen, gut gekleidet werden und hübsche Schuhe haben...“ „Nein, nein, meine Nichte soll bei mir bleiben, sie ist mir vor Gott und den Menschen anvertraut,“ sagte der Onkel Brazier, der sich seiner Nichte und dem Arzt genähert hatte. „Ich bin nämlich ihr Vormund.“

Der Arzt unterdrückte ein Lächeln und bewahrte seine ernste Miene, die beim Anblick des Onkels Brazier sicher jedem abhanden gekommen wäre. Dieser Vormund trug auf dem Kopf einen Bauernhut, der von Regen und Sonne angenagt und ausgeschnitten war wie ein Kohlblatt, auf dem allerlei Raupen gelebt haben; er war mit weißem Garn geflickt. Unter dem Hut hob sich ein schwarzes, ausgehöhltes Gesicht ab, worin Mund,

Nase und Augen wie vier schwarze Punkte standen. Seine elende Jacke glich einem Teppichfetzen, und seine Hose war aus dem Gewebe der Aufwuschlappen.

„Ich bin Doktor Rouget,“ sagte der Arzt; „und da du der Vormund dieses Kindes bist, so bringe es zu mir, Place Saint-Jean; es soll kein schlechter Tag für dich gewesen sein, und für sie auch nicht...“ Und ohne ein Wort der Entgegnung abzuwarten, denn er war überzeugt, daß er den Onkel Brazier mit der hübschen Krebsfischerin in seinem Hause würde erscheinen sehen, trottelte Doktor Rouget nach Issoudun davon. Wirklich meldete dem Arzt, als er sich eben zu Tisch setzen wollte, die Köchin den Citoyen und die Citoyenne Brazier.

„Setzt euch,“ sagte der Arzt zu dem Onkel und der Nichte. Flora und ihr Vormund, die immer noch barfuß waren, starrten das Esszimmer des Doktors mit stumpfen Blicken an. Und zwar deshalb:

Das Haus, das Rouget von den Descoings geerbt hatte, nimmt die Mitte der Place Saint-Jean ein, einer Art langen und sehr schmalen Vierecks, das mit ein paar kränklichen Linden bepflanzt ist. Die Häuser sind hier besser gebaut als irgendwo sonst, und das der Descoings ist eins der schönsten. Dieses Haus, das dem Herrn Hochons gegenüber liegt, hat im ersten Stock drei Frontfenster und im Parterre ein großes Tor, das auf einen Hof führt, hinter dem sich wiederum ein Garten erstreckt. Unter dem Gewölbe der Einfahrt befindet sich die Thür zu einem riesigen Saal, der sein Licht durch zwei Fenster von der Straße her erhält. Die Küche liegt hinter diesem Saal, ist aber von ihm durch eine Treppe getrennt, die in den ersten Stock und zu den darüber belegenen Mansarden führt. Hinter der Küche folgen ein Holzstall, ein Schuppen, in dem man die Wäschelauge bereitete, ein Stall für zwei Pferde und eine Wagenremise; über all dem liegen kleine Kornböden für den Hafer, das Heu und das Stroh; dort liegt auch das Zimmer des Dieners. Der von der kleinen Bäuerin und ihrem Onkel

so sehr bewunderte Saal hatte als Schmuck eine geschnitzte und grau bemalte Vertäfelung im Stil der Zeit Ludwigs XV. und einen schönen Marmorkamin, über dem Flora sich in einem großen Spiegel ohne oberen Abschluß sah, dessen geschnitzter Rahmen vergoldet war. Auf der Täfelung sah man in bestimmten Abständen ein paar Gemälde, Beutestücke aus den Abteien von Déols, Issoudun, Saint-Vildas, La Prée, Le Chézel-Benoît, Saint-Sulpice und den Klöstern von Bourges und Issoudun, die die Freigebigkeit unserer Könige und der Gläubigen mit kostbaren Geschenken und mit den schönsten Werken, die wir der Renaissance verdanken, bereichert hatte. Daher befanden sich unter den von den Descoings gesammelten und auf Rouget übergegangenen Bildern auch eine heilige Familie von Albano, ein heiliger Hieronymus von Dominichino, ein Christuskopf von Giovanni Bellini, eine Jungfrau von Leonardo da Vinci, eine Kreuztragung von Tizian, die von dem Marquis de Belabre stammte, jenem, der unter Ludwig XIII. belagert und dem der Kopf abgeschnitten wurde; ein Lazarus von Paolo Veronese, eine Hochzeit der Jungfrau von dem genuesischen Priester, zwei Kirchenbilder von Rubens und die Kopie eines Bildes von Perugino, die entweder von Perugino selbst oder von Raffael herrührte; schließlich zwei Correggios und ein Andrea del Sarto. Die Descoings hatten diese Schätze aus dreihundert Kirchenbildern ausgesucht, ohne ihren Wert zu kennen, denn sie wählten die Bilder einzig nach ihrem gut erhaltenen Zustand. Mehrere hatten nicht nur prachtvolle Rahmen, sondern einige waren sogar unter Glas. Diese Gemälde hüteten die Descoings wegen der Schönheit der Rahmen und wegen des Wertes, auf den die Scheiben hinzuweisen schienen. Die Einrichtung dieses Saales entbehrte also nicht jenes Luxus, den man heute so schätzt, der aber damals in Issoudun ganz wertlos war. Die Uhr, die zwischen zwei herrlichen sechsarmigen silbernen Leuchtern auf dem Kamin stand, empfahl sich durch einen kirchlichen Prunk, der auf Boulle

schließen ließ. Die Sessel aus geschnitztem Eichenholz, die ganz mit jener Stickerie bezogen waren, wie man sie der Frömmigkeit einiger hochgestellter Frauen verdankt, würden heute hoch geschätzt werden, denn sie waren sämtlich von Kronen oder Wappen überragt. Zwischen den beiden Fenstern stand eine reiche Konsole, die aus einem Schloß stammte, und auf deren Marmorplatte sich eine ungeheure chinesische Vase erhob, worin der Doktor seinen Tabak aufbewahrte. Weder der Arzt noch sein Sohn, noch die Köchin, noch der Diener pflegten diese Reichtümer. Man spie auf einen Kamin von ausgesuchter Feinheit, dessen vergoldete Skulpturen mit Grünspan gesprenkelt waren. Ein hübscher Lüster, zur Hälfte aus Kristall, zur Hälfte aus Porzellanblumen, war wie die Decke, von der er herabhing, mit schwarzen Punkten übernarbt, die für die Freiheit zeugten, der sich die Fliegen erfreuten. Die Descoings hatten vor die Fenster Vorhänge aus Brokatell gehängt, die dem Bett irgendeines Titularabts entnommen waren. Links von der Thür diente ein Schrank im Wert von einigen tausend Franken als Büfett.

„Bitte, Fanchette,“ sagte der Arzt zur Köchin, „zwei Gläser! . . . Und bringen Sie uns Wein!“ Fanchette, eine starke, berrichonische Magd, die vor der Cognette als die beste Köchin in Issoudun galt, kam mit einer Eile herbeigelaufen, aus der man auf den Despotismus des Arztes und auch auf einige Neugier bei ihr schließen konnte. „Was kostet ein Morgen Wein in deiner Gegend?“ fragte der Arzt, indem er dem alten Brazier ein Glas einschenkte. „Fünf Silbertaler.“ „Nun gut, laß mir deine Nichte als Dienerin; sie soll hundert Taler Lohn erhalten, und als Vormund sollst du die hundert Taler erheben dürfen.“ „Die ganzen hundert? . . .“ fragte Brazier, indem er die Augen aufriß, so daß sie so groß wurden wie Untertassen. „Ich überlasse die Sache deinem Gewissen,“ erwiderte der Doktor. „Sie ist Waise, bis zu ihrem achtzehnten Jahre hat Flora nichts mit den Einnahmen zu schaffen.“ „Sie is

nu bald zwölf, das wärn sechs Morgen Wein," sagte der Onkel. „Aber sie is niedlich, sanft wie 'n Lamm, fein gewachsen, un mächtig regsam, un mächtig gehorsam . . . Das arme Geschöpf, sie war die Augenfreud mein's armen Bruders!" „Und ich zahle das erste Jahr im voraus," sagte der Arzt. „Ach, mein Treu," versetzte jetzt der Onkel, „sagen Sie zweihundert, un ich laß sie Ihn'n, denn sie wird's besser haben bei Ihn'n als bei uns; meine Frau schlägt sie, kann sie nich ausstehn . . . Bloß ich schütz sie, das heilige Geschöpf, das so unschuldig is wie 'n neugeborenes Kind."

Als der Arzt diesen letzten Satz hörte, gab er, betroffen über das Wort ‚unschuldig‘, dem Onkel Brazier einen Wink und ging mit ihm in den Hof und von dort in den Garten hinaus. Die Krebsfischerin ließen sie vor dem gedeckten Tisch zurück, zwischen Fanchette und Jean Jacques, die sie ausfragten und denen sie ganz naiv ihre Begegnung mit dem Doktor erzählte.

„Na, kleiner Liebling, adieu!" sagte der Onkel, als er zurückkam und Flora auf die Stirn küßte. „Da kannst woll sagen, daß ich dein Glück gemacht hab, wenn ich dich bei diesen guten und würdigen Vater der Armen laß"; mußt ihm gehorchen wie mir . . . Sei brav, sei recht artig, und tu all's, was er will . . ."

„Sie werden das Zimmer über meinem einrichten," sagte der Arzt zu Fanchette. „Da wird diese kleine Flora, die sicherlich den rechten Namen hat, von heute abend an schlafen. Morgen werden wir den Schuhmacher und die Schneiderin kommen lassen. Legen Sie ihr gleich ein Besteck hin; sie soll uns Gesellschaft leisten."

Abends war in ganz Issoudun nur noch davon die Rede, daß der Doktor Rouget eine kleine Krebsfischerin bei sich aufgenommen hätte. Dieser Beiname verblieb Fräulein Brazier in der Stadt des Spottes vor, während und nach ihrem Glück.

Der Arzt wollte ohne Zweifel im kleinen für Flora Brazier

tun, was Ludwig XV. im großen für Fräulein von Romans getan hatte; aber er begann zu spät damit: Ludwig XV. war noch jung, der Doktor stand an der Schwelle des Greisenalters. Vom zwölften bis zum vierzehnten Jahr lernte die reizende Krebsfischerin ein ungetrübtes Glück kennen. Sie war gut gekleidet und weit besser herausgeputzt als die reichste Tochter von Issoudun; sie trug eine goldene Uhr und reichen Schmuck, den der Doktor ihr kaufte, um sie in ihren Studien zu ermuntern, denn sie erhielt einen Lehrer, der sie im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtete. Aber das fast tierische Leben der Bauern hatte eine solche Abneigung gegen den bitteren Trank der Wissenschaft in Flora gepflanzt, daß der Doktor sich mit einer solchen Bildung begnügen mußte. Seine Absichten in bezug auf dieses Kind, das er putzte, unterrichtete und erzog, und zwar mit einer Sorgfalt, die um so rührender war, als man ihn jeder Zärtlichkeit für unfähig hielt, wurden von der schwachhaften Bürgerschaft der Stadt verschieden gedeutet; denn das Gerede schenkte, wie zum Beispiel bei der Geburt von Max und Agathe, verhängnisvollen Irrtümern Glauben. Es wird dem Publikum kleiner Städte nicht leicht, mitten unter den widersprechendsten Kommentaren und durch all die Vermutungen hindurch, zu denen eine Tatsache Anlaß gibt, aus tausend Mutmaßungen die Wahrheit herauszuschälen. Die Provinz will wie ehemals die Politik der Petite-Provence in den Tuileries alles erklären, und schließlich weiß sie alles. Aber jeder hält sich an die Oberfläche, die ihm bei einem Ereignis Eindruck macht; in ihr sieht er die Wahrheit, er beweist sie und hält seine Auffassung für die einzig richtige. Die Wahrheit wird also trotz der allen vor Augen liegenden Lebensweise und trotz der Spionage der kleinen Städte oft genug verdunkelt, und es braucht, um sie zu erkennen, entweder der Zeit, nach der sie gleichgültig wird, oder der Unparteilichkeit, die dem Historiker und dem überlegenen Menschen eignet, der sich auf einen erhöhten Standpunkt stellt.

„Was soll dieser alte Affe in seinen Jahren wohl mit einem kleinen Mädchen von fünfzehn Jahren beginnen?“ hieß es, als die Krebsfischerin eingetroffen war. „Sie haben recht,“ erwiderte man; „seine Festtage, die sind längst vorbei.“ „Mein Lieber, der Doktor ist empört über die Borniertheit seines Sohnes, und er verharret in seinem Haß gegen seine Tochter Agathe; vielleicht hat er in dieser Verlegenheit nur deshalb seit zwei Jahren so vernünftig gelebt, um die Kleine zu heiraten und zu sehen, ob er nicht von ihr einen schönen, gewandten und schlanken Jungen bekommen kann, einen lebhaften Kerl wie Max,“ bemerkte ein starker Kopf. „Lassen Sie uns zufrieden! Kann man nach einem Leben, wie Lousteau und Rouget es von 1770 bis 1787 geführt haben, mit zweiundsiebzig Jahren noch Kinder zeugen? Ach was, dieser alte Halunke hat das Alte Testament gelesen, und wäre es auch nur als Arzt, und da hat er gesehen, wie der alte David sich in seinem Alter wärmte . . . Das ist alles, Bürger!“ „Man sagt, Brazier rühmt sich, wenn er betrunken ist, in Vatan, er habe ihn bestohlen!“ rief einer jener Leute, die ganz besonders an das Böse glauben. „Ach, mein Gott, Herr Nachbar, was sagt man nicht in Issoudun?“

Von 1800 bis 1805 genoß der Doktor die Freuden der Erziehung Floras ohne den Verdruß, den der Ehrgeiz und die Ansprüche des Fräuleins von Romans Ludwig dem Vielgeliebten bereitet haben sollen. Die kleine Krebsfischerin war so zufrieden, wenn sie ihre Stellung bei dem Doktor mit dem Leben verglich, wie sie es bei ihrem Onkel Brazier geführt hatte, daß sie sich ohne Zweifel den Anforderungen ihres Herrn beugte, wie es eine Sklavin im Orient getan hätte. Die Dichter der Idyllen und die Philanthropen mögen es mir nicht verargen, aber die Leute vom Lande haben keinen Begriff von gewissen Tugenden; bei ihnen entspringen alle Bedenken dem Gedanken an ihr Interesse und keiner Empfindung für das Schöne oder das Gute. In der Aussicht auf beständige Ar-

mut und Arbeit und das Elend emporgewachsen, sehen sie alles, was sie der Hölle des Hungers und der ewigen Fron entreißen kann, als erlaubt an, besonders dann, wenn das Gesetz nichts dagegen hat. Wenn es Ausnahmen gibt, so sind sie selten. Die Jugend ist, sozial gesprochen, das Geleit des Wohllebens, und sie beginnt mit der Bildung. Daher war denn auch die Krebsfischerin für alle Mädchen im Umkreis von zehn Stunden die Zielscheibe des Neides, wiewohl ihr Verhalten in den Augen der Religion höchst tadelnswert erschien. Flora, die 1787 geboren war, wuchs mitten unter den Saturnalien von 1793 und 1798 empor, deren Widerschein selbst dieser Landstrich ohne Priester, ohne Kultus, ohne Altäre, ohne religiöse Zeremonien erhellte, in denen die Heirat eine gesetzliche Paarung bedeutete, und in denen die revolutionären Grundsätze tiefe Eindrücke hinterließen: besonders in Issoudun, einer Stadt, in der die Empörung hergebracht ist. 1802 war der katholische Kultus kaum wieder hergestellt. Es war für den Kaiser eine schwere Aufgabe, Priester zu finden. Noch 1806 standen viele Pfarreien in Frankreich verwaist, so langsam ging nach einer so gewaltsamen Zerstreuung die Sammlung einer Geistlichkeit vor sich, die das Schafott dezimiert hatte. 1802 konnte also nichts Flora tadeln, wenn das Gewissen es nicht tat. Mußte aber bei einem Mündel des Onkels Brazier das Gewissen nicht schwächer sein als das Interesse? Wenn der zynische Doktor sich durch sein Alter gezwungen sah — und alles deutete darauf hin —, ein Kind von fünfzehn Jahren zu verschonen, so galt darum die Krebsfischerin doch nicht minder als ein ‚sehr gewichtiges‘ Mädchen, wie man in der Stadt sagte. Manche aber wollten trotzdem ein Zeugnis ihrer Unschuld darin sehen, daß die Bemühungen und Aufmerksamkeiten des Doktors schließlich aufhörten; denn er zeigte ihr in den letzten beiden Jahren seines Lebens mehr als bloßes Erkalten.

Der alte Rouget hatte Menschen genug getötet, um sein Ende vorausssehen zu können; als nun sein Notar ihn auf

dem Sterbebett in den Mantel der encyklopädistischen Philosophie eingehüllt sah, drängte er ihn, etwas für dies junge Mädchen zu tun, das damals siebzehn Jahre alt war. „Also, sprechen wir sie mündig,“ entgegnete er. Dieses Wort malt den Greisen, der nie verabsäumte, seine Sarkasmen dem Beruf eben dessen zu entnehmen, mit dem er gerade sprach. Indem er seine schlimmen Handlungen mit Geist zudeckte, machte er sie in einer Stadt, wo der Geist stets recht hat, besonders wenn er sich auf das richtig verstandene persönliche Interesse stützt, verzeihlich. Der Notar sah in diesem Witz den Schreikonzentrierten Hasses, weil die Natur diesem Manne die Berechnungen seiner Lüsterheit gestört hatte, die Rache an dem unschuldigen Gegenstand einer ohnmächtigen Liebe. Diese Anschauung wurde bis zu einem gewissen Grade bestätigt durch den Eigensinn des Doktors, der der Krebsfischerin nichts vermachte, sondern, als der Notar von neuem auf diesen Punkt zurückkam, mit bitterem Lächeln sagte: „Sie ist durch ihre Schönheit reich genug!“

Vielleicht betrauerte Jean Jacques seinen Vater nicht, während Flora ihn heftig beweinte. Der alte Arzt hatte seinen Sohn, vor allem seit seiner Großjährigkeit, sehr unglücklich gemacht, und Jean Jacques war 1791 großjährig geworden; der kleinen Bäuerin dagegen hatte er das äußere Glück gegeben, das für die Leute vom Lande das Ideal des Glückes ist. Als Fanchette nach dem Begräbniß des Verstorbenen zu Flora sagte: „Nun, was soll aus dir werden, jetzt, da der Herr nicht mehr lebt?“ traten Jean Jacques Strahlen in die Augen, und zum erstenmal wurde sein regloses Gesicht lebendig; es war, als würde es von dem Licht eines Gedankens erhellt und als drückte es eine Empfindung aus. „Lassen Sie uns allein,“ sagte er zu Fanchette, die den Tisch abdeckte.

Mit ihren siebzehn Jahren hatte Flora sich noch jene Feinheit des Wuchses und der Züge bewahrt, jene Bornehmheit der Schönheit, die den Doktor verführte und die sich die

Frauen der großen Welt zu erhalten wissen, während sie bei den Bäuerinnen so schnell verwelkt wie die Blüte der Felder. Aber schon machte sich selbst bei ihr jene Neigung zum Embonpoint bemerkbar, die alle Landmädchen befällt, sobald sie nicht mehr auf den Feldern und unter der Sonne ihr Leben der Arbeit und der Entbehrungen führen. Ihre Brust war stark entwickelt. Ihre Schultern zeichneten, weiß und fleischig, reiche Flächen, die sich harmonisch an den schon nicht mehr faltlosen Hals angeschlossen; aber der Umriss ihres Gesichtes blieb rein, und das Kinn war noch feingeschnitten.

„Flora,“ sagte Jean Jacques mit bewegter Stimme, „du hast dich doch an dies Haus gewöhnt? . . .“ „Ja, Herr Jean . . .“ Aber in dem Augenblick, als er seine Erklärung machen wollte, fühlte der Erbe, wie ihm bei dem Gedanken an den soeben begrabenen Toten die Zunge erstarrte, und er fragte sich, wie weit die Wohltätigkeit seines Vaters wohl gegangen sein mochte. Flora, die ihren neuen Herrn ansah, ohne seine Einfalt ahnen zu können, wartete eine Zeitlang darauf, daß er fortführe; aber schließlich verließ sie ihn, da sie nicht wußte, was sie von seinem hartnäckigen Schweigen zu denken hatte. Welches auch die Erziehung war, die die Krebsfischerin dem Doktor verdankte, es sollte mehr als ein Tag vergehen, ehe sie Jean Jacques' Charakter durchschaute. Seine Geschichte ist in wenigen Worten die folgende.

Bei dem Tode seines Vaters war Jean Jacques, damals siebenunddreißig Jahre alt, noch so furchtsam und der väterlichen Zucht ebenso unterworfen, wie es ein Kind von zwölf Jahren nur sein kann. Diese Furchtsamkeit muß jenen, die diesen Charakter oder die leider überall ziemlich gewöhnlichen Tatsachen dieser Geschichte — gewöhnlich selbst unter Fürsten, denn Sophie Dawes wurde von dem letzten Condé in einer schlimmeren Lage als der der Krebsfischerin betroffen — nicht gelten lassen möchten, seine Kindheit, seine Jugend und sein Leben erklären. Es gibt zwei Arten von Furchtsamkeit: die

Furchtsamkeit des Geistes und die Furchtsamkeit der Nerven; eine physische und eine moralische Furchtsamkeit. Die eine ist von der anderen unabhängig. Der Körper kann Furcht haben und zittern, während der Geist ruhig und mutig bleibt, und umgekehrt. Das gibt den Schlüssel zu vielen moralischen Wunderlichkeiten. Wenn sich die beiden Arten der Furchtsamkeit in einem Menschen vereinigen, so wird er während seines ganzen Lebens ein Nichts sein. Diese unbedingte Furchtsamkeit ist die der Leute, von denen wir sagen: „Er ist ein Dummkopf.“ Zuweilen verbergen sich in einem solchen Dummkopf unterdrückte große Eigenschaften. Vielleicht verdanken wir dieser doppelten Schwäche ein paar Mönche, die in der Ekstase lebten. Diese unglückliche physische und moralische Anlage wird ebensosehr durch die Vervollkommnung der Organe und der Seele hervorgerufen wie durch noch unbeobachtete Fehler. Bei Jean Jacques entsprang die Furchtsamkeit einer gewissen Lähmung seiner Fähigkeiten, die ein großer Lehrer oder ein Chirurg wie Desplein erweckt hätte. Bei ihm hatte wie bei den Kretns der Sinn der Liebe die Kraft und die Beweglichkeit geerbt, die dem Intellekt fehlten, wiewohl er noch immer Verstand genug besaß, um sich durchs Leben zu finden. Die Gewalt seiner Leidenschaft vermehrte, da sie des Ideals, in das sie sich bei allen jungen Leuten ergießt, beraubt war, seine Furchtsamkeit nur noch. Nie konnte er sich, wie man familiär sagt, entschließen, einer Frau in Issoudun den Hof zu machen. Nun konnten weder die jungen Mädchen noch die Frauen einem jungen Mann von mittlerer Statur, beschämter und anmutloser Haltung und gewöhnlichem Gesicht, das zwei blaßgrüne und vorspringende Augen schon häßlich genug gemacht hätten, wenn es auch nicht noch durch plattgedrückte Züge und einen bleifarbenen Teint vor der Zeit alt erschienen wäre — einem solchen jungen Mann konnten sie unmöglich Brücken bauen. Die Gesellschaft einer Frau vernichtete diesen armen Burschen tatsächlich, während er ebenso heftig den Antrieb der

Leidenschaft fühlte, wie ihn der auf Rechnung seiner Erziehung kommende Mangel an Einfällen zurückhielt. Da er reglos zwischen zwei gleichen Kräften stand, so wußte er dann nicht, was er sagen sollte, und er zitterte vor einer Frage; so sehr fürchtete er sich, antworten zu müssen. Die Begierde, die sonst so schnell die Zunge löst, ließ die seine erstarren. Jean Jacques blieb also einsam, und er suchte die Einsamkeit, weil er sich in ihr nicht beängstigt fühlte. Der Doktor erkannte, welches Unheil dies Temperament und dieser Charakter anrichtete, aber zu spät, um noch zu helfen. Gern hätte er seinen Sohn verheiratet; aber da es sich darum handelte, ihn einer Herrschaft auszuliefern, die eine absolute werden mußte, so konnte er nicht umhin zu zögern. Hieß das nicht die Verwaltung seines Vermögens einer Fremden, einem unbekannten Mädchen überlassen? Nun wußte er, wie schwer es ist, genaue Schlüsse auf den Charakter der Frau zu ziehen, wenn man nur das junge Mädchen studieren kann. Daher suchte er denn auch, während er Ausschau hielt, nach einer Person, deren Erziehung oder Empfindungsleben ihm genügende Garantien bot, seinen Sohn auf den Weg des Geizes zu drängen. Statt des fehlenden Intellekts hoffte er diesem Tropf so eine Art Instinkt zu geben. Er gewöhnte ihn zunächst an ein mechanisches Leben und vermachte ihm feste Ideen über die Anlage seiner Einkünfte; dann ersparte er ihm die größten Schwierigkeiten der Verwaltung eines Vermögens, das aus Grundbesitz besteht, indem er ihm seine Güter in gutem Stande und auf Grund langfristiger Verträge verpachtet hinterließ. Die Tatsache, die das Leben dieses armen Wesens beherrschen sollte, entging jedoch dem Scharfsinn dieses so schlaunen Greises. Die Furchtsamkeit gleicht der Verstellung: sie hat deren ganze Tiefe. Jean Jacques liebte die Krebsfischerin leidenschaftlich. Nichts war übrigens natürlicher. Flora war die einzige Frau, die in der Nähe dieses Junggesellen blieb, die einzige, die er ungestört sehen konnte, wenn er sie heimlich betrachtete, wenn er sie stündlich studierte;

Flora erhellte ihm das väterliche Haus; ohne es zu wissen, gab sie ihm die einzigen Genüsse, die seine Jugend vergoldeten. Weit davon entfernt, auf seinen Vater eifersüchtig zu sein, war er vielmehr entzückt von der Erziehung, die er Flora gab: brauchte er nicht eine fügsame Frau, der er nicht erst den Hof zu machen hatte? Die Leidenschaft, die, man beachte das, ihren eigenen Geist besitzt, kann den Tröpfen, den Dummköpfen, den Idioten eine Art Intellekt verleihen, zumal in der Jugend. Bei dem borniertesten Menschen findet man immer noch den tierischen Instinkt, dessen Beharrlichkeit einem Gedanken gleicht.

Am folgenden Tage erwartete Flora, die das Verstummen ihres Herrn nachdenklich gemacht hatte, irgendeine wichtige Mitteilung; aber obgleich Jean Jacques um sie scharwenzelte und sie heimlich mit gierigem Ausdruck betrachtete, fand er doch nichts, was er ihr hätte sagen können. Schließlich begann der Herr beim Dessert die Szene vom Tage zuvor von neuem. „Du fühlst dich hier wohl?“ „Ja, Herr Jean.“ „Nun, so bleib.“ „Danke, Herr Jean.“

Dies seltsame Verhältniß dauerte drei Wochen hindurch. Eines Nachts, als kein Geräusch die Stille störte, vernahm Flora, die zufällig erwachte, den gleichmäßigen Hauch menschlichen Atmens an ihrer Thür, und sie erschrak, als sie Jean Jacques wie einen Hund auf dem Treppenabsatz liegen sah; das Loch unten in der Thür hatte er ohne Zweifel selbst gemacht, um ins Zimmer sehen zu können. „Er liebt mich,“ dachte sie; „aber auf diese Weise wird er sich den Rheumatismus holen.“ Am folgenden Tage sah Flora ihren Herrn auf eine gewisse Art an. Diese stumme und fast instinktive Liebe hatte sie gerührt; sie fand ihn nicht mehr so häßlich, diesen armen Tropf, dessen Schläfen und Stirn voller geschwürartiger Pickeln waren: er trug jene grauenhafte Krone, die das Attribut verdorbenen Blutes ist.

„Du möchtest nicht gern aufs Land zurückkehren, wie?“ fragte Jean Jacques, als sie allein waren. „Weshalb fragen

Sie danach?" erwiderte sie, indem sie ihn ansah. „Damit ich es weiß," antwortete Rouget, der rot wurde wie ein gekochter Krebs. „Wollen Sie mich etwa dorthin zurückschicken?" fragte sie. „Nein, mein Fräulein." „Nun, was wollen Sie denn wissen? Sie haben doch einen Grund..." „Ja, ich möchte gern wissen..." „Was?" sagte Flora. „Du würdest es mir nicht sagen!" versetzte Rouget. „Doch, auf meine Ehre als anständiges Mädchen..." „Ah! da," fuhr Rouget erschreckt fort. „Du bist ein anständiges Mädchen..." „Weiß Gott!" „Wahrhaftig?" „Wenn ich es Ihnen doch sage..." „Laß sehen: bist du dieselbe, die da stand, barfuß, als dein Onkel dich brachte?" „Eine schöne Frage, meiner Treu!" erwiderte Flora errötend.

Der Erbe senkte niedergeschlagen den Kopf und erhob ihn nicht wieder. Flora, die sprachlos war, eine für einen Mann so schmeichelhafte Antwort mit solcher Bestürzung aufgenommen zu sehen, zog sich zurück. Drei Tage darauf sagte Flora zur selben Zeit, denn der eine wie die andere schienen sich das Dessert zum Schlachtfeld ausersuchen zu haben, als erste zu ihrem Herrn: „Haben Sie etwas gegen mich?" „Nein, mein Fräulein," erwiderte er, „nein... (Pause.) Im Gegenteil." „Es schien Ihnen neulich nicht recht zu sein, als Sie erfuhren, daß ich ein anständiges Mädchen bin..." „Nein, ich wollte nur wissen... (Wieder Pause.) Aber du würdest mir nicht sagen..." „Meiner Treu," erwiderte sie, „ich will Ihnen die ganze Wahrheit sagen..." „Die ganze Wahrheit über... meinen Vater?..." fragte er mit gepreßter Stimme. „Ihr Vater," sagte sie, indem sie den Blick in die Augen ihres Herrn senkte, „war ein wackerer Mann... Er lachte gern, was? ... Ein bißchen... Aber, der gute arme Mann! ... Ihm fehlte ja nicht der gute Wille... Kurz, er hatte was gegen Sie, ich weiß nicht, er hatte Absichten... o, traurige Absichten. Oft hat er mich zum Lachen gebracht, ja, und so! ... Und weiter? ..." „Nun, Flora," sagte der Erbe, indem er

die Krebsfischerin bei der Hand nahm, „da mein Vater dir nichts gewesen ist . . .“ „Und was sollte er mir gewesen sein?“ rief sie wie ein Mädchen, das von einer schimpflichen Annahme beleidigt ist. „Nun, höre doch! . . .“ „Er war mein Wohltäter, weiter nichts. Ah! er hätte es ja gern gesehen, wenn ich seine Frau geworden wäre . . . aber . . .“ „Aber“, sagte Rouget, indem er die Hand, die Flora ihm entzogen hatte, wieder ergriff, „da er dir nichts gewesen ist, so könntest du doch hier bei mir bleiben . . .“ „Wenn Sie wollen,“ gab sie zur Antwort, indem sie die Augen niederschlug. „Nein, nein, wenn du willst, du . . .“ fuhr Rouget fort. „Ja, du kannst hier die . . . Herrin sein. Alles, was hier ist, soll für dich da sein; du sollst für mein Vermögen sorgen, es soll so gut wie deins sein . . . Denn ich liebe dich, und ich habe dich immer geliebt, seit dem Augenblick, als du da eintratest, barfuß . . .“ Flora gab keine Antwort. Als das Schweigen peinlich wurde, fand Jean Jacques dieses furchtbare Argument: „Sieh, ist das nicht besser, als auf die Felder zurückzukehren?“ fragte er sie mit sichtlicher Glut. „Wahrhaftig, Herr Jean! Wie Sie wollen,“ versetzte sie.

Nichtsdestoweniger war der arme Rouget trotz dieses ‚Wie Sie wollen‘ um keinen Schritt vorwärts gekommen. Männer dieses Charakters brauchen die Gewißheit. Die Anstrengung, die sie machen, indem sie ihre Liebe gestehen, ist so groß und kostet sie so viel, daß sie wissen, wie wenig sie imstande sind, sie je noch einmal auf sich zu nehmen. Daher kommt ihre Anhänglichkeit an die erste Frau, die sie annimmt. Man kann nur durch das Ergebnis auf die Ereignisse schließen. Zehn Monate nach dem Tode seines Vaters verwandelte Jean Jacques sich vollständig: sein bleiches, bleifarbenes Gesicht, das, wie gesagt, durch Pickeln auf der Stirn und auf den Schläfen entstellt war, hellte sich auf, wurde sauber, nahm rosige Töne an. Kurz, seine Züge strahlten von Glück. Flora verlangte, daß ihr Herr sich peinlich pflegte; sie setzte ihre Eitel-

keit darein, daß er gut gekleidet war. Sie sah ihm nach, wenn er spazieren ging, und blieb auf der Türschwelle stehen, bis er verschwunden war. Die ganze Stadt bemerkte diese Veränderungen, die Jean Jacques zu einem völlig neuen Menschen machten.

„Wissen Sie das Neueste?“ sagte man in Issoudun. „Nun, was?“ „Jean Jacques hat alles von seinem Vater geerbt, sogar die Krebsfischerin . . .“ „Hatten Sie den verstorbenen Doktor nicht für schlau genug gehalten, seinem Sohn eine Haushälterin zu hinterlassen?“ „Die ist ein Schatz für Rouget, freilich,“ war der allgemeine Ruf. „Die ist gerieben! Sie ist ja recht schön, sie wird sich heiraten lassen.“ „Hat das Mädchen Glück gehabt!“ „Ein Glück, wie es nur den schönen Mädchen zufällt.“ „Ach was! Glauben Sie? Aber ich habe meinen Onkel Borniche-Héreau gehabt; nun, Sie haben doch von Fräulein Ganivet gehört? Die war häßlich wie die sieben Todsünden und hat darum nicht minder tausend Taler Rente von ihm geerbt . . .“ „Ach, das war 1778!“ „Einerlei, Rouget tut unrecht; sein Vater hinterläßt ihm volle vierzigtausend Franken Rente; er hätte sich mit Fräulein Héreau verheiraten können . . .“ „Der Doktor hat es versucht, sie wollte nicht, Rouget ist zu dumm . . .“ „Zu dumm! Die Frauen sind nur zu glücklich mit Leuten dieses Schlags.“ „Ist Ihre Frau glücklich?“

Das etwa war der Sinn der Reden, die in Issoudun umliefen. Wenn man anfangs nach Brauch und Sitte der Provinz über diese Quasi-Ehe lachte, so lobte man Flora schließlich, weil sie sich diesem armen Burschen gewidmet hatte. So kam Flora Brazier im Hause Rouget, nach des jungen Goddet Witze, vom Vater auf den Sohn zur Regierung. Es dürfte jetzt nicht überflüssig sein, zur Belehrung der Ehelosen diese Regierung zu skizzieren.

Die alte Fanchette war in Issoudun die einzige, die es übelnahm, daß Flora Brazier im Hause Jean Jacques Rougets

Königin wurde. Sie protestierte gegen die Unmoralität einer solchen Verbindung und ergriff die Partei der beleidigten Moral; freilich empfand sie es als eine Demütigung, daß sie in ihrem Alter eine Krebsfischerin zur Herrin erhalten sollte, ein kleines Mädchen, das barfuß ins Haus gekommen war. Fanchette besaß dreihundert Franken Rente in Staatspapieren, denn so hatte der Doktor ihr geraten, ihre Ersparnisse anzulegen; der verstorbene Herr hatte ihr gleichfalls hundert Taler Leibrente hinterlassen; sie konnte also behaglich leben und verließ am 15. April 1806, neun Monate nach dem Begräbniß ihres alten Herrn, das Haus. Deutet dieses Datum scharfblickenden Leuten nicht zur Genüge an, um welche Zeit die Flora aufhörte, ein anständiges Mädchen zu sein?

Die Krebsfischerin, die klug genug war, um den Abfall Fanchettes vorauszusehen — denn nichts unterrichtet so gut in der Politik wie die Ausübung der Macht —, hatte beschlossen, sich ohne Dienerin zu behelfen. Seit sechs Monaten studierte sie, ohne daß man es ihr anmerkte, die kulinarischen Kunstgriffe, die Fanchette zu einer eines Arztes würdigen Köchin machten. Als Feinschmecker kann man die Ärzte mit den Bischöfen auf eine Stufe stellen. Der Doktor hatte Fanchette vervollkommenet. In der Provinz lenken der Mangel an Beschäftigung und die Eintönigkeit des Lebens die Regsamkeit des Geistes auf die Küche. Man speist in der Provinz nicht so luxuriös wie in Paris, aber besser; die Gerichte sind überlegt, studiert. In der tiefsten Provinz gibt es Unscheinbarkeiten, unbekannte Genies, die ein einfaches Bohnengericht des Kopfschüttelns würdig machen, mit dem Rossini etwas ganz Geglücktes aufnimmt. Als der Doktor in Paris seine Examina machte, hatte er dort die chemischen Vorlesungen Rouelles gehört, und daher waren ihm noch einige Begriffe geblieben, die er zum Nutzen der Küchenchemie verwandte. Er ist in Issoudun durch mehrere Verbesserungen berühmt, die man außerhalb der Landschaft wenig kennt. Er hat entdeckt, daß die Omelette weit zarter

wird, wenn man das Weiße und das Gelbe des Eies nicht mit jener Brutalität, die die Köchinnen auf diese Tätigkeit verwenden, zusammenschlägt. Seiner Meinung nach mußte man das Weiße in Schaum überführen, dann allmählich das Gelbe einlaufen lassen, und sich keiner Pfanne bedienen, sondern einer Porzellan- oder Majolikaschüssel, und zwar einer solchen, die dick genug ist und vier Füße hat, damit die Luft, wenn sie auf dem Ofen steht, sie umstreicht und das Feuer hindert, sie zum Springen zu bringen. In der Touraine nennt man eine solche Schüssel einen ‚coquemar‘. Ich glaube, Rabelais spricht schon von diesem ‚cauquemarre‘, der dazu dient, die ‚Wasservögel‘ zu kochen, was das hohe Alter dieses Küchengeräths beweist. Auch hatte der Doktor ein Mittel gefunden, um zu verhindern, daß die Buttersaucen scharf wurden; aber dieses Geheimniß, das er unglücklicherweise nur in seiner Küche lehrte, ist verloren gegangen. Flora, die zum Backen und Braten geboren war, zwei Begabungen, die man weder durch Beobachtung noch Arbeit erwerben kann, übertraf Fanchette in kurzer Zeit. Wenn sie Köchin wurde, so dachte sie an Jean Jacques und sein Glück; aber gestehen wir es, auch sie selbst war einigermaßen lecker. Außerstande wie alle ungebildeten Leute, sich geistig zu beschäftigen, entfaltete sie ihre Betriebsamkeit im Haushalt. Sie polierte die Möbel, gab ihnen ihren Glanz zurück und hielt alles im Hause in einer Sauberkeit, die Hollands würdig gewesen wäre. Sie lenkte jene Lawinen schmutziger Wäsche und jene Sintfluten, die man die Lauge nennt und die man nach dem Brauch der Provinz nur dreimal im Jahre herstellt. Sie behielt das Leinen mit dem Blick der Hausfrau im Auge und besserte es aus. Und da sie begierig war, sich allmählich in die Vermögensgeheimnisse hineinzufinden, so eignete sie sich das geringe Wissen Rougets um die Geschäfte an, ja sie vermehrte es durch Unterhaltungen mit Herrn Héron, dem Notar des verstorbenen Doktors. So konnte sie denn ihrem kleinen Jean Jacques ausgezeichnete Ratschläge geben.

Da sie überzeugt war, daß sie stets die Herrin bleiben würde, so widmete sie den Interessen dieses Junggesellen ebensoviel Zärtlichkeit und Erwerbsfönn, wie wenn es sich um sie selbst gehandelt hätte. Ansprüche ihres Onkels hatte sie nicht zu fürchten. Brazier war zwei Monate vor dem Tode des Doktors infolge eines Sturzes beim Verlassen der Kneipe, in der er seit dem Anbruch seines Glücks sein Leben verbrachte, gestorben. Auch ihren Vater hatte Flora verloren. Sie diente also ihrem Herrn mit all der Liebe, die sich von einer Waise erwarten ließ, glücklich, sich eine Familie zu schaffen und ein Interesse im Leben zu finden. Diese Zeit war das Paradies für den armen Jean Jacques, der die ruhigen Gewohnheiten eines tierischen Daseins annahm, verschönt durch eine fast klösterliche Regelmäßigkeit. Er schlief bis spät in den Morgen hinein. Flora ging schon früh aus, um einzukaufen, oder sie besorgte das Haus und weckte ihren Herrn so, daß er das Frühstück fertig fand, wenn er sich angekleidet hatte. Nach dem Frühstück ging Jean Jacques gegen elf Uhr spazieren; er plauderte mit allen, die ihm begegneten, und kehrte gegen drei Uhr zurück, um die Zeitungen zu lesen: die der Provinz und ein Pariser Blatt, das er drei Tage nach seinem Erscheinen erhielt, fett von den dreißig Händen, durch die es gegangen war, schmutzig von dem Schnupstabaß, den man darauf verstreut, gebräunt von all den Tischen, auf denen es gelegen hatte. So kam für den Junggesellen die Stunde seines Dinners, und darauf verwandte er so viel Zeit, wie nur irgend möglich. Flora erzählte ihm die Stadtgeschichten, den Klatsch, der umlief und den sie aufgegriffen hatte. Gegen acht Uhr erloschen die Lichter. Wenn man früh zu Bett geht, so spart man Kerzen und Heizung, eine Sparsamkeit, die in der Provinz sehr viel geübt wird, die jedoch durch den Mißbrauch des Bettes dazu beiträgt, die Leute abzustumpfen. Durch zuviel Schlaf verfettet der Intellekt und wird schwerfällig.

Das war neun Jahre hindurch das Leben dieser beiden Wesen,

ein zugleich leeres und volles Leben, dessen große Ereignisse ein paar Reisen nach Bourges, Vierzon und Châteauroux oder noch weiter waren, sooft nämlich weder die Notare dieser Städte noch Herr Héron Hypothekengelder anlegen konnten. Rouget lieh sein Geld als erste Hypothek gegen fünf Prozent, und zwar so, daß, wenn der Entleiher verheiratet war, nach seinem Tode die Frau als Schuldnerin an seine Stelle trat. Nie gab er mehr als ein Drittel des wirklichen Wertes der Güter, und er ließ sich Wechsel ausstellen, die zweieinhalb Prozent Ergänzungszinsen einschlossen und stufenweise über die Dauer des Darlehns verteilt waren. Das waren die Geseze, deren Beobachtung sein Vater ihm eingeschärft hatte. Der Wucher, dieses Hindernis, das sich dem Ehrgeiz der Bauern entgegenstellt, zehrt das flache Land auf. Ein Zinsfuß von sieben-einhalb Prozent schien also so vernünftig, daß Jean Jacques Rouget sich seine Geschäfte aussuchen konnte; denn die Notare, die sich von den Leuten, denen sie so billiges Geld verschafften, schöne Provisionen zusichern ließen, benachrichtigten den alten Junggesellen stets. Während dieser neun Jahre gewann Flora auf die Dauer unmerklich und ohne es zu wollen eine absolute Herrschaft über ihren Herrn. Sie behandelte Jean Jacques übrigens sehr familiär; und ohne daß sie die Achtung vor ihm verletzte, übertraf sie ihn so sehr an Intellekt, Einsicht und Kraft, daß er der Diener seiner Dienerin wurde. Dieses große Kind kam Floras Herrschaft, indem es sich pflegen ließ, so sehr entgegen, daß sie ihm wie eine Mutter ihrem Sohn gegenüberstand. Daher gewöhnte Jean Jacques sich schließlich auch die Empfindung an, die einem Kinde den mütterlichen Schutz notwendig macht. Aber es gab zwischen ihnen noch weit engere Bande. Zunächst sorgte Flora für die Geschäfte und die Leitung des Hauses. Jean Jacques verließ sich in allen Dingen der Geschäftsführung so sehr auf sie, daß ihm ohne sie das Leben nicht nur schwierig, sondern unmöglich erschienen wäre. Dann war diese Frau für ihn zum Daseinsbedürfnis gewor-

den; sie schmeichelte all seinen Liebhabereien, sie kannte sie so gut! Er liebte es, dies glückliche Gesicht zu sehen, das ihm immer lächelte, das einzige, das ihm je gelächelt hatte, das einzige, auf dem sich je für ihn ein Lächeln finden sollte! Dieses rein äußerliche Glück, das seinen Ausdruck fand in vulgären Worten, wie sie in allen berrichonischen Häusern den Untergrund der Sprache bildeten, und das sich auf diesen prachtvollen Gesichtszügen spiegelte, war gewissermaßen der Widerschein seines eigenen Glücks. Der Zustand, in den Jean Jacques geriet, wenn er sah, daß Flora durch irgendwelche Widerwärtigkeiten mißmutig gestimmt war, offenbarte dem Mädchen die Ausdehnung ihrer Macht, und um sie sich zu sichern, wollte sie sie benutzen. Benutzen heißt bei solchen Frauen stets mißbrauchen. Die Krebsfischerin zwang ihren Herrn ohne Zweifel, ein paar jener Szenen zu spielen, wie sie in den Geheimnissen des Privatlebens begraben sind und deren Muster Otway mitten in seiner Tragödie vom 'Geretteten Venedig' gegeben hat, in der Szene zwischen dem Senator und Aquilina, einer Szene, die alle Pracht des Grauenhaften entwickelt. Flora fühlte sich nun in ihrer Herrschaft so sicher, daß sie zu ihrem und zu dieses Jungesellen Unglück nicht daran dachte, sich heiraten zu lassen.

Gegen Ende des Jahres 1815 war Flora mit siebenundzwanzig Jahren zur vollen Entwicklung ihrer Schönheit gelangt. Sie war dick, frisch und weiß wie eine Pächterin des Bessin; sie verkörperte etwa das Ideal dessen, was unsere Vorfahren eine schöne Base nannten. Ihre Schönheit, die etwas von einem prachtvollen Schenkenmädchen hatte, aber gesteigert und besser erhalten war, gab ihr, abgesehen von der kaiserlichen Vornehmheit, einige Ähnlichkeit mit Fräulein Georges in ihrer schönen Zeit. Flora hatte jene schönen runden, glänzenden Arme, jene Fülle der Formen, jenes seidige Fleisch, jene anziehenden Umrisse, die jedoch weniger streng waren als die der Schauspielerin. Floras Ausdruck sprach von Zärtlichkeit und Sanftmut. Ihr Blick verlangte nicht wie der der schönsten Agrippina, die seit der

Zeit Racines die Bretter des Théâtre Français beschriftet hat, Ehrerbietung: er lud zur großen Freude ein. 1816 sah die Krebsfischerin Maxence Gilet, und sie verliebte sich auf den ersten Blick in ihn. Sie fühlte, wie ihr jener Pfeil der Mythologie quer durchs Herz drang: ein wunderbarer Ausdruck für eine natürliche Erscheinung, die die Griechen so darstellen mußten, weil sie die ritterliche, ideale und melancholische Liebe des Christentums nicht kannten. Flora war damals zu schön, als daß Max diese Eroberung hätte verschmähen können. Die Krebsfischerin lernte also mit achtundzwanzig Jahren die wahre Liebe kennen, die gögendienerische, unendliche Liebe, jene Liebe, die alle Arten des Liebens in sich schließt: die der Gulnare und der Medora. Sobald der besitzlose Offizier die gegenseitige Beziehung Floras und Jean Jacques' erkannte, sah er in einer Verbindung mit der Krebsfischerin mehr als eine Liebelei. Um sich also seine Zukunft zu sichern, verlangte er nichts Besseres, als bei Rouget wohnen zu können, denn er erkannte, wie schwachen Charakters dieser Junggeselle war. Floras Leidenschaft beeinflusste notwendig das äußere und innere Leben Rougets. Einen Monat lang sah der Junggeselle zu, wie Floras sonst so lachendes und freundliches Gesicht drohend, düster und mürrisch geworden war. Er ertrug die Ausbrüche einer berechneten schlechten Laune genau wie ein Ehemann, dessen Gattin an eine Untreue denkt. Wenn der arme Bursche Flora mitten unter den grausamsten Abweisungen nach der Ursache dieser Verwandlung zu fragen wagte, so zeigte sie in ihrem Blick Flammen voller Haß und in ihrer Stimme offensive und verächtliche Töne, wie sie der arme Jean Jacques nie gehört noch gesehen hatte.

„Bei Gott,“ sagte sie, „du hast weder Herz noch Seele. Ich gebe hier jetzt sechzehn Jahre meine Jugend hin, und ich hatte noch nicht bemerkt, daß du da einen Stein hast! . . .“ fuhr sie fort, indem sie sich aufs Herz schlug. „Seit zwei Monaten siehst du hier den tapfern Kommandanten, ein Opfer der Bourbonen, der dazu geschaffen war, es bis zum General zu bringen,

der im Elend sitzt und hier in ein Stadtnest getrieben wird, wo das Glück sich begraben lassen kann. Er muß den ganzen Tag hindurch im Rathaus auf einem Stuhl hocken, um sich . . . was zu verdienen? Elende sechshundert Franken, ein Lumpengeld! Und du, der du sechshundertneunundfünfzigtausend Franken Hypotheken und sechzigtausend Franken Rente hast, und der du dank meiner Sparsamkeit im Jahr alles in allem, selbst meine Kleider eingerechnet, nicht mehr als tausend Taler aus gibst, du denkst nicht daran, ihm hier ein Unterkommen anzubieten, wo der ganze zweite Stock leer steht! Du läßt lieber die Ratten und Mäuse da oben tanzen, als daß du einen Menschen dort einquartierst, und noch dazu einen Burschen, den dein Vater stets für seinen Sohn gehalten hat! . . . Willst du wissen, was du bist? Ich will es dir sagen: du bist ein Brudermörder! Und dann weiß ich auch recht gut, weshalb! Du hast gesehen, daß ich ihm Interesse entgegenbrachte, und das ärgert dich! Obgleich du dumm scheinst, hast du mehr Bosheit in dir als die Boshaftesten in deinem Geschlecht . . . Also ja, ich bringe ihm Interesse entgegen, und sogar ein sehr lebhaftes . . .” „Aber, Flora . . .” „Oh, hier hält kein ‚Aber Flora‘ Stich. Ah! du kannst dir lange eine suchen, eine andere Flora, wenn du eine findest, denn mir mag dies Glas Wein zu Gift werden, wenn ich nicht deine Bude stehen lasse. Ich habe dir, Gott sei Dank, während der zwölf Jahre, die ich hier geblieben bin, nichts gekostet, und du hast dein Vergnügen billig gehabt. Überall anderswo hätte ich mir meinen Unterhalt reichlich verdient, wenn ich wie hier alles getan hätte: seifen, plätten, die Lauge überwachen, auf den Markt gehen, kochen, in allem deine Interessen wahrnehmen, mich vom Morgen bis zum Abend zugrunde richten . . . Nun ja, da hab ich meinen Lohn.” „Aber, Flora . . .” „Ja, Flora . . . Du wirst mir gerade welche finden, Floras . . . Mit deinen einundfünfzig Jahren und deinem schlechten Befinden; und wie du alterst, das ist ja schrecklich, ich seh es recht gut! Und dann, amüſant biſt du auch nicht gerade . . .” „Aber,

Flora . . .“ „Laß mich in Ruh!“ Und sie ging hinaus und warf die Thür mit einer Gewalt ins Schloß, die das ganze Haus durchdröhnte und es in seinen Grundfesten zu erschüttern schien. Jean Jacques Rouget öffnete ganz leise die Thür und ging noch leiser in die Küche, wo Flora ununterbrochen brummte.

„Aber, Flora,“ sagte dieses Lamm, „das ist ja doch das erste Mal, daß ich von deinem Wunsch zu hören bekomme; woher weißt du, ob ich will oder nicht will?“ „Zunächst brauchen wir einen Mann im Hause,“ begann Flora. „Man weiß, daß du zehn, fünfzehn, zwanzigtausend Franken bei dir hast, und wenn man uns bestehlen wollte, würde man uns ermorden. Ich sehne mich durchaus nicht danach, eines schönen Morgens aufzuwachen und in vier Stücke geschnitten zu sein, wie man es mit der armen Dienerin gemacht hat, die dumm genug war, ihren Herrn noch verteidigen zu wollen! Nun, wenn man weiß, daß ein Mann bei uns ist, tapfer wie Cäsar, ein Hauptkerl — Max würde drei Diebe verschlingen, eh man auch nur ein Wort gesagt hätte — nun, da würde ich ruhiger schlafen. Man wird dir vielleicht Dummheiten sagen . . . daß ich ihn hier liebe, ihn da anbete! . . . Weißt du, was du da antworten mußt? . . . Nun, du antwortest, das wüßtest du, aber dein Vater habe dir den armen Max auf seinem Sterbebett anempfohlen. Dann werden sie alle den Mund halten; denn in Issoudun kann dir selbst das Pflaster sagen, daß er ihm in der Schule die Pension bezahlt hat! Na! ich esse jetzt neun Jahre lang dein Brot . . .“ „Flora . . . Flora . . .“ „Mir hat in der Stadt mehr als einer den Hof gemacht, o ja! Man hat mir hier goldene Ketten, da Uhren angeboten . . . ,Meine liebe Flora, wenn du diesen Vater Rouget, den Dummkopf, verlassen willst . . . , denn so hat man mit mir über dich gesprochen. ,Ich, ihn verlassen! Ach, so eine Unschuld! Was sollte aus ihm werden?‘ hab ich immer zur Antwort gegeben. ,Nein, nein, wo die Ziege angebunden ist, da muß sie weiden.“ „Ja, Flora, ich habe nur dich auf der Welt, und ich bin nur zu glücklich . . . Wenn es

dir Vergnügen macht, mein Kind, gut, dann wollen wir Mance Gilet zu uns nehmen; er kann mit uns essen . . ." „Bei Gott, das will ich hoffen!" „Nun, nun, rege dich nicht auf . . ." „Wenn für eins da ist, ist auch für zwei da," erwiderte sie lachend. „Aber wenn du nett sein willst, weißt du, was du dann tun mußt, mein Schäßchen? . . . Du mußt bei der Bürgermeisterei spazieren gehen, um vier, und es so einrichten, daß du den Herrn Kommandanten triffst, und dann lädst du ihn zum Diner ein. Wenn er Umstände macht, so kannst du ihm sagen, es würde mich freuen; er ist zu galant, um es abzuschlagen. Und wenn er dir dann zwischen Obst und Käse von seinem Unglück spricht, von den Gefangenenschiffen — denn du wirst ja wohl Geist genug haben, ihn darauf zu bringen —, so wirst du ihm anbieten, hier zu wohnen . . . Und wenn er dann noch was dagegen hat, so sei nur ruhig, ich werde ihn schon überreden . . ."

Als der Junggeselle langsam auf dem Boulevard Baron spazieren ging, überlegte er sich, so gut er es konnte, dies Ereignis. Wenn er sich von Flora trennte — bei dem bloßen Gedanken konnte er nicht mehr klar sehen —, welche andere Frau sollte er finden? . . . Sich verheiraten? . . . In seinem Alter würde man ihn wegen seines Vermögens heiraten, und seine rechtmäßige Frau würde ihn noch grausamer ausbeuten als Flora. Ubrigens bereitete ihm der Gedanke, den zärtlichen Umgang mit ihr, und mochte er noch so trügerisch sein, entbehren zu müssen, grauenhafte Qualen. Er war also so liebenswürdig gegen den Kommandanten Gilet, wie er nur sein konnte. Ganz nach Floras Wunsch wurde die Einladung aus Rücksicht auf die Ehre des Offiziers vor Zeugen ausgesprochen.

Zwischen Flora und ihrem Herrn fand eine Versöhnung statt; aber von diesem Tage an beobachtete Jean Jacques Schattierungen, die von einem vollständigen Wandel in der Anhänglichkeit der Krebsfischerin zeugten. Flora Brazier beklagte sich vierzehn Tage lang bei den Lieferanten, auf dem Markt, bei

den Klatschbasen, mit denen sie sich unterhielt, über die Tyrannei des Herrn Rouget, der sich plötzlich einfallen ließ, seinen angeblichen Stiefbruder zu sich zu nehmen. Aber niemand ließ sich durch diese Komödie täuschen, und man sah Flora nur als ein äußerst schlaues und verschlagenes Geschöpf an. Vater Rouget war sehr glücklich über die Einquartierung des Kommandanten im Hause, denn er hatte jetzt jemanden, der ihm ohne jede Servilität in Kleinigkeiten stets gefällig war. Gilet plauderte und politisierte bisweilen mit dem Vater Rouget, und er ging mit ihm spazieren. Sobald der Offizier im Hause war, wollte Flora nicht länger Köchin bleiben. Das Kochen, sagte sie, verdürbe ihr die Hände. Auf den Wunsch des Ordensgroßmeisters bezeichnete ihm die Cognette eine ihrer Verwandten, eine alte Jungfer, deren Herr, ein Pfarrer, eben gestorben war, ohne ihr etwas zu hinterlassen, eine ausgezeichnete Köchin, die Flora und Max auf Tod und Leben ergeben sein würde. Ubrigens versprach die Cognette ihrer Verwandten, auf das Wort dieser beiden Mächte hin, nach zehn Jahren treuer, ergebener, verschwiegener und ehrlicher Dienste eine Rente von dreihundert Franken. Die sechzig Jahre alte Bedie fiel durch ein von Pockennarben zerstörtes Gesicht von hinreichender Häßlichkeit auf. Sobald Bedie ihr Amt angetreten hatte, wurde die Krebsfischerin zur Frau Brazier. Sie trug ein Korsett, sie kaufte sich seidene Kleider, Kleider aus schönen Wollstoffen oder aus Baumwolle, je nach der Jahreszeit. Sie erstand sehr teure Halskrausen und Fichus, gestickte Hauben, Spitzentragen und hübsche Halbschuhe; sie kleidete sich mit einer Eleganz und einem Reichtum, die sie verjüngten. Sie war wie ein roher Diamant, den der Goldschmied geschliffen und gefaßt hatte, damit er nach vollem Wert zur Geltung käme. Sie wollte Max Ehre machen. Ende des ersten Jahres, 1817, ließ sie dem armen Kommandanten, den es langweilte zu Fuß spazieren zu gehen, ein angeblich englisches Pferd aus Bourges kommen. Max hatte in der Umgegend einen ehemaligen Ulanen der kaiserlichen Garde aufge-

trieben, einen Polen namens Rousski, der ins Elend geraten war und sich nichts Besseres wünschte, als in der Eigenschaft eines Dieners des Kommandanten zu Herrn Rouget zu ziehen. Max war Rousskis Idol, vor allem nach dem Duell mit den drei Royalisten. Vom Jahre 1817 an bestand der Haushalt des Vaters Rouget also aus fünf Personen, von denen drei die Herren spielten, und die Ausgaben stiegen auf etwa achtausend Franken im Jahre.

In dem Augenblick, als Frau Bridau nach Issoudun zurückkehrte, um, nach dem Ausdruck des Advokaten Desroches, eine so ernstlich gefährdete Erbschaft zu retten, war der Vater Rouget allmählich bis zu einem nahezu vegetativen Dasein gelangt. Zunächst richtete Fräulein Brazier die Tafel seit der Einquartierung des Kommandanten auf einem bischöflichen Fuß ein. Und als Rouget einmal auf den Weg des Wohllebens gedrängt war, aß er, angeregt durch die ausgezeichneten Gerichte, die Bedie bereitete, immer mehr. Trotz dieser ausgezeichneten und reichlichen Ernährung aber wurde er nicht dick. Von Tag zu Tag erschlaffte er wie ein überanstrengter Mann immer mehr, vielleicht durch die Verdauung ermüdet, und seine Augen bekamen tiefe Ringe. Aber wenn ihn auf seinen Spaziergängen die Bürger nach seinem Befinden fragten, so sagte er, er habe sich nie so wohl gefühlt. Da er stets in dem Ruf gestanden hatte, von außerordentlich beschränktem Verstand zu sein, so merkte man das beständige Sinken seiner geistigen Fähigkeiten nicht. Seine Liebe zu Flora war die einzige Empfindung, die ihn am Leben erhielt; er lebte nur noch für sie. Seine Schwäche ihr gegenüber kannte keine Grenzen: er gehorchte einem Blick; er beobachtete die Bewegungen dieses Geschöpfes, wie ein Hund die geringsten Gesten seines Herrn beobachtet. Kurz, mit seinen siebenundfünfzig Jahren schien Vater Rouget nach Frau Hochons Worten älter als Herr Hochon, der damals achtzig Jahre alt war.

Jeder kann sich begründetermaßen denken, daß Vilets Zim-

mer eines so reizenden Jungen würdig war. Wirklich hatte denn auch der Kommandant in den sechs Jahren die Behaglichkeit seiner Wohnung vervollkommenet und die geringsten Einzelheiten verschönt, ebenso sehr für sich selbst wie für Flora. Aber es war nur die Behaglichkeit von Issoudun: farbige Fensterscheiben, recht elegante Tapeten, Mahagonimöbel, Spiegel mit vergoldeten Rahmen, Musselinvorhänge mit roten Borten, ein Himmelbett mit Vorhängen, die so geordnet waren, wie ein Tapezier aus der Provinz sie für eine reiche Braut anordnet und wie sie dann als der Gipfel des Prunks erscheinen, obwohl man sie auf den gewöhnlichen Modeblättern sehen kann und kein Pariser Kleinhändler sie für seine Hochzeit will; und schließlich lagen — etwas Ungeheuerliches, worüber man in ganz Issoudun sprach — auf der Treppe Binsenmatten, ohne Zweifel, um das Geräusch der Schritte zu dämpfen; daher hatte denn auch Max, als er mit der Morgendämmerung nach Hause kam, niemanden geweckt. Niemals ahnte Rouget, daß sein Gast bei den nächtlichen Taten des Müßiggangs beteiligt war.

Gegen acht Uhr öffnete Flora, gekleidet in einen Morgenrock aus hübschem Baumwollstoff mit tausend rosigen Streifen, den Kopf bedeckt mit einer Spitzenhaube, die Füße in gesütterten Pantoffeln, leise die Thür zu Maxens Zimmer; aber als sie ihn schlafen sah, blieb sie vor seinem Bett stehen. „Er ist so spät nach Hause gekommen,“ sagte sie, „um halb vier! Man muß eine famose Natur haben, um solchen Vergnügungen standzuhalten. Der ist stark, dieser wundervolle Mensch! . . . Was werden sie heute nacht getrieben haben?“ „Ah, da bist du ja, meine kleine Flora,“ sagte Max, indem er nach Art der Offiziere emporfuhr, die durch die Ereignisse des Krieges daran gewöhnt sind, beim Erwachen, so plötzlich es auch sei, stets ihre ganze Kaltblütigkeit und all ihre Gedanken beisammen zu haben. „Du schläfst noch, ich gehe . . .“ „Nein, bleib, es gibt ernste Dinge . . .“ „Du hast heute nacht irgendeine Dummheit gemacht?“ „Ja, profit! . . . Es handelt sich um uns und dies

alte Vieh. Höre mal! Du hast mir nie etwas von seiner Familie gesagt . . . Nun, die kommt her, die Familie! Zweifellos, um uns das Leben sauer zu machen . . ." „Ah! ich gehe, um ihn zu zausen," sagte Flora. „Fräulein Brazier," sagte Max ernst, „es handelt sich um zu ernste Dinge, als daß man so drauflosgehen könnte. Schicke mir meinen Kaffee, ich werde ihn im Bett trinken und über unser Verhalten nachdenken . . . Komm um neun Uhr wieder, dann wollen wir plaudern. Inzwischen tu, als wüßtest du nichts."

Flora, die über diese Nachricht betroffen war, ließ Max allein und ging, um ihm seinen Kaffee zu bereiten; aber eine Viertelfunde darauf kam Baruch eilig hereingelaufen und sagte zu dem Großmeister des Müßiggangs: „Fario sucht seinen Karren! . . ."

In fünf Minuten war Max angezogen und eilte hinunter; indem er tat, als schlenderte er nur umher, ging er bis zum Fuß des Turms, wo er eine ziemlich beträchtliche Menschenansammlung sah. „Was gibt es?" fragte Max, indem er sich durch die Menge drängte und einen Weg bis zu dem Spanier bahnte.

Fario, ein kleiner, trockener Mensch, war von einer Häßlichkeit, die man mit der eines spanischen Granden hätte vergleichen können. Nach seinen wie mit einem Bohrer eingebohrten Augen, die sehr dicht an der Nase standen, hätte er in Neapel als Hexenmeister gegolten. Dieser kleine Mann schien sanft, weil er ernst, ruhig und in seinen Bewegungen langsam war; daher nannte man ihn auch den biedereren Fario; aber sein Pfefferkuchenteint und seine Sanftmut verbargen den Unwissenden und offenbarten dem Beobachter den halb maurischen Charakter eines Bauern aus Granada, den nur noch nichts aus seinem Phlegma und seiner Trägheit aufgeschauert hatte.

„Sind Sie sicher," fragte Max, als er die Beschwerden des Getreidehändlers angehört hatte, „daß Sie Ihren Wagen bei sich hatten? Denn Gott sei Dank, Diebe gibt es in Issoudun

nicht." „Da hat er gestanden . . ." „Wenn das Pferd davor geblieben ist, kann es dann den Wagen nicht mitgenommen haben?" „Da steht mein Pferd," sagte Fario, indem er auf sein Tier zeigte, das völlig aufgeschirrt dreißig Schritte weiterhin stand. Max ging ernst zu dem Pferd, um, wenn er die Augen hob, den Fuß des Turms sehen zu können, denn die Menschenmenge stand unten. Alle Welt folgte Max, und das wollte der Schelm. „Hat jemand aus Versehen einen Wagen in seine Tasche gesteckt?" rief Franz. „Los, sehen Sie nach!" rief Baruch. Auf allen Seiten brach Gelächter aus. Fario fluchte. Bei einem Spanier lassen Flüche auf den höchsten Grad des Grimmes schließen. „Ist er leicht, dein Wagen?" fragte Max. „Leicht? . . ." wiederholte Fario. „Wenn ihn die, die hier über mich lachen, auf den Füßen hätten, dann würden ihnen die Hühneraugen nicht mehr weh tun!" „Aber er muß ver-teufelt leicht sein," erwiderte Max, indem er auf den Turm zeigte, „denn er ist auf den Hügel geflogen."

Bei diesen Worten hoben sich aller Blicke, und einen Augenblick herrschte auf dem Marktplatz Aufruhr. Alle zeigten sich diesen Zauberwagen. Aller Zungen waren in Bewegung. „Der Teufel schützt die Herbergsväter, die sich sämtlich um ihr Seelenheil bringen," sagte der junge Goddet zu dem verblüfften Getreidehändler. „Er hat dich lehren wollen, daß du keine Karren auf den Straßen herumstehen läßt, statt sie in der Herberge unterzustellen." Nach diesen Worten erscholl aus der Menge ein wildes Geschrei, denn Fario galt als ein Geizhals.

„Nun, mein braver Kerl," sagte Max, „du mußt nicht den Mut verlieren. Wir wollen einmal hinaufsteigen zum Turm, um zu sehen, wie der Karren dahin gekommen ist. Zum Henker, wir legen mit Hand an und helfen dir. Kommst du, Baruch? Du," sagte er zu Franz, indem er ihm ins Ohr flüsterte, „laß die Leute zurücktreten, damit niemand hier unten am Berg ist, wenn du uns oben siehst."

Fario, Max, Baruch und noch drei andere Ritter stiegen zum

Turm hinauf. Während dieses ziemlich gefährvollen Aufstiegs konstatierte Max mit Fario zusammen, daß der Wagen weder Beschädigungen noch sonstige Spuren aufwies, die auf einen Transport hindeuteten. Daher glaubte denn auch Fario an irgendeine Zauberei; er hatte den Kopf verloren. Als sie alle auf dem Gipfel waren und die Dinge untersuchten, schien die Sache im Ernst unmöglich. „Wie soll ich ihn hinunterbringen?“ fragte der Spanier, dessen kleine schwarze Augen zum erstenmal Entsetzen ausdrückten und dessen gelbes, hohles Gesicht, das seine Farbe sonst nie zu wechseln schien, erblich. „Wie?“ fragte Max. „Aber das scheint mir nicht schwer . . .“ Und er benutzte die Verblüffung des Getreidehändlers, nahm mit seinen starken Armen den Karren bei der Gabeldeichsel, um ihn vom Stapel zu lassen, und rief in dem Augenblick, als er ihn entrollen mußte, mit Donnerstimme: „Achtung da unten!“

Aber es war keinerlei Gefahr mehr vorhanden: die Versammlung, die von Baruch gewarnt und von Neugier gepackt war, hatte sich auf dem Platz bis zu dem nötigen Abstand zurückgezogen, um sehen zu können, was oben auf dem Hügel vorging. Der Karren zerschellte auf die malerischste Art in eine unendliche Anzahl von Stücken. „Unten ist er jetzt,“ sagte Baruch. „Ach, Räuber! Ach, Kanaillen!“ rief Fario aus; „ihr habt ihn mir wohl auch hier heraufgeschafft . . .“

Max, Baruch und ihre drei Gefährten begannen über die Schmähungen des Spaniers zu lachen. „Man hat dir einen Dienst leisten wollen,“ sagte Max kühl; „ich bin bei dem Stapellauf deines verdamnten Karrens fast noch mitgerissen worden — und das ist dein Dank? . . . Woher bist du eigentlich?“ „Ich bin aus einem Lande, wo man nicht verzeiht,“ erwiderte Fario, der vor Wut zitterte. „Mein Wagen soll Euch als Droschke dienen, um zum Teufel zu fahren! . . . Wenigstens,“ fügte er hinzu, indem er sanft wurde wie ein Lamm, „wenn Sie ihn mir nicht durch einen neuen ersetzen wollen.“ „Darüber können wir reden,“ sagte Max, indem er hinabstieg.

Als sie unten ankamen und die ersten Gruppen der Lacher erreichten, nahm Max Fario bei einem Knopf seiner Jacke und sagte: „Ja, mein wackerer Vater Fario, ich werde dir einen prachtvollen neuen Wagen zum Geschenk machen, wenn du mir zweihundertfünfzig Franken geben willst; aber ich kann dir nicht garantieren, daß er so gedrechselt wird wie dieser.“ Dieser letzte Scherz fand Fario so kalt, als gelte es, einen Handel abzuschließen. „Wahrhaftig,“ sagte er, „wenn Sie mir meinen armen Wagen ersetzen, besser hätten Sie das Geld des Vaters Rouget noch nie angewendet!“

Max erblich; er hob die furchteinslößende Faust wider Fario. Aber Baruch, der wußte, daß ein solcher Faustschlag nicht nur den Spanier allein treffen würde, riß Fario wie eine Feder weg und sagte leise zu Max: „Mach keine Dummheiten!“ Der so zur Ordnung gerufene Kommandant brach in Lachen aus und erwiderte Fario: „Wenn ich dir aus Versehen den Wagen zerbrochen habe, so versuchst du, mich zu verleumden — da sind wir quitt.“ „Noch nicht!“ sagte Fario brummend. „Aber ich bin froh, daß ich weiß, was mein Wagen wert war.“ „Ach, Max, du hast deinen Gegner gefunden!“ sagte ein Zeuge dieser Szene, der nicht zum Orden des Müßiggangs gehörte. „Adieu, Herr Gilet! ich danke Ihnen noch nicht für Ihre Hilfe,“ sagte der Kornhändler, indem er seinen Gaul zwischen die Beine nahm und unter Hurrarufen davonritt. „Man wird Euch das Eisen von den Rädern aufbewahren,“ rief ihm ein Stellmacher nach, der gekommen war, um sich die Wirkung des Sturzes anzusehen.

Einer der Wagenbäume hatte sich aufrecht wie ein Stamm in die Erde gebohrt. Max blieb bleich und nachdenklich; das Wort des Spaniers hatte ihn bis ins Herz getroffen. Fünf Tage lang sprach man in Issoudun von Farios Wagen. Er war zum Reisen bestimmt, wie der junge Goddet sagte, denn er kam in der ganzen Landschaft herum, wo man sich alle Scherze erzählte, die Max und Baruch gemacht hatten. So war der

Spanier, und das traf ihn am empfindlichsten, noch acht Tage nach dem Ereignis die Fabel dreier Kreise und der Gegenstand allen Geredes.

Max und die Krebsfischerin wurden aus Anlaß der furchtbaren Antworten des rachsüchtigen Spaniers auch zum Thema von tausend Kommentaren, die man sich in Issoudun ins Ohr flüsterte, während man in Bourges, Vatan, Vierzon und Châteauroux laut genug davon sprach. Maxence Gilet kannte das Land genügend, um zu erraten, wie sehr diese Reden vergiftet sein mußten. „Man wird sie nicht hindern können, zu schwätzen," dachte er. „Ach, da habe ich einen schlimmen Streich gemacht."

„Nun, Max," sagte Franz, indem er ihn am Arm nahm, „sie kommen heute abend..." „Wer?" „Die Bridaus! Meine Großmutter hat eben einen Brief von ihrer Patentochter bekommen." „Höre, mein Kleiner," sagte Max ihm ins Ohr, „ich habe mir diese Sache gründlich überlegt. Es darf nicht so aussehen, als hätten Flora oder ich etwas gegen die Bridaus. Wenn die Erben Issoudun verlassen, so müßt ihr, die Hochons, sie fortschicken. Studiere mir diese Pariser genau; und wenn ich ihnen morgen, bei der Cognette, ihr Maß genommen habe, so werden wir sehen, was wir mit ihnen anfangen und wie wir sie mit deinem Großvater entzweien können."

„Der Spanier hat bei Max die Lücke im Panzer gefunden," sagte Baruch zu seinem Vetter Franz, als sie zu Herrn Hochon zurückkehrten und ihrem Freund, der nach Hause ging, nachschauten.

Während Max seinen Streich ausführte, hatte Flora trotz der Ermahnungen ihres Genossen ihren Zorn nicht unterdrücken können; und ohne zu wissen, ob sie seinen Plänen diene oder sie störte, brach sie wider den armen Junggesellen aus. Wenn Jean Jacques sich den Zorn seiner Haushälterin zuzog, so ließ man ihn plötzlich all die kleinen Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien entbehren, die seine Freude ausmachten; kurz,

Flora erlegte ihrem Herrn eine Buße auf. So gab es nicht mehr jene kleinen liebevollen Worte, mit denen sie in den verschiedensten Tönen und unter mehr oder minder zärtlichen Blicken die Unterhaltung schmückte: „Meine kleine Katze — mein großes Lämmchen — mein Liebchen — mein Püppchen — mein Mäuschen“ usw. Kalt und trocken, ironisch ehrfurchtsvoll schnitt dann dem unglücklichen Burschen wie eine Messer Klinge das ‚Sie‘ ins Herz. Dieses ‚Sie‘ diente als Kriegserklärung. Statt dann dabei zu sein, wenn der gute Mann aufstand, statt ihm seine Sachen zu geben, seine Wünsche zu erraten, statt ihn mit jener Bewunderung anzusehen, die alle Frauen auszudrücken wissen, und die um so mehr entzückt, je gröber sie ist, wenn sie zum Beispiel sagte: „Du bist frisch wie eine Rose! — Nun, dir geht es ja vortrefflich! — Wie schön du bist, alter Jean!“ — kurz, statt ihn beim Aufstehen mit den Scherzen und Späßen zu überschütten, die ihn amüsierten, ließ Flora ihn sich allein anziehen. Wenn er die Krebsfischerin rief, so erwiderte sie vom Fuß der Treppe her: „Ach! ich kann nicht alles zugleich tun, auf Ihr Frühstück achten und Sie in Ihrem Zimmer bedienen. Sind Sie noch nicht groß genug, um sich allein anzuziehen?“

„Mein Gott, was habe ich ihr getan?“ fragte sich der Alte, als er eine dieser Zurückweisungen in eben dem Augenblick erfuhr, als er um Wasser zum Rasieren gebeten hatte. „Vedie, bringen Sie dem Herrn heißes Wasser hinauf,“ rief Flora. „Vedie, ...“ sagte der Armste, ganz blöde aus Furcht vor dem Born, der auf ihm lastete, „Vedie, was hat denn die gnädige Frau heute morgen?“ (Flora ließ sich von ihrem Herrn, von Vedie, Rousti und Max ‚gnädige Frau‘ nennen.) „Sie wird, wie es scheint, etwas von Ihnen gehört haben, was nicht hübsch ist,“ erwiderte Vedie, indem sie eine tiefbetrübte Miene annahm. „Das ist nicht recht von Ihnen, gnädiger Herr. Sehen Sie, ich bin nur eine arme Dienerin, und Sie können mir sagen, daß ich die Nase nicht in Ihre Angelegenheiten zu

stecken habe; aber Sie könnten unter allen Frauen der Erde suchen, wie es der König aus der Heiligen Schrift getan hat, und Sie fänden keine wie die gnädige Frau. Sie müßten die Spur ihrer Füße küssen, wo sie vorübergeht... Wahrhaftig, wenn Sie ihr Kummer machen, dann schneiden Sie sich selbst ins Herz! Ja, und sie hatte Tränen im Auge."

Bedie ließ den armen Mann vernichtet zurück; er fiel in einen Sessel, sah wie ein Tieffinniger ins Leere und vergaß, sich zu rasieren. Dieser Wechsel von Zärtlichkeit und Kälte hatte auf dieses schwache Wesen, das nur durch die Liebesfibern lebte, die krankmachenden Wirkungen, die ein plötzlicher Wechsel von tropischer Glut und Nordpolfrost auf den Körper ausüben mußte. Es waren moralische Lungenentzündungen, die an ihm zehrten wie ebenso viele Krankheiten. So konnte in der ganzen Welt nur Flora ihn beeinflussen; denn einzig ihr gegenüber war er ebenso gut, wie er einfältig war.

"Nun, Sie haben sich ja noch nicht rasiert?" sagte sie, indem sie sich auf der Schwelle zeigte. Sie jagte dem Vater Rouget den heftigsten Schrecken ein, und war er blaß und aufgelöst gewesen, so wurde er einen Augenblick rot, ohne daß er es wagte, sich ob dieses Ueberfalls zu beklagen. "Das Frühstück wartet auf Sie! Aber Sie können ja auch im Schlafrock und in Pantoffeln hinuntergehen. Gehen Sie nur, Sie werden allein frühstücken." Und ohne eine Antwort abzuwarten, verschwand sie. Daß sie den Armsten allein frühstücken ließ, gehörte auch zu jenen Bußen, die ihm den größten Kummer bereiteten: er liebte es, beim Essen zu plaudern. Als er unten auf der Treppe ankam, ergriff ihn ein Hustenanfall, denn die Aufregung hatte seinen Katarrh geweckt. "Huste — huste!" sagte Flora in der Küche, ohne sich darum zu kümmern, ob ihr Herr sie hörte oder nicht. "Bei Gott! Der alte Halunke ist stark genug, um sich zu halten, auch ohne daß man sich um ihn kümmert. Wenn der je seine Seele aushustet, so tut er's sicher erst nach uns..." Derlei Unnehmlichkeiten sagte die Krebs-

fischerin Rouget in den Augenblicken ihres Zorns. Der Arme setzte sich in tiefer Trauer mitten im Saal an eine Ecke des Tisches und blickte mit verzweifelter Miene seine alten Möbel und seine alten Bilder an. „Sie hätten sich ganz gut eine Krawatte umbinden können," sagte Flora, als sie eintrat. „Meinen Sie, es wäre angenehm, immer einen solchen Hals ansehen zu müssen, der röter und runzliger ist als der eines Truthahns?" „Aber was habe ich dir getan?" fragte er, indem er die großen hellgrünen Augen, die voll Tränen standen, auf Flora hob und ihrer kalten Miene die Stirn bot. „Was Sie getan haben?" versetzte sie. „Das wissen Sie nicht? Nun, das nenne ich mir einen Heuchler! . . . Ihre Schwester Agathe, die nicht mehr Ihre Schwester ist als ich die des Turms von Issoudun bin, wenigstens wenn man Ihren Vater hörte, und die Sie nicht im geringsten etwas angeht, kommt mit ihrem Sohn, diesem elenden Groschenmaler, aus Paris; sie kommen, um Ihnen einen Besuch zu machen..." „Meine Schwester und mein Neffe kommen nach Issoudun?..." fragte er ganz entsetzt. „Ja, spielen Sie nur den Erstaunten, um mir weiszumachen, daß Sie ihnen nicht geschrieben haben, sie sollten kommen! Die Bosheit ist ja mit weißem Garn zusammengenäht! Seien Sie unbesorgt, wir werden Ihre Pariser nicht stören, denn ehe die den Fuß ins Haus setzen, sollen unsere Füße hier keinen Staub mehr aufwirbeln. Max und ich gehen fort, um nicht wieder zu kommen. Was Ihr Testament angeht, so werde ich es vor Ihrer Nase und Ihnen zum Trotz in vier Stücke reißen, verstehen Sie?... Sie werden Ihre Habe der Familie hinterlassen, denn wir sind nicht Ihre Familie! Nachher können Sie ja sehen, ob man Sie um Ihrer selbst willen liebt; seit dreißig Jahren haben die Leute Sie nicht mehr gesehen, ja, Sie haben sie nie gesehen! Ihre Schwester wird mich wahrhaftig nicht ersetzen! Eine Frömmlerin von sechsunddreißig Karat!"

„Ist es nur das, meine kleine Flora?" sagte der Alte. „Ich werde weder meine Schwester noch meinen Neffen empfangen..."

Ich schwöre dir, dies ist das erste, was ich von ihrer Ankunft höre, und das ist ein Streich, den mir die Frau Hochon spielt, die alte Pietistin..."

Max, der die Antwort des Vaters Rouget hören konnte, zeigte sich plötzlich und sagte in herrischem Ton: „Was gibt es?“ „Mein lieber Max,“ fuhr der Alte fort, glücklich, sich den Schutz des Soldaten erkaufen zu können, der nach einer mit Flora getroffenen Vereinbarung stets Rougets Partei ergriff, „ich schwöre bei allem Heiligsten, daß ich eben zum erstenmal davon höre. Ich habe nie an meine Schwester geschrieben. Ich habe meinem Vater versprechen müssen, ihr nichts von meinem Besitz zu hinterlassen, lieber alles der Kirche zu geben... Kurz, ich werde weder meine Schwester Agathe noch ihren Sohn empfangen.“ „Ihr Vater hat unrecht daran getan, mein lieber Jean Jacques, und die gnädige Frau ist noch weit mehr im Unrecht,“ erwiderte Max. „Ihr Vater hatte seine Gründe; er ist tot, sein Haß muß mit ihm gestorben sein... Ihre Schwester ist Ihre Schwester, Ihre Neffen sind Ihre Neffen. Sie sind es sich selber schuldig, sie gut aufzunehmen, und uns auch. Was sollte man in Issoudun sagen?... Kreuzdonnerwetter, ich habe gerade genug auf dem Rücken; es fehlte nur noch, daß ich hören müßte, wir sperrten Sie ein, Sie wären nicht frei, wir hätten Sie gegen Ihre Erben aufgereizt, wir erschlichen uns die Erbschaft... Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht nach der zweiten Verleumdung das Feld räume! Es ist an einer schon genug! Lassen Sie uns frühstücken.“

Flora, die wieder sanft geworden war wie ein Hermelin, half Bedie beim Decken. Vater Rouget ergriff Max voller Bewunderung bei den Händen, führte ihn in die eine Fenster- nische und sagte dort mit leiser Stimme zu ihm: „Ach, Max, und wenn ich einen Sohn hätte, ich würde ihn nicht so lieben, wie ich dich liebe. Und Flora hatte recht: ihr beide seid meine Familie... Du bist ein Mann von Ehre, Max, und alles, was du eben gesagt hast, ist sehr richtig.“ „Sie sollten Ihre

Schwester und Ihren Neffen feiern, aber an Ihren Verfügungen nichts ändern," sagte Max, indem er ihn unterbrach. „So würden Sie Ihrem Vater und der Welt genügtun..." „Nun, meine guten, kleinen Lieblinge," rief Flora lustig, „das Ragout wird kalt. Komm, altes Mäuschen, da hast du einen Flügel," sagte sie lächelnd zu Jean Jacques Rouget.

Bei diesem Wort verlor das Pferdegesicht des Biedermannes seine Leichentöne; auf seinen hängenden Lippen zeigte sich ein Theriakslächeln. Aber der Husten packte ihn von neuem; denn die Aufregung darüber, daß man ihn in Gnaden wieder aufgenommen hatte, erregte ihn ebensosehr wie die über seine Strafverbannung. Flora sprang auf, riß sich einen kleinen Kaschmirschal von den Schultern, band ihn dem Greis wie eine Krawatte um den Hals und sagte: „Zu dumm, sich um so ein Nichts so aufzuregen! Komm, alter Dummkopf! Das wird dir gut tun, es hat auf meinem Herzen gelegen..." „Was für ein gutes Geschöpf!" sagte Rouget zu Max, als Flora hinausging, um eine Mütze aus schwarzem Samt zu holen und dem Junggesellen den fast kahlen Schädel damit zu bedecken. „Ebenso gut wie schön," erwiderte Max; „aber sie ist lebhaft wie alle, die das Herz auf der Zunge tragen."

Vielleicht wird man die Roheit dieses Bildes tadeln, und man wird die Glanzlichter auf dem Charakter der Krebsfischerin durchtränkt finden mit jener Wahrheit, die der Maler im Schatten lassen soll. Nun, diese Szene, die mit grauenhaften Varianten hundertmal von neuem begann, ist in ihrer groben Form und ihrer schrecklichen Wahrheit der Typus allerer, die alle Frauen spielen, auf welcher Sprosse der sozialen Leiter sie auch hocken, sobald irgendein Interesse sie aus der geraden Linie des Gehorsams herausgezogen hat und sobald sie zur Macht gegriffen haben. Wie dem großen Politiker scheinen auch ihnen alle Mittel erlaubt, die zu einem Ziele führen. Zwischen Flora Brazier und der Herzogin, zwischen der Herzogin und der reichsten Bürgersfrau, zwischen der

Bürgerfrau und dem aufs üppigste ausgehaltenen Mädchen gibt es nur solche Unterschiede, wie sie der erhaltenen Erziehung und dem Lebensmilieu entspringen. Bei der großen Dame ersetzt ein Schmollen die Heftigkeit der Krebsfischerin. Auf jeder Stufe erringen bittere Scherze, geistvoller Spott, kalte Verachtung, heuchlerische Klagen und gespielter Geiz den gleichen Erfolg, den die vulgären Reden dieser Frau Everard von Issoudun errangen.

Max begann, Farios Geschichte zu erzählen, und zwar so komisch, daß der gute Mann lachen mußte. Bedie und Kousti, die gekommen waren, um diesem Bericht zuzuhören, platzten im Gang heraus. Flora wurde von wahnsinnigem Lachen gepackt. Als Jean Jacques nach dem Frühstück die Zeitungen las, denn man hatte sich auf den 'Constitutionnel' und die 'Pandora' abonniert, führte Max Flora in sein Zimmer hinauf.

„Bist du sicher, daß er nicht noch ein anderes Testament gemacht hat, nachdem er dich zu seiner Erbin eingesetzt hat?“ „Er hat nicht einmal ein Schreibzeug,“ erwiderte sie. „Er kann es irgendeinem Notar diktirt haben,“ sagte Max. „Wenn er es noch nicht getan hat, so muß man auf diesen Fall gefaßt sein. Wir müssen die Bridaus also ausgezeichnet aufnehmen, aber versuchen, so schnell wie möglich alle Hypothekengelder flüssig zu machen. Unsere Notare werden sich nichts Besseres wünschen, als Umschreibungen vornehmen zu können. Hier fällt was für sie ab. Die Renten steigen von Tag zu Tag. Man wird Spanien erobern und Ferdinand VII. von seinen Cortes befreien: nächstes Jahr werden die Staatspapiere vielleicht über pari stehen. Es ist also ein gutes Geschäft, die siebenhundertfünfzigtausend Franken des Biedermanns zu neunundachtzig in Staatspapieren anzulegen!... Nur versuche, sie auf deinen Namen zu bekommen. Dann ist das auf jeden Fall gerettet.“ „Ein famoser Gedanke,“ sagte Flora. „Und da man für achthundertneunzigtausend Franken fünfzigtausend Franken Rente hat, so mußte man ihn dazu bringen, daß er

auf zwei Jahre hundertvierzigtausend Franken leiht, rückzahlbar in zwei Raten. In zwei Jahren haben wir aus Paris hunderttausend Franken Zinsen, und hier neunzigtausend; wir setzen also nichts aufs Spiel." „Wohin wären wir ohne dich gekommen, mein schöner Max?" sagte sie. „Oh, morgen abend bei der Cognette, wenn ich die Pariser gesehen habe, da werde ich schon Mittel und Wege finden, daß die Hochons selbst sie fortschicken sollen." „Hast du Geist, mein Engel! Ach, du bist ein entzückender Mensch!"

Die Place Saint-Jean liegt in der Mitte einer Straße, die in ihrem oberen Teil Rue Grande-Narette, und in ihrem unteren Teil Rue Petite-Narette heißt. In der Landschaft Le Berri bezeichnet das Wort ‚Narette‘ dieselbe Bodenlage wie das genuesische Wort ‚salita‘, das heißt eine Straße mit steilem Gefälle. Die Narette steigt jäh von der Place Saint-Jean bis zur Porte Vilatte. Das Haus des alten Herrn Hochon liegt dem von Jean Jacques Rouget bewohnten gegenüber. Oft konnte man durch das eine der Fenster des Saals, in dem Frau Hochon sich aufhielt, sehen, was beim Vater Rouget vorging, und umgekehrt, sooft nämlich die Vorhänge aufgezo gen waren oder die Türen offen standen. Das Haus des Herrn Hochon ist dem Rougets sehr ähnlich, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß beide von demselben Baumeister erbaut worden sind. Hochon, ein ehemaliger Steuereinnehmer zu Selles im Berri, der übrigens in Issoudun geboren war, war in seine Heimat zurückgekehrt, um sich mit der Schwester des Subdelegierten zu verheiraten, eben des galanten Herrn Lousteau; und deshalb hatte er seine Stellung in Selles mit der Steuerkasse in Issoudun vertauscht. Da er sich schon 1786 vom Amt zurückgezogen hatte, so entging er den Stürmen der Revolution, deren Prinzipien er sich übrigens wie alle ‚anständigen Leute‘, die mit den Siegern brüllen, völlig angeschlossen. Herr Hochon hatte seinen Ruf als Geizhals nicht gestohlen. Aber hieße es nicht, sich der Gefahr der Wiederholungen aus-

setzen, wenn man ihn schildern wollte? Einer der Züge des Geizes, die ihn berühmt machten, wird ohne Zweifel genügen, um den ganzen Herrn Hochon zu erklären.

Zur Zeit der Hochzeit seiner inzwischen verstorbenen Tochter, die einen Borniche heiratete, mußte man die Familie Borniche zum Diner einladen. Der Zukünftige, der ein großes Vermögen erben sollte, starb später vor Gram, weil er schlechte Geschäfte gemacht hatte, vor allem aber aus Schmerz über die Abweisung bei seinem Vater und seiner Mutter, die ihm nicht helfen wollten. Diese alten Borniches lebten damals noch und waren glücklich, daß Herr Hochon die Vormundschaft für die Kinder übernommen hatte, weil er sich anheischig machte, die Mitgift seiner Tochter zu retten. An dem Tage, als der Vertrag unterzeichnet wurde, war die ganze Verwandtschaft der beiden Familien im Saal vereinigt; auf der einen Seite standen die Hochons, auf der anderen die Borniches, alle im Sonntagsstaat. Während der junge Notar Héron voll Würde den Vertrag vorlas, trat plötzlich die Köchin ein und bat Herrn Hochon um etwas Bindfaden, mit dem sie einen Truthahn binden wollte, den wesentlichsten Bestandteil des Mahles. Der ehemalige Steuereinnnehmer zog unten aus der Tasche seines Rocks einen Bindfaden hervor, der ohne Zweifel schon einem Paket gedient hatte, und gab ihn ihr; aber ehe das Mädchen noch die Thür erreichte, rief er ihr nach: „Gritte, daß du ihn mir wiedergibst!“ Gritte ist im Berri die gebräuchliche Abkürzung von Marguerite. Jetzt versteht man Herrn Hochon und die Scherze, die die Stadt über diese aus Vater, Mutter und drei Kindern bestehende Familie, die ‚fünf Hochons‘, machte.

Von Jahr zu Jahr war der alte Hochon immer filziger geworden, immer peinlicher, und jetzt war er fünfundachtzig Jahre alt! Er gehörte zu jenen Leuten, die sich mitten in einer Straße, mitten in einer lebhaften Unterhaltung bücken, eine Nadel aufheben und sagen: „Da haben wir das Tagewerk einer Frau!“ indem sie die Nadel in den Armelaufschlag stecken. Er beklagte

sich lebhaft über die schlechte Herstellung der modernen Tuche, indem er bemerkte, sein neuer Rock habe nur zehn Jahre gehalten. Er war groß, trocken, mager, hatte einen gelben Teint, sprach wenig, las wenig, strengte sich nie an, beobachtete die Formen wie ein Orientale und erhielt im Hause eine Lebensregel von größter Nüchternheit aufrecht, indem er seiner übrigen recht zahlreichen Familie — sie bestand aus seiner Frau, der geborenen Lousteau, seinem Enkel Baruch und dessen Schwester Adolphine, den beiden Erben der alten Borniches, und schließlich aus seinem dritten Enkel Franz Hochon — Essen und Trinken zumäß.

Hochon, sein ältester Sohn, den man 1813 bei jenem Aufgebot von Kindern guter Herkunft faßte, die der Aushebung entgangen waren und die man die Ehrengarden nannte, war in dem Gefecht bei Hanau gefallen. Dieser Erbe hatte sehr früh eine reiche Frau geheiratet, um von keinerlei Aushebung behelligt zu werden; aber als er sein Ende voraussah, zehrte er sein ganzes Vermögen auf. Seine Frau, die dem französischen Heer aus der Ferne folgte, starb 1814 in Straßburg, wo sie Schulden hinterließ, die der alte Hochon nicht bezahlte, indem er den Gläubigern jenen Grundsatz der alten Rechtsprechung entgegenhielt: „Die Frauen sind minderjährig.“

Man konnte also immer noch von den fünf Hochons reden, da das Haus aus drei Enkeln und zwei Großeltern bestand. So lebten die Scherze denn auch fort, wie in der Provinz überhaupt kein Scherz veraltet. Gritte, die damals sechzig Jahre alt war, mußte für alles aufkommen.

Das Haus enthielt trotz seiner Größe wenig Mobiliar. Immerhin konnte man Joseph und Frau Bridau im zweiten Stock recht gut in zwei Zimmern unterbringen. Jetzt bereute der alte Hochon, daß er dort noch zwei Betten aufbewahrt hatte, deren jedes einen alten Sessel aus naturfarbenem Holz mit gesticktem Bezug und einen Nußbaumtisch zur Gesellschaft hatte, auf dem in einer blaugeränderten Schüssel eine große Wasser=

kanne stand. In diesen beiden Zimmern, in denen die Ratten und Mäuse tanzten, breitete der Greis auf Stroh seine Ernte an Äpfeln, Winterbirnen, Mispeln und Quitten aus; sie rochen daher auch nach Obst und Mäusen. Frau Hochon ließ alles säubern; die Tapete, die sich stellenweise gelöst hatte, wurde mit Oblaten befestigt; die Fenster schmückte sie mit kleinen Vorhängen, die sie aus ihren alten Musselinmorgenröcken schnitt. Da ihr Mann sich weigerte, kleine Tuchdecken zu kaufen, so gab sie ihrer kleinen Agathe ihren Bettvorleger, indem sie diese Mutter von vollen siebenundvierzig Jahren die ‚arme Kleine‘ nannte. Zwei Nachttische entlieh Frau Hochon von den Bornichés, und sehr verwegener Weise mietete sie sogar von einem Trödler, einem Nachbarn der Cognette, zwei alte Kommoden mit Kupferbeschlägen. Sie hatte immer noch zwei Paar Leuchter aus kostbarem Holz, die ihr eigener Vater gedrechselt hatte; denn er war ein leidenschaftlicher Dilettant gewesen. Es war von 1770 bis 1780 bei allen reichen Leuten Mode, irgendein Handwerk zu lernen, und Herr Lousteau, ihr Vater, ein ehemaliger Oberbeamter der Steuer, war Drechsler geworden, wie Ludwig XVI. Schlosser wurde. Die Leuchter hatten zum Zierat Ringe aus dem Holz der Rosen-, Pfirsich- und Aprikosenwurzeln. Diese kostbaren Reliquien setzte Frau Hochon der Gefahr aus!... Solche Vorbereitungen und ein solches Opfer vermehrten Herrn Hochons Ernst, denn bisher glaubte er noch nicht an die Ankunft der Bridaus. Am Morgen eben des Tages, der durch den Fario gespielten Streich berühmt wurde, sagte Frau Hochon nach dem Frühstück zu ihrem Gatten: „Ich hoffe, Hochon, du wirst Frau Bridau, meine Patentochter, empfangen, wie es sich gehört.“ Und als sie sich vergewissert hatte, daß ihre Enkel fort waren, fügte sie hinzu: „Ich kann über meinen Besitz verfügen; zwingen mich nicht, Agathe in meinem Testament für einen schlechten Empfang zu entschädigen.“ „Glaubst du,“ erwiderte Hochon mit sanfter Stimme, „ich wüßte in meinem Alter noch nicht, was die Höf=

lichkeit und der Anstand erfordern?..." „Du weißt ganz genau, was ich meine, alter Duckmäuser. Sei liebenswürdig gegen unsere Gäste und vergiß nicht, wie sehr ich Agathe liebe..." „Du hast auch Maxence Gilet geliebt, der eine Erbschaft verschlingen wird, die deiner teuren Agathe gebührt!... Ah! da hast du eine Schlange an deinem Busen gewärmt; aber schließlich mußte ja das Geld der Rougets an irgendeinen Lousteau fallen."

Nach dieser Anspielung auf die angebliche Geburt Agathes und des Kommandanten wollte Hochon hinausgehen; aber die alte Frau Hochon, eine noch aufrechte und trockene Frau mit gepudertem Haar unter einer runden Schleifenhaube — sie trug ein Kleid aus taubengrauem Taft mit anliegenden Ärmeln, während ihre Füße in Pantoffeln steckten —, stellte ihre Tabaksdose auf den kleinen Tisch und sagte: „Wahrhaftig, wie kann ein Mann von Geist wie du, Hochon, solche Albernheiten sagen, die meiner armen Freundin ihre Ruhe und meiner armen Paten-tochter das Vermögen ihres Vaters gekostet haben? Maxence Gilet ist nicht der Sohn meines Bruders, dem ich seinerzeit den guten Rat gegeben habe, sich seine Taler zu sparen. Daß Frau Rouget die Tugend selbst war, weißt schließlich du genau so gut wie ich..." „Und die Tochter ist der Mutter würdig, denn sie scheint mir recht dumm. Nachdem sie ihr ganzes Vermögen verloren hat, erzieht sie ihre Kinder so vortrefflich, daß der eine unter der Wucht eines Strasprozesses vor dem Pairs-hof wegen einer Verschwörung à la Berton im Gefängnis sitzt. Der andere, dem geht es noch schlimmer, der ist Maler!... Wenn deine Schützlinge hier bleiben wollen, bis sie diesen Dummkopf Rouget aus den Klauen der Krebsfischerin und Gilets losgelöst haben, so werden wir mehr als einen Scheffel Salz mit ihnen essen." „Genug, Hochon; sei froh, wenn sie Keule oder Brust herausbekommen..."

Herr Hochon nahm seinen Hut und seinen Stock mit dem Elfenbeinknopf und ging, ganz versteinert durch diesen furcht-

baren Satz, denn er hatte seiner Frau nicht so viel Entschlossenheit zugetraut. Frau Hochon nahm ihr Gebetbuch, um den Text der Messe zu lesen, denn ihr Alter erlaubte ihr nicht mehr, jeden Tag in die Kirche zu gehen; es machte ihr schon Mühe, sie an den Sonn- und Festtagen aufzusuchen. Seit sie Agathes Antwort erhalten hatte, fügte sie ihren gewöhnlichen Gebeten ein neues hinzu, in dem sie Gott bat, Jean Jacques Rouget die Augen zu öffnen, Agathe zu segnen und das Unternehmen, zu dem sie sie gedrängt hatte, zu einem glücklichen Ende zu führen. Heimlich vor ihren Enkeln, denen sie Gottlosigkeit vorwarf, hatte sie den Pfarrer gebeten, neun Tage lang für diesen glücklichen Ausgang Messen zu lesen, während ihre Enkelin Adolphine Borniche als Stellvertreterin für sie in der Kirche die Gebete sprach.

Adolphine, die damals achtzehn Jahre alt war und seit sieben Jahren in diesem kalten Hause mit den methodischen und einförmigen Sitten an der Seite ihrer Großmutter arbeitete, nahm die neuntägige Andacht um so lieber auf sich, als sie Joseph, diesem Künstler, den Herr Hochon nicht verstand, und an dem sie infolge der Ungeheuerlichkeiten, die ihr Großvater dem jungen Pariser unterschob, das lebhafteste Interesse nahm, irgendeine Empfindung einzulösen wünschte.

Die Greise, die verständigen Leute, das Stadtoberhaupt und die Familienväter billigten übrigens Frau Hochons Verhalten, und der letzteren Wünsche zugunsten ihrer Patentochter und ihrer Kinder standen im Einklang mit der heimlichen Verachtung, die ihnen Maxence Gilets Aufführung seit langem einflößte. Daher schuf die Nachricht von der Ankunft der Schwester und des Neffen des Vaters Rouget zwei Parteien in Issoudun: die der hohen und alten Bürgerschaft, die es sich an Wünschen genügen lassen und im übrigen den Ereignissen zusehen mußte, ohne in sie einzugreifen, und die der Ritter des Müßiggangs und der Parteigänger Gilets, die unglücklicherweise imstande waren, gegen die Pariser viele Bosheiten ins Werk zu setzen.

An diesem Tage also kamen Agathe und Joseph um drei Uhr auf der Place Misère vor dem Postbureau an. Wiewohl Frau Bridau müde war, fühlte sie sich bei dem Anblick ihrer Heimatstadt verjüngt, denn mit jedem Schritt fand sie Erinnerungen und Eindrücke ihrer Jugend wieder. Bei der Verfassung, in der Issoudun damals war, wurde die Ankunft der Pariser in der ganzen Stadt innerhalb von zehn Minuten bekannt. Frau Hochon kam auf die Schwelle ihres Hauses, um ihre Patentochter zu empfangen, und sie küßte sie wie eine wirkliche Tochter. Nach zweiundsiebzig Jahren eines leeren und einförmigen Lebenslaufes, der sie auf die Särge von drei im Unglück gestorbenen Kindern zurückblicken ließ, hatte sie sich sozusagen eine künstliche Mütterlichkeit der jungen Person gegenüber geschaffen, die sie sechzehn Jahre hindurch in der Tasche getragen hatte, wie sie sich ausdrückte. In der Verborgenheit der Provinz hatte sie diese alte Freundschaft, die Erinnerungen an diese Kindheit gepflegt, als wäre Agathe zugegen gewesen. Und deshalb hatte sie sich auch so leidenschaftlich für die Angelegenheiten der Bridaus erwärmt. Agathe wurde im Triumph in den Saal geführt, wo der würdige Herr Hochon kalt blieb wie ein Eisblock.

„Das ist Herr Hochon; wie findest du ihn?“ sagte die Patin zu Agathe. „Aber genau, wie ich ihn verlassen habe,“ sagte die Pariserin. „Ah! man sieht, daß Sie aus Paris kommen, Sie machen Komplimente,“ sagte der Greis.

Es folgte die allgemeine Vorstellung; der kleine Baruch Borniche, ein großer junger Mann von zweiundzwanzig Jahren; der kleine Franz Hochon, vierundzwanzig Jahre alt; und die kleine Adolphine, die errötete und nicht wußte, was sie mit ihren Armen und vor allem mit ihren Augen beginnen sollte, denn sie wollte nicht den Eindruck erwecken, als blickte sie Joseph Bridau an, den schon die beiden jungen Leute und der alte Hochon, wenn auch von anderen Gesichtspunkten aus, neugierig beobachteten. Der Geizhals sagte bei sich selber: „Der

kommt aus dem Hospital, er wird Hunger haben wie ein Rekonvaleszent!" Die beiden jungen Leute sagten sich: „Was für ein Räuber! Was für ein Kopf! Der wird uns noch manche Nuß zu knacken geben.“

„Das ist mein Sohn, der Maler, mein guter Joseph!" sagte schließlich Agathe, indem sie auf den Künstler zeigte. Im Ton des Wortes ‚guter‘ lag eine Betonung, die Agathes ganzes Herz offenbarte, denn sie dachte an das Gefängniß des Luxembourg. „Er sieht krank aus," sagte Frau Hochon; „er sieht dir nicht ähnlich..." „Nein, gnädige Frau," erwiderte Joseph mit der derben Naivität des Künstlers; „ich sehe meinem Vater ähnlich, und noch dazu nur im Häßlichen!"

Frau Hochon drückte Agathes Hand, die sie in der ihren behielt, und warf ihr einen Blick zu. Diese Bewegung und dieser Blick wollten sagen: „Ach, ich verstehe, liebes Kind, daß du Philipp, dies schlechte Subjekt, lieber hast.“ „Ich habe Ihren Vater nie gesehen, mein liebes Kind," sagte Frau Hochon laut; „aber es genügt, daß Sie der Sohn Ihrer Mutter sind, damit ich Sie liebe. Ubrigens haben Sie Talent, wie mir die verstorbene Frau Descoings schrieb, die einzige vom Hause, die mir in der letzten Zeit Nachricht von euch gab.“ „Talent!" sagte der Künstler, „noch nicht; aber mit der Zeit und mit viel Geduld werde ich mir vielleicht einmal Ruhm und Vermögen zugleich erwerben können.“ „Durch Malen?..." fragte Herr Hochon mit tiefer Ironie. „Nun, Adolphine," sagte Frau Hochon, „sieh nach dem Diner.“ „Liebe Mutter," sagte Joseph, „ich werde unsere Koffer hinaufstellen lassen; da kommen sie.“ „Hochon, zeig Herrn Bridau die Zimmer," sagte die Großmutter zu Franz.

Da das Diner um vier Uhr serviert wurde und es erst halb vier war, so ging Baruch in die Stadt, um über die Familie Bridau Auskunft zu geben und Agathes Toilette und vor allem Joseph zu schildern, dessen durchwühltes, kränkliches und so charakteristisches Gesicht dem Idealbild glich, das man sich

von einem Räuber macht. Heute zahlte Joseph in allen Häusern die Kosten der Unterhaltung.

„Es scheint, Rougets Schwester hat während ihrer Schwangerschaft einen Affen gesehen,“ sagte man; „ihr Sohn sieht aus wie eine Meerkatze.“ „Er hat ein Räubergesicht und Basiliskenaugen.“ „Der soll komisch aussehen, ganz beängstigend!“ „In Paris sind alle Künstler so.“ „Die sind tückisch wie rote Esel und boshaft wie Affen.“ „Das liegt in ihrem Stand.“ „Ich habe eben Herrn Beaussier getroffen; der sagt, er möchte ihm nachts nicht am Rande eines Waldes begegnen; er hat ihn in der Post gesehen.“ „Er hat Furchen unter den Augen wie ein altes Pferd, und er macht Bewegungen wie ein Wahnsinniger.“ „Dieser Bursche scheint mir zu allem imstande zu sein; der wird wohl seinen Bruder, einen großen, schönen Menschen, auf die schlimmen Wege gebracht haben.“ „Die arme Frau Bridau sieht mir auch nicht danach aus, als ob sie glücklich mit ihm wäre.“ „Wie, wenn wir es ausnützten, da er einmal hier ist, und uns von ihm abnehmen ließen?“ Aus solchen Anschauungen, die sich wie ein Wind durch die Stadt ergossen, ergab sich eine ungeheure Neugier. Alle, die das Recht hatten, die Hochons aufzusuchen, versprachen sich, ihnen noch am Abend ihre Aufwartung zu machen und sich die Pariser anzusehen. Die Ankunft dieser beiden Persönlichkeiten wirkte auf eine stagnierende Stadt wie Issoudun dem Balken gleich, der mitten unter die Frösche fiel.

Als Joseph das Gepäck seiner Mutter sowie auch sein eigenes in die beiden Mansarden getragen und diese geprüft hatte, beobachtete er das schweigsame Haus, dessen Mauern, Treppen und Täfelungen ohne jeden Schmuck waren und von Kälte triefen, zumal überall nur das streng Notwendige vorhanden war. Da packte ihn der jähe Übergang aus dem poetischen Paris in die stumme und trockene Provinz. Aber als er hinunterstieg und sah, wie Herr Hochon selbst einem jeden sein Stück Brot abschnitt, da begriff er zum erstenmal in sei-

nem Leben Molières Harpagon. „Wir hätten besser daran getan, ins Gasthaus zu gehen,“ sagte er bei sich selber.

Der Anblick des Diners bestätigte seine Befürchtungen. Nach einer Fleischbrühe, deren Helle darauf schließen ließ, daß man mehr Gewicht auf die Menge legte als auf die Güte, wurde Suppenfleisch aufgetragen, das prunkvoll von Petersilie umrahmt war. Die Gemüse, die auf einer Schüssel gesondert serviert wurden, kamen in der Speisensfolge stark in Anschlag. Das Suppenfleisch thronte in der Mitte des Tisches, flankiert von drei weiteren Schüsseln: harten Eiern auf Sauerampfer, die den Gemüsen gegenüber standen; ferner einem fertig mit Kokosöl zubereiteten Salat, dem gegenüber wiederum zwei Töpfchen voll Creme zu sehen waren, deren Vanille man durch gebrannten Hafer ersetzt hatte; dieser Hafer gleicht der Vanille etwa so sehr, wie Bichorienkaffee Mokka gleicht. Butter und Radieschen auf zwei Schüsseln an den Enden des Tisches, Rettiche und Pfeffergurken vervollständigten dies Gedeck, das Frau Hochons Billigung fand. Die gute Greisin nickte als glückliche Frau mit dem Kopf, da sie sah, daß ihr Mann, wenigstens am ersten Tage, alles so hübsch gemacht hatte. Der Greis antwortete durch einen Blick und eine Schulterbewegung, die man leicht so übersetzen konnte: „Solche Torheiten zwingst du mich zu begehen! . . .“

Unmittelbar nachdem Herr Hochon das Suppenfleisch in Scheiben geschnitten hatte, die dünnen Schuhsohlen glichen, wurde es von drei Tauben verdrängt. Der Landwein Jahrgang 1811. Auf den Rat ihrer Großmutter hatte Adolphine die beiden Enden der Tafel mit zwei Sträußen geschmückt. „Im Krieg gibt's Kriegskosten!“ dachte der Künstler, als er sich den Tisch besah. Er begann zu essen wie ein Mann, der um sechs Uhr morgens in Bierzon zum Frühstück nichts als eine abscheuliche Tasse Kaffee erhalten hatte. Als er sein Brot verzehrt hatte und um neues bat, stand Herr Hochon auf, suchte langsam tief in seiner Rocktasche einen Schlüssel, öffnete hinter

sich einen Schrank, schwang den Rest eines Zwölfpfundbrotes zu sich herum, schnitt zeremoniell eine weitere Scheibe ab, teilte sie in zwei Stücke, legte sie auf einen Teller und reichte dem jungen Maler den Teller quer über den Tisch hinweg; das alles mit der Kaltblütigkeit eines alten Soldaten, der sich zu Beginn einer Schlacht sagt: „Nun, heute kann ich getötet werden.“ Joseph nahm die Hälfte der Scheibe und begriff, daß er nicht noch einmal um Brot bitten durfte. Kein Mitglied der Familie erstaunte über diese Szene, die Joseph so ungeheuerlich erschien. Die Unterhaltung nahm ihren Verlauf. Agathe erfuhr, daß das Haus, in dem sie geboren war, das Haus ihres Vaters, ehe er das der Descoings geerbt hatte, von den Borniches gekauft worden war. Sie sprach den Wunsch aus, es wieder zu sehen.

„Zweifellos“, sagte ihre Patin, „werden die Borniches heute abend kommen, denn wir werden die ganze Stadt bei uns sehen, die Sie wird kennen lernen wollen,“ sagte sie zu Joseph, „und sie werden euch einladen, zu ihnen zu kommen.“

Das Dienstmädchen brachte als Dessert den berühmten weichen Käse der Touraine und des Berri, der aus Ziegenmilch gemacht wird und die Zeichnung des Weinblatts, auf dem man ihn serviert, so gut abdrückt, daß man in der Touraine hätte den Kupferstich erfinden müssen. Zu beiden Seiten dieser kleinen Käse hatte Gritte sozusagen zeremoniell Nüsse und die unvermeidlichen Biskuits aufgebaut. „Aber Gritte, das Obst!“ sagte Frau Hochon. „Angefaultes ist nicht mehr da, gnädige Frau,“ erwiderte Gritte. Joseph brach in ein Gelächter aus, als wäre er mit seinen Kameraden in seinem Atelier, denn er begriff auf der Stelle, daß die Vorsicht, mit den schon angegangenen Früchten zu beginnen, zur Gewohnheit entartet war. „Bah! wir werden es trotzdem essen,“ antwortete er mit dem lustigen Schwung dessen, der sich in etwas hineingefunden hat. „Aber geh doch, Hochon!“ rief die alte Dame.

Herr Hochon holte in großer Entrüstung über den Witz des

Künstlers Baumpflirsche, Birnen und Katharinenpflaumen herbei. „Adolphine, geh und pflücke uns ein wenig Wein,“ sagte Frau Hochon zu ihrer Enkelin.

Joseph sah die beiden jungen Leute mit einer Miene an, die zu sagen schien: „Verdankt ihr dieser Ernährung eure blühenden Gesichter?“ Baruch verstand den einschneidenden Blick und begann zu lächeln. Sein Vetter Hochon und er waren bescheiden gewesen. Das Leben im Hause mußte jungen Leuten, die dreimal in der Woche bei der Cognette zu Nacht aßen, ziemlich gleichgültig sein. Ubrigens hatte Baruch vor dem Diner die Nachricht erhalten, daß der Großmeister den Orden vollzählig auf Mitternacht einberufen hatte, um ihn prunkvoll zu bewirten und einen Handstreich zu beraten. Dieses Willkommensmahl, das der alte Hochon seinen Gästen gab, zeigt, wie notwendig die nächtlichen Feste bei der Cognette für die Ernährung dieser beiden heißhungrigen jungen Burschen waren, die nicht eins versäumten.

„Den Likör nehmen wir im Salon,“ sagte Frau Hochon, indem sie aufstand und Joseph durch eine Geste um seinen Arm bat. Da sie als erste hinausging, so konnte sie zu dem Maler sagen: „Nun, mein armer Junge, dieses Diner wird dir keine Verdauungsbeschwerden machen; aber es hat mich recht viel Mühe gekostet, es durchzusetzen. Du mußt hier fasten; du wirst nur so viel erhalten, wie zum Leben unbedingt nötig ist, weiter nichts. Deshalb fasse dich bei Tisch in Geduld . . .“ Die Gutmütigkeit dieser ausgezeichneten Greisin, die sich selbst den Prozeß machte, gefiel dem Künstler. „Ich habe bald fünfzig Jahre mit diesem Mann zusammen gelebt, und nie habe ich zwanzig Taler in meiner Börse tanzen hören! Oh, wenn es sich nicht darum handelte, euch ein Vermögen zu retten, so hätte ich dich und deine Mutter nie hierher gelockt in mein Gefängnis . . .“ „Aber wie kommt es, daß Sie da noch leben?“ fragte der Maler naiv mit jener Lustigkeit, die die französischen Künstler nie im Stich läßt. „Ah ja,“ erwiderte

sie, „ich bete.“ Es durchschauerte Joseph leicht, als er dies Wort hörte; es verwandelte ihm diese alte Frau so ins Große, daß er drei Schritte weit zurücktrat, um ihr Gesicht zu betrachten; er fand es strahlend, durchtränkt von einer so zärtlichen Heiterkeit, daß er sagte: „Ich werde Sie malen!“ „Nein, nein,“ sagte sie; „ich habe mich auf der Welt zu sehr gelangweilt, um auch nur im Bilde dableiben zu wollen.“

Während sie dies traurige Wort heiter aussprach, nahm sie aus einem Schrank eine Karaffe, die schwarzen Johannisbeerbranntwein enthielt, einen Hauslikör, den sie selbst machte, denn sie hatte das Rezept dazu von den berühmten Nonnen erhalten, denen man die Torte von Issoudun verdankt, eine der größten Schöpfungen der französischen Zuckerbäckerei, die noch kein Koch, kein Bäcker und kein Konditor nachzumachen verstanden hat. Herr von Rivière, der Gesandte in Konstantinopel, bestellte alljährlich ungeheure Mengen davon für den Serail des Sultans Mahmud. Adolphine hielt einen Lackteller voll jener kleinen Gläser mit gravierter Wölbung und vergoldetem Rand; und sooft ihre Großmutter eins voll schenkte, bot sie an. „Die Runde herum, mein Vater kommt auch an die Reihe!“ rief lustig Agathe, die diese unveränderliche Zeremonie an ihre Jugend erinnerte. „Hochon geht gleich in seinen Klub, um die Zeitungen zu lesen; dann haben wir einen Augenblick für uns,“ sagte die alte Dame ganz leise zu ihr.

Wirklich sahen sich zehn Minuten darauf die drei Frauen und Joseph in diesem Saal allein, dessen Parkett nie gebohnert, sondern nur gefegt wurde; die Teppiche in den ausgefehlten und mit Gesimsen versehenen Rahmen und das ganze einfache, fast düstere Mobiliar erschienen Frau Bridau noch genau so, wie sie es verlassen hatte. Die Monarchie, die Revolution, das Kaiserreich, die Restauration, all diese Wandlungen, die so wenig verschont, hatten diesen Saal unberührt gelassen, wo ihr Glanz und ihr Zusammenbruch nicht die geringste Spur hinterließ.

„Ach, liebe Patin, mein Leben ist im Vergleich zu dem Ihren grausam bewegt gewesen,“ rief Frau Bridau aus, erstaunt, selbst einen Kanarienvogel, den sie noch lebend gekannt hatte, zwischen der Uhr, den kupfernen Wandleuchtern und den silbernen Standleuchtern ausgestopft auf dem Kamin zu erblicken. „Mein Kind,“ erwiderte die alte Frau, „die Stürme toben im Herzen. Je notwendiger und größer die Entsagung war, um so mehr Kämpfe haben wir mit uns selber zu bestehen gehabt. Laß uns nicht von mir reden, laß uns von euren Angelegenheiten sprechen. Ihr sitzt dem Feind gerade gegenüber,“ fuhr sie fort, indem sie auf den Speisesaal des Hauses Rouget deutete. „Sie setzen sich zu Tisch,“ sagte Adolphine.

Dies junge Mädchen, das fast eine Klausnerin war, blickte immer zu den Fenstern hinaus, da sie stets hoffte, irgendwelche Aufklärung über die Ungeheuerlichkeiten zu erhalten, die man Maxence Gilet, der Krebsfischerin und Jean Jacques zur Last legte, und von denen ihr stets noch ein paar Worte zu Ohren drangen, wenn man sie hinaus schickte, um über jene zu sprechen. Die alte Dame sagte zu ihrer Enkelin, sie sollte sie mit Herrn und Frau Bridau allein lassen, bis ein Besuch einträfe. „Denn“, sagte sie, indem sie die beiden Pariser ansah, „ich kenne mein Issoudun, wir werden heute abend zehn bis zwölf Schub von Neugierigen hier haben.“

Raum hatte Frau Hochon den beiden Pariser von den Ereignissen und den Einzelheiten erzählen können, die die erstaunliche Herrschaft der Krebsfischerin und Maxence Gilets über Jean Jacques Rouget kennzeichneten, was sie ohne die synthetische Methode tat, mit der wir sie soeben dargestellt haben, wohl aber vermehrt um die tausend Kommentare, Schilderungen und Hypothesen, mit denen die guten und bösen Zungen der Stadt sie ausschmückten, so kam auch schon Adolphine, um die Borniches, die Beauffiers, die Lousteau=Brangins, die Fichets und die Goddet=Héreaus zu melden, im

ganzen vierzehn Personen, deren Gestalten in der Ferne sichtbar wurden.

„Du siehst, meine Liebe,“ schloß die alte Dame ab, „es ist keine Kleinigkeit, dieses Vermögen den Zähnen des Wolfes zu entreißen . . .“ „Es scheint mir so schwer einem Lumpen, wie Sie ihn uns eben geschildert haben, und einer Base wie diesem Weib gegenüber, daß es unmöglich sein muß,“ erwiderte Joseph. „Wir müßten mindestens ein Jahr lang in Issoudun bleiben, um ihren Einfluß zu bekämpfen und die Herrschaft zu brechen, die sie über meinen Onkel gewonnen haben . . . So viel Lärm ist das Vermögen nicht wert, ganz abgesehen davon, daß es einem gegen die Ehre geht, da man tausend Gemeinheiten begehen muß. Meine Mutter hat nur vierzehn Tage Urlaub; ihre Stellung ist etwas Sicheres, die darf sie nicht aufs Spiel setzen. Ich selber habe im Oktober bedeutende Arbeiten, die Schinner mir bei einem Pair von Frankreich verschafft hat . . . Und sehen Sie, gnädige Frau, mein Vermögen, das steckt in meinen Pinseln.“ Diese Rede wurde mit tiefer Verblüffung aufgenommen. Frau Hochon glaubte, wiewohl sie der Stadt, in der sie lebte, geistig überlegen war, nicht an die Malerei. Sie warf einen Blick auf die Patentochter und drückte ihr von neuem die Hand. „Dieser Maxence ist die zweite Auflage von Philipp,“ sagte Joseph seiner Mutter ins Ohr; „aber mit mehr Politik, mit mehr Haltung, als Philipp hat. Auf jeden Fall, gnädige Frau,“ sagte er laut, „werden wir Herrn Hochon durch unseren Aufenthalt hier nicht mehr lange ärgern.“ „Ach, Sie sind jung, Sie wissen nichts von der Welt. In vierzehn Tagen kann man mit einiger Politik schon etwas durchsetzen; hören Sie auf meinen Rat und richten Sie sich nach meinen Angaben.“ „Oh, recht gern,“ erwiderte Joseph; „ich fühle, in Dingen der häuslichen Politik bin ich von unerhörter Unbegabtheit; und ich weiß zum Beispiel nicht, was selbst Desroches uns sagen sollte, wenn mein Onkel morgen ablehnt, uns zu sehen.“

Die Damen Borniche, Goddet-Héreau, Beaussier, Lousteau-Prangin und Sichert traten ein, im würdigen Geleit ihrer Gatten. Nach den üblichen Komplimenten konnte Frau Hochon, als diese vierzehn Personen saßen, nicht umhin, ihnen ihre Patentochter Agathe und Joseph vorzustellen. Joseph saß auf einem Sessel, heimtückisch damit beschäftigt, die sechzig Gesichter zu studieren, die von halb sechs bis neun Uhr kamen, um ihm unentgeltlich zu 'sitzen', wie er seiner Mutter sagte. Während dieses Abends wandelte Josephs Haltung den Patriziern Issouduns gegenüber keineswegs die Meinung, die diese Kleinstadt über ihn hatte; als man ging, war ein jeder betroffen über seine spöttischen Blicke, beunruhigt von seinem Lächeln oder beängstigt von diesem Gesicht, das für Leute, die das Fremdartige des Genies nicht zu erkennen verstanden, düster erschien.

Als um zehn Uhr alle schlafen gingen, behielt die Patin Agathe bis Mitternacht in ihrem Zimmer zurück. Da sie endlich sicher waren, allein zu sein, so tauschten diese beiden Frauen ihre Schmerzen aus, indem sie sich die Nöte ihres Lebens anvertrauten. Als Agathe die ungeheure Wüste erkannte, in der sich die Kraft einer unerkannten schönen Seele verloren hatte, als sie den letzten Widerhall dieses Geistes vernahm, dessen Leben verfehlt war, als sie von den Leiden dieses seinem Wesen nach großmütigen und erbarmenden Herzens erfuhr, dessen Großmut, dessen Erbarmen nie zur Entfaltung gekommen waren, konnte sie sich nicht mehr als die Unglücklichere ansehen, denn sie erwog, mit wie viel Zerstreuungen und kleinen Glücksfällen das Pariser Leben die ihr von Gott auferlegten Bitternisse gemildert hatte. „Sie sind fromm, liebe Patin, erklären Sie mir meine Fehler und sagen Sie mir, was Gott an mir straft.“ „Er bereitet uns vor, mein Kind,“ erwiderte die alte Dame in dem Augenblick, als es Mitternacht schlug.

Um Mitternacht begaben sich die Ritter des Müßiggangs einer nach dem anderen, Schatten gleich, unter die Bäume des

Boulevard Baron und gingen dort spazieren, indem sie mit leiser Stimme plauderten. „Was wird es geben?“ das war das erste Wort eines jeden, der sich anschloß. „Ich glaube,“ sagte Franz, „Max hat ganz einfach die Absicht, uns zu bewirten.“ „Nein, die Dinge stehen ernst für die Krebsfischerin und ihn. Zweifellos hat er irgendeinen Streich gegen die Pariser vor . . .“ „Es wäre hübsch, wenn man sie nach Hause schicken könnte.“ „Mein Großvater“, sagte Baruch, „ist entsetzt, zwei Mäuler mehr im Haus zu haben, und er würde mit Freuden einen Vorwand ergreifen . . .“ „Nun, Ritter?“ rief Max leise, als er eintraf, „weshalb starrt ihr die Sterne an? Die werden uns keinen Branntwein destillieren. Vorwärts! zur Cognette, zur Cognette!“ „Zur Cognette!“ Dieser einstimmig ausgestoßene Schrei hallte mit furchtbarem Lärm, und er lief wie ein Hurra beim Angriff über die Stadt hin; dann herrschte wieder die tiefste Stille. Am folgenden Tage muß mehr als einer zu seinem Nachbar gesagt haben: „Haben Sie heute nacht das furchtbare Geschrei gehört? Ich glaubte, es hätte irgendwo gebrannt.“

Ein der Cognette würdiges Nachtmahl erheiterte die Blicke der zweiundzwanzig Gäste, denn der Orden war heute vollzählig beisammen. Um zwei Uhr, als man zu ‚schlürfen‘ begann — dieses Wort stand im Sprachschatz des Müßiggangs, und es malt ziemlich genau, wie sie in kleinen Schlucken tranken und den Wein abkosteten —, ergriff Max das Wort.

„Meine teuren Kinder, heute morgen ist euer Großmeister aus Anlaß des denkwürdigen Streichs, den wir Fario mit seinem Wagen gespielt haben, von diesem elenden Kornhändler — noch dazu einem Spanier: oh, die Gefangenenschiffe! — so schwer in seiner Ehre getroffen worden, daß ich beschlossen habe, diesen Kerl das Gewicht meiner Rache spüren zu lassen, ohne darum die Grenzen unserer Vergnügungen zu überschreiten. Ich habe den ganzen Tag darüber nachgedacht und endlich Mittel und Wege gefunden, einen ausgezeichneten

Streich zu vollführen, einen Streich, der imstande ist, ihn rasend zu machen. Während wir den Orden rächen, der in meiner Person mitgetroffen ist, wollen wir zugleich Tiere speisen, die von den Aegyptern hoch verehrt wurden, kleine Tiere, die schließlich auch Gottes Geschöpfe sind und die die Menschen zu Unrecht verfolgen. Das Gute ist das Kind des Bösen, und das Böse ist das Kind des Guten, so lautet das höchste Gesetz! Ich befehle euch also, und ich drohe euch im Fall des Ungehorsams mit der Strafe des Mißfallens eures ergebensten Großmeisters, daß ihr euch so heimlich wie möglich ein jeder zwanzig Ratten verschafft oder, wenn Gott es will, zwanzig trüchtige Ratten. Ihr müßt euren Vorrat in drei Tagen beisammen haben. Wenn ihr euch mehr verschaffen könnt, so soll der Überschuß wohl aufgenommen sein. Bewahrt diese interessanten Nagetiere auf, ohne ihnen irgend etwas zu geben; denn es ist wesentlich, daß die lieben kleinen Tiere beißenden Hunger haben. Wohlgemerkt, ich lasse als Ratten auch Mäuse und Feldmäuse gelten. Wenn wir zweiundzwanzig mit zwanzig multiplizieren, so erhalten wir vierhundert und so- undso viel Uebeltäter, und wenn wir die in der ehemaligen Kapuzinerkirche in Freiheit setzen, in der Fario all das eben erstandene Getreide untergebracht hat, so werden sie eine gewisse Menge davon vertilgen. Aber hurtig! Fario muß in acht Tagen einen starken Getreideposten liefern; nun ist es mein Wunsch, daß der gute Spanier, der in seinen Geschäften die Umgegend bereist, ein furchtbares Minus vorfindet. Meine Herren, nicht mir gebührt das Verdienst dieser Erfindung," sagte er, als er die Zeichen einer allgemeinen Bewunderung bemerkte. „Geben wir Cäsar, was Cäsar gebührt, und Gott, was Gott gebührt. Dies ist eine Nachahmung der Fuchse Simsons in der Bibel. Aber Simson hatte brandstifterische und also wenig menschenfreundliche Absichten, während wir den Brahmanen gleich die Beschützer der verfolgten Geschlechter sind. Fräulein Flora Brazier hat bereits all ihre Mause=

fallen aufgestellt, und Rousski, meine rechte Hand, ist auf der Jagd nach Feldmäusen. Ich habe gesprochen."

"Ich weiß," sagte der junge Goddet, „wo ich ein Tier finden kann, das allein vierzig Ratten aufwiegen soll." „Welches?" „Ein Eichhörnchen." „Und ich biete einen kleinen Affen an, der sich im Korn berauschen wird," rief ein Novize. „Schlecht!" sagte Max; „man wüßte, woher diese Tiere stammten." „Man kann nachts", sagte der junge Beaussier, „aus jedem Taubenschlag der benachbarten Pächthöfe je eine Taube hinbringen, die man durch ein Loch im Dach hineinsteckt; dann sind bald mehrere Tausend Tauben da." „Eine Woche hindurch steht also Farios Kornmagazin auf der Nachliste," rief Gilet, indem er dem großen Beaussier zulächelte. „Ihr wißt, man steht in Saint-Paterne früh auf. Daß mir niemand hingehet, ohne die Filzschuhe unter den Sohlen zu haben. Der Ritter Beaussier, der Erfinder der Taubenidee, führt die Aufsicht. Ich selber werde dafür sorgen, daß der Kornhaufe mit meinem Namen gezeichnet wird. Ihr müßt die Quartiermeister der Herren Ratten spielen. Wenn der Knecht bei den Kapuzinern schläft, so muß man ihn durch Gefährten betrunken machen, und zwar auf geschickte Art und Weise, so daß man ihn von dem Schauplatz dieser den Nagern dargebotenen Orgie entfernen kann."

"Von den Pariser'n sagst du gar nichts?" fragte der junge Goddet. „Oh!" sagte Max, „die muß man studieren. Aber wer Mittel und Wege findet, diesen Pariser'n einen Streich zu spielen, der sie mit Herrn und Frau Hochon entzweit, so daß die beiden Alten sie fortschicken oder daß sie von selbst gehen, dem biete ich meine schöne Jagdflinte, die vom Kaiser stammt, ein Meisterwerk der Versailler Fabriken; sie ist zweitausend Franken wert. Aber wohlverstanden darf das Ganze den Großeltern meiner beiden Freunde Baruch und Franz nicht zu sehr schaden." „Das geht! Ich werde es mir überlegen," sagte der junge Goddet, der die Jagd leidenschaftlich liebte.

„Wenn der Erfinder des Streichs mein Gewehr nicht will, so soll er mein Pferd erhalten,“ bemerkte Max.

Von diesem Abend an folterten sich zwanzig Gehirne, um ein Komplott gegen Agathe und ihren Sohn anzuzetteln, ohne sich von diesem Programm zu entfernen. Aber nur dem Teufel oder dem Zufall konnte es glücken; so schwierig machten die gestellten Bedingungen die Sache.

Am folgenden Tage kamen Agathe und Joseph ein paar Minuten vor dem zweiten Frühstück herab, das man um zehn Uhr einnahm. Den Namen des ersten Frühstücks gab man einer Tasse Milch mit einem Butterbrot, und man nahm es im Bett oder wenn man aufstand. Als sie Frau Hochon erwarteten, die trotz ihres Alters bei der Toilette peinlichst noch all die Zeremonien beobachtete, die den Herzoginnen der Zeit Ludwigs XV. Geseß waren, sah Joseph in der Tür des Hauses gegenüber Jean Jacques Rouget auf beiden Beinen stehen; er zeigte ihn natürlich seiner Mutter, die ihren Bruder nicht wieder erkennen konnte, so wenig glich er dem, den sie verlassen hatte. „Da steht Ihr Bruder,“ sagte Adolphine, die ihrer Großmutter den Arm gab. „Was für ein Kretin!“ rief Joseph. Agathe faltete die Hände und hob die Augen zum Himmel auf: „Wie hat man ihn zugerichtet! Mein Gott, ist das ein Mann von siebenundfünfzig Jahren?“

Sie wollte ihren Bruder genauer betrachten, und da erblickte sie hinter dem alten Mann Flora Brazier; sie war frisiert und zeigte unter dem Tüll eines spitzenbesetzten Brust-einsatzes einen schneeigen Rücken und eine blendende Brust; gepflegt wie eine reiche Kurtisane trug sie ein Niederkleid aus Granatenseide, einem Stoff, der damals Mode war; die sogenannten Keulenärmel wurden am Handgelenk von prachtvollen Armbändern abgeschlossen. Über die Brust rieselte der Krebsfischerin eine goldene Kette herab; sie brachte Jean Jacques seine schwarzseidene Mütze, damit er sich nicht erkältete: eine offenbar berechnete Szene.

„Das nenne ich eine schöne Frau!“ rief Joseph aus. „Und die sind selten . . . Sie ist, wie man sagt, zum Malen! Was für ein Inkarnat! Oh! und was für wundervolle Töne! Was für Reliefs, welche Rundung! Und Schultern! . . . Das ist eine wunderbare Karyatide! Die wäre ein herrliches Modell für eine tizianische Venus.“

Aldolphine und Frau Hochon glaubten Griechisch zu hören; aber Agathe, die hinter ihrem Sohn stand, gab ihnen einen Wink, als wollte sie ihnen sagen, daß sie an diese Ausdrucksweise gewöhnt sei.

„Sie finden ein Mädchen schön, das Ihnen ein Vermögen stiehlt?“ fragte Frau Hochon. „Das hindert sie nicht daran, ein schönes Modell zu sein! Gerade fleischig genug, ohne daß es die Hüften und die Formen beeinträchtigt . . .“ „Mein Freund, du bist nicht in deinem Atelier,“ sagte Agathe; „und Aldolphine ist da . . .“ „Ja, ja, du hast recht; aber von Paris bis hierher habe ich auch auf der ganzen Strecke nur Schlumpen gesehen . . .“

„Aber, meine teure Patin,“ sagte Agathe, „wie soll ich meinen Bruder sehen? . . . Denn wenn er mit diesem Geschöpf zusammenlebt . . .“ „Bah!“ sagte Joseph, „ich werde ihn auffuchen! . . . Ich finde ihn nicht mehr so borniert, da er wenigstens den Geist hat, sich die Augen an einer tizianischen Venus zu erquicken.“ „Wenn er kein Dummkopf wäre,“ sagte Herr Hochon, der eben eintrat, „so hätte er sie in aller Stille geheiratet; er hätte Kinder, und Ihnen bliebe keine Aussicht auf seine Erbschaft. Zu irgend etwas ist das Unglück immer gut.“ „Dein Sohn hat da einen ausgezeichneten Gedanken gehabt; er muß seinem Onkel als erster seinen Besuch machen,“ sagte Frau Hochon; „er wird ihm zu verstehen geben, daß er allein sein muß, wenn du kommst.“ „Und Sie wollen Fräulein Brazier kränken?“ fragte Herr Hochon. „Nein, nein, gnädige Frau, schlucken Sie diesen Schmerz hinunter . . . Wenn Sie nicht die ganze Hinterlassenschaft er=

halten, so versuchen Sie, wenigstens ein kleines Legat zu bekommen . . ."

Die Hochons waren dem Kampf mit Maxence Gilet nicht gewachsen. Als sie beim Frühstück saßen, brachte der Pole im Auftrag seines Gebieters, des Herrn Rouget, einen an seine Schwester, Frau Bridau, gerichteten Brief. Dieser Brief, den Frau Hochon ihrem Mann zu lesen gab, lautete also:

„Meine liebe Schwester!

Durch Fremde erfahre ich von Deiner Ankunft in Issoudun; ich errate, weshalb Du meinem Hause das des Herrn und der Frau Hochon vorgezogen hast; aber wenn Du mich aufsuchst, so wirst Du bei mir empfangen werden, wie es sich gebührt. Ich hätte Dir als erster meinen Besuch gemacht, wenn mein Befinden mich nicht zwänge, vorläufig im Hause zu bleiben. Ich spreche Dir mein herzlichstes Bedauern aus. Ich würde mich außerordentlich freuen, meinen Neffen kennen zu lernen, den ich bitte, mich heute zum Diner aufzusuchen, denn junge Leute sind in Dingen der Gesellschaft weniger empfindlich als Frauen. Es wird mir also ein Vergnügen sein, wenn er in Gesellschaft der Herren Baruch Borniche und Franz Hochon kommt.

Dein treuer Bruder

J. J. Rouget."

„Sagen Sie, wir wären beim Frühstück; Frau Bridau würde gleich antworten, und die Einladungen seien angenommen," sagte Herr Hochon zu dem Dienstmädchen. Und der Greis hob einen Finger an die Lippen, um allen Anwesenden Schweigen aufzuerlegen. Als die Straßentür geschlossen war, warf Herr Hochon, der die Freundschaft seiner beiden Enkel mit Max nie geahnt hätte, seiner Frau und Agathe einen seiner feinsten Blicke zu: „Das hat er so wenig geschrieben, wie ich fünfundzwanzig Louisdor verschenken kann . . . Wir haben es mit dem Soldaten zu tun." „Was soll das heißen?"

fragte Frau Hochon. „Einerlei, wir werden antworten. Was Sie angeht,“ sagte sie, indem sie den Maler ansah, „so gehen Sie zum Diner; aber wenn . . .“

Die alte Dame hielt inne, da ihr Mann ihr einen Blick zuwarf. Als er erkannte, wie lebhaft die Freundschaft seiner Frau für Agathe war, begann er zu fürchten, sie würde ihrer Patentochter ein Legat hinterlassen, wenn ihr die ganze Erbschaft Rougets verloren ging. Obgleich dieser Geizhals fünfzehn Jahre älter war als seine Frau, so hoffte er doch noch, sie zu beerben und eines Tages Herr des gesamten Besitzes zu sein. Diese Hoffnung war seine fixe Idee. Frau Hochon hatte also das Mittel, einige Konzessionen von ihrem Gatten zu erlangen, indem sie ihm damit drohte, ein Testament zu machen, richtig erraten. Deshalb ergriff Herr Hochon Partei für seine Gäste. Ubrigens handelte es sich um eine ungeheure Erbschaft, und er wünschte ganz im Geist der sozialen Gerechtigkeit, daß sie den natürlichen Erben zufiel, statt ein Raub unwürdiger Fremdlinge zu werden. Und schließlich würden seine Gäste, je eher diese Angelegenheit geordnet war, um so eher auch die Stadt verlassen. Sobald der Kampf zwischen den Erbschleichern und den Erben, der bis dahin nur im Geist seiner Frau geplant worden war, zur Wirklichkeit wurde, erwachte zudem die geistige Regsamkeit Herrn Hochons, die das Provinzleben eingeschläfert hatte. Frau Hochon war höchst angenehm überrascht, als sie noch selbigen Morgens an einigen freundlichen Worten, die der alte Hochon über ihre Patentochter äußerte, erkannte, daß dieser so sachkundige und schlaue Helfer für die Bridaus gewonnen war.

Gegen Mittag hatte die vereinigte Intelligenz von Herrn und Frau Hochon, Agathe und Joseph, welche letzteren mit großem Erstaunen sahen, wie peinlich die beiden Alten in der Wahl ihrer Worte waren, folgende Antwort zustande gebracht, die einzig für Flora und Maxence berechnet war:

„Mein lieber Bruder!

Wenn ich dreißig Jahre lang nicht mehr hierher gekommen bin und auch mit niemandem hier, nicht einmal mit Dir, Beziehungen unterhalten habe, so liegt die Schuld nicht nur an den seltsamen und falschen Ideen, die mein Vater gegen mich gefaßt hatte, sondern mehr noch an dem Unglück und auch dem Glück meines Lebens in Paris; denn wenn Gott die Frau glücklich machte, so schlug er dafür die Mutter. Es wird Dir nicht unbekannt sein, daß mein Sohn, Dein Nefse Philipp, infolge seiner Anhänglichkeit an den Kaiser unter der Anklage des Hochverrats steht. Daher wird es Dich nicht wundernehmen, wenn eine Witwe, die, um leben zu können, eine bescheidene Stellung in einem Lotteriebureau suchen mußte, hierher kommt, um sich bei denen, die sie als Kind gekannt haben, Trost und Stütze zu holen. Der Beruf, den der zweite meiner Söhne, der bei mir ist, ergriffen hat, verlangt sehr viel Talent, sehr viel Opfer und sehr viel Studien, ehe er Resultate zeitigt. Der Ruhm kommt vor dem Reichtum. Genügt das nicht, um Dir zu sagen, daß Joseph, wenn er eine Stierde unserer Familie sein wird, immer noch arm bleiben muß? Deine Schwester, mein lieber Jean Jacques, hätte die Wirkungen der väterlichen Ungerechtigkeit schweigend ertragen; aber verzeih der Mutter, wenn sie Dich daran erinnert, daß Du zwei Nessen hast, von denen der eine in der Schlacht von Montereau die Befehle des Kaisers überbrachte und zu Waterloo in der kaiserlichen Garde diente, während er jetzt im Gefängnis sitzt; den anderen aber zieht sein Beruf seit seinem dreizehnten Jahre in eine schwierige, aber glorreiche Laufbahn hinein. Ich danke Dir also, mein lieber Bruder, mit überströmendem Herzen für Deinen Brief, sowohl um meinetwillen, wie um Josephs willen, der Deiner Einladung sicherlich Folge leisten wird. Die Krankheit entschuldigt alles, mein lieber Jean Jacques; ich werde also Dich aufsuchen. Eine Schwester gehört stets neben den Bruder,

welches Leben er sich auch gewählt haben mag. Ich umarme Dich mit aller Zärtlichkeit.

Agathe Rouget."

"Jetzt wäre die Sache eingefädelt. Wenn Sie hingehen," sagte Herr Hochon zu der Pariserin, "so werden Sie ihm offen von seinen Neffen reden können . . ."

Gritte überbrachte den Brief, und nach dem Brauch der Provinz kam sie zehn Minuten später, um ihrer Herrschaft über alles Bericht zu erstatten, was sie hatte hören und sehen können. „Gnädige Frau," sagte sie, „man hat seit gestern abend das ganze Haus hergerichtet, denn die gnädige Frau ließ es . . ." „Welche gnädige Frau?" fragte der alte Hochon. „Ach, so nennt man die Krebsfischerin drüben im Hause," erwiderte Gritte. „Sie ließ den Saal und alles, was nur Herrn Rouget anging, in einem erbarmungswürdigen Zustand; aber seit gestern ist das Haus wieder so geworden, wie es vor der Ankunft des Herrn Maxence war. Man könnte sich drin spiegeln. Bedie hat mir erzählt, daß Kouski heute morgen um fünf Uhr aufs Pferd gestiegen ist; um neun ist er mit seinen Vorräten zurück gewesen. Kurz, es wird ein prachtvolles Diner geben, wie für den Erzbischof von Bourges. Sie räumen überall auf, und in der Küche steht alles auf seinem Platz. Ich will meinen Neffen feiern," hat der gute Mann gesagt, als er sich über alles Bericht erstatten ließ. Es scheint, der Brief hat den Rougets sehr geschmeichelt. Die gnädige Frau hat es mir gesagt . . . O, sie hat Toilette gemacht! . . . Toilette! Ich habe nie etwas Schöneres gesehen! Die gnädige Frau hat zwei Brillanten in den Ohren, zwei Brillanten! Jeder kostet tausend Taler, sagt Bedie . . . Und Spitzen! Und Ringe an den Fingern, und Armbänder! Ein wahrer Reliquienschrein! Und ein seidenes Kleid, so schön wie eine Altardecke! . . . Und dann hat sie mir gesagt: Der Herr ist entzückt, daß seine Schwester so gutmütig ist, und ich hoffe, sie wird uns erlauben, sie zu feiern, wie sie es verdient. Wir zählen auf den

guten Eindruck, den der Empfang ihres Sohnes auf sie machen wird . . . Der Herr wartet ungeduldig darauf, seinen Neffen kennen zu lernen.' Die gnädige Frau hatte schwarzseidene kleine Schuhe an, und Strümpfe . . . nein, Wunderwerke! In der Seide sind Blumen, und sie ist durchbrochen, daß man sie für Spitzen halten kann; man sieht das rosige Fleisch hindurch. Kurz, sie ist wundervoll! Eine niedliche, kleine Schürze . . . da hat Bedie mir gesagt, die Schürze kostet zweimal unseren Jahreslohn . . ."

"Nun, also muß man sich herausstaffieren," sagte der Künstler lächelnd. "Und woran denkst du, Hochon?" sagte die alte Dame, als Gritte hinausgegangen war. Frau Hochon zeigte ihrer Patentochter den alten Mann, der den Kopf in der Hand hielt und den Ellbogen auf die Lehne des Sessels gestützt hatte, auf dem er in tiefe Gedanken versunken saß.

"Sie haben es mit einem Erzschem zu tun!" sagte der Greis. "Mit Ihren Anschauungen, junger Mann," fügte er hinzu, indem er Joseph ansah, "sind Sie einem durchtriebenen Halunken, wie Maxence es ist, nicht gewachsen. Was ich Ihnen auch sage, Sie werden Dummheiten machen; aber wenigstens erzählen Sie mir heute abend genau, was Sie gesehen, gehört und getan haben. Also! . . . In Gottes Namen! Versuchen Sie, Ihren Onkel allein zu sprechen. Wenn es Ihnen trotz Ihres Geistes nicht gelingt, so wird schon das einiges Licht auf ihren Plan werfen; wenn Sie aber einen Augenblick mit ihm allein sind, ohne daß man Sie hören kann, wahrhaftig . . . dann müssen Sie ihm über seine Lage, die ja nicht gerade glücklich ist, die Würmer aus der Nase ziehen und für Ihre Mutter reden . . ."

Um vier Uhr überschritt Joseph den engen Platz, der das Haus Hochon vom Hause Rouget trennte; er bestand aus einer Art Allee kränklicher Linden, die zweihundert Fuß lang war und etwa so breit wie die Grande Marette. Als der Nefte eintraf, schritt ihm Kouski in gewichsten Stiefeln, schwarzer Tuch-

hose, weißer Weste und schwarzem Rock voraus, um ihn zu melden. Der Tisch war im Saal bereits gedeckt, und Joseph, der seinen Onkel leicht erkannte, ging geradenwegs auf ihn zu, umarmte ihn und begrüßte Flora und Maxence.

„Wir haben uns noch nicht gesehen, seit ich lebe, mein lieber Onkel,“ sagte der Maler lustig, „aber besser spät als nie.“ „Du bist willkommen, mein Freund,“ sagte der Greis, indem er seinen Neffen mit stumpfem Blick ansah. „Gnädige Frau,“ sagte Joseph mit künstlerischem Schwung zu Flora, „ich habe schon heute morgen meinen Onkel um das Vergnügen beneidet, daß er Sie alle Tage bewundern kann.“ „Ist sie nicht schön?“ fragte der Greis, dessen trübe Augen fast ihren Glanz zurückerhielten. „So schön, daß sie einem Maler als Modell dienen könnte.“ „Lieber Nefse,“ sagte Vater Rouget, den Flora mit dem Ellbogen anstieß, „dies ist Herr Maxence Gilet, ein Mann, der wie dein Bruder in der kaiserlichen Garde gedient hat.“ Joseph stand auf und verbeugte sich. „Ihr Herr Bruder hat, glaube ich, bei den Dragonern gestanden; ich war nur bei den Sandlatschern,“ sagte Maxence. „Zu Pferde oder zu Fuß,“ sagte Flora, „seine Haut trug man doch zu Markte.“

Joseph beobachtete Max ebenso scharf, wie Max ihn beobachtete. Max war angezogen, wie sich elegante junge Leute damals anzuziehen pflegten; denn er bezog seine Kleider aus Paris. Eine Hose aus himmelblauem Tuch mit starken, sehr weiten Falten verbarg seine Füße und zeigte nur die mit Sporen geschmückten Absätze. Sein Rumpf war in eine weiße Weste mit modellierten Goldknöpfen eingepreßt; hinten wurde sie geschnürt, um zugleich als Gürtel zu dienen. Diese bis zum Kinn geknöppte Weste brachte seine breite Brust voll zur Geltung, und ihr schwarzer Satinragen zwang ihn, den Kopf nach Art der Offiziere hoch zu tragen. Darüber trug er einen gut geschnittenen schwarzen Rock. Eine hübsche goldene Kette hing aus seiner Westentasche hervor, in der sich eine flache Uhr

kaum abzeichnete. Er spielte mit ihrem sogenannten ‚Krieket-schlüssel‘, wie Bréguet ihn damals gerade erfunden hatte.

„Der Bursche ist hübsch,“ sagte Joseph bei sich selber, indem er als Maler das lebhafte Gesicht, den Ausdruck der Kraft und die geistreichen grauen Augen bewunderte, die Max von seinem Vater, dem Edelmann, hatte. „Mein Onkel muß recht langweilig sein, das schöne Kind hat sich Ersatz gesucht, sie leben im Dreieck. Das ist klar!“ In diesem Augenblick trafen Baruch und Franz ein. „Sie sind noch nicht beim Turm von Issoudun gewesen?“ fragte Flora Joseph. „Wenn Sie bis zum Diner, das erst in einer Stunde serviert wird, einen kleinen Spaziergang machen möchten, so könnten wir Ihnen die größte Sehenswürdigkeit von Issoudun zeigen . . .“ „Gern,“ sagte der Künstler, der außerstande war, darin die geringste Heimtücke zu sehen.

Während Flora ging, um ihren Hut, ihre Handschuhe und ihren Kaschmirschal zu holen, stand Joseph bei dem Anblick der Bilder plötzlich auf, als hätte ihn ein Zauberer mit seinem Stab berührt. „Ah, du hast Gemälde, lieber Onkel!“ rief er, indem er das eine prüfte, das ihm aufgefallen war. „Ja,“ erwiderte der gute Mann; „die stammen noch von den Descoings; denn während der Revolution haben sie den Plunder aus den Klöstern und Kirchen im Verri zusammengekauft.“ Joseph hörte nicht mehr zu, er bewunderte jedes einzelne Bild. „Wundervoll!“ rief er; „oh, aber da hängt eine Leinwand! . . . Der hat sie nicht verschmiert! Aber das wird immer besser, wie bei Nicolet . . .“ „Auf dem Speicher stehen noch sieben oder acht ganz große, die man der Rahmen wegen aufbewahrt hat,“ sagte Gilet. „Die muß ich sehen!“ rief der Künstler, und Maxence führte ihn auf den Boden hinauf.

Als Joseph zurückkam, war er begeistert. Max flüsterte der Krebsfischerin ein Wort ins Ohr, und sie zog den guten Rouget in die Fensternische. Joseph hörte diesen Satz, der zwar leise, aber doch so gesprochen wurde, daß er ihm nicht verloren

gehen konnte: „Dein Neffe ist Maler; du kannst mit diesen Bildern nichts anfangen; sei nett, schenke sie ihm.“

„Ich höre,“ sagte der Onkel, während er, auf Floras Arm gestützt, zu seinem Neffen trat, der eben in Ekstase vor einem Albano stand, „ich höre, du bist Maler . . .“ „Bisher bin ich nur erst ein Farbenreiber,“ sagte Joseph. „Was ist denn das?“ fragte Flora. „Ein Anfänger,“ erwiderte Joseph. „Nun,“ sagte Jean Jacques, „wenn dir diese Bilder zu irgend etwas nützen können in deinem Beruf, so schenke ich sie dir, aber ohne die Rahmen. Oh! die Rahmen sind vergoldet, und dann sind sie so komisch; ich werde statt dessen . . .“ „Bei Gott, lieber Onkel,“ rief Joseph, „du wirst statt dessen Kopien hineintun, die ich dir schicken werde; ich mache sie ebenso groß.“ „Aber das wird Ihnen Zeit wegnehmen, und es kostet Leinwand und Farben,“ sagte Flora. „Da müssen Sie Geld ausgeben . . . Sieh her, Vater Rouget, gib deinem Neffen hundert Franken für jedes Bild, du hast da siebenundzwanzig . . . Elf, glaube ich, stehen noch auf dem Boden; die sind ungeheuer groß und müssen doppelt bezahlt werden . . . Sagen wir, im ganzen viertausend Franken . . . Ja, Ihr Onkel kann Ihnen recht wohl die Kopien mit viertausend Franken bezahlen, da er ja die Rahmen behält! Und dann brauchen Sie ja auch Rahmen; man sagt, die Rahmen kosten mehr als die Bilder; es ist Gold darin! . . . Also,“ fuhr Flora fort, indem sie dem Onkel den Arm schüttelte. „He? . . . Das ist nicht teuer; dein Neffe will dir für viertausend Franken lauter ganz neue Bilder geben statt deiner alten . . . So“, flüsterte sie ihm ins Ohr, „schenkst du ihm auf anständige Art und Weise viertausend Franken; er scheint mir nicht gerade stark im Geld zu wühlen . . .“

„Schön also, lieber Neffe, ich werde dir für die Kopien viertausend Franken zahlen . . .“ „Nein, nein,“ sagte der ehrliche Joseph, „viertausend Franken und die Bilder, das ist zuviel; denn sieh, die Bilder sind nicht wertlos . . .“ „Aber, so nehmen Sie doch an, Sie Tölpel!“ sagte Flora; „er ist doch

Ihr Onkel . . .” „Also ich nehme an,” sagte Joseph, der von dem eben abgeschlossenen Geschäft ganz betäubt war; denn er erkannte einen Perugino.

Der Künstler zeigte demnach ein strahlendes Gesicht, als er hinaustrat und der Krebsfischerin den Arm bot, was den Absichten des Kommandanten wunderbar günstig war. Weder Flora noch Max, noch Rouget, noch irgend jemand in Issoudun konnte den Wert der Bilder kennen, und der schlaue Max glaubte den Triumph Floras um eine Kleinigkeit erkaufte zu haben. Stolz schritt sie vor der ganz verblüfften Stadt am Arm des Neffen ihres Herrn dahin, mit dem sie offenbar im besten Einvernehmen stand. Man trat in die Türen, um den Triumph der Krebsfischerin über die Familie zu sehen. Diese ungeheuerliche Tatsache erregte das große Aufsehen, auf das Max rechnete. Als also Onkel und Neffe gegen fünf Uhr nach Hause gingen, sprach man in allen Häusern von nichts als der vollkommenen Eintracht zwischen Max, Flora und dem Neffen des Vaters Rouget. Ja, die Anekdote von dem Geschenk der Bilder und der viertausend Franken lief ebenfalls schon um. Das Diner, dem Lousteau, einer der Richter, und der Bürgermeister von Issoudun beiwohnten, war prachtwoll. Es war eins jener Provinzdiners, die fünf Stunden dauern. Die ausgefuchtesten Weine belebten die Unterhaltung. Beim Dessert, gegen neun Uhr, war der Maler, der zwischen Flora und Max saß, seinem Onkel gegenüber, schon fast der Kamerad des Offiziers geworden, der ihm als der gutmütigste Mensch der Welt erschien. Elf Uhr kehrte Joseph in leicht angezechtem Zustand heim. Den Vater Rouget mußte Kouski schwer betrunken auf sein Bett tragen; er hatte wie ein Jahrmarktsgaukler gegessen und wie der Sand der Wüste getrunken.

„Nun,” sagte Max, als er um Mitternacht mit Flora allein blieb, „ist dies nicht besser, als wenn man schmolzt? Die Bräuds werden gut aufgenommen, man macht ihnen kleine Geschenke, und da sie mit Gunstbezeugungen überschüttet werden,

so können sie nicht anders als unser Lob singen; sie werden sehr ruhig wieder gehen und auch uns in Ruhe lassen. Morgen früh werden wir beide, Kousti und ich, die Bilder aus den Rahmen nehmen und sie dem Maler hinüberschicken, so daß er sie findet, wenn er erwacht; die Rahmen stellen wir auf den Speicher, und die Tapete im Saal lassen wir ersetzen durch eins jener Glanzpapiere, auf denen Szenen aus dem Telemach abgebildet sind. So habe ich es bei Herrn Mouilleron gesehen." „Ach, das wird viel hübscher," rief Flora aus.

Am folgenden Tage erwachte Joseph nicht vor Mittag. Von seinem Bett aus sah er die Bilder, die eins übers andere gestellt und hereingebracht worden waren, ohne daß er das geringste gehört hatte. Während er die Gemälde von neuem prüfte und an der Manier der Maler sowie an den Signaturen Werke der Meister in ihnen erkannte, war seine Mutter gegangen, um ihrem Bruder zu danken und ihn zu besuchen. Dazu hatte der alte Hochon sie gedrängt; denn als er erfuhr, welche Dummheiten der Maler am Tage zuvor begangen hatte, verzweifelte er an der Sache der Bridaus. „Sie haben geriebene Gegner. In meinem ganzen Leben habe ich noch nicht so viel Haltung gesehen wie bei diesem Soldaten; es scheint, der Krieg erzieht die jungen Leute. Joseph hat sich an der Nase herumführen lassen. Er ist mit der Krebsfischerin am Arm spazieren gegangen! Ohne Zweifel hat man ihm mit Wein, mit elenden Bildern und viertausend Franken den Mund gestopft. Ihr Künstler hat Maxence nicht viel gekostet."

Der scharfblickende Greis hatte der Patentochter seiner Frau vorgeschrieben, welches Verhalten sie zu beobachten hätte, indem er ihr sagte, sie solle auf die Ideen des Kommandanten eingehen und Flora schmeicheln, um es bis zu einer gewissen Vertraulichkeit mit ihr zu bringen und so kurze Momente der Unterhaltung mit Jean Jacques zu gewinnen. Frau Bridau wurde von ihrem Bruder ausgezeichnet aufgenommen, denn Flora hatte ihm ihre Lektion erteilt. Der Greis lag im Bett,

noch krank von den gestrigen Ausschweifungen. Da Agathe nicht gleich in den ersten Minuten von ernsthaften Dingen reden konnte, so hatte Max es für angebracht und großmütig gehalten, Bruder und Schwester zunächst allein zu lassen. Diese Rechnung war richtig. Die arme Agathe fand ihren Bruder so krank, daß sie ihn der Pflege des Fräuleins Brazier nicht berauben wollte. „Übrigens“, sagte sie zu dem alten Junggesellen, „will ich die Frau kennen lernen, der ich für das Glück meines Bruders zu danken habe.“

Diese Worte machten dem Armen großes Vergnügen, und er schellte, um Frau Brazier bitten zu lassen. Flora war, wie man sich denken kann, nicht fern. Die beiden Gegnerinnen begrüßten sich. Die Krebsfischerin entfaltete alle Sorgfalt der dienstfeurigsten, der aufmerksamsten Zärtlichkeit; sie fand, der Herr liege mit dem Kopf zu tief, sie glättete die Kissen und benahm sich wie eine erst gestern angetraute Gattin. Daher strömte denn auch der alte Junggeselle von Empfindung über.

„Wir sind Ihnen, gnädiges Fräulein,“ sagte Agathe, „vielen Dank schuldig für die Zeichen der Anhänglichkeit, die Sie meinem Bruder seit so langer Zeit gegeben haben, und für die Art, wie Sie über sein Glück wachen.“ „Das ist wahr, meine liebe Agathe,“ sagte der gute Mann, „sie hat mir das Glück gegeben, und sie ist übrigens eine Frau voll ausgezeichnete Eigenschaften.“ „Deshalb hättest du das gnädige Fräulein auch nicht genug belohnen können, lieber Bruder, du hättest sie zu deiner Frau machen sollen. Ja, ich bin zu fromm, um nicht zu wünschen, daß du den Vorschriften der Religion gehorchst. Ihr würdet beide mehr Ruhe haben, wenn ihr euch nicht zu den Gesetzen und der Moral in Gegensatz stelltet. Ich bin gekommen, lieber Bruder, um dich in einer großen Heimsuchung um Hilfe zu bitten; aber glaube nicht, daß wir daran dächten, dir die geringste Vorhaltung darüber zu machen, wie du einmal über dein Vermögen verfügen wirst.“ „Gnädige Frau,“

sagte Flora, „wir wissen, daß Ihr Herr Vater ungerecht gegen Sie war. Ihr Herr Bruder kann es Ihnen sagen,“ fuhr sie fort, indem sie ihr Opfer fest ansah, „der einzige Streit, den wir je gehabt haben, drehte sich um Sie. Ich behaupte, daß er Ihnen den Theil des Vermögens schuldet, den Ihnen mein armer Wohltäter vorenthalten hat; denn er ist mein Wohltäter gewesen, Ihr Vater (sie nahm einen klagenden Ton an), das werde ich nie vergessen . . . Aber Ihr Bruder, gnädige Frau, hat auf die Vernunft gehört . . .“ „Ja,“ sagte der gute Rouget, „wenn ich mein Testament mache, so sollt ihr nicht vergessen werden . . .“ „Von all dem laß uns nicht reden, lieber Bruder; du weißt noch nicht, welches mein Charakter ist.“ Man wird sich leicht denken können, wie dieser erste Besuch nach einem solchen Eingang verlief. Rouget lud seine Schwester auf den übernächsten Tag zum Diner ein.

Während dieser drei Tage fingen die Ritter des Müßiggangs eine ungeheure Menge von Ratten, Haus- und Feldmäusen, die eines Nachts in der Zahl von vierhundertsechsdreißig, unter denen mehrere trächtig waren, verhungert mitten ins Korn gesetzt wurden. Noch nicht damit zufrieden, Fario diese Pensionäre verschafft zu haben, machten die Ritter des Müßiggangs ein Loch ins Dach der Kapuzinerkirche und taten etwa zehn Tauben hinein, die sie zehn verschiedenen Pächthöfen entnommen hatten. Diese Tiere feierten um so ungestörter, als der Knecht Farios von einem schlimmen Subjekt, mit dem er sich vom Morgen bis zum Abend betrank, verführt wurde, so daß er auf das Korn seines Herrn nicht im geringsten achtete.

Frau Bridau glaubte im Gegensatz zu dem alten Hochon, ihr Bruder habe sein Testament noch nicht gemacht; sie zählte darauf, ihn bei dem ersten Spaziergang, den sie mit ihm allein machen würde, nach seinen Absichten in betreff des Fräuleins Brazier fragen zu können; denn Flora und Max köderten sie mit der Hoffnung auf einen solchen Spaziergang, die stets enttäuscht werden sollte.

Obgleich sämtliche Ritter nach einem Mittel suchten, die Pariser in die Flucht zu schlagen, fielen ihnen nur unmögliche Vorheiten ein. Nach einer Woche, als die Hälfte der Zeit, die die Pariser in Issoudun bleiben wollten, verstrichen war, sahen sie sich immer noch auf demselben Fleck wie am ersten Tage.

„Ihr Anwalt kennt die Provinz nicht,“ sagte der alte Hochon zu Frau Bridau. „Was Sie hier tun wollen, das vollbringt man nicht in vierzehn Tagen, und auch nicht in vierzehn Monaten. Sie dürften Ihren Bruder nie mehr verlassen, und Sie müßten ihm religiöse Ideen einflößen können. Die Befestigungen Floras und Gilets werden Sie nur durch die Wühlarbeit des Priesters unterminieren. Das ist meine Meinung, und es ist Zeit, damit zu beginnen.“ „Du hast merkwürdige Begriffe von der Geistlichkeit,“ sagte Frau Hochon zu ihrem Mann. „Oh!“ rief der Greis, „da zeigt ihr euch wieder als die echten Frommen.“ „Gott würde einem Unternehmen, das auf einer Entweihung beruhte, seinen Segen versagen,“ erwiderte Frau Bridau. „Die Religion zu solchen Zwecken . . . Oh, da wären wir ja größere Verbrecher als Flora.“

Diese Unterhaltung fand während des Frühstückes statt, und Franz sowohl wie Baruch hörten mit allen Ohren zu. „Entweihung?“ rief der alte Hochon. „Aber wenn irgendein guter Abt, ein geistreicher Mann, wie ich deren ein paar gekannt habe, wüßte, in welcher Verlegenheit Sie sind, so würde er keine Entweihung darin sehen, wenn er die verirrte Seele Ihres Bruders zu Gott zurückführte, wenn er ihm echte Reue wegen seiner Sünden einflößte und ihn zwänge, die Frau, die den Skandal veranlaßt, fortzuschicken, indem er ihr ein ruhiges Los sicherstellt, wenn er ihm schließlich bewiese, daß er ein ruhiges Gewissen haben könnte, obwohl er nur dem kleinen Seminar des Erzbischofs ein paar tausend Franken Rente stiftete und im übrigen seinen natürlichen Erben sein Vermögen hinterlasse . . .“

Der passive Gehorsam, den der alte Geizhals von seinen

jeiner Kinder im Hause gefunden und den er auch seinen Enkeln aufgezwungen hatte, denen er obendrein als ihr Vormund ein schönes Vermögen sammelte — denn, sagte er, er tat auch für sie, was er für sich tat —, erlaubte weder Baruch noch Franz, das geringste Zeichen des Staunens oder der Mißbilligung von sich zu geben; aber sie tauschten einen bedeutsamen Blick und sagten sich auf diese Weise, wie schädlich und verhängnißvoll ihnen dieser Gedanke für die Interessen ihres Großmeisters zu sein schien.

„Die Sache ist die, gnädige Frau,“ sagte Baruch, „wenn Sie die Erbschaft Ihres Bruders haben wollen, so gibt es nur ein einziges, richtiges Mittel: Sie müssen so lange in Issoudun bleiben, wie es nötig ist, und Sie müssen die ganze Zeit darauf verwenden . . .“ „Liebe Mutter,“ sagte Joseph, „du tätest gut daran, über all dies an Desroches zu schreiben. Was mich angeht, so verlange ich nicht mehr, als was mein Onkel mir gütigst schon gegeben hat . . .“

Nachdem er den hohen Wert der neununddreißig Gemälde erkannt hatte, hatte Joseph sorgfältig die Nägel herausgenommen, Papier darauf gelegt und es mit gewöhnlichem Leim befestigt; er hatte sie übereinander gepackt und in einer ungeheuren Kiste festgebunden; diese Kiste hatte er durch das Frachtfuhrwesen an Desroches befördert, dem er eine Ankündigung schreiben wollte. Die kostbare Ladung war am Tage vorher bereits abgegangen.

„Sie sind mit wenig zufrieden,“ sagte Herr Hochon. „Oh, es würde mir nicht schwer werden, hundertfünfzigtausend Franken für die Bilder zu bekommen.“ „Eine Maleridee!“ sagte Herr Hochon, indem er Joseph sonderbar ansah. „Höre,“ sagte Joseph zu seiner Mutter, „ich werde an Desroches schreiben und ihm auseinandersetzen, wie es hier steht. Wenn Desroches dir rät, hier zu bleiben, so wirst du bleiben. Was deine Stellung angeht, so findest du jeden Tag eine gleiche . . .“ „Mein Lieber,“ sagte Frau Hochon zu Joseph, als sie von der

Tafel aufstanden, „ich weiß nicht, was an den Bildern deines Onkels ist, aber nach den Orten zu urtheilen, von denen sie stammen, müssen sie gut sein. Wenn sie auch nur vierzigtausend Franken wert sind — jedes Bild tausend Franken —, so sage hier niemandem etwas davon. Meine Enkel sind zwar verschwiegen und wohlerzogen, aber sie könnten ohne böse Absicht von diesem angeblichen Fund reden, ganz Issoudun würde davon erfahren, und unsere Gegner dürfen es nicht ahnen. Du benimmst dich wie ein Kind! . . .“

Wirklich waren schon mittags viele Leute in Issoudun, und vor allem Maxence Gilet, von dieser Ansicht unterrichtet, was zur Folge hatte, daß man nach allen alten, längst vergessenen Gemälden suchte und die elendesten Sudeleien ans Licht holte. Max bereute, daß er den Alten gedrängt hatte, die Bilder zu verschenken, und als er von dem Plan des alten Hochon hörte, stieg seine Wut noch infolge dieses Blödsinns, wie er es nannte. Der religiöse Einfluß war bei einem schwachen Wesen das einzige, was man zu fürchten hatte. Daher bekräftigte die Warnung seiner beiden Freunde Max denn auch in seinem Entschluß, so schnell wie möglich alle Hypotheken Rougets flüssig zu machen und ein Darlehn auf seinen Grundbesitz aufzunehmen, um die Anlage in Staatspapieren zu vollziehen; aber als dringlicher erschien es ihm noch, zuvor die Pariser davonzuschicken. Nun hätte selbst das Genie eines Mascarillo und eines Scapin dieses Problem nicht so leicht gelöst. Flora behauptete jetzt auf Gilets Rat, daß der Herr sich auf seinen Spaziergängen zu sehr anstrenge, er sei es seinem Alter schuldig, im Wagen zu fahren. Diesen Vorwand brauchten sie, weil es nötig wurde, ohne daß man in der Stadt davon erfuhr, nach Bourges, Vierzon, Châteauroux und Vatan zu gehen, in all die Orte, die Rouget, Flora und Max würden aufsuchen müssen, um die Hypotheken flüssig zu machen. Ende der Woche also vernahm ganz Issoudun zu seiner Überraschung, daß Rouget sich einen Wagen aus Bourges holen wollte, eine

Maßregel, die von den Rittern des Müßiggangs in einem der Krebsfischerin günstigen Sinne gerechtfertigt wurde. Flora und Rouget kauften eine furchtbare Halbberline mit trügerischen Scheiben und geborstenen Ledern, die zweiundzwanzig Jahre und neun Feldzüge alt war und aus der Auktion nach dem Tode eines Obersten stammte, eines Freundes des Hofmarschalls Bertrand; jener hatte es während der Abwesenheit dieses treuen Begleiters des Kaisers übernommen, dessen Besitzungen im Verri zu überwachen. Die Halbberline war dunkelgrün gestrichen und glich einer Kalesche, doch war die Deichsel umgearbeitet, so daß man sie mit einem einzigen Pferd bespannen konnte. Sie gehörte also zu jener Art von Wagen, die das Schwinden des Besitzes so sehr in Mode gebracht hat und die man damals bieder ein ‚Halbvermögen‘ nannte, während man sie ursprünglich ‚Spritzen‘ hieß. Das Tuch dieses vierräderigen Einspanners war von Motten zerfressen; die geflochtenen Borten sahen aus wie die Epauletten der Invaliden. Der ganze Wagen rasselte wie altes Eisen; aber er kostete nur vierhundertfünfzig Franken; und Max kaufte von dem Regiment, das ehemals in Bourges lag, eine große, gute, ausgediente Stute, die ihn ziehen sollte. Er ließ den Wagen dunkelbraun streichen und kaufte aus zweiter Hand ein noch recht gutes Geschirr. Außer sich vor Aufregung sah die ganze Stadt Issoudun dem Erscheinen der Equipage Vater Rougets entgegen. Als der gute Mann zum erstenmal in seiner Kalesche ausfuhr, lockte der Lärm alle Familien auf die Schwelle, und kein Fenster blieb von Neugierigen leer. Das zweitemal fuhr der Junggeselle bis Bourges, und um sich in der von Flora Brazier angerathenen oder, wenn man will, anbefohlenen Transaktion alle Mühen zu ersparen, so unterschrieb er bei einem Notar eine Vollmacht für Maxence Gilet, die sich auf alle bezeichneten Hypothekarverträge bezog. Flora behielt es sich vor, mit dem Herrn selbst die in Issoudun und der Umgegend angelegten Gelder flüssig zu machen. Der erste Notar von Bour-

ges empfing den Besuch Rougets, der ihn bat, ihm ein Darlehn von hundertvierzigtausend Franken auf seinen Grundbesitz zu verschaffen. In Issoudun erfuhr man von diesen so heimlich und so geschickt unternommenen Schritten nichts. Max konnte als guter Reiter zwischen fünf Uhr morgens und fünf Uhr abends nach Bourges und wieder zurück reiten, und Flora ließ den alten Junggesellen nicht mehr allein. Vater Rouget hatte ohne jedes Sträuben zu der von Flora vorgeschlagenen Transaktion sein Ja gegeben, aber er wollte nur die Nutznießung der fünfzigtausend Franken Rente auf den Namen des Fräuleins Brazier eintragen lassen, während der Besitz auf seinem Namen bleiben sollte. Die Zähigkeit, die der Greis in dem häuslichen Kampf entfaltete, der die Folge dieser Angelegenheit war, verursachte Max lebhafte Sorgen, denn er glaubte darin schon Überlegungen zu erkennen, die der Anblick der natürlichen Erben angeregt hatte.

Unter diesen großen Ereignissen, die Max den Augen der Stadt verbergen wollte, vergaß er den Kornhändler. Fario traf nach vielen Reisen und Machenschaften, die den Preis des Getreides in die Höhe schrauben sollten, schließlich Anstalten, seine Lieferungen auszuführen. Nun sah er am Tage nach seiner Rückkehr, daß das Dach der Kapuzinerkirche ganz schwarz voll Tauben saß, denn er wohnte gegenüber. Er fluchte auf sich selber, weil er vergessen hatte, das Dach nachsehen zu lassen, und ging sofort in sein Magazin, wo er die Hälfte seines Getreides aufgezehrt fand. Ungeheure Mengen von Mäuse- und Rattenkot offenbarten ihm eine zweite Ursache des Unheils. Die Kirche war eine Arche Noah. Aber weiß wie Leinen wurde der Spanier vor Wut, als er bei dem Versuch, die Größe seines Verlustes und des Schadens zu ermessen, bemerkte, daß unten alles Korn gekeimt hatte, und zwar, weil Max auf den Gedanken gekommen war, mit Hilfe eines Weißblechrohrs eine gewisse Anzahl Kannen Wassers ins Herz der Getreidehaufen einzuführen. Die Tauben, die Ratten ließen sich mit dem tie-

rischen Instinkt erklären, aber in diesem Zug verriet sich die Hand des Menschen. Fario setzte sich in einer Kapelle auf die Stufe eines Altars und stützte den Kopf in die Hand. Nach einer halben Stunde spanischer Überlegungen sah er, wie das Eichhörnchen, das der junge Goddet ihm durchaus hatte zum Pensionär geben wollen, mit seinem Schwanz auf dem Querbalken hinlief, der den Dachbaum trug. Der Spanier stand kühl auf und zeigte seinem Knecht ein Gesicht, das so ruhig war wie das eines Arabers. Fario beklagte sich nicht, er ging nach Hause; dann mietete er ein paar Arbeiter, um das noch gute Korn in Säcke packen und das feuchte in der Sonne ausbreiten zu lassen, damit er wenigstens so viel rettete, wie zu retten noch möglich war. Als er dann seinen Verlust auf drei Fünftel des Ganzen abgeschätzt hatte, dachte er an seine Lieferungen. Da aber seine Machenschaften eine Preissteigerung zur Folge gehabt hatten, so setzte er noch zu, als er die fehlenden drei Fünftel kaufen mußte; so betrug denn im ganzen sein Verlust mehr als die Hälfte. Der Spanier, der keine Feinde hatte, schrieb Gilet diese Rache zu, und ohne sich zu täuschen. Es war für ihn erwiesen, daß Max und ein paar andere, die einzigen Urheber der nächtlichen Streiche, sicherlich auch seinen Wagen zum Turm hinaufgeschafft und sich ein Vergnügen daraus gemacht hatten, ihn zu ruinieren: es handelte sich denn auch wirklich um etwa tausend Taler, fast das ganze Kapital, das Fario seit dem Frieden mühsam verdient hatte. Von dem Gedanken an die Rache erfüllt, entfaltete dieser Mann die ganze Beharrlichkeit und Schlaueit eines Spions, dem man eine hohe Belohnung versprochen hat. Er legte sich in Issoudun nachts in den Hinterhalt, und zuletzt erhielt er den Beweis für die Seitensprünge der Ritter des Müßiggangs: er sah sie, er zählte sie, er spürte ihre Stelldicheins und ihre Bankette bei der Cognette auf; und schließlich versteckte er sich, um Zeuge eines ihrer Streiche zu werden, und so erforschte er ihre nächtlichen Sitten.

Trotz seiner Besorgungen und seiner Geschäftigkeit wollte Max die nächtlichen Abenteuer nicht vernachlässigen, einestheils damit das Geheimnis von der großen Transaktion, die man mit dem Vermögen des Vaters Rouget vornahm, nicht ruckbar würde, und dann, um seine Freunde stets in Atem zu halten. Nun waren die Ritter übereingekommen, wieder einen jener Streiche zu spielen, von denen man ganze Jahre hindurch sprach: sie wollten in einer einzigen Nacht alle Wachhunde der Stadt und der Vororte umbringen. Fario hörte, als sie aus der Kneipe der Cognette kamen, wie sie sich im voraus zu dem Erfolg beglückwünschten, den dieser Streich haben würde; denn dieses neue Blutbad unter den Unschuldigen mußte allgemeine Trauer wecken. Und welche Befürchtungen mußte nicht ein solcher allgemeiner Mord erregen, da er finstere Absichten auf die der Wächter beraubten Häuser zu verraten schien? „Darüber wird Fario vielleicht seinen Karren vergessen!“ sagte der junge Goddet. Fario hatte dieses Wort nicht mehr nötig, das seinen Verdacht noch bestätigte; sein Entschluß war gefaßt.

Nach dreiwöchigem Aufenthalt erkannten Agathe und Frau Hochon, daß der alte Geizhals mit seinen Reflexionen recht gehabt hatte: es bedurfte mehrerer Jahre, um den Einfluß zu brechen, den die Krebsfischerin und Max über ihren Bruder gewonnen hatten. Agathe hatte in der Vertraulichkeit mit Jean Jacques, den sie nie allein hatte sprechen können, keinerlei Fortschritte gemacht. Im Gegentheil, Fräulein Brazier triumphtierte über die Erben, indem sie Agathe im Wagen spazieren fuhr, wo sie mit ihr auf dem Rücksitz saß, während sie Herrn Rouget und seinen Neffen gegenüber hatten. Mutter und Sohn erwarteten voll Ungeduld eine Antwort auf den vertraulichen Brief, den sie an Desroches geschrieben hatten. Nun erhielt Joseph, der sich in Issoudun zu Tode langweilte, am Tage vor der Vergiftung der Hunde zwei Briefe, einen von dem großen Maler Schinner, dessen Jugend eine engere, vertrautere Freundschaft zuließ, als sie ihn mit Gros, ihrem Lehrer, verband, und

den zweiten von Desroches. Der erste, der in Beaumont-sur-Dise abgestempelt war, lautete also:

„Mein lieber Joseph! Ich habe die wichtigsten Gemälde im Schloß zu Presles für den Grafen von Sérizy beendet. Die Umrahmungen, die dekorativen Malereien habe ich gelassen; und ich habe Dich dem Grafen und dem Architekten Grindot so sehr empfohlen, daß Du nur Deine Pinsel zu nehmen und zu kommen brauchst. Die Preise sind so gestellt, daß Du zufrieden sein wirst. Ich breche mit meiner Frau nach Italien auf, Du kannst also Mistrigis haben, der Dir helfen wird. Dieser junge Schlingel hat Talent, ich halte ihn zu Deiner Verfügung. Er zappelt schon wie ein Bajazzo, denn er hofft, sich auf dem Schloß von Presles zu amüsieren. Adieu, mein lieber Joseph; wenn ich fehle, wenn ich nichts auf die nächste Ausstellung schicke, so wirst Du mich ersetzen! Ja, lieber Jojo, Dein Bild, dessen bin ich sicher, ist ein Meisterwerk, aber ein Meisterwerk, das entrüstete Schreie wider die Romantik wecken wird, und Du bereitest Dir das Leben eines Teufels im Weihbecken vor. Schließlich ist das Leben ein Kampf. Was treibst Du denn in Issoudun? Adieu.

Dein Freund

Schinner.“

Der von Desroches lautete also:

„Mein lieber Joseph! Dieser Herr Hochon scheint mir ein sehr verständiger Greis zu sein, und Du hast mir die beste Meinung von seinem Verstande beigebracht: er hat ganz recht. Deshalb ist mein Rat, ihn nun zu bitten, daß Deine Mutter in Issoudun bei Frau Hochon bleibt, indem sie eine bescheidene Pension zahlt, vielleicht vierhundert Franken jährlich, um ihre Gastgeber für die Ernährung schadlos zu halten. Frau Bridau muß sich meiner Meinung nach ganz von den Ratschlägen des Herrn Hochon leiten lassen. Aber Deine ausgezeichnete Mutter wird sehr viele Bedenken haben, während ihre Gegner, deren Verhalten ein Meisterwerk der Politik ist, gar keine haben.

Dieser Maxence ist gefährlich, und Du hast sehr recht: ich sehe in ihm einen Menschen, der ungleich tüchtiger ist als Philipp. Dieser Schlingel stellt seine Laster in den Dienst seines Fortkommens und amüsiert sich nicht umsonst, wie Dein Bruder, dessen Torheiten ihm nie genügt haben. Alles, was Du mir sagst, erschreckt mich, denn ich werde nicht viel ausrichten, wenn ich nach Issoudun gehe. Wenn Herr Hochon heimlich hinter Deiner Mutter steht, so kann er Euch nützlicher sein als ich. Du selbst kannst nach Hause fahren, Du taugst zu nichts in dieser Angelegenheit, in der beständige Aufmerksamkeit, genaueste Beobachtung, dienstfeifrige Hingebung, größte Vorsicht im Wort und eine Verstellung in den Gesten not thun, wie sie allen Künstlern antipathisch sind. Wenn man Euch sagt, daß noch kein Testament gemacht ist, so haben sie schon seit langem eins, das glaube nur ruhig. Aber Testamente kann man widerrufen, und solange Dein Onkel, der Dummkopf, lebt, kann er sicherlich der Wirkung der Gewissensbisse und der Religion erliegen. Eure Erbschaft wird das Ergebnis eines Kampfes zwischen der Kirche und der Krebsfischerin sein. Ohne Zweifel wird der Augenblick kommen, in dem diese Frau nichts über den guten Mann vermag, und dann wird die Religion allmächtig sein. Solange Dein Onkel nicht zu Lebzeiten Schenkungen macht und solange er die Art seines Besitzes nicht ändert, so lange ist in dem Augenblick, in dem die Religion die Oberhand gewinnt, alles möglich. Daher mußt Du auch Herrn Hochon bitten, das Vermögen Deines Onkels, so viel er nur kann, zu überwachen. Es handelt sich darum, ob der Grundbesitz verpfändet und wie und auf wessen Namen das Geld angelegt ist. Es ist so leicht, einem alten Mann Befürchtungen für sein Leben einzuflöschen, falls er sich seines Besitzes zugunsten Fremder entäußert, daß ein nur etwas schlauer Erbe einer Bereaubung von allem Anfang an ein Ziel setzen könnte. Aber wird Deine Mutter bei ihrer Unkenntnis der Welt, bei ihrer Uneigennützigkeit und bei ihren religiösen Ideen eine derartige

Intrige leiten können?... Kurz, ich kann Euch nur aufklären. Alles, was Ihr bisher getan habt, mußte warnen, und vielleicht richten sich Eure Gegner danach!..."

"Das nenne ich eine Konsultation in aller Form," rief Herr Hochon, der stolz darauf war, von einem Pariser Anwalt gelobt zu werden. "Oh, Desroches ist ein famoser Kerl," erwiderte Joseph. "Es wäre nicht nutzlos, diesen Brief den beiden Frauen zu geben," sagte der alte Geizhals. "Hier ist er," versetzte der Künstler. "Ich selbst will morgen aufbrechen, und ich will hingehen, meinem Onkel Lebewohl zu sagen." "Ah!" sagte Herr Hochon, "Herr Desroches bittet Sie im Postskriptum, den Brief zu verbrennen." "Verbrennen Sie ihn, nachdem Sie ihn meiner Mutter gezeigt haben," sagte der Maler.

Joseph Bridau zog sich an, überschritt den kleinen Platz und trat bei seinem Onkel ein, der eben sein Frühstück beendete. Max und Flora saßen am Tisch. "Laß dich nicht stören, mein lieber Onkel, ich komme nur, um dir Lebewohl zu sagen." "Sie reisen ab?" fragte Max, indem er mit Flora einen Blick tauschte. "Ja, ich habe Arbeiten im Schloß des Grafen Sérizy; ich habe es damit um so eiliger, als des Grafen Arm lang genug ist, um meinem armen Bruder vor dem Pairshof nützlich zu sein." "Nun, arbeite," sagte der gute Rouget, der Joseph außerordentlich verändert erschien, mit alberner Miene. "Man muß arbeiten... Es tut mir leid, daß du gehst..." "Oh, meine Mutter bleibt noch einige Zeit," erwiderte Joseph. Max machte eine Bewegung mit den Lippen, die die Krebsfischerin bemerkte und die etwa sagen sollte: "Sie wollen den Plan befolgen, von dem Baruch mir gesprochen hat."

"Ich bin recht froh, daß ich mitgekommen bin," sagte Joseph, "denn ich habe das Vergnügen gehabt, dich kennen zu lernen, und dann hast du mein Atelier bereichert..." "Ja," sagte die Krebsfischerin, "statt Ihren Onkel über den Wert seiner Bilder aufzuklären, die man auf über hunderttausend Franken schätzt,

haben Sie sie schleunigst nach Paris geschickt. Der gute, arme Mann! Er ist wie ein Kind!... Man hat uns soeben in Bourges gesagt, es wäre ein kleiner Putz... wie heißt er doch?... Poussin darunter, der vor der Revolution im Chor der Kathedrale gegangen hätte, der sei allein dreißigtausend Franken wert..." „Das ist nicht recht, lieber Nefse," sagte der Greis auf einen Wink Gilets, den Joseph nicht bemerken konnte. „Also, einmal offen," fuhr der Soldat lachend fort, „auf Ihre Ehre, was meinen Sie, was sind Ihre Bilder wert? Bei Gott! Sie haben Ihren Onkel gerupft! Sie waren im Recht: ein Onkel ist dazu da, daß man ihn plündert! Mir hat die Natur einen Onkel versagt; aber, zum Henker, wenn ich einen hätte, ich hätte ihn auch nicht geschont." „Wußten Sie," fragte Flora Rouget, „wieviel Ihre Bilder wert waren?... Wieviel sagten Sie doch, Herr Joseph?" „Aber", erwiderte der Maler, der rot wurde wie eine rote Rübe, „die Bilder sind schon einiges wert." „Man sagt, Sie hätten sie vor Herrn Hochon auf hundertsechzigtausend Franken geschätzt," sagte Flora; „ist das wahr?" „Ja," sagte der Maler, der ehrlich war wie ein Kind. „Und hatten Sie die Absicht," fragte Flora den guten Alten, „Ihrem Neffen hundertsechzigtausend Franken zu schenken?" „Nie, nie!" sagte der Greis unter Floras festem Blick. „Es gibt einen Weg, all das zu ordnen, lieber Onkel," sagte Joseph; „ich werde sie dir zurückgeben." „Nein, nein, behalte sie," sagte der Greis. „Ich werde sie dir zurückschicken," fuhr der Maler fort, den das beleidigende Schweigen Maxence Gilets und Flora Braziers verletzte. „Ich habe meine Pinsel, um mir ein Vermögen zu schaffen, ohne irgend jemandem etwas zu verdanken, selbst meinem Onkel... Ich begrüße Sie, gnädiges Fräulein. Guten Tag, Herr Kommandant..."

Joseph kehrte in einem Zustand der Gereiztheit, den alle Künstler sich ausmalen können, über den Platz zurück. Die ganze Familie Hochon saß im Salon. Als man Joseph gesti-

fulieren und mit sich selber reden sah, fragte man ihn, was er hätte. In Gegenwart von Baruch und Franz erzählte der Maler offen und arglos die Szene, die in zwei Stunden zum Gesprächsthema der ganzen Stadt wurde und die jeder mit mehr oder minder komischen Zutaten schmückte. Einige behaupteten, der Maler sei von Max übel angefahren worden; andere, er habe sich Fräulein Brazier gegenüber schlecht aufgeführt, und Max habe ihn vor die Tür gesetzt.

„Was für ein Kind Ihr Sohn ist!“ sagte Hochon zu Frau Bridau. „Der Gimpel hat sich durch eine Szene täuschen lassen, die man ihm für seinen Abschied aufsparte. Seit vierzehn Tagen kannten Max und die Krebsfischerin den Wert der Bilder, seit er nämlich dumm genug war, ihn hier vor meinen Enkeln zu nennen; die hatten natürlich nichts Dringenderes zu tun, als aller Welt davon zu reden. Ihr Künstler hätte unvermerkt abreißen müssen.“ „Mein Sohn tut recht daran, die Gemälde zurückzugeben, wenn sie einen so hohen Wert besitzen“, sagte Agathe. „Wenn sie seiner Meinung nach zweihunderttausend Franken wert sind“, sagte der alte Hochon, „so ist es eine Dummheit, daß er sich der Möglichkeit aussetzt, sie zurückgeben zu müssen; denn Sie hätten wenigstens diesen Teil der Erbschaft sicher gehabt; so aber, wie die Dinge stehen, werden Sie nichts erhalten!... Und das Ganze ist fast ein Grund für Ihren Bruder, Sie nicht mehr zu empfangen...“

Zwischen Mitternacht und ein Uhr begannen die Ritter vom Müßiggang, den Hunden der Stadt unentgeltliches Futter zu verabreichen. Dieser denkwürdige Streifzug war erst gegen drei Uhr morgens beendet; dann gingen die Halunken zu der Cognette, um ihr Nachtmahl einzunehmen. Um halb fünf kehrten sie in der Dämmerung nach Hause zurück. Doch in dem Augenblick, als Max um die Rue de l'Avenir bog, um die Grand' Rue entlang zu gehen, versetzte ihm Fario, der sich in einer Nische versteckt hielt, genau ins Herz einen Messerstich. Dann zog er die Klinge zurück und entfloh durch die Gräben

von Vilatte, wo er sein Messer mit dem Taschentuch abwischte. Er ging an die Rivière-Forcée, um sein Taschentuch dort zu waschen, und kehrte ruhig nach Saint-Paterne zurück, wo er sich schlafen legte, nachdem er in ein Fenster gestiegen war, das er nur angelehnt hatte. Am Morgen weckte ihn sein neuer Knecht, der ihn im tiefsten Schläfe fand.

Im Sturz stieß Max einen furchtbaren Schrei aus, den niemand mißverstehen konnte. Lousteau-Prangin, der Sohn eines Richters, der mit der Familie des ehemaligen Subdelegierten entfernt verwandt war, und der junge Goddet, der am unteren Ende der Grand' Rue wohnte, rannten zurück, indem sie zueinander sagten: „Man tötet Max!... Zu Hilfe!“ Aber kein Hund bellte; und da jedermann die nächtlichen Übeltäter kannte, so stand niemand auf. Als die beiden Ritter Max erreichten, war er in Ohnmacht gefallen. Man mußte den alten Herrn Goddet wecken.

Max hatte Fario gar wohl erkannt; aber als er um fünf Uhr morgens wieder zur Besinnung kam und sich von mehreren Leuten umringt sah, als er fühlte, daß seine Wunde nicht tödlich sein konnte, bligte ihm auf, daß er aus diesem Überfall Nutzen ziehen konnte, und mit kläglichem Stimm rief er aus: „Ich glaube, ich habe die Augen und das Gesicht dieses verdammten Malers gesehen!...“

Daraufhin lief Lousteau-Prangin schleunigst zu seinem Vater, dem Untersuchungsrichter. Max wurde vom Vater Cognet, von dem jungen Goddet und zwei gemieteten Leuten nach Hause getragen; die Cognette und der alte Goddet gingen zu seinen Seiten. Er lag auf einer Matratze, die auf zwei Stangen ruhte. Herr Goddet wollte nicht eingreifen, bevor Max nicht im Bett lag. Alle, die den Verwundeten trugen, blickten unwillkürlich, während Rousti aufstand, auf die Thür des Herrn Hochon, und dort sahen sie das Dienstmädchen fegen. Bei dem alten Mann öffnete man wie in den meisten Häusern der Provinz die Thür sehr zeitig. Das einzige Wort, das Max ge-

prochen hatte, hatte Verdacht erweckt, und der alte Herr Goddet rief: „Gritte, ist Herr Joseph Bridau im Bett?“ „Ah ja,“ sagte sie, „der ist seit halb fünf unterwegs; er ist die ganze Nacht hindurch im Zimmer auf und ab gegangen; ich weiß nicht, was er hatte.“ Diese naive Antwort rief ein Murmeln des Grauens hervor, und es wurden Ausrufe laut, die das Mädchen herüberlockten, zumal sie ziemlich neugierig war, was man so zum Vater Rouget tragen mochte. „Das ist ja ein sauberer Bursche, euer Maler!“ sagte man. Und die Gruppe zog hinein und ließ die Dienerin entsetzt zurück: sie hatte Max im Sterben mit blutigem Hemd auf der Matratze liegen sehen.

Was Joseph hatte, und was ihn die ganze Nacht hindurch erregte, das können die Künstler sich denken: er sah, daß er das Gesprächsthema der ganzen Stadt war. Man hielt ihn für einen Betrüger, für etwas ganz anderes, als was er sein wollte, nämlich ein ehrlicher Bursche, ein tüchtiger Künstler! Ach, er hätte sein letztes Bild dafür hingegeben, wenn er hätte wie eine Schwalbe nach Paris fliegen und Max die Bilder seines Onkels ins Gesicht werfen können. Der Beraubte sein — und für den Räuber gelten!... Welch ein Hohn! Daher war er auch gleich frühmorgens in die Pappelallee geeilt, die nach Tivoli führte, um seiner Aufregung freien Lauf lassen zu können. Während dieser unschuldige junge Mann sich zum Trost versprach, nie wieder in diese Stadt zurückzukehren, bereitete Max ihm einen Schimpf, der für empfindliche Seelen grauenhaft ist. Als der alte Herr Goddet die Wunde untersucht hatte und erkannte, daß das Messer durch eine kleine Briestasche abgelenkt worden war, tat er, was alle Ärzte und besonders die Chirurgen der Provinz zu tun pflegen: er gab sich den Anschein der Wichtigkeit, indem er sich ‚noch nicht für Max verbürgte‘. Als er dann den boshaften Kriegsknecht verbunden hatte, ging er. Jener Spruch der Wissenschaft war der Krebsfischerin, Jean Jacques Rouget, Kouski und Bedie mitgeteilt worden. Die Krebsfischerin kehrte zu ihrem teuren Max zurück; sie schwamm in

Tränen, während Rousti und Bedie den Leuten, die sich vor der Thür sammelten, die Auskunft gaben, daß der Kommandant so gut wie verloren sei. Diese Nachricht hatte zur Folge, daß sich etwa zweihundert Personen auf der Place Saint-Jean und in den beiden anstoßenden Straßen gruppierten.

„Ich brauche keinen Monat im Bett zu bleiben, und ich weiß, wer den Stich geführt hat,“ sagte Max zu der Krebsfischerin. „Aber wir wollen ihn ausnützen, um die Pariser los zu werden. Ich habe schon gesagt: ich glaubte, den Maler erkannt zu haben; also tu, als müßte ich sterben, und sieh zu, daß Joseph Bridau verhaftet wird; er soll mir zwei Tage das Gefängnis kosten. Ich glaube, die Mutter zur Genüge zu kennen, um überzeugt zu sein, daß sie mit ihrem Maler hui-hui nach Paris reist. Dann haben wir die Priester nicht mehr zu fürchten, die man auf unseren Dummkopf loslassen wollte.“

Als Flora Brazier hinunter stieg, fand sie die Menge sehr für den Eindruck vorbereitet, den sie ihr zu machen vorhatte; sie zeigte sich mit Tränen in den Augen und bemerkte schluchzend, der Maler, der übrigens „ganz danach aussehe“, hätte sich am Abend zuvor wegen der Bilder, um die er den Vater Rouget gerupft hatte, heftig mit Max gezanft. „Dieser Räuber — denn man braucht ihn ja nur anzusehen, so kennt man ihn — glaubt, wenn Max nicht wäre, so würde sein Onkel ihm sein Vermögen hinterlassen; als ob“, sagte sie, „ein Bruder einem nicht näher stände als ein Neffe! Max ist der Sohn des Doktor Rouget. Der Alte hat es mir gesagt, bevor er starb...“

„Ah, den Streich hat er beim Abgang spielen wollen; er hat es sich gut ausgerechnet; er reist ja heute,“ sagte einer der Ritter des Müßiggangs. „Max hat keinen einzigen Feind in Issoudun,“ sagte ein anderer. „Und dann hat Max den Maler erkannt,“ sagte die Krebsfischerin. „Wo ist der verdammte Pariser?... Auf die Suche!...“ rief man. „Auf die Suche!“ erwiderte man; „er hat Herrn Hochons Haus schon in der Dämmerung verlassen.“

Ein Ritter des Müßiggangs eilte alsbald zu Herrn Mouilleron. Die Menge wuchs immerfort, und das Gewirr der Stimmen wurde bedrohlich. Lebhaftige Gruppen versperrten die ganze Grande-Narette; andere standen vor der Kirche des heiligen Johannes. Ein Auflauf hielt die Porte Vilatte besetzt, die Stelle, an der die Petite-Narette ihr Ende erreichte. Man konnte weder unterhalb noch oberhalb der Place Saint-Jean mehr durchkommen; man hätte das Ganze für das Gefolge einer Prozession halten können. Daher hatten denn auch die Herren Lousseau-Brangin und Mouilleron, der Polizeikommissar, der Gendarmerieleutnant und sein Brigadier, den zwei Gendarmen begleiteten, einige Mühe, um zur Place Saint-Jean zu gelangen, die sie durch ein Spalier von Leuten hindurch erreichten. Ihr Schreien und Rufen konnte und mußte sie gegen den so ungerechterweise angeklagten Pariser einnehmen, zumal die Umstände gegen ihn sprachen.

Nach einer Besprechung zwischen Max und den Beamten entsandte Herr Mouilleron den Polizeikommissar und den Brigadier mit einem Gendarmen zur Prüfung des Schauplatzes der That, wie man in der Polizeisprache sagt. Dann begaben sich die Herren Mouilleron und Lousseau-Brangin, begleitet von dem Gendarmerieleutnant, aus dem Hause des Vaters Rouget zu dem des Herrn Hochon hinüber, das am Ende des Gartens von zwei Gendarmen bewacht wurde und von zwei weiteren an der Thür. Die Menge wuchs immer noch. Die Grand' Rue toste von der ganzen Stadt.

Gritte war schon ganz entsetzt zu ihrem Herrn gestürzt und hatte zu ihm gesagt: „Gnädiger Herr, sie werden uns plündern!... Die ganze Stadt ist in Aufruhr! Herr Maxence ist ermordet worden, er liegt im Sterben... und man sagt, Herr Joseph habe den Stich geführt!“

Herr Hochon zog sich schnell an und stieg hinab; aber vor dem wütenden Pöbel war er jählings zurückgewichen und hatte seine Thür verriegelt. Nachdem er Gritte verhört hatte, wußte

er, daß sein Gast mit dem Tagesgrauen ausgegangen und die ganze Nacht hindurch in großer Erregung auf und ab geschritten war; er war noch nicht wieder zu Hause. Entsetzt eilte er zu Frau Hochon, die der Lärm schon geweckt hatte, und theilte ihr die furchtbare Nachricht mit, die, sie mochte wahr oder falsch sein, ganz Issoudun auf der Place Saint-Jean in Aufruhr versetzte.

„Er ist sicher unschuldig!“ sagte Frau Hochon. „Aber bis seine Unschuld erkannt wird, kann man hier eindringen und uns plündern,“ sagte Herr Hochon, der leichenblaß geworden war, denn er hatte Gold im Keller. „Und Agathe?“ „Die schläft wie ein Murmeltier!“ „Ach, um so besser,“ sagte Frau Hochon; „ich wollte, sie schlief die ganze Zeit hindurch, bis sich alles aufklärt. Ein solcher Schlag könnte die arme Kleine töten!“

Aber Agathe erwachte und stieg, kaum angekleidet, hinab, denn das Schweigen der Magd, die sie fragte, hatte ihr Kopf und Herz in Verwirrung gebracht. Sie fand Frau Hochon blaß und mit Tränen in den Augen neben ihrem Gatten an einem der Fenster des Saals.

„Mut, meine Kleine! Gott schickt uns unsere Heimsuchungen,“ sagte die alte Frau. „Man beschuldigt Joseph...“ „Wessen?“ „Einer schlimmen Handlung, die er nicht begangen haben kann,“ erwiderte Frau Hochon.

Als Agathe diese Worte hörte und den Gendarmerieleutnant mit den Herren Mouilleron und Lousteau=Prangin eintreten sah, wurde sie ohnmächtig.

„Kommt,“ sagt Herr Hochon zu seiner Frau und Gritte, „führt Frau Bridau hinaus; Frauen können unter solchen Umständen nur stören... Geht beide mit ihr in dein Zimmer... Sehen Sie sich, meine Herren,“ sagte der Greis. „Der Irrtum, der uns Ihren Besuch einträgt, wird sich, so hoffe ich, bald aufklären.“ „Selbst wenn ein Irrtum vorläge,“ erwiderte Herr Mouilleron, „so ist die Erbitterung in dieser Menge

so stark, und die Köpfe sind so erregt, daß ich für den Angeklagten fürchte... Ich möchte ihn in den Justizpalast bringen, um die Gemüther zu beruhigen." „Wer hätte geahnt, welcher Liebe Herr Maxence Gilet sich erfreut?..." sagte Lousteau-Prangin. „In diesem Augenblick strömen zwölfhundert Menschen aus dem Römischen Viertel herbei, sagt mir soeben einer meiner Leute," bemerkte der Gendarmerieleutnant, „und sie schreien nach Rache." „Wo ist Ihr Gast denn?" fragte Herr Mouilleron Herrn Hochon. „Er geht in den Feldern spazieren, glaube ich..." „Rufen Sie Gritte zurück," sagte der Untersuchungsrichter ernst; „ich hatte gehofft, Herr Bridau würde das Haus nicht verlassen haben. Sie wissen doch ohne Zweifel, daß das Verbrechen nur wenige Schritte von hier entfernt und in der Dämmerung begangen worden ist?"

Während Herr Hochon ging, um Gritte zu holen, tauschten die drei Beamten bedeutsame Blicke. „Das Gesicht dieses Malers hat mir nie gefallen," sagte der Leutnant zu Herrn Mouilleron.

„Mein Kind," fragte der Richter, als er Gritte eintreten sah, „ich höre, du hast Herrn Joseph Bridau heute morgen ausgehen sehen?" „Ja, Herr," antwortete sie; sie zitterte wie ein Espenblatt. „Um welche Zeit?" „Gleich, als ich aufgestanden war; er ist die ganze Nacht in seinem Zimmer auf und ab gegangen, und er war schon angezogen, als ich herunter kam." „War es schon Tag?" „Es dämmerte." „Er sah aufgeregt aus?" „Ja, wahrhaftig, er ist mir ganz sonderbar vorgekommen." „Lassen Sie mir durch einen Ihrer Leute meinen Amtsschreiber kommen," sagte Lousteau-Prangin zu dem Leutnant, „und er soll Verhaftet..." „Mein Gott! Ubereilen Sie sich nicht!" sagte Herr Hochon. „Die Aufregung des jungen Mannes läßt sich auf andere Art und Weise erklären als durch den Plan zu einem Verbrechen: er bricht heute in einer Sache nach Paris auf, in der Gilet und Fräulein Brazier seine Ehrlichkeit angezweifelt hatten." „Ja, die Geschichte mit den Bil-

dern," sagte Herr Mouilleron; „die war gestern der Gegenstand eines recht lebhaften Streites, und man sagt, die Künstler sind Hitzköpfe.“ „Wer hatte in ganz Issoudun ein Interesse daran, Maxence zu töten?“ fragte Lousteau. „Niemand. Kein eifersüchtiger Gatte noch irgend jemand sonst; denn der Bursche hat niemandem je etwas zuleide getan.“ „Aber was trieb denn Herr Gilet um halb fünf in den Straßen von Issoudun?“ fragte Herr Hochon. „Halt! Herr Hochon," erwiderte Mouilleron, „lassen Sie uns tun, was unseres Amtes ist. Sie wissen nicht alles: Max hat Ihren Maler erkannt..."

In diesem Augenblick kam vom Ende der Stadt her ein Geschrei, und während es wie das Rollen eines Donnerschlags die Grande-Marettte entlang lief, wuchs es immer mehr. „Da ist er! Da ist er! Er ist verhaftet!..." Diese Worte lösten sich deutlich von dem Untergrund eines furchtbaren Volksaufstands ab. Wirklich wurde der arme Joseph, der ruhig über die Mühle von Landrôle nach Hause zurückkehrte, um zum Frühstück da zu sein, als er die Place Misère erreichte, von allen Gruppen zugleich bemerkt. Es war ein Glück für ihn, daß zwei Gendarmen in vollem Lauf herbeigeeilt kamen, um ihn den Leuten vom Römischen Viertel zu entreißen, die ihn schon schonungslos an den Armen gepackt hatten und nach Rache schrien.

„Platz! Platz!" riefen die Gendarmen, die zwei ihrer Gefährten herbeiriefen, damit einer vor und einer hinter Bridau herging. „Sehen Sie, Herr," sagte einer von denen, die ihn hielten, zu dem Maler, „im Augenblick handelt es sich ebenso sehr um unsere Haut wie um Ihre. Unschuldiger oder schuldig, wir müssen Sie gegen den Aufruhr schützen, den die Ermordung des Kommandanten Gilet verursacht hat; das Volk hier beschuldigt Sie nicht nur, es hält Sie steif und fest für den Mörder. Die Leute da beten Herrn Gilet an; sehen Sie nur hin, sie scheinen ganz danach angetan, sich selber Recht zu verschaffen. Ach, wir haben's erlebt, wie sie 1830 die Steuer-

beamten geklopft haben; für die war das kein Fest, das können Sie mir glauben!"

Joseph Bridau wurde bleich wie ein Sterbender; er raffte all seine Kräfte zusammen, um nur gehen zu können. „Jedenfalls“, sagte er, „bin ich unschuldig. Vorwärts!...“ Und er erlebte seine Kreuztragung, der Maler! Er mußte Schreie, Schmähungen, Drohungen hinnehmen, als er den furchtbaren Weg von der Place Misère bis zur Place Saint-Jean zurücklegte. Die Gendarmen mußten gegen die wütende Menge den Säbel ziehen, denn man bewarf sie mit Steinen. Man hätte sie fast verwundet, und einige Geschosse erreichten Josephs Beine, Schultern und Hut.

„Da sind wir!“ sagte einer der Gendarmen, als sie in Herrn Hochons Saal eintraten. „Das war nicht so leicht, Herr Leutnant.“ „Jetzt handelt es sich darum, diese Volksmenge auseinander zu treiben, und ich sehe nur eine Möglichkeit, meine Herren,“ wandte sich der Offizier an die Beamten, „wir müssen Herrn Bridau in Ihrer Mitte in den Justizpalast überführen; ich werde mit meinen Gendarmen einen Ring um Sie schließen. Man kann für nichts bürgen, wenn man sechs-tausend Rasenden gegenüber steht...“ „Sie haben recht,“ sagte Herr Hochon, der immer noch für sein Gold zitterte. „Wenn das die beste Art ist, in Issoudun die Unschuld zu schützen,“ bemerkte Joseph, „so mache ich Ihnen mein Kompliment. Ich bin fast schon gesteinigt worden...“ „Wollen Sie zusehen, daß man das Haus Ihres Gastgebers stürmt und plündert?“ sagte der Leutnant. „Können wir mit unseren Säbeln einer Menschenflut Widerstand leisten, die vorwärts gedrängt wird von einem gereizten Pöbelhaufen, und in der niemand die Formen der Rechtsprechung kennt?...“ „Nur vorwärts! meine Herren, wir werden uns nachher auseinandersetzen,“ sagte Joseph, der seine ganze Kaltblütigkeit zurückgewann. „Platz, meine Freunde!“ rief der Leutnant; „er ist verhaftet, wir führen ihn ins Gefängnis!“ „Achtung vor

der Justiz, meine Freunde!" rief Herr Mouilleron. „Wollt ihr ihn nicht lieber auf der Guillotine sehen?" fragte einer der Gendarmen eine drohende Gruppe. „Ja, ja," rief ein Wüthender, „man soll ihn guillotinieren!" „Man soll ihn guillotinieren!" riefen die Frauen.

Am Ende der Grande-Narrette sagte man untereinander: „Man führt ihn auf die Guillotine! Man hat das Messer bei ihm gefunden!" „Oh, der Halunke!" „So sind die Pariser!" „Der trug ja das Verbrechen auf der Stirn geschrieben!"

Obgleich Joseph alles Blut in den Kopf stieg, legte er den Weg von der Place Saint-Jean bis zum Justizpalast mit bemerkenswerter Ruhe und Haltung zurück. Nichtsdestoweniger war er froh, als er sich endlich im Arbeitszimmer des Herrn Lousteau=Prangin befand. „Ich glaube," sagte er, indem er sich an Herrn Mouilleron, Herrn Lousteau=Prangin und den Amtsschreiber wandte, „ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, meine Herren, daß ich unschuldig bin. Ich kann Sie nur bitten, mir bei dem Nachweis meiner Unschuld behilflich zu sein. Ich weiß nichts von der ganzen Sache." Als der Richter ihm alle Verdachtsmomente dargelegt hatte, die auf ihm lasteten, indem er mit Gilets Erklärung schloß, war er vernichtet. „Aber", sagte er, „ich bin erst nach fünf Uhr aus dem Hause gegangen; ich habe den Weg durch die Grand'Rue eingeschlagen, und um halb sechs sah ich mir die Fassade Ihrer Saint-Eyr-Kirche an. Ich habe da mit dem Küster gesprochen, der kam, um das Angelus zu läuten, und ich habe ihn um Auskunft über den Bau gebeten, der mir sonderbar und unvollendet scheint. Dann bin ich über den Gemüsemarkt gegangen, wo schon Marktfrauen saßen. Von dort bin ich über die Place Misère und den Pont aux Anes zur Mühle von Landrôle geschlendert, wo ich fünf oder sechs Minuten ruhig den Enten zugeschaut habe; die Müllerburschen müssen mich bemerkt haben. Ich habe dort auch Frauen gesehen, die zum Waschtrog gingen, sie müssen noch dort sein; sie lachten

über mich und sagten, ich sei nicht gerade schön; ich gab ihnen zurück, in den Aultern, die auch nicht schön wären, steckten Perlen. Dann bin ich auf der großen Allee bis Tivoli spazieren gegangen und habe dort mit dem Gärtner geplaudert . . . Lassen Sie diese Tatsachen untersuchen und setzen Sie mich nicht ins Gefängnis, denn ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihr Zimmer nicht eher zu verlassen, als bis Sie sich von meiner Unschuld überzeugt haben."

Diese verständige Rede, die ohne jedes Zögern und mit der Ruhe eines Mannes, der seiner Sache sicher ist, gesprochen wurde, rief einigen Eindruck bei den Beamten hervor. „Also, man muß all die Leute laden und sie auffuchen lassen," sagte Herr Mouilleron; „aber das ist nicht in einem Tage getan. Entschließen Sie sich in Ihrem eigenen Interesse, im Justizpalast in Haft zu bleiben." „Vorausgesetzt, daß ich an meine Mutter schreiben kann, um sie zu beruhigen, die arme Frau . . . Sie sollen den Brief lesen!" Diese Bitte war zu berechtigt, als daß man die Gewährung hätte abschlagen können; und Joseph schrieb diese wenigen Worte:

„Mache Dir keine Sorge, meine liebe Mutter: der Irrtum, dessen Opfer ich bin, wird leicht aufzuklären sein, und ich habe die Mittel dazu geliefert. Morgen, vielleicht schon heute abend bin ich frei. Ich küsse Dich! Sage Herrn und Frau Hochon, wie leid mir diese Störung tut, an der ich unschuldig bin, denn sie ist das Werk eines Zufalls, den ich noch nicht verstehe."

Als der Brief eintraf, lag Frau Bridau in einem nervösen Anfall auf den Tod danieder, und die Tränke, die Herr Goddet ihr schluckweise einzulösen suchte, blieben wirkungslos. Daher wirkte denn auch der Brief wie ein Balsam. Nach einigen Erschütterungen verfiel Agathe in jene Kraftlosigkeit, wie sie solchen Krisen folgt. Als Herr Goddet seine Kranke noch einmal besuchte, bedauerte sie, Paris verlassen zu haben. „Gott hat mich gestraft," sagte sie mit Tränen in den Augen.

„Hätte ich nicht ihm vertrauen und die Erbschaft meines Bruders von ihm erwarten müssen? . . .“

„Gnädige Frau, wenn Ihr Sohn unschuldig ist, so ist Maxence ein großer Schurke,“ sagte Herr Hochon ihr ins Ohr, „und wir werden in dieser Angelegenheit nicht die Stärkeren bleiben; deshalb kehren Sie nach Paris zurück.“ „Nun?“ fragte Frau Hochon Herrn Goddet, „wie geht es Herrn Gilet?“ „Die Wunde ist schwer, aber nicht tödlich. Nach einem Monat der Pflege ist alles gut. Als ich ihn verließ, schrieb er an Herrn Mouilleron, um die Freilassung Ihres Sohnes zu verlangen, gnädige Frau,“ sagte er zu der Kranken. „Oh, Max ist ein braver Junge. Ich habe ihm gesagt, in welchem Zustand Sie wären, und da ist ihm etwas an der Kleidung seines Mörders eingefallen, was ihm bewies, daß es nicht Ihr Sohn sein konnte; der Mörder trug Filzüberschuhe, und es ist so gut wie sicher, daß Ihr Herr Sohn in Stiefeln ausgegangen ist . . .“ „Ach! Gott verzeihe ihm, was er Schlimmes an mir getan hat! . . .“

Nachts hatte ein Mann Gilet einen Brief gebracht, der in nachgeahmter Druckschrift geschrieben war und also lautete:

„Der Hauptmann Gilet dürfte nicht einen Unschuldigen in den Händen der Polizei lassen. Derjenige, der den Stich geführt hat, verspricht, nicht von neuem zu beginnen, wenn Herr Gilet Herrn Joseph Bridau befreit, ohne den Schuldigen zu nennen.“

Als Max diesen Zettel gelesen und verbrannt hatte, schrieb er an Herrn Mouilleron einen Brief, der die von Herrn Goddet bereits mitgeteilte Beobachtung enthielt; er bat, Joseph in Freiheit zu setzen und ihn selbst aufzusuchen, damit er die Sache erklären könnte. In dem Augenblick, als dieser Brief bei Herrn Mouilleron eintraf, hatte Lousteau-Prangin bereits durch die Aussagen des Küsters, einer Gemüsehändlerin, der Wäscherinnen, der Müllerburschen der Mühle von Landrôle und des Gärtners von Grapezle die Wahrheit der von Joseph

gemachten Angaben nachprüfen können. Der Brief bewies vollends die Unschuld des Angeklagten, den Herr Mouilleron jetzt selbst zu Herrn Hochon zurückführte. Joseph wurde von seiner Mutter mit einem solchen Überschwang von Zärtlichkeiten empfangen, daß dies arme verkannte Kind dem Zufall für eine Widerwärtigkeit dankte, die ihm all diese Beweise der Liebe eintrug; genau wie in Lafontaines Fabel der Ehemann dem Diebe dankte.

„Oh!“ sagte Herr Mouilleron mit amtsstüchtiger Miene, „ich hatte ja gleich an der Art, wie Sie die wütende Menge ansahen, erkannt, daß Sie unschuldig waren; aber trotz meiner Überzeugung, sehen Sie . . . Wenn man Issoudun kennt, so war schon das beste Mittel, Sie zu schützen, daß man Sie verhaftete, wie es geschehen ist. Aber Ihre Haltung war wundervoll!“ „Ich dachte an etwas ganz anderes,“ sagte der Maler einfach. „Ich kenne einen Offizier, der mir erzählt hat, wie er in Dalmatien unter fast den gleichen Umständen von einem aufgeregten Pöbel verhaftet wurde, als er eines Morgens von einem Spaziergang nach Hause kam . . . Dieses Zusammenreffen beschäftigte mich, und dann sah ich mir all diese Köpfe mit dem Gedanken an, einen Aufstand des Jahres 1793 zu malen . . . Und schließlich sagte ich mir: du Lump! dir geschieht ganz recht, wenn du einer Erbschaft nachjagst, statt in deinem Atelier zu sitzen und zu malen . . .“

„Wenn Sie mir erlauben wollen, Ihnen einen Rat zu geben,“ sagte der Generalprokurator, „so werden Sie heute abend um elf Uhr einen Wagen nehmen, den Ihnen der Postmeister leihen wird, und dann fahren Sie von Bourges aus mit der Post nach Paris zurück.“ „Das ist auch meine Meinung,“ sagte Herr Hochon, der darauf brannte, seinen Gast abreißen zu sehen. „Und auch mein heißester Wunsch ist es, Issoudun zu verlassen, obgleich meine einzige Freundin hier zurückbleibt,“ sagte Agathe, indem sie Frau Hochons Hand ergriff und küßte. „Und wann werde ich Sie wiedersehen?“

„Ach, meine Kleine, wir sehen uns erst dort oben wieder! . . Wir haben“, sagte sie ihr ins Ohr, „hier unten genug gelitten, damit Gott uns in Gnaden aufnimmt.“

Einen Augenblick darauf, als Herr Mouilleron mit Max gesprochen hatte, setzte Britte Herrn und Frau Hochon, Agathe, Joseph und Adolphine sehr in Erstaunen, indem sie den Besuch des Herrn Rouget meldete. Jean Jacques kam, um seiner Schwester Lebewohl zu sagen und ihr seine Kalesche für die Fahrt nach Bourges anzubieten.

„Ach, deine Bilder haben uns viel Schlimmes angetan!“ sagte Agathe. „Behaltet sie, liebe Schwester,“ erwiderte der gute Mann, der immer noch nicht an den Wert der Bilder glaubte. „Lieber Nachbar,“ sagte Herr Hochon, „unsere besten Freunde, unsere treuesten Beschützer sind unsere Verwandten, besonders wenn sie Ihrer Schwester Agathe und Ihrem Neffen Joseph gleichen!“ „Das mag sein,“ sagte der stumpfe Greis. „Man muß daran denken, sein Leben als Christ zu beschließen,“ sagte Frau Hochon. „Ach, Jean Jacques,“ rief Agathe, „was für ein Tag!“ „Nimmst du meinen Wagen an?“ fragte Rouget. „Nein, lieber Bruder,“ erwiderte Frau Bridau, „ich danke dir und wünsche dir gute Gesundheit!“

Rouget ließ sich von seiner Schwester und seinem Neffen umarmen; dann ging er, nachdem er ihnen ohne Zärtlichkeit Lebewohl gesagt hatte. Auf ein Wort seines Großvaters hin war Baruch schnell auf die Post gegangen. Um elf Uhr abends saßen die beiden Pariser in einem einspännigen Korbwagen, der von einem Postillion gelenkt wurde, und verließen Issoudun. Adolphine und Frau Hochon hatten Tränen in den Augen; sie allein bedauerten Agathes und Josephs Scheiden.

„Sie sind fort,“ sagte Franz Hochon, als er mit der Krebsfischerin zu Max ins Zimmer trat. „Schön, der Streich ist gelungen,“ erwiderte Max, den das Fieber niederdrückte. „Aber was hast du dem Vater Mouilleron gesagt?“ fragte Franz. „Ich habe ihm gesagt, ich hätte meinem Mörder fast das Recht

gegeben, mir an einer Straßenecke aufzulauern, und dieser Mann sei imstande, wenn man die Sache verfolgte, mich, ehe er verhaftet würde, wie einen Hund niederzuschießen. Daher habe ich Mouilleron und Prangin gebeten, sich scheinbar den sorgfältigsten Nachforschungen zu widmen, aber meinen Mörder in Ruhe zu lassen, wenn sie nicht erleben wollten, daß er mich wirklich tötete." „Ich hoffe, Max," sagte Flora, „ihr werdet euch einige Zeit hindurch des Nachts ruhig verhalten!" „Nun, wir sind die Pariser los!" rief Max. „Der, der den Stich gegen mich führte, hätte uns keinen größeren Dienst leisten können."

Am folgenden Tage feierte die ganze Stadt mit Ausnahme der äußerst ruhigen und zurückhaltenden Leute, die die Anschauungen des Herrn und der Frau Hochon teilten, die Abreise der Pariser, wiewohl sie nur die Folge eines beklagenswerten Irrtums war, als einen Sieg der Provinz über Paris. Ein paar mit Max befreundete Leute sprachen sich recht hart über die Bridaus aus. „Ja, diese Pariser glauben, wir seien Dummköpfe, und man brauche nur den Hut hinzuhalten, so regneten Erbschaften hinein! . . ." „Sie waren gekommen, um sich Wolle zu holen; aber sie ziehen selbst geschoren ab, denn der Nefse ist nicht nach dem Geschmack des Onkels." „Und, bitte, sie hatten einen Pariser Anwalt als Berater . . ." „Ah! Sie hatten einen ganzen Plan?" „Aber ja, den Plan, sich zu Herren des Vaters Rouget zu machen; doch die Pariser hatten nicht die Kraft, und der Anwalt kann sich nicht über die Berrichonen lustig machen . . ." „Wissen Sie, das ist ja scheußlich!" „So sind die Leute aus Paris! . . ." „Die Krebsfischerin ist angegriffen worden; sie hat sich verteidigt." „Und daran hat sie recht getan! . . ." Für die ganze Stadt waren die Bridaus Pariser, Fremde; man zog ihnen Max und Flora vor.

Man kann sich leicht denken, mit welcher Genugthuung Agathe und Joseph in ihre kleine Wohnung der Rue Mazarine zu-

rückkehrten, als sie den Feldzug hinter sich hatten. Der Künstler hatte unterwegs seine Lustigkeit wieder gefunden, die er durch die Szene seiner Verhaftung und durch die zwanzig Stunden der Gefangenschaft eingebüßt hatte. Agathe erholte sich um so weniger leicht von ihren Aufregungen, als der Pairshof gerade mit dem Prozeß gegen die Verschwörer beginnen wollte. Philipps Verhalten erweckte trotz der Gewandtheit seines Verteidigers, den Desroches beriet, allerlei Argwohn, der nicht zugunsten seines Charakters sprach. Deshalb entführte denn Joseph auch, sobald er Desroches über die Vorgänge in Issoudun aufgeklärt hatte, Mistrigis auf das Schloß des Grafen von Sérizy, um nur nichts von diesem Prozeß zu hören, der zwanzig Tage in Anspruch nahm.

Es ist nicht nötig, hier auf Tatsachen zurückzukommen, die zur zeitgenössischen Geschichte gehören. Sei es, daß er irgend- eine verabredete Rolle gespielt hatte, sei es, daß er einer der Verräter war: Philipp wurde für fünf Jahre unter Aufsicht der politischen Polizei gestellt und gezwungen, noch am Tage seiner Freilassung nach Autun aufzubrechen; denn diese Stadt wies ihm der Generalpolizeipräsident des Königreichs während der fünf Jahre als Aufenthalt an. Eine solche Strafe kam etwa der Haft jener Gefangenen gleich, denen man auf ihr Ehrenwort hin eine Stadt zum Gefängnis anweist.

Als Desroches erfuhr, daß der Graf von Sérizy, einer der von der Kammer gewählten Pairs, die in dem Prozeß die Untersuchung geleitet hatten, Joseph mit der Ausschmückung des Schlosses von Presles betraute, suchte er bei diesem Staatsminister um eine Audienz nach; er fand den Grafen sehr für Joseph eingenommen, denn er hatte zufällig Bekanntschaft mit ihm geschlossen. Desroches setzte ihm die finanzielle Lage der beiden Brüder auseinander und erinnerte an die von ihrem Vater geleisteten Dienste, die durch die Restauration in Vergessenheit geraten waren. „Solche Ungerechtigkeiten, Excellenz," sagte der Anwalt, „haben dauernd Vereiztheit und

Unzufriedenheit zur Folge. Sie haben den Vater gekannt; ermöglichen Sie es wenigstens den Kindern, ihr Glück zu machen." Er schilderte kurz den Stand der Angelegenheiten der Familie in Issoudun, indem er den allmächtigen Vizepräsidenten des Staatsrats bat, bei dem Generalpolizeipräsidenten einen Schritt zu unternehmen, damit dieser Philipp anstatt Autun Issoudun zum Aufenthalt anwies. Schließlich sprach er von Philipps furchtbarer Not, indem er um eine monatliche Unterstützung von sechzig Franken bat, die das Kriegsministerium anstandshalber einem ehemaligen Oberstleutnant gewähren mußte. „Ich werde tun, was Sie verlangen, denn das alles scheint mir nur gerecht,“ erwiderte der Staatsminister.

Drei Tage darauf begab sich Desroches, mit den nötigen Ausweisen versehen, zum Gefängnis des Pairshofs, um Philipp zu holen und ihn in seine Wohnung in der Rue de Béthisy zu führen. Dort machte der junge Anwalt dem schrecklichen Kriegsknecht eine jener Vorhaltungen, auf die es eine Erwiderung nicht gibt und in denen ein Anwalt die Dinge mit ihrem richtigen Maß mißt und das Verhalten seiner Klienten mit ungeschminkten Worten in das rechte Licht setzt, sowie ihre Empfindungen, falls er so weit Anteil an ihnen nimmt, daß er ihnen eine Standpredigt hält, auf ihren einfachsten Ausdruck zurückführt und darlegt. „Da es so steht,“ sagte der Anwalt, „können Sie wieder gutmachen, was noch wieder gutzumachen ist von all dem Unrecht, das Sie Ihrer ausgezeichneten Familie angetan haben; denn Sie können der armen Frau, der Sie den Todesstreich versetzt haben, nicht das Leben zurückgeben; aber Sie allein können . . .“ „Und wie das anfangen?“ fragte Philipp. „Ich habe es durchgesetzt, daß man Ihnen statt Autun Issoudun als Aufenthaltsort anweist.“ Philipps Gesicht, das so abgemagert, das fast finster geworden und von den Krankheiten, den Leiden und Entbehrungen verzehrt war, hellte sich plötzlich unter einem Freudenblitz auf. „Sie allein, sage ich, können die Erbschaft

des Vaters Rouget zurückgewinnen, die vielleicht schon halb im Rachen dieses Wolfes namens Gilet steckt," fuhr der Anwalt fort. „Sie kennen alle Einzelheiten; es ist an Ihnen, danach zu handeln. Ich will Ihnen keinen Plan vorschreiben; ich habe in dieser Hinsicht keinerlei Gedanken; übrigens sieht auf dem Kriegsschauplatz alles anders aus. Sie haben es mit einem starken Gegner zu tun; der Bursche ist schlau, und die Art, wie er die Bilder zurückgewinnen wollte, die Ihr Onkel Joseph geschenkt hatte, die Verwegenheit, mit der er Ihrem armen Bruder ein Verbrechen auflud, deuten auf einen Feind, der zu allem imstande ist. Seien Sie also vorsichtig und versuchen Sie, aus Berechnung verständig zu sein, wenn Sie es aus Temperament nicht sein können. Ohne Joseph ein Wort davon zu sagen, denn sein Künstlerstolz hätte sich dagegen empört, habe ich die Bilder an Herrn Hochon zurückgeschickt und ihm geschrieben, sie niemandem auszuliefern als Ihnen. Dieser Maxence Gilet ist tapfer . . ." „Um so besser," sagte Philipp; „ich rechne für meinen Erfolg sehr auf den Mut dieses Schlingels; denn ein Feigling würde aus Issoudun fortgehen." „Also, denken Sie an Ihre Mutter, die Ihrer mit anbetungswürdiger Zärtlichkeit gedenkt; an Ihren Bruder, aus dem Sie Ihre Milchkuh gemacht haben . . ." „Ah, er hat Ihnen von diesen Dummheiten gesprochen? . . ." rief Philipp aus. „Gehen Sie, bin ich nicht der Freund der Familie? Weiß ich nicht mehr von Ihnen als sie?" „Was wissen Sie?" fragte Philipp. „Sie haben Ihre Kameraden verraten . . ." „Ich!" rief Philipp aus. „Ein Ordonnanzoffizier des Kaisers? Das wäre! . . . Wir haben die Pairskammer hineingelegt, die Polizei, die Regierung und die ganze verdammte Bude! Die Leute des Königs haben sich keinen Vers daraus machen können! . . ." „Schön, wenn es so ist," erwiderte der Anwalt; „aber sehen Sie, die Bourbonen kann man nicht mehr stürzen, sie haben Europa für sich, und Sie müßten daran denken, mit dem Kriegsminister Frieden zu schließen . . . Nun,

Sie werden Frieden schließen, wenn Sie reich sind. Damit Sie reich werden können, Sie und Ihr Bruder, bemächtigen Sie sich Ihres Onkels. Wenn Sie eine Sache durchführen wollen, die so viel Gewandtheit, Vorsicht und Geduld erfordert, so haben Sie Ihre fünf Jahre hindurch genug zu tun . . ."

"Nein, nein," sagte Philipp, "da muß man schnell sein; dieser Gilet könnte das Vermögen meines Onkels flüssig machen, es auf den Namen dieses Mädchens umschreiben, und alles wäre verloren." "Schließlich ist Herr Hochon ein Mann, der einen guten Rat geben kann und der die Dinge richtig sieht; besprechen Sie sich mit ihm. Sie haben Ihre Scheine — Ihr Platz in der Post nach Orleans ist auf halb acht belegt —, Ihr Koffer ist gepackt, kommen Sie mit zum Essen!" "Ich besitze nichts, als was ich trage," sagte Philipp, indem er einen scheußlichen blauen Rock aufschlug; "aber mir fehlen drei Dinge, die Sie Giroudeau, Finots Onkel, meinen Freund, bitten werden mir zu schicken: mein Säbel, mein Schwert und meine Pistolen! . . ." "Es fehlt Ihnen ganz etwas anderes," sagte der Anwalt, der erschauerte, als er seinen Klienten ansah. "Sie werden eine Entschädigung für drei Monate erhalten, um sich anständig einzukleiden."

"Ach, du bist da, Godeschall!" rief Philipp plötzlich, als er in Desroches' erstem Schreiber Mariettes Bruder erkannte. "Ja, ich bin seit zwei Monaten bei Herrn Desroches." "Er wird bei mir bleiben, hoffe ich," sagte Desroches, "bis er wegen eines Notariats unterhandelt." "Und Mariette?" fragte Philipp, den seine Erinnerungen bewegten. "Sie wartet auf die Eröffnung des neuen Saals." "Es würde sie so wenig kosten," sagte Philipp, "meine Verbannung aufheben zu lassen . . . Nun, wie sie will!"

Nach dem mageren Diner, das Desroches Philipp anbot, denn er beköstigte seinen ersten Schreiber, brachten die beiden Anwälte den verurteilten Politiker zu seinem Wagen und wünschten ihm viel Glück.

Am zweiten November, Allerseelen, meldete Philipp Bridau sich bei dem Polizeikommissar von Issoudun, um sich auf seinem Schein den Tag seiner Ankunft bestätigen zu lassen; dann suchte er sich nach dem Rat dieses Beamten eine Wohnung in der Rue de l'Avenir. Sofort verbreitete sich das Gerücht von der Verbannung eines der Offiziere, die in die letzte Verschwörung verwickelt waren, in ganz Issoudun, und es erregte um so mehr Aufsehen, als man zugleich erfuhr, daß dieser Offizier der Bruder des unschuldig angeklagten Malers sei.

Maxence Gilet, der mittlerweile von seiner Wunde völlig geheilt war, hatte die so schwierige Transaktion beendet, alle Hypotheken des Vaters Rouget flüssig gemacht und sie in Staatspapieren angelegt. Die Anleihe über hundertundvierzigtausend Franken, die der Greis auf seinen Grundbesitz aufnahm, erregte großes Aufsehen, denn in der Provinz erfährt man alles. Im Interesse der Bridaus fragte Herr Hochon, der sich über dieses Unheil aufregte, den alten Herrn Héron, Rougets Notar, nach dem Zweck dieser Schiebungen.

„Die Erben des Vaters Rouget schulden mir, wenn der Vater Rouget anderer Meinung wird, eine schöne Opferkerze!“ rief Herr Héron aus. „Ohne mich hätte der gute Mann die fünfzigtausend Franken Rente auf den Namen Maxence Gilets eintragen lassen . . . Ich habe Fräulein Brazier gesagt, sie müßte sich in Anbetracht der zahlreichen Beweise für ihre Machenschaften, die die vielfachen Schiebungen auf allen Seiten liefern würden, bei Strafe eines Prozesses auf Beraubung an das Testament halten. Um Zeit zu gewinnen, habe ich Maxence und seiner Geliebten geraten, diesen plötzlichen Wechsel in den Gewohnheiten des guten Mannes erst in Vergessenheit geraten zu lassen.“ „Machen Sie sich zum Advokaten und Beschützer der Bridaus, denn sie haben nichts,“ sagte Herr Hochon zu Herrn Héron; er hatte Gilet nicht verziehen, welche Qualen er in der Angst vor einer Plünderung seines Hauses ausgestanden hatte.

Maxence Gilet und Flora Brazier, die sich außer Schußweite wußten, scherzten also, als sie von der Ankunft des zweiten Neffen hörten. Sie wußten, daß sie die Kapitalien, sobald Philipp ihnen die geringste Sorge machte, auf Max oder auf Flora überschreiben lassen konnten; denn sie brauchten nur den Vater Rouget zu zwingen, daß er eine Vollmacht unterschrieb. Wenn das Testament widerrufen wurde, so waren fünfzigtausend Franken Rente eine ganz hübsche Entschädigung, zumal man den Grundbesitz mit einer Hypothek von hundertundvierzigtausend Franken belastet hatte.

Am Tage nach seiner Ankunft stellte Philipp sich gegen zehn Uhr ein, um seinem Onkel einen Besuch zu machen; er legte Wert darauf, sich in seinem furchtbaren Kostüm zu zeigen. Als der Flüchtling aus dem Hospital des Südens, als der Gefangene des Luxembourg den Saal betrat, empfand denn auch Flora Brazier bei seinem abstoßenden Anblick etwas wie einen Schauer im Herzen. Ebenso spürte Gilet jene Erschütterung in Geist und Empfindung, durch die die Natur uns vor einer verborgenen Feindschaft oder vor einer kommenden Gefahr warnt. Wenn Philipp schon in den Gesichtszügen seinen letzten Prüfungen einen gewissen finsternen Ausdruck verdankte, so steigerte seine Kleidung diesen Ausdruck noch. Aus traurigen Gründen blieb sein jämmerlicher blauer Rock militärisch bis zum Kinn zugeknöpft, aber trotzdem zeigte er noch immer nur zu gut, was er verbergen sollte. Das untere Ende der Hose, das abgenutzt war wie die Kleidung eines Invaliden, sprach von tiefem Elend. Die Stiefel hinterließen feuchte Spuren, da durch die offen stehenden Sohlen kotiges Wasser rann. Der graue Hut, den der Oberst in der Hand hielt, zeigte den Blicken ein entsetzlich fettiges Futter. Der Rohrstock, dessen Firnis verschwunden war, mußte in allen Winkeln der Pariser Cafés gestanden und seine umgeknickte Spitze in vielerlei Schlamm gestützt haben. Auf einem Samtkragen, dessen Pappeinlage zu sehen war, erhob sich ein Kopf, beinahe

gleich dem, den Frédéric Lemaître sich im letzten Akt des Schauspiels ‚Das Leben eines Spielers‘ zurechtmacht, und in dem sich die Erschöpfung eines noch kräftigen Menschen durch einen kupfernen Teint verrät, der stellenweise grün überlegt ist. Man sieht solche Töne in dem Gesicht der Wüstlinge, die viele Nächte beim Spiel verbracht haben: die Augen sind von einem kohlschwarzen Ring umschlossen, die Lider sind eher gerötet als rot, und endlich sieht die Stirn bedrohlich aus, weil sie so viel Verderben verkündet. Bei Philipp, der sich noch kaum von seiner Behandlung erholt hatte, waren die Wangen fast eingefallen und runzlig. Er zeigte einen haarlosen Schädel; nur ein paar Strähnen, die hinter dem Kopf stehen geblieben waren, erstarben an den Ohren. Das reine Blau seiner einst so glänzenden Augen hatte die kalten Töne des Stahls angenommen.

„Guten Tag, lieber Onkel,“ sagte er mit heiserer Stimme; „ich bin dein Neffe Philipp Bridau. So behandeln die Bourbonen einen Oberstleutnant, einen Alten von der alten Garde, der in der Schlacht von Montereau die Befehle des Kaisers überbrachte. Ich müßte mich schämen, wenn mein Rock aufginge, um des Fräuleins willen. Aber schließlich ist das das Gesetz des Spiels. Wir haben die Partie noch einmal beginnen wollen, und wir haben verloren! Ich wohne in eurer Stadt auf Befehl der Polizei, und ich beziehe einen Sold nebst Zulage in Höhe von sechzig Franken monatlich. Die Bürger brauchen also nicht zu befürchten, daß ich den Preis der Getränke steigern werde. Ich sehe, du bist in guter und schöner Gesellschaft.“

„Ah! du bist mein Neffe?“ sagte Jean Jacques. „Aber so laden Sie doch den Herrn Oberst zum Frühstück ein,“ sagte Flora. „Nein, gnädige Frau, danke,“ erwiderte Philipp. „Ich habe gefrühstückt. Ubrigens würde ich mir eher die Hand abschneiden, als nach dem, was sich mit meinem Bruder und meiner Mutter in dieser Stadt zugetragen hat, meinen Onkel

um ein Stück Brot oder um einen Heller bitten . . . Nur scheint es mir nicht angebracht, daß ich in Issoudun bleibe, ohne ihm von Zeit zu Zeit meine Aufwartung zu machen. Du kannst übrigens," sagte er, indem er seinem Onkel die Hand bot und ihm die seine, als er sie hineinlegte, schüttelte, „du kannst tun, was dir beliebt; ich werde nichts daran aussetzen finden, wenn nur die Ehre der Bridaus unangetastet bleibt . . ."

Gilet konnte den Oberstleutnant in Ruhe betrachten, denn Philipp vermied es mit deutlicher Absichtlichkeit, einen Blick auf ihn zu werfen. Obgleich ihm das Blut in den Adern kochte, hatte Max ein zu großes Interesse daran, sich mit jener Vorsicht der großen Politiker zu benehmen, die manchmal der Feigheit gleicht, als daß er hätte wie ein junger Mann Feuer fangen sollen; er blieb also ruhig und kühl.

„Es wäre nicht hübsch, Herr Oberst," sagte Flora, „wenn Sie vor den Augen Ihres Onkels, der vierzigtausend Franken Rente hat, mit sechzig Franken monatlich leben wollten; übrigens hat er sich dem Herrn Kommandanten Gilet dort, seinem natürlichen Bruder, gegenüber schon so großmütig gezeigt . . .“ „Ja, Philipp," sagte der gute Mann, „wir werden sehen . . .“ Bei der Vorstellung, die Flora leitete, tauschte Philipp einen fast furchtsamen Gruß mit Gilet.

„Lieber Onkel, ich habe dir auch Bilder zurückzugeben; sie stehen bei Herrn Hochon. Du wirst mir irgendeines Tages das Vergnügen machen, zu kommen und sie auf ihre Richtigkeit anzusehen." Als der Oberstleutnant Philipp Bridau diese letzten Worte in trockenem Ton gesprochen hatte, ging er hinaus.

Dieser Besuch ließ in Floras und auch in Gilets Seele eine noch tiefere Erregung zurück, als der Schauer beim ersten Anblick dieses furchtbaren Eisenfressers sie ihnen eingegeben hatte. Sobald Philipp die Tür mit der Heftigkeit des beraubten Erben zugezogen hatte, versteckten Flora und Gilet

sich hinter den Vorhängen, um ihm nachzusehen, als er von seinem Onkel zu den Hochons ging. „Was für ein Schnapphahn!“ sagte Flora, indem sie Gilet mit einem fragenden Blick ansah. „Ja, unglücklicherweise hat es ein paar solcher Leute in den Heeren des Kaisers gegeben; sieben von ihnen habe ich auf den Gefangenschiffen niedergestreckt,“ erwiderte Gilet. „Ich hoffe sehr, Max, daß du mit dem keinen Streit suchst,“ sagte Fräulein Brazier. „Oh, der da ist ein räudiger Hund, der einen Knochen will,“ erwiderte er, indem er sich zum Vater Rouget wandte. „Wenn sein Onkel Vertrauen zu mir hat, so wird er sich seiner durch irgendeine Schenkung entledigen; denn in Ruhe wird er uns nicht lassen, Papa Rouget.“ „Er roch recht nach Tabak,“ sagte der Greis. „Er roch auch deine Taler,“ sagte Flora gebieterisch. „Mein Rat ist, daß du es dir ersparen mußt, ihn zu empfangen.“ „Ich wünsche mir nichts Besseres,“ gab Rouget zur Antwort.

„Gnädiger Herr,“ sagte Gritte, als sie in das Zimmer trat, wo nach dem Frühstück die ganze Familie beisammen saß, „hier ist der Herr Bridau, von dem Sie sprachen.“

Unter dem tiefen Schweigen, das die allgemeine Neugier zur Folge hatte, trat Philipp höflich in den Saal. Frau Hochon zitterte von Kopf bis zu Füßen, als sie den Urheber aller Sorgen Agathes und den Mörder der guten Descoings erblickte. Auch Adolphine erschrak; Baruch und Franz tauschten einen erstaunten Blick. Der alte Hochon bewahrte seine Kaltblütigkeit und bot dem Sohn Frau Bridaus einen Stuhl an.

„Ich komme, Herr Hochon,“ sagte Philipp, „um mich Ihnen zu empfehlen; denn ich habe mich so einzurichten, daß ich fünf Jahre lang mit den monatlich sechzig Franken, die Frankreich mir zahlt, in dieser Stadt leben kann.“ „Das geht,“ erwiderte der Achtzigjährige. Philipp sprach von gleichgültigen Dingen und hielt sich vortrefflich. Er stellte den Journalisten Lousteau als einen Adler hin, eben jenen Neffen der alten Dame, deren Günst er sich gewonnen hatte, als sie hörte, wie

er verkündete, daß der Name Lousteau berühmt werden würde. Ferner zögerte er nicht, die Fehltritte seines Lebens einzuziehen. Als Frau Hochon ihm mit leiser Stimme einen Vorwurf machte, sagte er, er habe im Gefängnis viel nachgedacht, und er versprach ihr, ein ganz anderer Mensch zu werden.

Auf ein Wort Philipps ging Herr Hochon mit ihm hinaus. Als der Geizige und der Soldat auf dem Boulevard Baron waren, und zwar an einem Ort, wo niemand sie hören konnte, sagte der Oberst zu dem alten Mann: „Herr Hochon, wenn Sie meinem Rat folgen wollen, so werden wir weder von Geschäften noch von Personen je anders reden als während eines Spaziergangs auf dem Lande oder an Orten, wo wir plaudern können, ohne gehört zu werden. Herr Desroches hat mir trefflich auseinandergesetzt, welche Macht in einer kleinen Stadt das Geschwätz hat. Ich möchte also nicht, daß Sie in den Verdacht kommen, Sie könnten mir mit Ihrem Rat an die Hand gehen, wiewohl Desroches mir gesagt hat, ich solle Sie darum bitten; und auch ich meinerseits flehe Sie an, mir Ihre Hilfe nicht vorzuenthalten. Wir haben einen mächtigen Feind vor uns, und man darf keine Vorsichtsmaßregel versäumen, damit es gelingt, sich seiner zu entledigen. Zunächst also entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie nicht mehr besuche. Ein scheinbar etwas kühles Verhältniß zwischen uns befreit Sie von jeder Verantwortung für mein Verhalten. Wenn ich Ihren Rat nötig habe, so werde ich um halb zehn über den Platz gehen, in dem Augenblick, in dem Sie Ihr Frühstück beenden. Wenn Sie sehen, daß ich meinen Stock geschultert habe, so heißt das, daß wir uns zufällig an irgendeiner Stelle der Promenade, die Sie mir nennen werden, treffen müssen.“

„All das scheint mir der Plan eines verständigen Mannes zu sein, der Erfolg haben will,“ sagte der Greis. „Und ich werde Erfolg haben. Vor allem nennen Sie mir die Offiziere des alten Heeres, die hierher zurückgekehrt sind und nicht zur Partei dieses Maxence Gilet gehören, so daß ich mich ihnen

anschließen kann." „Da ist zunächst ein Artilleriehauptmann der Garde vorhanden, Herr Mignonnet, ein Mann, der aus dem Polytechnikum hervorgegangen ist; er ist vierzig Jahre alt und lebt bescheiden; er ist höchst ehrenwert, und er hat sich gegen Max ausgesprochen, da ihm sein Verhalten eines echten Offiziers unwürdig erscheint." „Schön," sagte der Oberstleutnant. „Solcher Offiziere gibt es nicht viel," fuhr Herr Hochon fort; „ich sehe hier nur noch einen ehemaligen Kavalleriehauptmann." „Das ist meine Waffe," sagte Philipp; „hat er bei der Garde gestanden?" „Ja," erwiderte Herr Hochon. „Carpentier war 1810 bei den Dragonern Oberquartiermeister; er ging von dort fort, um als Unterleutnant in die Linie einzutreten, und dort ist er Hauptmann geworden." „Vielleicht wird Giroudeau ihn kennen," sagte Philipp bei sich selber. „Dieser Herr Carpentier hat die Stellung in der Bürgermeisterei übernommen, die Maxence nicht wollte; er ist der Freund des Kommandanten Mignonnet." „Was kann ich hier tun, um mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen?" „Man wird, glaube ich, hier eine Zweigdirektion der Versicherung des Departements Le Cher begründen; da könnten Sie eine Stellung finden; aber sie wird höchstens fünfzig Franken monatlich abwerfen." „Das genügt mir."

Nach Verlauf einer Woche erhielt Philipp einen neuen Rock, eine Hose und eine Weste, alles von gutem blauen Tuch aus Elbeuf; die Sachen waren ebenso wie die Stiefel, die wildledernen Handschuhe und ein Hut gegen monatliche Zahlungen in der und der Höhe auf Kredit gekauft. Aus Paris erhielt er durch Giroudeau Wäsche und seine Waffen, und ferner einen Brief für Carpentier, der unter dem ehemaligen Dragonerhauptmann gedient hatte. Dieser Brief trug Philipp die Ergebenheit Carpentiers ein; er stellte den Oberst dem Kommandanten Mignonnet als einen Mann von höchstem Verdienst und von schönem Charakter vor. Philipp gewann sich die Bewunderung dieser beiden würdigen Offiziere durch einige Mit-

theilungen über die abgeurtheilte Verschwörung, die, wie man weiß, den letzten Anschlag des ehemaligen Heeres gegen die Bourbonen bedeutete; denn der Prozeß gegen die Sergeanten von La Rochelle gehört in einen anderen Zusammenhang.

Von 1822 an begnügten sich die Offiziere, die durch das Schicksal der Verschwörung vom 19. August und durch die Prozesse Berton und Laron aufgeklärt worden waren, damit, den Gang der Ereignisse abzuwarten. Diese letzte Verschwörung, eine jüngere Wiederholung jener vom 19. August, war ganz die gleiche, nur war sie mit besseren Elementen unternommen. Gleich der ersteren blieb sie der königlichen Regierung völlig unbekannt. Als sie wiederum entdeckt war, zeigten die Verschwörer sich schlau genug, ihr weitgreifendes Unternehmen in den ärmlichen Verhältnissen eines Kasernenkomplots darzustellen. Diese Verschwörung, der mehrere Kavallerie-, Infanterie- und Artillerie-Regimenter beigetreten waren, hatte ihren Herd im Norden Frankreichs. Man wollte auf einen einzigen Schlag alle Festungen der Grenze nehmen. Im Fall des Erfolges wären die Verträge von 1815 durch einen plötzlichen Anschluß Belgiens durchbrochen worden, das man dank eines unter Soldaten abgeschlossenen Militärvertrages der Heiligen Allianz entriß. Zwei Throne wären in diesem furchtbaren Sturm im Nu gestürzt. Statt dieses von starken Köpfen entworfenen furchtbaren Plans, in den hohe Persönlichkeiten verwickelt waren, übergab man dem Pairshof nur eine Einzelheit daraus. Philipp Bridau erklärte sich bereit, seine Führer zu decken; und in dem Augenblick, in dem die Komplotte, sei es durch einen Verrat, sei es durch einen Zufall, entdeckt wurden, verschwanden sie; sie hatten ihre Mitwirkung nur versprochen, um im Herzen der Regierung — denn sie saßen in den Kammern — den Erfolg vollständig zu machen. Wollte ich den Plan hier entwickeln, wiewohl ihn seit 1830 die Geständnisse der Liberalen in seiner ganzen Tiefe und in den ungeheuren Verzweigungen bloßgelegt haben, die man den un-

teren Eingeweihten verbarg, so mußte ich auf das Gebiet der Geschichte übergreifen und mich in eine zu lange Abschweifung einlassen. Dieser Abriß genügt, um die doppelte Rolle, die Philipp übernommen hatte, verständlich zu machen. Der ehemalige Ordnonnanzoffizier des Kaisers sollte eine in Paris geplante Bewegung leiten, und zwar einzig, um die wahre Verschwörung zu maskieren und die Regierung in ihrem Zentrum zu beschäftigen, während der Kampf im Norden ausbrechen sollte. Dann erhielt Philipp den Auftrag, die Fäden zwischen den beiden Komplotten zu durchschneiden, indem er nur die nebensächlichen Geheimnisse preisgab; so diente denn selbst seine furchtbare Not, für die seine Kleidung und sein Gesundheitszustand zeugten, außerordentlich dazu, das Unternehmen in den Augen der Macht zu entwerten, zu verkleinern. Diese Rolle paßte zu der unsicheren Lage des prinzipienlosen Spielers. Als der schlaue Philipp sich zwischen zwei Parteien gestellt sah, spielte er für die königliche Regierung den Befehrten, während er sich zugleich die Achtung der hochgestellten Leute seiner Partei bewahrte; freilich nahm er sich vor, später denjenigen der beiden Wege zu beschreiten, der ihm den größeren Vorteil zu bieten schien. Diese Enthüllungen über die ungeheure Tragweite des wirklichen Komplotts, über die Teilnahme selbst einiger der Richter machten Philipp in den Augen Carpentiers und Mignonnetts zu einem Mann von der höchsten Bedeutung, denn seine Hingabe offenbarte einen Politiker, der der schönen Tage des Konvents würdig gewesen wäre. So wurde denn der schlaue Bonapartist in wenigen Tagen der Freund der beiden Offiziere, deren Ansehen auf ihn zurückfallen mußte. Er erhielt auch auf die Empfehlung der Herren Carpentier und Mignonnet die von dem alten Hochon angegebene Stellung bei der Versicherungsgesellschaft des Departements Le Cher. Da es nur seine Aufgabe war, wie bei einem Steuereinnahmer die Register zu führen, vorgedruckte Briefe mit Namen und Ziffern auszufüllen und abzuschicken und Ver-

sicherungspolice auszufertigen, so hatte er nicht mehr als täglich drei Stunden zu thun. Mignonnet und Carpentier verschafften dem Gast von Issoudun Zutritt zu ihrem Kreise, wo ihm seine Haltung und seine Manieren, die übrigens im Einklang standen mit der hohen Meinung, die Mignonnet und Carpentier von diesem Verschwörungsleiter hatten, jene Achtung eintrugen, die man einer oft trügerischen Außenseite gewährt. Philipp, dessen Verhalten gründlich überlegt war, hatte während seiner Gefangenschaft über die Nachteile eines zu lockeren Lebens nachgedacht. Er hätte also die Predigt Desroches' nicht nötig gehabt, um zu begreifen, wie notwendig es war, daß er sich durch ein ehrliches, ruhiges, anständiges Leben die Achtung der Bürgerschaft gewann. Entzückt darüber, daß er gegen Max abstechen konnte, indem er sich à la Mignonnet verhielt, wollte er Max einschläfeln, indem er ihn über seinen Charakter täuschte. Er legte Wert darauf, daß man ihn für einen Tropf hielt, und deshalb zeigte er sich großmütig und uneigennützig, während er seinen Gegner umgarnte und einzig nach der Erbschaft seines Onkels gierte; seine Mutter und sein Bruder dagegen, die in Wahrheit so uneigennützig, großmütig und edel waren, hatte man der Berechnung geziehen, als sie mit naivster Einfalt handelten. Philipps Habgier war um so mehr entbrannt, je mehr das Vermögen seines Onkels in seinen Augen gewachsen war, denn Herr Hochon hatte es ihm bis ins kleinste hinein zergliedert. In der ersten Unterredung, die er heimlich mit dem alten Mann führte, hatten sie sich darüber geeinigt, daß es notwendig sei, keinerlei Mißtrauen in Max zu wecken; denn alles mußte verloren sein, sobald Flora und Max ihr Opfer entführten, und wäre es auch nur bis Bourges. Einmal in der Woche speiste der Oberst bei dem Hauptmann Mignonnet, einmal bei Carpentier, und Donnerstags bei Herrn Hochon. Da er bald außerdem noch in zwei bis drei Häusern eingeladen wurde, so hatte er kaum noch mehr als sein Frühstück zu bezahlen. Nirgends sprach er von seinem Onkel oder

von der Krebsfischerin und Gilet, es sei denn, daß es sich darum handelte, etwas über den Aufenthalt seines Bruders und seiner Mutter zu erfahren. Schließlich gingen die drei Offiziere, die einzigen, die dekoriert waren und unter denen Philipp noch die Rosette voraus hatte, die ihm in aller Augen eine in der Provinz sehr ausgesprochene große Überlegenheit verlieh, vor dem Diner um die gleiche Stunde miteinander spazieren; sie bildeten ‚eine Gesellschaft für sich‘. Dieses Benehmen, diese Zurückhaltung, diese Ruhe machten in Issoudun einen ausgezeichneten Eindruck. Alle Anhänger Gilets sahen in Philipp einen Dreinschläger; mit diesem Wort räumen die Soldaten den höheren Offizieren den allergewöhnlichsten Mut ein, indem sie ihnen zugleich die Fähigkeiten absprechen, wie sie eine befehlende Stellung verlangt.

„Er ist ein sehr ehrenwerter Mann,“ sagte der alte Goddet zu Max. „Bah!“ erwiderte der Kommandat Gilet, „sein Verhalten vor dem Pairshof deutet auf einen Tölpel oder einen Spitzel; und er ist, wie Sie sagen, Tropf genug, daß er sich von den großen Spielern hat täuschen lassen.“

Als Philipp seine Stellung erhalten hatte, wollte er, der über das ‚Gerede‘ in der Stadt zur Genüge aufgeklärt war, den Bürgern die Kenntnis gewisser Dinge soviel wie möglich entziehen; er mietete sich also am äußersten Ende des Vororts Saint-Paterne ein, wo hinter seinem Zimmer ein sehr großer Garten lag. Dort konnte er in größter Heimlichkeit mit Carpentier fechten; der war in der Linie Fechtmeister gewesen, ehe er in die Garde übertrat. Als Philipp so in aller Stille seine einstige Überlegenheit zurückgewonnen hatte, lernte er von Carpentier noch mancherlei Geheimnisse hinzu, so daß er selbst einen erstklassigen Gegner nicht zu fürchten brauchte. Dann begann er mit Mignonnet und Carpentier zu schießen, angeblich zum Vergnügen, in Wahrheit, um Max den Glauben beizubringen, er zähle im Fall eines Duells auf diese Waffe. Wenn Philipp Gilet begegnete, so wartete er auf dessen Gruß

und erwiderte ihn, indem er hochmütig den Rand des Hutes hob, so, wie eben ein Oberst den Gruß eines Soldaten erwidert. Maxence Gilet ließ sich weder Ungeduld noch Unzufriedenheit anmerken; nie war ihm bei der Cognette, bei der er immer noch Soupers gab, das geringste Wort über diesen Gegenstand entschlüpft. Mit den bösen Streichen hatte man seit Farios Messerstich zeitweise ausgesetzt. Nach Verlauf einer gewissen Zeit war die Verachtung des Oberstleutnants Bridau für den Kommandanten Gilet eine feststehende Tatsache; selbst ein paar Ritter des Müßiggangs, die nicht so eng mit Max verbunden waren wie Baruch, Franz und noch drei oder vier andere, unterhielten sich darüber. Man war allgemein erstaunt, daß der heftige, der feurige Max sich so zurückhaltend verhielt. Niemand in Issoudun wagte, Gilet gegenüber diesen heißen Punkt zu berühren; nicht einmal Potel oder Renard. Potel, den dieses öffentliche Mißverhältnis zwischen zwei Helden der kaiserlichen Garde recht schmerzlich berührte, stellte Max als einen Mann hin, der ganz imstande war, eine Falle zu legen, in der der Oberst sich selber fangen würde. Nach Potel konnte man, da Max so viel getan hatte, um die Mutter und den Bruder zu verjagen, auf etwas Neues gefaßt sein, denn die Geschichte mit Fario war kein Geheimnis mehr. Herr Hochon hatte keineswegs verfehlt, die furchtbare List Gilets den alten Köpfen der Stadt auseinanderzusetzen. Ubrigens hatte selbst Herr Mouilleron, der Held bürgerlichen Geredes, den Namen des Attentäters vertraulich mitgeteilt, und wäre es auch nur, um den Gründen von Farios Feindschaft gegen Max nachzuforschen, damit die Polizei bei künftigen Ereignissen gewarnt war. Wenn also die Stadt über die Stellung des Oberstleutnants Max gegenüber sprach und wenn sie zu erraten suchte, was bei diesem Ringen herauskommen würde, so machte sie sie im voraus zu Gegnern. Philipp, der eifrig nach allen Einzelheiten der Verhaftung seines Bruders und nach der Vergangenheit Gilets und der Krebsfischerin forschte, trat schließ-

lich mit Fario, seinem Nachbarn, in ziemlich vertrauliche Beziehungen. Nachdem er den Spanier gründlich studiert hatte, glaubte er sich einem solchen Manne anvertrauen zu können. Beide fanden sich so sehr in ihrem Haß, daß Fario sich Philipp zur Verfügung stellte und ihm alles erzählte, was er von den Rittern des Müßiggangs wußte. Philipp versprach Fario, falls es ihm gelänge, Gilet die Herrschaft über seinen Onkel zu entreißen, ihn für seinen Verlust zu entschädigen; so schuf er sich einen treuen Anhänger. Max hatte also einen furchtbaren Feind vor sich; er hatte, wie man in der Stadt zu sagen pflegte, seinen Gegner gefunden. Angeregt von all dem Gerede, ahnte die Stadt Issoudun schon einen Kampf zwischen diesen Persönlichkeiten, die sich, wohlgemerkt, gegenseitig verachteten.

Als Philipp gegen Ende November eines Vormittags Herrn Hochon in der großen Allee nach Frapesle begegnete, sagte er zu ihm: „Ich habe die Entdeckung gemacht, daß Ihre beiden Enkel Baruch und Franz die intimsten Freunde Maxence Gilets sind. Die Schlingel nehmen nachts an allen Streichen teil, die in der Stadt ausgeführt werden. Durch sie hat Max alles erfahren, was bei Ihnen gesprochen wurde, als mein Bruder und meine Mutter hier waren.“ „Und wie haben Sie den Beweis für diese Greuel erhalten?“ „Ich habe sie eines Nachts reden hören, als sie aus einer Kneipe kamen. Ihre beiden Enkel sind Max je tausend Taler schuldig. Der Elende sagte diesen armen Jungen, sie sollten versuchen herauszufinden, welches unsere Absichten sind; er erinnerte sie daran, daß Sie den Ausweg gefunden hätten, meinen Onkel mit dem Priestergeschmeiß zu umgarnen, und er sagte, Sie allein seien imstande, mich zu leiten, denn er hält mich zum Glück für einen Draufgänger.“ „Wie, meine Enkel . . .“ „Überwachen Sie sie,“ erwiderte Philipp; „Sie werden sehen, wie sie um zwei oder drei Uhr morgens, betrunken wie Champagnerpfropfen, in Gilets Gesellschaft über die Place Saint-Jean nach Hause kommen . . .“ „Daher sind meine Schlingel so mäßig!“ rief

Herr Hochon. „Fario hat mir Auskunft gegeben über ihr nächtliches Treiben,“ erwiderte Philipp; „denn ohne ihn wäre ich nie darauf gekommen. Nach den wenigen Worten zu urtheilen, die der Spanier Maxencen zu Ihren Enkeln hat sagen hören, steht mein Onkel unter einem furchtbaren Druck. Ich habe Max und die Krebsfischerin in Verdacht, daß sie die fünfzigtausend Franken Rente in Staatspapieren stibitzen wollen, um dann, wenn sie ihrer Taube diesen Flügel abgerissen haben, fortzugehen und sich irgendwo zu verheiraten. Es ist höchste Zeit, daß ich erfahre, was im Hause meines Onkels vorgeht; aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll.“ „Ich werde es mir überlegen,“ sagte der Greis. Philipp und Herr Hochon trennten sich, als sie einige Leute kommen sahen.

In seinem ganzen Leben hatte Jean Jacques noch keinen Augenblick so viel zu leiden gehabt wie seit dem ersten Besuch seines Neffen Philipp. Flora hatte in ihrer Angst das Vorgefühl von einer Gefahr, die Max bedrohte. Da sie ihres Herrn müde war und fürchten mußte, daß er sehr alt würde, zumal er ihren verbrecherischen Versuchen so langen Widerstand leistete, entwarf sie den sehr einfachen Plan, die Stadt zu verlassen und in Paris Max zu heiraten, sobald sie die Umschreibung der fünfzigtausend Franken Rente in Staatspapieren besaßen. Der alte Junggeselle, den weder das Interesse seiner Erben noch auch persönlicher Geiz leitete, sondern einzig seine Leidenschaft, weigerte sich, Flora die Umschreibung zu geben, indem er den Einwand erhob, sie sei ja seine einzige Erbin. Der Unglückliche wußte, wie sehr sie Max liebte, und er sah, daß sie ihn verlassen würde, sobald sie reich genug war, um sich zu verheiraten. Als Flora vergeblich alle, selbst die zärtlichsten Schmeicheleien versucht hatte, entfaltete sie ihre Strenge; sie sprach nicht mehr mit ihrem Herrn und ließ ihn von Bedie bedienen; die Magd sah eines Morgens die Augen ihres Herrn ganz geröthet, weil er die Nacht hindurch geweint hatte. Seit einer Woche schon frühstückte Vater Rouget allein,

und Gott weiß wie! So fand denn auch Philipp seinen Onkel, als er ihm am Tage nach seiner Unterredung mit Herrn Hochon einen zweiten Besuch machen wollte, sehr verändert. Flora blieb bei dem Greis, warf ihm liebevolle Blicke zu, sprach zärtlich auf ihn ein und spielte die Komödie so gut, daß Philipp an dieser in seiner Gegenwart entfalteten Besorgnis die ganze Gefahr der Lage erkannte. Gilet, dessen Politik darin bestand, daß er jedem Zusammenstoß mit Philipp auswich, zeigte sich nicht. Als der Oberst Vater Rouget und Flora eine Weile mit durchdringendem Blick beobachtet hatte, hielt er es für nötig, einen großen Schlag zu führen.

„Adieu, mein lieber Onkel,“ sagte er, indem er mit einer Bewegung aufstand, die die Absicht erkennen ließ, zu gehen. „Oh, geh noch nicht,“ rief der Greis, dem Floras heuchlerische Zärtlichkeit wohlthat. „Ich bei uns, Philipp.“ „Ja, wenn du eine Stunde mit mir spazieren gehen willst.“ „Der Herr ist so kränklich,“ sagte Fräulein Brazier; „eben noch hat er nicht einmal ausfahren wollen,“ fügte sie hinzu, indem sie sich zu dem guten Mann umwandte und ihn mit jenem starren Auge ansah, durch das man Wahnsinnige zähmt.

Philipp nahm Flora am Arm, zwang sie, ihn anzusehen, und blickte ihr ebenso ins Auge, wie sie eben ihr Opfer angeblickt hatte. „Sagen Sie doch, Fräulein,“ fragte er, „steht es etwa meinem Onkel nicht frei, mit mir allein spazieren zu gehen?“ „Doch, doch,“ erwiderte Flora, die kaum etwas anderes erwidern konnte. „Nun, dann komm, lieber Onkel. Gehen Sie, Fräulein, bringen Sie ihm Stock und Hut . . .“ „Aber sonst geht er nie ohne mich aus. Nicht wahr, gnädiger Herr?“ „Ja, Philipp, ja, ich habe sie immer recht nötig . . .“ „Sie führen besser im Wagen,“ sagte Flora. „Ja, laß uns im Wagen ausfahren,“ rief der Greis in dem Wunsch, seine beiden Tyrannen zu einigen. „Lieber Onkel, du wirst zu Fuß mit mir gehen, oder ich komme nicht mehr her; denn dann hätte die Stadt Issoudun recht: du ständest wirklich unter Fräulein Braziers

Herrschaft . . . Daß mein Onkel Sie liebt, schön!" fuhr er fort, indem er einen bleiernen Blick auf Flora heftete. „Daß Sie meinen Onkel nicht lieben, ist auch noch in der Ordnung. Aber daß Sie den guten Mann unglücklich machen . . . Halt! Wenn man eine Erbschaft will, muß man sie sich verdienen. Kommst du, lieber Onkel?"

Philipp sah, wie sich auf dem Gesicht dieses armen Dummkopfs, dessen Augen von Philipp zu Flora schweiften, grausames Zögern malte. „Ah! So steht es!" fuhr der Oberstleutnant fort. „Also adieu, lieber Onkel. Ihnen, gnädiges Fräulein, küsse ich die Hände."

An der Thür wandte er sich plötzlich um und überraschte Flora noch einmal, wie sie seinem Onkel eine drohende Geste zeigte. „Lieber Onkel," sagte er, „wenn du mit mir spazieren gehen willst, so werde ich dich vor deiner Thür treffen; ich will Herrn Hochon einen Besuch von zehn Minuten machen . . . Wenn wir nicht spazieren gehen, so übernehme ich es, allerlei Leute spazieren zu schicken." Und Philipp schritt über die Place Saint-Jean, um zu den Hochons zu gehen.

Jedermann wird ahnen, was für eine Szene die Herrn Hochon von Philipp gemachte Enthüllung über seine beiden Enkel in dieser Familie vorbereitet hatte. Um neun Uhr stellte sich der alte Herr Héron, mit Papieren versehen, in dem Saal ein, den der Greis seiner Gewohnheit entgegen hatte heizen lassen. Frau Hochon, die um diese ungewohnte Stunde bereits angekleidet war, saß in ihrem Sessel am Kamin. Die beiden Enkel, die durch Adolphine vor einem Gewitter gewarnt worden waren, das sich seit dem gestrigen Tage über ihren Häuptern zusammengezogen hatte, waren mit Hausarrest belegt worden. Als Schritte sie gerufen hatte, erschrakten sie vor der Feierlichkeit ihrer Großeltern, deren Kälte und Born seit vierundzwanzig Stunden über ihnen grollten.

„Stehen Sie um ihretwillen nicht auf," sagte der Greis zu Herrn Héron, „Sie sehen zwei Elende, die jeder Verzeihung

unwürdig sind." „O Großpapa!" erwiderte Franz. „Schweigt!" rief der alte Mann feierlich. „Ich kenne euer nächtliches Treiben und eure Verbindung mit Herrn Maxence Gilet; aber ihr werdet ihn nicht mehr um ein Uhr nachts bei der Cognette aufsuchen, denn ihr werdet dies Haus nur verlassen, um euch an euren Bestimmungsort zu begeben. Was! ihr habt Fario ruiniert? Was! ihr seid mehrmals fast mit dem Gericht in Konflikt geraten? . . . Schweigt!" rief er, als er sah, daß Baruch den Mund aufthun wollte. „Ihr schuldet Herrn Maxence, der euch seit sechs Jahren alles für eure Ausschweifungen leiht, beide Geld? Hört meinen Vormundschaftsbericht an; reden können wir nachher. Ihr werdet aus diesen Akten erkennen, ob ihr euch über mich, ob ihr euch über die Familie und ihre Gesetze lustig machen könnt, indem ihr die Geheimnisse meines Hauses verrätet, indem ihr einem Herrn Maxence Gilet berichtet, was hier gesagt wird und geschieht . . . Für tausend Taler macht ihr euch zu Spionen; ihr würdet für tausend Taler wohl auch zu Meuchelmördern werden? . . . Aber habt ihr nicht Frau Bridau schon beinahe getötet? Denn Herr Gilet wußte sehr genau, daß Fario ihm den Messerstich versetzt hatte, als er dieses Attentat auf meinen Gast, auf Joseph Bridau, schob. Wenn dieser Galgenbube ein solches Verbrechen begehen konnte, so lag es daran, daß er durch euch von Frau Agathes Absicht erfahren hatte, hier zu bleiben. Ihr, meine Enkel, seid die Spione eines solchen Menschen! Ihr seid Räuber! . . . Wußtet ihr nicht, daß euer würdiger Führer schon zu Beginn seiner Laufbahn, 1806, ein armes junges Geschöpf getötet hat? Ich will in meiner Familie keine Diebe oder Mörder haben; ihr werdet eure Koffer packen, und ihr werdet euch anderswo hängen lassen!" Die jungen Leute standen blaß und regungslos wie Gipsstatuen da.

„Bitte, Herr Héron," sagte der Geizhals zu dem Notar. Der Greis las einen Vormundschaftsbericht ab, aus dem hervorging, daß das reine und flüssige Vermögen der beiden

Kinder Borniches sich auf siebenzigtausend Franken belief, eine Summe, die die Mitgift ihrer Mutter darstellte; aber Herr Hochon hatte seiner Tochter ziemlich hohe Summen leihen lassen, und unter dem Namen der Darleiher sah er sich im Besitz eines Theils des Vermögens seiner Enkel Borniche. Die Hälfte, die Baruch zufiel, belief sich auf zwanzigtausend Franken. „Da bist du ja reich,“ sagte der Greis; „nimm dein Vermögen und lerne selber gehen! Mir bleibt das Recht, meinen Besitz und den meiner Gattin, die in diesem Augenblick all meine Gedanken teilt, unserer lieben Adolphine zu geben; ja, wir werden sie, wenn wir wollen, mit dem Sohn eines Pairs von Frankreich verheiraten, denn sie wird all unsere Kapitalien erhalten.“ „Ein schönes Vermögen!“ sagte Herr Héron. „Herr Maxence Gilet wird euch entschädigen,“ sagte Frau Hochon. „Da sammle noch einer Frankenstücke für solche Halunken!...“ rief Herr Hochon. „Verzeiht!“ sagte Baruch stammelnd. „Verzeiht, ich will's nicht wieder tun!“ wiederholte der Greis spottend, indem er Kinderstimmen nachahmte. „Wenn ich euch verzeihe, so geht ihr hin und sagt Herrn Maxence, was vorgeht, damit er auf der Hut ist... Nein, nein, meine kleinen Herren. Ich weiß ein Mittel, zu erfahren, wie ihr euch aufführen werdet. Wie ihr handelt, so werde ich handeln. Ich will euch nicht nach dem guten Verhalten eines Tages oder eines Monats beurteilen, sondern nach dem mehrerer Jahre!... Ich habe noch gute Beine, ein gutes Auge und eine gute Gesundheit. Ich hoffe noch lange genug zu leben, um zu sehen, auf welchen Weg ihr die Füße setzen werdet. Du, Herr Kapitalist, wirst zunächst nach Paris gehen, um bei Herrn Mongenod das Bankfach zu studieren. Weh dir, wenn du nicht auf dem geraden Wege bleibst: dort wird man ein Auge auf dich haben. Dein Geld wird bei den Herren Mongenod und Sohn liegen bleiben; hier hast du einen Wechsel über die Summe. Also entlaste mich und unterschreibe den Vormundschaftsbericht, der mit einer Quittung schließt,“ sagte er, indem er Herrn

Héron den Bericht aus der Hand nahm und ihn Baruch hielt. „Und was dich angeht, Franz Hochon, so schuldest du mir Geld, statt welches zu erheben,“ fuhr der Greis fort, indem er seinen zweiten Enkel ansah. „Herr Héron, lesen Sie ihm seinen Bericht vor; er ist klar . . . sehr klar.“ Die Vorlesung fand unter tiefstem Schweigen statt. „Du wirst mit sechshundert Franken jährlich nach Poitiers gehen, um dort die Rechte zu studieren,“ sagte der Großvater, als der Notar zu Ende war. „Ich hatte dir ein schönes Leben bestimmt: jetzt mußt du Advokat werden, um dir deinen Unterhalt zu verdienen. Ah, meine Schlingel, ihr habt mich sechs Jahre lang überflügelt! Wißt, daß ich nur eine Stunde nötig hatte, um euch einzuholen: ich habe Siebenmeilenstiefel.“

In dem Augenblick, als der alte Herr Héron ging und seine Akten mitnahm, meldete Gritte den Herrn Obersten Philipp Bridau. Frau Hochon ging hinaus und führte ihre beiden Enkel in ihr Zimmer, um sie, wie der alte Hochon es ausdrückte, ‚in die Beichte zu nehmen‘ und auszuforschen, welchen Eindruck diese Szene auf sie gemacht hatte.

Philipp trat mit dem Greis in die Nische eines Fensters, wo sie mit leiser Stimme zu sprechen begannen. „Ich habe mir den Stand Ihrer Geschäfte genau überlegt,“ sagte Herr Hochon, indem er auf das Haus Rouget zeigte. „Ich habe eben mit Herrn Héron darüber gesprochen. Die Papiere über die fünfzigtausend Franken Rente kann nur der verkaufen, dessen Namen sie tragen, oder ein Bevollmächtigter. Nun hat Ihr Onkel, seit Sie hier sind, bei keinem Notar eine Vollmacht unterschrieben; und da er Issoudun nicht verlassen hat, so kann er sie auch nicht anderswo unterschrieben haben. Wenn er hier eine Vollmacht unterschreibt, so werden wir es sofort erfahren; wenn er außerhalb eine gibt, so werden wir es genau so gut erfahren, denn er muß sie eintragen lassen, und der würdige Herr Héron wird sogleich gewarnt. Wenn also der gute Mann Issoudun verläßt, so lassen Sie ihn verfolgen,

bringen Sie in Erfahrung, wohin er gegangen ist, und wir werden Mittel und Wege finden, zu erkunden, was er dort gemacht hat."

"Die Vollmacht ist noch nicht erteilt," sagte Philipp. "Man verlangt sie; aber ich hoffe verhindern zu können, daß sie erteilt wird; und — sie — wird — nicht — erteilt — werden!" rief der Kriegsknecht, als er seinen Onkel auf der Schwelle seiner Thür sah. Er zeigte ihm Herrn Hochon und setzte ihm in Kürze die Ereignisse auseinander, die, zugleich so klein und so groß, bei seinem Besuch einander gefolgt waren. "Maxence hat Angst vor mir, aber er kann mir nicht ausweichen. Mignonnet hat mir gesagt, alle Offiziere der alten Armee feierten jedes Jahr das Krönungsfest des Kaisers hier in Issoudun: nun, in zwei Tagen werden Maxence und ich uns sehen." "Wenn er die Vollmacht am ersten Dezember morgens hat, so steigt er in die Post und fährt nach Paris; dann wird er das Fest in aller Ruhe versäumen..." "Gut, es handelt sich also darum, meinen Onkel festzuhalten; aber ich habe den Blick, der die Dummköpfe hypnotisiert," sagte Philipp, indem er Herrn Hochon unter einem grauenhaften Blick erbeben ließ. "Wenn sie ihn mit Ihnen spazieren gehen lassen, so hat Maxence ohne Frage ein Mittel entdeckt, die Partie trotzdem zu gewinnen," bemerkte der geizige Greis. "Oh! Fario wacht!" erwiderte Philipp; "und er wacht nicht allein. Dieser Spanier hat mir in der Umgebung von Vatan einen meiner alten Soldaten aufgetrieben, dem ich einen Dienst geleistet habe. Ohne daß man es ahnt, steht Benjamin Bourdet unter dem Befehl meines Spaniers, der ihm selbst eins seiner Pferde zur Verfügung gestellt hat." "Wenn Sie dieses Ungeheuer töten, das mir meine Enkel verführt hat, so tun Sie gewiß eine gute That." "Heute weiß man dank meiner Bemühungen in ganz Issoudun, was Maxence seit sechs Jahren in den Nächten getrieben hat," erwiderte Philipp. "Und das Gerede, wie Sie sagen, nimmt mit ihm seinen Lauf. Moralisch ist er verloren."

Sowie Philipp seinen Onkel verlassen hatte, trat Flora zu Max ins Zimmer, um ihm selbst die geringsten Einzelheiten des Besuches mitzuteilen, den sein verwegener Neffe soeben gemacht hatte. „Was tun?“ fragte sie. „Ehe ich zum letzten Mittel greife, das heißt, mich mit diesem großen Leichnam schlage,“ erwiderte Maxence, „müssen wir mit einem großen Schachzug alles daran setzen. Laß also unseren Dummkopf mit seinem Neffen ausgehen!“ „Aber dieser Hundsfoth macht keine langen Umwege,“ rief Flora aus, „er wird ihm die Dinge bei ihrem Namen nennen.“ „Höre doch zu,“ sagte Maxence mit schneidendem Ton. „Meinst du, ich hätte nicht an der Thür gehorcht und unsere Lage überlegt? Bitte den Vater Cognet um ein Pferd und einen kleinen Wagen; wir brauchen ihn gleich; alles muß in fünf Minuten bereit sein. Tu deine ganzen Sachen hinein, nimm Bedie mit und fahre nach Vatan; richte dich dort ein wie eine Frau, die dort bleiben will, und nimm die zwanzigtausend Franken, die er in seinem Sekretär hat. Wenn ich dir den guten Mann nach Vatan bringe, so willigst du nicht eher ein, hierher zurückzukehren, als bis du die Vollmacht unterschrieben in der Hand hast. Ich fahre nach Paris, während du nach Issoudun zurückkehrst. Wenn Jean Jacques von seinem Spaziergang zurückkommt und dich nicht mehr vorfindet, so wird er den Kopf verlieren, er wird dir nachlaufen wollen . . . Nun gut, dann übernehme ich es, mit ihm zu reden . . .“

Während dies Komplott geschmiedet wurde, führte Philipp seinen Onkel, dem er den Arm gereicht hatte, davon, um mit ihm auf dem Boulevard Baron spazieren zu gehen.

„Da sind zwei große Politiker im Kampf,“ sagte der alte Hochon bei sich selber, als er dem Neffen, der seinen Onkel führte, mit den Augen folgte. „Ich bin auf den Ausgang dieses Spiels begierig, dessen Einsatz neunzigtausend Franken Rente sind.“

„Mein lieber Onkel,“ sagte Philipp zu dem Vater Rouget,

und die Wahl seiner Worte noch nach seinen Liebeleien in Paris, „du liebst dies Mädchen, und du tust vertheidelt recht daran, sie ist verdammt schön! Statt dich zu hätscheln, hat sie dich zu ihrem Lakaien gemacht, auch das ist ganz einfach; sie sähe dich gern sechs Fuß unter der Erde, um Maxence heiraten zu können, denn sie betet ihn an . . .“ „Ja, ich weiß das, Philipp, aber ich liebe sie trotzdem.“ „Nun, bei den Eingeweiden meiner Mutter, die ja deine Schwester ist,“ fuhr Philipp fort, „ich habe geschworen, dir deine Krebsfischerin geschmeidig zu machen wie einen Handschuh, genau wie sie war, ehe dieser Schlingel, der nicht wert ist, in der kaiserlichen Garde gedient zu haben, in dein Haus zog . . .“ „Oh, wenn du das tätest! . . .“ sagte der Greis. „Das ist ganz einfach,“ erwiderte Philipp, indem er seinem Onkel das Wort abschnitt, „ich werde dir Maxence wie einen Hund töten . . . Aber . . . unter einer Bedingung,“ sagte der Kriegsknecht. „Unter welcher?“ fragte der alte Rouget, indem er seinen Neffen mit stumpfem Blick ansah. „Daß du die Vollmacht, die man von dir verlangt, nicht vor dem dritten Dezember unterschreibst; bis dahin mußt du es hinauschieben. Diese beiden Halsabschneider verlangen die Erlaubnis, deine fünfzigtausend Franken Rente zu verkaufen, einzig, um nach Paris zu ent schlüpfen, sich da zu heiraten und sich mit deiner Million gütlich zu tun . . .“ „Das fürchte ich auch,“ erwiderte Rouget. „Nun, was man auch tue, verschiebe die Vollmacht bis zur nächsten Woche.“ „Ja, aber wenn Flora mit mir redet, dann rührt sie mir die Seele auf, daß ich den Verstand verlieren könnte. Und wenn sie mich auf eine gewisse Art ansieht, dann scheinen mir ihre blauen Augen das Paradies, und ich bin nicht mehr mein eigener Herr, besonders wenn sie mich seit ein paar Tagen streng behandelt hat.“ „Gut, wenn sie die Zuckersüße spielt, so begnüge dich damit, die Vollmacht zu versprechen, und melde es mir am Tage vor der Unterschrift. Das soll mir genügen. Maxence darf nicht dein Bevollmächtigter werden, oder er muß zuvor mich getötet haben. Wenn ich

ihn töte, nimmst du mich an seiner Stelle zu dir, und dann soll dies hübsche Mädchen dir nach dem Wink und nach den Augen tanzen. Ja, Flora soll dich lieben, Gottsdonnerwetter! Und wenn du nicht mit ihr zufrieden bist, so werde ich sie peitschen." „Oh, das würde ich niemals dulden. Ein Schlag gegen Flora würde mich ins Herz treffen." „Und doch ist das die einzige Art und Weise, Frauen und Pferde zu lenken. So macht der Mann sich gefürchtet, geliebt und geachtet. Das ist alles, was ich dir ins Ohr sagen wollte . . . Guten Tag, meine Herren!" sagte er zu Mignonnet und Carpentier. „Ich führe meinen Onkel spazieren, wie Sie sehen, und ich versuche, ihn zu erziehen; denn wir leben in einem Jahrhundert, in dem die Kinder sich gezwungen sehen, ihre Großeltern in Zucht zu nehmen." Man grüßte sich gegenseitig. „Sie sehen in meinem lieben Onkel die Wirkungen einer unglücklichen Leidenschaft," fuhr der Oberst fort. „Man will ihn seines Vermögens berauben und ihn dann wie Baba sitzen lassen; Sie wissen, von wem ich rede. Der gute Mann kennt das Komplott, und er hat nicht die Kraft, Liebchen ein paar Tage zu entbehren, um den Anschlag zunichte zu machen." Philipp setzte die Lage, in der sein Onkel sich befand, klar auseinander. „Meine Herren," sagte er zum Schluß, „Sie sehen, es gibt keine zwei Wege, meinen Onkel zu befreien: der Oberst Bridau muß den Kommandanten Gilet töten, oder der Kommandant Gilet den Obersten Bridau. Wir feiern übermorgen die Krönung des Kaisers; ich zähle auf Sie, daß Sie die Plätze bei dem Festmahl so verteilen, daß ich dem Kommandanten Gilet gegenüber sitze. Ich hoffe, Sie werden mir die Ehre erweisen, meine Zeugen zu sein." „Wir werden Sie zum Vorsitzenden wählen und Ihnen zur Seite sitzen. Max wird als Vizepräsident Ihr Gegenüber sein," erwiderte Mignonnet. „Oh, der Halunke wird den Kommandanten Potel und den Hauptmann Renard für sich haben," sagte Carpentier. „Trotz allem, was man in der Stadt über seine nächtlichen Streifzüge redet, sind diese beiden wackeren

Leute schon seine Sekundanten gewesen; sie werden ihm treu bleiben . . .“ „Du siehst, lieber Onkel,“ sagte Philipp, „wie sich das trifft; also unterschreibe nichts vor dem dritten Dezember, denn übermorgen bist du frei, glücklich geliebt und der Brandschatzung entledigt . . .“ „Lieber Nefte,“ sagte der Greis entsetzt, „Du kennst ihn nicht. Maxence hat schon neun Menschen im Duell getötet.“ „Ja, aber es handelte sich dabei nicht um einen Diebstahl von hunderttausend Franken Rente,“ erwiderte Philipp. „Ein böses Gewissen verdirbt die Hand,“ sagte Mignonnet sentenziös. „In ein paar Tagen“, fuhr Philipp fort, „wirst du mit der Krebsfischerin zusammen leben wie zwei Turteltaubchen, wenn nur erst ihre Trauer vorüber ist; denn sie wird sich winden wie ein Wurm, sie wird kläffen, sie wird in Tränen ausbrechen; aber . . . laß das Wasser fließen!“

Die beiden Offiziere unterstützten Philipps Argumente und suchten dem Vater Rouget Mut zu machen, während sie etwa zwei Stunden lang mit ihm spazieren gingen. Schließlich brachte Philipp seinen Onkel nach Hause und sagte ihm als letztes Wort: „Also fasse keinerlei Entschluß ohne mich. Ich kenne die Frauen. Ich habe eine ausgehalten, die mich teurer zu stehen gekommen ist, als Flora dich je zu stehen kommen wird! . . . Dafür habe ich auch bei ihr für den Rest meiner Tage gelernt, wie ich mich dem schönen Geschlecht gegenüber zu verhalten habe. Die Frauen sind unartige Kinder, sie sind Tiere, die rückständig sind dem Mann gegenüber, deshalb müssen sie uns fürchten; denn für uns ist das schlimmste, wenn uns diese Bestien beherrschen.“

Es war etwa zwei Uhr nachmittags, als der gute Mann nach Hause kam. Roussi öffnete ihm weinend die Thür, oder wenigstens tat er auf Vilets Befehl, als weinte er. „Was gibt es?“ fragte Jean Jacques. „Ach, gnädiger Herr, die gnädige Frau ist mit Bedie fort!“ „So — ort?“ wiederholte der Greis mit erstickter Stimme. Der Schlag traf so heftig, daß Rouget sich auf eine der Stufen seiner Treppe setzen mußte.

Einen Augenblick später stand er wieder auf, blickte in den Saal, in die Küche, stieg nach oben in sein Zimmer, ging durch alle Räume, kehrte in den Saal zurück, warf sich in einen Sessel und brach in Tränen aus. „Wo ist sie?“ rief er schluchzend. „Wo ist sie? Wo ist Max?“ „Ich weiß es nicht,“ erwiderte Kouski; „der Kommandant ist ausgegangen, ohne mir ein Wort zu sagen.“

Gilet hatte es als geschickter Politiker für nötig gehalten, in der Stadt umherzuschlendern. Wenn er den Greis seiner Verzweiflung allein überließ, so machte er ihm seine Verlassenheit erst recht fühlbar und ihn selber seinem Ratschlag gefügig. Um aber zu verhindern, daß Philipp seinem Onkel in dieser Krisis beistand, hatte Max Kouski befohlen, niemandem die Thür zu öffnen. Da Flora fort war, so hatte der Greis Zügel und Gebiß verloren, und die Lage war äußerst kritisch. Nun wurde Maxence Gilet auf seinem Gang durch die Stadt von vielen Leuten gemieden, die sich noch gestern beeilt hätten, ihm die Hand zu drücken. Es machte sich eine allgemeine Reaktion gegen ihn geltend. Die Taten der Ritter des Müßiggangs waren auf aller Zungen. Die endlich aufgeklärte Geschichte der Verhaftung Joseph Bridaus entehrte Max, dessen Leben und Taten in einem Tage die gerechte Schätzung fanden. Gilet begegnete dem Kommandanten Potel, der ihn suchte und außer sich war.

„Was hast du, Potel?“ „Mein Lieber, die kaiserliche Garde wird in der ganzen Stadt beschimpft! . . . Die Zivilisten ziehen über dich her, und der Rückschlag trifft mich ins Herz.“ „Worüber beklagen sie sich?“ fragte Max. „Über das, was du ihnen nachts angetan hast.“ „Als ob man sich nicht ein wenig amüsieren könnte! . . .“ „Das ist noch nichts,“ sagte Potel. Er gehörte zu jener Gattung von Offizieren, die einem Bürgermeister antworteten: ‚Ach, man wird Ihnen Ihre Stadt bezahlen, wenn man sie abbrennt!‘ Daher machte er sich sehr wenig aus den Bissen des Müßiggangs. „Was noch?“ fragte

Gilet. „Die Garde gegen die Garde! Das bricht mir das Herz. Bridau hat all diese Bürger gegen dich losgelassen. Die Garde gegen die Garde! . . . Nein, das geht nicht! Du darfst nicht mehr zurückweichen, Max, und du mußt mit Bridau antreten. Sieh, ich hatte selber Lust, mit dieser Kanaille Streit anzufangen und ihn hinzulegen; denn dann hätten die Bürger nicht die Garde gegen die Garde gesehen. Im Krieg, da will ich nichts sagen: zwei Kerle von der Garde haben Streit, man schlägt sich, es sind keine Zivilisten dabei, die sich über sie lustig machen. Nein, dieser Lummel hat nie in der Garde gedient. Ein Mann von der Garde kann sich nicht vor all den Bürgern so gegen einen andern von der Garde benehmen! Ach! die Garde ist beschimpft, und noch dazu in Issoudun, wo sie sonst geehrt wurde!“ „Nun, Potel, mache dir keine Sorge,“ erwiderte Maxence. „Selbst wenn du mich bei dem Jahresfest nicht sehen solltest . . .“ „Du wolltest übermorgen nicht zu Lacroix kommen?“ rief Potel aus, indem er seinen Freund unterbrach. „Aber willst du denn als Feigling gelten; soll es aussehen, als flöhest du Bridau? Nein, nein! Die Grenadiere der Garde dürfen nicht vor den Gardedragonern weichen. Ordne deine Geschäfte anderweitig und sei da! . . .“ „Noch einen in die Nacht zu befördern,“ sagte Max. „Also, ich denke, ich kann da sein und meine Geschäfte außerdem noch ordnen! . . . Denn“, sagte er bei sich selber, „die Vollmacht darf nicht auf meinen Namen lauten. Wie der alte Héron sagt, das würde zu sehr nach einem Diebstahl aussehen.“ Dieser Löwe knirschte mit den Zähnen, als er sich in den von Philipp Bridau gesponnenen Netzen verstrickt sah; er mied die Blicke all derer, denen er begegnete, und ging über den Boulevard Vilatte nach Hause, indem er mit sich selber sprach. „Ehe ich mich schlage, muß ich die Renten haben,“ sagte er bei sich. „Wenn ich sterbe, so fällt dies Geld wenigstens nicht an diesen Philipp. Ich habe es bis dahin auf Floras Namen überschrieben. Nach meinen Anweisungen wird das Kind geradenwegs nach Paris gehen und kann,

wenn sie will, den Sohn irgendeines Marschalls des Kaiserreichs heiraten, den man abgesetzt hat. Die Vollmacht muß er auf Baruchs Namen ausstellen, und der wird die Papiere nur auf meinen Befehl umschreiben lassen."

Max, soweit muß man gerecht sein, war dem Schein nach nie ruhiger, als wenn sein Blut und seine Gedanken kochten. Daher konnte man auch nirgends die Eigenschaften, die den großen General ausmachen, in so hohem Grade in einem Offizier vereinigt finden. Wäre er nicht durch die Gefangenschaft in seiner Laufbahn aufgehalten worden, so hätte Napoleon in diesem Burschen sicherlich einen jener Männer gefunden, wie sie für ungeheure Unternehmungen so notwendig sind. Als er in den Saal trat, wo das Opfer all dieser zugleich so komischen und tragischen Szenen immer noch weinte, fragte Max nach der Ursache dieser Verzweiflung: er spielte den Erstaunten, er wußte von nichts, er erfuhr von Floras Abreise mit gut gespielter Überraschung, er stellte Rousski Fragen, um einige Aufklärung über diese unbegreifliche Reise zu erhalten.

"Die gnädige Frau hat mir gesagt," erwiderte Rousski, "ich sollte dem Herrn sagen, sie hätte die zwanzigtausend Franken in Gold, die in dem Sekretär lagen, mitgenommen; sie dächte, diese Summe würde ihr der Herr als ihren Lohn seit zweiundzwanzig Jahren nicht abschlagen." "Ihren Lohn?" fragte Rouget. "Ja," erwiderte Rousski. „Ach, ich komm nicht wieder!“ hat sie zu Bedie gesagt, als sie ging, denn die arme Bedie, die sehr an dem Herrn hängt, machte der gnädigen Frau Vorstellungen. „Nein, nein,“ sagte sie, „er hat nicht die geringste Zuneigung zu mir; er hat mich von seinem Neffen behandeln lassen wie die Letzte der Letzten! . . .“ Und sie weinte . . . heiße Tränen!" "Ach, was mache ich mir aus Philipp!" rief der Greis, den Maxence beobachtete. "Wo ist Flora? Wie kann man erfahren, wo sie ist?" "Philipp, auf dessen Rat Sie hören, wird Ihnen helfen," erwiderte Maxence kühl. "Philipp?" sagte der Greis, "was vermag der über dieses Kind? Nur du kannst

Flora finden, mein guter Max, dir wird sie folgen, du mußt sie mir wiederbringen . . ." „Ich will Herrn Bridau keinerlei Hinderniß in den Weg legen," sagte Max. „Bei Gott!" rief Rouget, „wenn dir das Bedenken macht, so hat er mir versprochen, dich zu töten." „Ah!" rief Gilet lachend, „wir werden ja sehen!" „Mein Freund," sagte der Greis, „suche Flora und sage ihr, ich würde alles tun, was sie will . . ." „Man wird sie wohl irgendwo in der Stadt haben vorüberfahren sehen," sagte Max zu Kouski. „Serviere uns das Diner, setze alles auf den Tisch und erkundige dich von Ort zu Ort, damit du uns beim Dessert sagen kannst, welchen Weg Fräulein Brazier eingeschlagen hat."

Dieser Befehl beruhigte den armen Mann wenigstens für den Augenblick, obwohl er stöhnte wie ein Kind, dem seine Amme genommen wird. Max erschien jetzt Rouget, der ihn als die Ursache all seines Unglücks haßte, wie ein Engel. Eine Leidenschaft wie die des Vaters Rouget für Flora gleicht in erstaunlichem Grade kindischer Dummheit. Um sechs Uhr kam der Pole, der ganz einfach spazieren gegangen war, zurück und meldete, die Krebsfischerin habe den Weg nach Vatan eingeschlagen. „Die gnädige Frau kehrt in ihre Heimat zurück, das ist klar," sagte Kouski.

„Wollen Sie noch heute abend mit nach Vatan kommen?" fragte Max den Greis. „Die Straße ist schlecht, aber Kouski kann fahren, und Sie werden die Versöhnung lieber noch heute abend um acht als morgen früh abschließen." „Auf!" rief Rouget. „Spanne vorsichtig das Pferd an und sieh zu, daß um der Ehre des Herrn Rouget willen die Stadt nichts von diesen Dummheiten erfährt. Sattle mir meinen Gaul; ich reite voraus," fügte er Kouski ins Ohr flüsternd hinzu.

Herr Hochon hatte Philipp Bridau bereits von Fräulein Braziers Abreise verständigt. Der stand bei Herrn Mignonnet vom Tisch auf und eilte auf die Place Saint-Jean, denn er erriet das Ziel dieser geschickten Strategie sehr gut. Als Phi-

lipp pochte, um zu seinem Onkel hinein zu kommen, gab Rousti ihm durch ein Fenster des ersten Stocks zur Antwort, Herr Rouget könne niemanden empfangen.

„Fario,“ sagte Philipp zu dem Spanier, der in der Grande-Marette spazieren ging, „lauf und sage Benjamin, er solle aufsitzen; es ist wichtig, daß ich erfahre, was aus meinem Onkel und Maxence wird.“ „Man spannt das Pferd vor die Berline,“ erwiderte Fario, der Rougets Haus überwachte. „Wenn sie nach Vatan fahren,“ sagte Philipp, „so treibe mir ein zweites Pferd auf und komm mit Benjamin zu Herrn Mignonnet.“

„Was denken Sie zu tun?“ sagte Herr Hochon, der aus seinem Hause trat, als er Philipp und Fario auf dem Platz sah. „Das Talent eines Generals, mein lieber Herr Hochon, besteht nicht nur darin, die Bewegungen des Feindes genau zu beobachten, sondern auch darin, aus seinen Bewegungen seine Absichten zu erraten und seinen Plan stets zu ändern, wenn der Feind ihn durch einen unvorhergesehenen Schritt zerstört. Sehen Sie, wenn mein Onkel und Maxence zusammen in dem Wagen sitzen, so fahren sie nach Vatan; Maxence hat ihm versprochen, ihn mit Flora, die fugit ad salices — denn dieses Manöver gehört dem General Virgil — zu versöhnen. Wenn es sich so abspielt, dann weiß ich nicht, was ich machen soll; aber ich habe die Nacht vor mir; denn mein Onkel wird die Vollmacht nicht um zehn Uhr abends unterschreiben; da liegen die Notare im Bett. Wenn, wie das Stampfen des zweiten Pferdes mir meldet, Max Flora Anweisungen geben will, indem er ihm vorausseilt, und das scheint mir für ihn nötig und wahrscheinlich, so ist der Schelm verloren! Dann werden Sie sehen, wie wir im Spiel um die Erbschaft Revanche nehmen, wir alten Soldaten . . . Und da ich für diesen letzten Stich der Partie einen zweiten brauche, so kehre ich zu Herrn Mignonnet zurück, um mich dort mit meinem Freund Carpentier zu verständigen.“

Nachdem er Herrn Hochon die Hand gedrückt hatte, stieg Philipp die Petite-Narette hinab, um zum Kommandanten Mignonnet zu gehen. Zehn Minuten darauf sah Herr Hochon Maxence im Trab davonreiten, und seine greisenhafte Neugier wurde dadurch so sehr angereizt, daß er am Saalfenster stehen blieb und auf das Geräusch des alten Einspanners lauschte, das nicht auf sich warten ließ. In seiner Ungeduld folgte Jean Jacques Maxence mit zwanzig Minuten Abstand. Rousti fuhr, ohne Zweifel auf Befehl seines wahren Herrn, im Schritt, wenigstens durch die Stadt. „Wenn sie nach Paris fahren, so ist alles verloren,“ sagte Herr Hochon bei sich.

In diesem Augenblick traf ein kleiner Junge aus dem Römischen Viertel bei Herrn Hochon ein; er brachte einen Brief für Baruch. Die beiden Enkel, die seit dem Morgen noch wie arme Sünder umhergingen, hatten sich freiwillig Hausarrest auferlegt. Als sie sich ihre Zukunft überlegten, hatten sie erkannt, wieviel Rücksicht sie auf ihre Großeltern nehmen mußten. Es konnte Baruch nicht unbekannt sein, welchen Einfluß sein Großvater Hochon auf seine Großeltern Borniche ausübte; Herr Hochon würde nicht verfehlen, Adolphine auch das Vermögen der Borniches zuzuwenden, wenn ihr Verhalten sie dazu ermächtigte, ihre Hoffnungen auf die große Heirat zu setzen, mit der man noch am Morgen gedroht hatte. Er war reicher als Franz und hatte also viel zu verlieren; deshalb war er für eine vollständige Unterwerfung, indem er keine anderen Bedingungen stellte, als daß man seine Schulden bei Max bezahlte. Was Franz anging, so lag seine Zukunft in der Hand seines Großvaters; er hatte ein Vermögen nur von ihm zu erwarten, denn nach dem Vormundschaftsbericht war er sein Schuldner. Nun leisteten die beiden jungen Leute feierliche Versprechungen, zumal ihre Reue durch ihre gefährdeten Interessen angestachelt wurde, und Frau Hochon beruhigte sie in betreff ihrer Schulden bei Maxence. „Ihr habt Dummheiten gemacht,“ sagte sie; „macht sie durch ein verständiges Be-

nehmen wieder gut, und Herr Hochon wird sich versöhnen lassen."

Als also Franz über Baruchs Schulter hinweg den Brief gelesen hatte, flüsterte er ihm ins Ohr: „Frage Großpapa um Rat.“ „Da,“ sagte Baruch, als er dem alten Mann den Brief überbrachte. „Lies ihn mir vor; ich habe meine Brille nicht da.“

„Mein lieber Freund!

„Ich hoffe, Du wirst unter den ernstesten Umständen, denen ich mich gegenüber sehe, nicht zögern, mir einen Dienst zu leisten, indem Du Dich bereit erklärst, Herrn Rougets Bevollmächtigter zu sein. Sei also morgen früh um neun Uhr in Batan. Ich werde Dich ohne Zweifel nach Paris schicken; aber sei ruhig, ich werde Dir das Geld für die Reise geben und schleunigst zu Dir stoßen, denn ich bin so gut wie sicher, daß ich Issoudun am dritten Dezember verlassen muß. Adieu, ich zähle auf Deine Freundschaft; zähle Du auf die Deines Maxence.“

„Gott sei gelobt!“ rief Herr Hochon, „die Erbschaft ist aus den Krallen dieser Teufel gerettet!“ „Das wird so sein, wenn du es sagst,“ sagte Frau Hochon; „und ich danke Gott dafür, der ohne Zweifel meine Gebete erhört hat. Der Triumph der Bösen ist stets nur vorübergehend.“ „Du wirst nach Batan gehen; du wirst die Vollmacht des Herrn Rouget annehmen,“ sagte der Greis zu Baruch. „Es handelt sich darum, fünfzigtausend Franken Rente auf den Namen des Fräuleins Brazier umzuschreiben. Du wirst auch nach Paris aufbrechen; aber du wirst in Orleans haltmachen und auf ein Wort von mir warten. Laß niemanden, wer es auch sei, wissen, wo du wohnst, und steige in der letzten Herberge des Vororts Bannier ab, und wäre es eine Fuhrmannsherberge. . .“ „Schön!“ rief Franz, den das Geräusch eines Wagens in der Grande-Narette an das Fenster gelockt hatte; „hier gibt es Neues: Vater Rouget und Philipp kehren zusammen in der Kalesche zurück;

Benjamin und Herr Carpentier folgen zu Pferde! . . ." „Ich gehe hinüber," rief Herr Hochon, dessen Neugier über jede andere Empfindung siegte.

Herr Hochon fand den alten Rouget in seinem Zimmer damit beschäftigt, wie er folgenden Brief schrieb, den sein Neffe ihm diktierte:

„Gnädiges Fräulein!

„Wenn Sie nicht gleich nach Empfang dieses Briefes aufbrechen, um zu mir zurückzukehren, so zeigt Ihr Verhalten einen solchen Undank für meine Güte, daß ich das zu Ihren Gunsten gemachte Testament widerrufen und mein Vermögen meinem Neffen Philipp geben werde. Sie begreifen auch, daß Herr Gilet nicht mehr mein Gast sein kann, wenn er sich bei Ihnen in Vatan befindet. Ich beauftrage Herrn Hauptmann Carpentier, Ihnen diesen Brief zu überreichen, und ich hoffe, Sie werden auf seine Ratschläge hören; denn er wird mit Ihnen reden, wie es täte

Ihr anhänglicher

J. J. Rouget."

„Der Hauptmann Carpentier und ich, wir sind meinem Onkel begegnet, als er die Dummheit beging, nach Vatan zu fahren und Fräulein Brazier und den Kommandanten Gilet aufzusuchen," sagte Philipp mit beißender Ironie zu Herrn Hochon. „Ich habe meinem Onkel begreiflich gemacht, daß er mit gesenktem Kopf in eine Falle lief: wird ihn dies Mädchen nicht verlassen, sobald er die Vollmacht unterschrieben hat, die sie verlangt, um sich selbst eine Rente von fünfzigtausend Franken zu sichern? Wenn er diesen Brief schreibt, wird er es da nicht erleben, daß die schöne Flüchtige noch heute nacht unter sein Dach zurückkehrt? . . . Ich verspreche, Fräulein Brazier für den Rest ihrer Tage geschmeidig zu machen wie eine Binse, wenn mein Onkel mir erlaubt, an Herrn Gilets Stelle zu treten; denn den finde ich hier mehr als nicht am Platz. Habe ich recht? . . .

Und mein Onkel beklagt sich!" „Lieber Nachbar," sagte Herr Hochon, „Sie haben das beste Mittel ergriffen, um Frieden in Ihrem Hause zu bekommen. Wenn Sie mir glauben wollen, so müssen Sie Ihr Testament aufheben, und dann werden Sie es erleben, daß Flora Ihnen wieder wird, was sie in den ersten Tagen für Sie war." „Nein; denn sie wird mir nicht verzeihen, welchen Schmerz ich ihr antun werde," erwiderte der Greis weinend; „sie wird mich nicht mehr lieben." „Sie wird dich lieben, und tüchtig, ich bürge dafür," sagte Philipp. „Aber machen Sie doch die Augen auf!" rief Herr Hochon Rouget zu. „Man will Sie berauben und verlassen. . ." „Ach, wenn ich das sicher wüßte! . . ." rief der Dummkopf. „Sehen Sie, hier ist ein Brief, den Maxence an meinen Enkel Borniche geschrieben hat," sagte der alte Hochon. „Lesen Sie!" „Was für ein Greuel!" rief Carpentier aus, als er Rouget unter Tränen den Brief hatte lesen hören. „Ist es nun klar genug, lieber Onkel?" fragte Philipp. „Komm, halte mir dies Mädchen an ihrem Interesse fest, und sie wird dich anbeten . . . wie du nur angebetet werden kannst, halb wahr, halb falsch." „Sie liebt Maxence zu sehr, sie wird mich verlassen," sagte der Greis, der ganz verängstigt schien. „Aber, lieber Onkel, Maxence oder ich, einer von uns wird übermorgen keine Spur mehr auf den Straßen Issouduns hinterlassen. . ." „Nun also, gehen Sie, Herr Carpentier," erwiderte der gute Mann; „wenn Sie mir versprechen, daß sie zurückkehrt, so gehen Sie! Sie sind ein ehrlicher Mann; sagen Sie ihr in meinem Namen alles, was Sie ihr sagen zu müssen glauben. . ." „Der Hauptmann Carpentier wird ihr ins Ohr flüstern, daß ich eine Frau aus Paris kommen lasse, deren Jugend und Schönheit etwas ganz Allerliebstes sind," sagte Philipp Bridau, „und die Halunkin kehrt in Karriere zurück."

Der Hauptmann brach auf und fuhr die alte Kalesche selbst; Benjamin begleitete ihn zu Pferde, denn Rousti war nirgends zu finden. Obgleich die beiden Offiziere ihm mit einem Prozeß

und mit dem Verlust seiner Stellung gedroht hatten, war der Pole auf einem Mietspferd nach Vatan entflohen, um Marence und Flora den Handstreich ihres Gegners zu melden. Wenn Carpentier seine Mission erfüllt hatte, sollte er Benjamins Pferd nehmen, da er nicht mit der Krebsfischerin fahren wollte. Als Philipp von Roustis Flucht vernahm, sagte er zu Benjamin: „Du wirst den Polen hier von heute abend an setzen. Also versuche, ohne daß Flora es merkt, hinten auf die Kalesche zu klettern, damit du zugleich mit ihr hier bist . . . Das nimmt Gestalt an, Papa Hochon!“ rief der Oberstleutnant. „Das Festmahl übermorgen wird heiter!“ „Sie wollen sich hier einrichten?“ fragte der geizige Greis. „Ich habe eben Fario gesagt, daß er mir all meine Sachen schicken soll. Ich werde in dem Zimmer schlafen, dessen Thür auf denselben Flur geht wie Gilets Zimmer; mein Onkel ist damit einverstanden.“

„Was wird aus all dem werden?“ rief der gute Mann ängstlich. „In vier Stunden wird Ihnen eine Flora werden, sanft wie ein Osterlamm,“ erwiderte Herr Hochon. „Gott gebe es!“ sagte Rouget, indem er sich die Tränen abwischte. „Es ist sieben Uhr,“ sagte Philipp; „die Königin deines Herzens wird also gegen halb zwölf hier sein. Gilet wirst du nicht mehr sehen; mußt du nicht glücklich sein wie ein Papst? . . . Wenn Sie wollen, daß ich triumphiere,“ flüsterte er Herrn Hochon ins Ohr, „so bleiben Sie bei mir, bis diese Affin kommt, dann können Sie mir helfen, den guten Mann bei seinem Entschluß festzuhalten; und zu zweit werden wir dem Fräulein Krebsfischerin schon ihre wahren Interessen begreiflich machen.“

Da Herr Hochon die Berechtigung dieser Bitte anerkannte, so leistete er Philipp Gesellschaft; aber sie hatten beide genug zu tun, denn Vater Rouget erging sich wie ein Kind in Klagen, die erst wichen, als Philipp zum zehntenmal wiederholt hatte: „Lieber Onkel, wenn Flora zurückkehrt und wenn sie zärtlich gegen dich ist, so wirst du erkennen, daß ich recht hatte. Du wirst gehätschelt werden, du behältst deine Renten, du wirst dich

in Zukunft nach meinen Ratschlägen richten, und alles wird sein wie im Paradiese."

Als man um halb zwölf das Geräusch der Kalesche hörte, die die Grande-Narette herabkam, war die Frage die, ob der Wagen leer oder voll zurückkehrte. Rougets Gesicht zeigte den Ausdruck einer furchtbaren Angst, die erst dann zu einer unbändigen Freude sich entspannte, als der Wagen sich wandte, um in die Einfahrt zu kommen, und er die beiden Frauen bemerkte. „Kouski," sagte Philipp, als er Flora die Hand reichte, um ihr beim Aussteigen zu helfen, „Sie stehen nicht mehr im Dienst des Herrn Rouget, Sie werden heute nacht nicht mehr hier schlafen, also packen Sie Ihren Koffer; Benjamin hier wird an Ihre Stelle treten." „So sind Sie der Herr?" fragte Flora ironisch. „Mit Ihrer Erlaubniß," erwiderte Philipp, indem er Floras Hand in der seinen wie in einem Schraubstock drückte. „Kommen Sie, wir beide haben uns das Herz zu stochern!"

Philipp führte die verblüffte Frau ein paar Schritte beiseite, bis auf die Place Saint-Jean. „Meine Schönste, übermorgen wird Gilet von diesem Arm ins Dunkel befördert," sagte der Haudegen, indem er die rechte Hand streckte, „oder der seine hat mich von meinem Posten abgelöst. Wenn ich sterbe, so sind Sie Herrin über den armen Dummkopf, meinen Onkel: bene sit! Bleibe ich auf meinen Stelzen, dann marsch geradeaus, und tischen Sie ihm Glück auf von der besten Nummer! Sonst kenne ich in Paris Krebsfischerinnen, die, ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, hübscher sind als Sie, denn sie sind erst siebenzehn Jahre alt; sie werden meinen Onkel überglücklich machen und in meinem Interesse wirken. Beginnen Sie heute abend mit dem Dienst; denn wenn der gute Mann morgen nicht lustig ist wie ein Fink... Ich sage Ihnen nur ein Wort, hören Sie gut zu! Es gibt nur einen einzigen Weg, einen Mann zu töten, ohne daß die Polizei das geringste dagegen zu sagen hat: nämlich den, daß man sich im Duell mit ihm schlägt; aber ich

kenne drei Wege, um mich einer Frau zu entledigen. Also, Schätzchen!"

Während dieser Rede zitterte Flora wie jemand, den das Fieber schüttelt. „Maxence töten?..." sagte sie, indem sie Philipp beim Mondschein ansah. „Still, genug davon! Da ist mein Onkel..."

Wirklich kam Vater Rouget, was Herr Hochon auch sagen mochte, auf die Straße hinaus, um Flora bei der Hand zu nehmen, wie etwa ein Geizhals seinen Schatz hereingeholt hätte. Er ging ins Haus zurück, führte sie in sein Zimmer und schloß sich darin ein.

„Heute ist Lambertustag, wer den Platz verläßt, ihn nicht haben mag!" sagte Benjamin zu dem Polen. „Mein Herr wird euch allen das Maul schließen," erwiderte Kouski, indem er zu Max ging, der sich im Gasthof zur Post niederließ.

Am folgenden Morgen plauderten die Frauen von neun bis elf Uhr an den Haustüren. In der ganzen Stadt war nur die Rede von der seltsamen Revolution, die sich am Abend zuvor im Hause des Vaters Rouget vollzogen hatte. Das Ergebnis dieser Unterhaltungen war überall das gleiche: „Was wird morgen beim Krönungsbankett zwischen Max und dem Obersten Bridau geschehen?"

Philipp sagte Bedie zwei Worte, die sie für den Augenblick zur Neutralität zwischen zwei so furchtbaren Mächten zwangen, wie Philipp und Flora es waren: „Sechshundert Franken Leibrente, oder fortgejagt!"

Da Flora Max in Lebensgefahr wußte, so wurde sie gegen den alten Rouget liebenswürdiger, als sie es in den ersten Tagen ihres Zusammenlebens gewesen war. Denn ach! in der Liebe ist die interessierte Täuschung der Wahrheit überlegen; deshalb müssen so viele Männer geschickte Betrügerinnen so teuer bezahlen. Die Krebsfischerin zeigte sich erst beim Frühstück, zu dem sie Arm in Arm mit Rouget herunterkam. Sie hatte Tränen in den Augen, als sie an Gilets Stelle den

schrecklichen Haudegen mit den düsterblauen Augen und dem kühl finsternen Gesicht erblickte.

„Was haben Sie, gnädiges Fräulein?“ fragte er, als er seinem Onkel guten Morgen gesagt hatte. „Was sie hat, lieber Nefte? Sie kann den Gedanken nicht ertragen, daß du dich mit dem Kommandanten Gilet schlagen willst...“ „Ich habe nicht die geringste Lust, diesen Gilet zu töten,“ erwiderte Philipp; „er braucht nur Issoudun zu verlassen und sich mit einiger Ausrüstung nach Amerika einzuschiffen. Ich werde der erste sein, der dir rät, ihm so viel zu geben, daß er sich die besten Sachen kaufen kann, und der erste, der ihm glückliche Reise wünscht! Er wird sein Glück machen, und das ist weit ehrenwerter als nachts in Issoudun Exzesse zu begehen und in deinem Hause den Satan zu spielen.“ „Nun, das ist doch hübsch?“ sagte Rouget mit einem Blick auf Flora. „Nach A — me — ri — ka?“ erwiderte sie schluchzend. „Es ist besser, in New York die Beine zu strecken, als in Frankreich in einem Mantel aus Fichtenholz zu verfaulen!... Darauf werden Sie mir freilich erwidern, er sei gewandt, er könnte mich töten!“ bemerkte der Oberst. „Wollen Sie mir erlauben, daß ich mit ihm rede?“ sagte Flora demütig und unterwürfig in flehendem Ton zu Philipp. „Gewiß, er kann sich auch seine Sachen holen; ich werde jedoch inzwischen bei meinem Onkel bleiben, denn ich verlasse den guten Mann nicht mehr,“ erwiderte Philipp.

„Bedie!“ rief Flora, „lauf zur Post, mein Kind, und sag dem Kommandanten, ich bäte ihn...“ „Daß er sich seine sämtlichen Sachen holt,“ sagte Philipp, indem er Flora ins Wort fiel. „Ja, ja, Bedie. Das wird der anständigste Vorwand sein, um mich zu sehen; ich will mit ihm reden...“

Die Angst drängte den Haß schon so sehr zurück, und die Bestürzung, als sie sich einer starken und unerbittlichen Natur gegenüber sah, sie, der man bisher nur geschmeichelt hatte, war so groß, daß sie sich daran gewöhnte, sich vor Philipp zu beugen, wie der arme Rouget sich daran gewöhnt hatte, sich vor ihr zu

beugen. Sie wartete voll Angst auf die Rückkehr Vedies; aber als sie kam, brachte sie eine förmliche Absage Gilets, der Fräulein Brazier bat, ihm seine Sachen in den Gasthof zur Post zu schicken.

„Erlauben Sie mir, daß ich sie ihm bringe?“ fragte sie Jean Jacques Rouget. „Ja, aber du kommst zurück?“ sagte der Greis. „Wenn Fräulein Brazier um zwölf Uhr nicht wieder hier ist, so wirst du mir um ein Uhr deine Vollmacht geben, die Renten zu verkaufen,“ sagte Philipp, indem er Flora ansah. „Gehen Sie mit Vedie, um den Schein zu wahren, gnädiges Fräulein. Sie müssen in Zukunft auf die Ehre meines Onkels Rücksicht nehmen.“

Flora konnte von Maxence nichts erreichen. Der Kommandant war verzweifelt, weil er sich vor den Augen der ganzen Stadt in einer unedlen Stellung hatte aufstöbern lassen, und er war zu stolz, um vor Philipp zu fliehen. Die Krebsfischerin kämpfte wider diese Gründe an, indem sie ihrem Freund vorschlug, zusammen nach Amerika zu fliehen; aber Gilet, der Flora ohne das Vermögen des Vaters Rouget nicht wollte und der diesem Mädchen nicht sein tiefstes Herz enthüllen konnte, blieb bei seiner Absicht, Philipp zu töten. „Wir haben eine schwere Dummheit begangen,“ sagte er; „wir hätten alle drei nach Paris gehen müssen, um den Winter dort zu verbringen; aber wie sollte man sich denken, als wir diesen Kadaver sahen, daß die Dinge einen solchen Verlauf nehmen würden? Die Ereignisse wirbeln mit einer Geschwindigkeit vorwärts, die einen betäubt. Ich hielt den Obersten für einen jener Draufgänger, die keine zwei Gedanken haben: das ist mein Fehler. Da ich nicht gleich zu Anfang einen Haken zu schlagen verstanden habe wie ein Hase, so wäre es jetzt feige, wenn ich vor dem Obersten um einen Fußbreit wiche. Er hat mich in den Augen der Stadt ruiniert; ich kann mich nur durch seinen Tod rehabilitieren.“ „Reise mit vierzigtausend Franken nach Amerika! Ich werde es schon fertigbringen, mich dieses

Wilden zu entledigen. Ich stoße dann zu dir; das ist viel verständiger..." „Was sollte man von mir denken?" rief er mit Rücksicht auf das Gerede. „Nein! Übrigens habe ich schon neun begraben. Mir scheint, dieser Bursche kann nicht sehr stark sein. Er ist aus der Schule gleich ins Heer übergetreten, bis 1815 hat er fortwährend im Feld gestanden; nachher ist er in Amerika gewesen, und also kann der Halunke nie den Fuß in einen Fechtsaal gesetzt haben. Ich dagegen habe in meiner Waffe nicht meinesgleichen! Der Säbel ist seine Waffe; ich kann noch den Großmütigen spielen, wenn ich sie ihm anbieten lasse, denn ich werde versuchen, der Beleidigte zu sein; und dann will ich ihn in Grund und Boden schlagen. Das ist entschieden besser. Beruhige dich; übermorgen sind wir die Herren."

So war der bornierte Ehrbegriff bei Max stärker als die gesunde Politik. Als Flora um ein Uhr nach Hause kam, schloß sie sich in ihr Zimmer ein, um dort ungestört zu weinen. Während dieses ganzen Tages ging das Gerede in Issoudun seinen Gang, denn man sah das Duell zwischen Philipp und Maxence als unvermeidlich an.

„Ach, Herr Hochon," sagte Mignonnet, als er auf einem Spaziergang mit Carpentier dem Greis auf dem Boulevard Baron begegnete, „wir machen uns Sorgen, denn Vilet ist in jeder Waffe sehr bewandert." „Einerlei," erwiderte der alte Provinzdiplomat; „Philipp hat diese Sache gut geleitet... Und ich hätte nicht geglaubt, daß dieser ungeschlachte Mensch so schnell Erfolg haben könnte. Diese beiden Burschen sind wie zwei Gewitter aufeinander zugerollt..." „Oh!" sagte Carpentier, „Philipp ist ein tiefer Mensch; sein Verhalten vor dem Pairshof ist ein Meisterwerk der Diplomatie."

„Nun, Hauptmann Renard," bemerkte ein Bürger, „man sagt, unter sich fräßen die Wölfe sich nicht, aber es scheint, als wolle Max gegen den Obersten Bridau vom Leder ziehen. Das wird ernst; zwischen Leuten von der alten Garde!" „Sie

lachen darüber! Weil dieser arme Bursche sich nachts amüsierte, grollen Sie ihm," sagte der Kommandant Potel. „Aber Gilet ist ein Mensch, der kaum in einem Loch wie Issoudun bleiben konnte, ohne sich eine Bewegung zu machen!" „Nun, meine Herren," sagte ein vierter, „Max und der Oberst haben ihr Spiel gespielt. Mußte nicht der Oberst seinen Bruder rächen? Entsinnen Sie sich, wie Max diesen armen Burschen verraten hat!" „Bah, einen Künsler," sagte Renard. „Aber es handelt sich um die Erbschaft des Vaters Rouget. Man sagt, Herr Gilet hätte sich gerade, als der Oberst zu seinem Onkel zog, der fünfzigtausend Franken Rente bemächtigen wollen." „Gilet jemandem seine Renten stehlen? . . . Hören Sie, Herr Ganivet, sagen Sie das nicht anderswo," rief Potel, „sonst müssen Sie Ihre Zunge schlucken, und ohne Sauce!" In allen Bürgerhäusern betete man für den würdigen Oberst Bridau.

Am folgenden Tage gingen die Offiziere der alten Armee, die in Issoudun oder der Umgegend wohnten, gegen vier Uhr auf dem Marktplatz vor der Thür eines Restaurateurs namens Lacroix spazieren, während sie Philipp Bridau erwarteten. Das Festmahl, das stattfinden sollte, um die Krönung zu feiern, war auf fünf Uhr angesetzt, auf die militärische Stunde. In allen Gruppen sprach man von Gilets Angelegenheit und von seiner Verbannung aus dem Hause des Vaters Rouget; auch die einfachen Soldaten hatten sich zu einer Versammlung bei einem Weinhändler am Platz verabredet. Unter den Offizieren versuchten nur Potel und Renard ihren Freund zu verteidigen.

„Dürfen wir uns in das einmischen, was zwischen zwei Erben vorgeht?" sagte Renard. „Max ist schwach gegen die Frauen," bemerkte der zynische Potel.

„In kurzem wird man Säbel aus der Scheide ziehen," sagte ein ehemaliger Unterleutnant, der im oberen Baltan eine Marsch bebaute. „Nachdem Herr Maxence Gilet einmal die

Dummheit begangen hatte, zu dem guten Rouget zu ziehen, so wäre er ein Feigling, wenn er sich wie ein Diener hinauswerfen ließe, ohne Genugthuung zu verlangen." „Gewiß," erwiderte Mignonnet trocken; „eine erfolglose Dummheit wird zum Verbrechen."

Max, der jetzt zu den alten Soldaten Napoleons stieß, wurde mit recht bedeutsamem Schweigen empfangen. Potel und Renard nahmen ihren Freund beim Arm und gingen ein paar Schritte abseits, um mit ihm zu plaudern. In diesem Augenblick sah man Philipp in Gala daherkommen; die unerschütterliche Miene, mit der er seinen Stock nachschleifen ließ, stand in scharfem Gegensatz zu der Aufmerksamkeit, die Max den Reden seiner beiden letzten Freunde zu widmen gezwungen war. Philipp drückte Mignonnet, Carpentier und ein paar anderen die Hand. Dieser Empfang, der von dem Maxence bereiteten so verschieden war, verjagte aus dem Geist dieses Burschen ein paar feige Gedanken, ein paar verständige, wenn man will, wie sie Floras Bitten und vor allem ihre Zärtlichkeiten in ihm hatten aufsteigen lassen, als er sich mit sich selbst allein befunden hatte. „Wir werden uns schlagen," sagte er zu dem Hauptmann Renard, „und auf den Tod! Also redet nicht mehr, laßt mich meine Rolle spielen."

Nach diesem letzten Wort, das in fiebrischem Ton gesprochen wurde, mischten die drei Bonapartisten sich wieder unter die Gruppen der Offiziere. Max grüßte als erster Philipp Bri-dau, der seinen Gruß mit dem kältesten Blick zurückgab.

„Auf, meine Herren, zu Tisch!" rief der Kommandant Potel. „Lassen Sie uns auf den unvergänglichen Ruhm Napoleons trinken, der jetzt im Paradies der Helden ist," rief Renard.

Da jedermann fühlte, daß es bei Tisch leichter war, eine schickliche Haltung zu bewahren, so verstand man die Absicht des kleinen Füsilierhauptmanns. Man stürzte in den langen, niedrigen Saal des Restaurants Lacroix, dessen Fenster auf den Markt gingen. Alle Gäste setzten sich schnell an den Tisch,

und die beiden Gegner saßen sich, wie Philipp es erbeten hatte, gegenüber. Mehrere junge Leute aus der Stadt, vor allem ein paar einstige Ritter des Müßiggangs, die sich Sorge machten um das, was bei diesem Festmahl geschehen sollte, gingen draußen spazieren und unterhielten sich über die kritische Lage, in die Philipp Gilet hineinzudrängen gewußt hatte. Man beklagte diesen Zusammenstoß, sah jedoch das Duell als notwendig an. Bis zum Dessert ging alles gut, wiewohl die beiden Kämpfer trotz des scheinbaren Schwungs der Festlichkeit eine Art Aufmerksamkeit bewahrten, die der Besorgnis ziemlich ähnlich sah. Während sie den Streit erwarteten, den sie beide beabsichtigen mußten, zeigte Philipp eine bewundernswürdige Kaltblütigkeit, Max einen betäubenden Übermut; aber für den Kenner spielten beide eine Rolle.

Als das Dessert serviert wurde, sagte Philipp: „Füllen Sie Ihre Gläser, meine Freunde, ich bitte um die Erlaubnis, den ersten Trinkspruch auszubringen.“ „Er hat gesagt: ‚meine Freunde‘; fülle dein Glas nicht!“ flüsterte Renard Max ins Ohr. Max goß sich ein. „Auf das große Heer!“ rief Philipp mit echter Begeisterung. „Auf das große Heer!“ wiederholten in einem einzigen Ruf alle Stimmen.

In diesem Augenblick sah man auf der Schwelle des Saals elf einfache Soldaten erscheinen, unter denen sich auch Benjamin und Kouski befanden; sie wiederholten: „Auf das große Heer!“ „Herein, meine Kinder! Man wird auf ‚seine‘ Gesundheit trinken,“ sagte der Kommandant Potel. Die alten Soldaten traten ein und reiheten sich stehend hinter den Offizieren auf. „Du siehst, ‚er‘ ist nicht tot!“ sagte Kouski zu einem ehemaligen Sergeanten, der ohne Zweifel die endlich beendete Todesqual des Kaisers beklagt hatte.

„Ich bitte um den zweiten Toast,“ sagte der Kommandant Mignonnet. Man plünderte der Schicklichkeit halber ein paar Dessertteller. Mignonnet stand auf. „Für die, die den Versuch gemacht haben, ‚seinen‘ Sohn wieder einzusetzen!“ sagte

er. Alle außer Maxence Gilet begrüßten Philipp, indem sie ihm ihre Gläser hinhielten.

„Jetzt ich,“ sagte Max und stand auf. „Das ist Max! Das ist Max!“ sagte man draußen. „Mögen wir uns im nächsten Jahr ‚alle‘ zu einem gleichen Tage zusammenfinden können!“ Und er grüßte Philipp ironisch. „Das häuft sich,“ sagte Rousti zu seinem Nachbarn.

„In Paris duldete die Polizei nicht, daß Sie solche Banzette feierten,“ sagte der Kommandant Potel zu Philipp. „Weßhalb zum Henker sprichst du dem Obersten Bridau von der Polizei?“ fragte Gilet unverschämt. „Der Kommandant Potel hatte es nicht böse gemeint, der! . . .“ sagte Philipp mit bitterem Lächeln. Das Schweigen wurde so tief, daß man eine Fliege hätte kriechen hören können. „Die Polizei fürchtet mich gerade genug,“ erwiderte Philipp, „um mich nach Issoudun zu schicken, einer Stadt, in der ich zu meinem Vergnügen alte Kameraden getroffen habe; aber das müssen wir zugeben, viel Zerstreuung gibt es hier nicht. Nun, ich werde Ersparnisse machen für meine Damen, denn ich gehöre nicht zu denen, denen Federbetten auch noch Renten abwerfen, und Mariette von der Großen Oper hat mich wahnsinnige Summen gekostet.“ „Sagen Sie das für mich, mein lieber Oberst?“ fragte Max, indem er einen Blick auf Philipp richtete, der einem elektrischen Strom glich. „Das können Sie aufnehmen, wie Sie wollen, Kommandant Gilet,“ erwiderte Philipp. „Oberst, meine beiden Freunde hier, Potel und Renard, werden sich morgen mit . . .“ „Mit Mignonnet und Carpentier verständigen,“ versetzte Philipp, indem er Gilet ins Wort fiel und auf seine beiden Nachbarn zeigte.

„Jetzt“, sagte Max, „wollen wir die Toaste fortsetzen.“ Keiner der beiden Gegner hatte den gewöhnlichen Ton der Unterhaltung durchbrochen; nur das Schweigen, in dem man sie anhörte, war feierlich.

„Ah ja, ihr da,“ sagte Philipp, indem er einen Blick auf die

einfachen Soldaten warf, „beachtet wohl, daß unsere Angelegenheiten die Bürger nichts angehen . . . Kein Wort von dem, was eben vorgegangen ist. Das muß unter der alten Garde bleiben.“ „Sie werden die Instruktion beachten, Oberst,“ sagte Renard, „ich büрге dafür.“ „Es lebe sein Kleiner! Möge er Frankreich einmal regieren können!“ rief Potel. „Tod den Engländern!“ rief Carpentier. Dieser Toast hatte einen ungeheuren Erfolg. „Schmach über Hudson Lowe!“ sagte der Hauptmann Renard.

Das Dessert ging in aller Ruhe vorüber; man trank viel. Die beiden Gegner und ihre vier Zeugen setzten ihre Ehre darein, daß dieses Duell, bei dem es sich um ein ungeheures Vermögen handelte und in das zwei durch ihren Mut so hervorragende Männer verwickelt waren, nichts mit gewöhnlichen Streitereien gemein hatte. Zwei englische Edelleute hätten sich nicht besser halten können als Max und Philipp. Daher blieb denn auch die Erwartung der jungen Leute und der Bürger, die sich auf dem Platz gesammelt hatten, unerfüllt. All die Gäste bewahrten als echte Offiziere das tiefste Geheimnis über die Episode beim Dessert. Um zehn Uhr erfuhren die beiden Gegner, daß die vereinbarte Waffe der Säbel war. Man wählte für die Begegnung die Chorhaube der Kapuzinerkirche und die achte Stunde des Morgens. Goddet, der in seiner Eigenschaft als ehemaliger Feldscher an dem Bankett teilnahm, wurde gebeten, dem Zweikampf beizuwohnen. Was auch geschah, so hatten die Zeugen beschlossen: der Kampf sollte nicht länger als zehn Minuten dauern. Um elf Uhr abends führte Herr Hochon zur großen Überraschung des Obersten in dem Augenblick, als er zu Bett gehen wollte, seine Frau zu ihm herein.

„Wir wissen, was vorgeht,“ sagte die alte Dame, deren Augen voll Tränen standen, „und ich komme, um Sie zu bitten, daß Sie morgen früh nicht ausgehen, ohne gebetet zu haben . . . Erheben Sie Ihre Seele zu Gott!“ „Ja, gnädige Frau,“ er-

widerte Philipp, dem der alte Hochon, der sich hinter seiner Frau hielt, einen Wink gab. „Das ist nicht alles,“ sagte Agathes Patin, „ich versetze mich an die Stelle Ihrer armen Mutter, und ich habe mich von dem Kostbarsten losgerissen, was ich besaß; nehmen Sie!...“ Und sie hielt Philipp einen Zahn hin, der auf schwarzem, goldgesticktem Samt befestigt war, über den sie zwei grüne Bänder genäht hatte; und nachdem sie ihn ihm gezeigt hatte, legte sie ihn in ein Säckchen zurück. „Es ist eine Reliquie von der heiligen Solange, der Schutzherrin des Berri; ich habe sie aus der Revolution gerettet; behalten Sie sie morgen früh auf der Brust.“ „Kann sie gegen Säbelhiebe schützen?“ fragte Philipp. „Ja,“ erwiderte die alte Dame. „Ich darf ein solches Lederzeug so wenig tragen wie einen Panzer!“ rief Agathes Sohn aus. „Was sagt er?“ fragte Frau Hochon ihren Mann. „Er sagt, es sei kein Spiel,“ erwiderte der alte Hochon. „Nun gut, reden wir nicht mehr davon,“ sagte die alte Dame; „ich werde für Sie beten.“ „Aber, gnädige Frau, ein Gebet und ein guter Hieb, das kann nicht schaden,“ sagte der Oberst, indem er eine Bewegung machte, als durchbohrte er Herrn Hochon das Herz.

Die alte Dame wollte Philipp durchaus auf die Stirn küssen. Dann, als sie hinunterging, gab sie Benjamin zehn Taler, alles, was sie an Geld besaß, um ihn dazu zu bewegen, daß er Philipp die Reliquie in die Tasche seiner Hose einnähte. Benjamin tat es, nicht weil er an die Kraft dieses Zahns glaubte, denn er sagte, sein Herr habe bessere Zähne gegen Gilet, sondern weil er einen so teuer bezahlten Auftrag ausführen wollte. Frau Hochon ging voll Vertrauen auf die heilige Solange davon.

Am folgenden Morgen, dem dritten Dezember, trafen Max und seine Anhänger bei grauem Wetter um acht Uhr auf der kleinen Wiese ein, die damals die Chorhaube der ehemaligen Kapuzinerkirche umschloß. Sie fanden Philipp und die Seinen mit Benjamin bereits vor. Potel und Mignonnet maßen vier-

undzwanzig Fuß ab. An den beiden Grenzen dieses Zwischenraums zogen die beiden Soldaten mit einem Spaten zwei Linien. Wollten sie nicht als feig gelten, so durften die Gegner nicht über ihre Linie zurückweichen; beide sollten sich auf ihre Linie stellen und beliebig vorrücken, wenn die Zeugen ihr „Fertig, los!“ gesagt hatten.

„Legen wir ab?“ fragte Philipp Gilet kühl. „Gern, Oberst,“ erwiderte Max mit der Sicherheit des Raufbolds.

Die beiden Gegner behielten nur die Hose an. Unter dem Berkal der Hemden sah man rosig ihr Fleisch schimmern. Beide stellten sie sich, bewaffnet mit ihrem Säbel — man hatte solche von gleichem Gewicht, drei Pfund, und gleicher Länge, drei Fuß, gewählt —, mit gesenkter Klinge auf und warteten des Zeichens. Auf beiden Seiten war man so ruhig, daß trotz der Kälte die Muskeln so wenig bebten, wie wenn sie aus Bronze gewesen wären. Goddet, die vier Zeugen und die beiden Soldaten durchlief ein unwillkürlicher Schauer. „Das sind stolze Kerle!“ dieser Ausruf entschlüpfte dem Munde des Kommandanten Botel.

In dem Augenblick, als der Befehl „Fertig, los!“ ertönte, bemerkte Max den Unglückskopf Farios, der ihnen durch das Loch zusah, das die Ritter in das Dach der Kirche gebrochen hatten, um die Tauben in sein Magazin zu setzen. Diese beiden Augen, aus denen zwei Strahlen des Feuers der Rache und des Hasses sprühten, blendeten Max. Der Oberst ging geradenwegs auf seinen Gegner zu, indem er sich so deckte, daß er die Oberhand gewinnen mußte. Wer in der Kunst des Tötens bewandert ist, weiß, daß von zwei Gegnern der Geschicktere die hohe Deckung wählen kann. Diese Stellung, die gewissermaßen erlaubt, etwas abzuwarten, verrät einen Schläger ersten Ranges so schnell, daß Max sofort das Gefühl seiner Unterlegenheit in die Seele drang, um dort jene Verwirrung der Kräfte hervorzurufen, die einen Spieler demoralisiert, wenn er vor einem Meister oder einem Glücklichen in einer gewissen Verstörung schlechter spielt als gewöhnlich. „Ah, der Lump!“

sagte Max bei sich selber; „er ist erstklassig, ich bin verloren.“ Max versuchte es mit einem Moulinet, indem er den Säbel mit der Geschicklichkeit eines Klopffechters handhabte; er wollte Philipp blenden und seinem Säbel begegnen, um ihn zu entwaffnen; aber beim ersten Anprall merkte er, daß der Oberst ein eisernes Handgelenk besaß, das noch dazu biegsam war wie eine stählerne Feder. Maxence mußte an etwas anderes denken, und er wollte nachdenken! Der Unglückliche! Philipp dagegen, dessen Augen ihm noch lebhaftere Blitze zuwarfen als die Säbel, parierte alle Angriffe mit der Kaltblütigkeit eines Fechtmeisters, der im Saal unter seinem Panzer sitzt.

Zwischen zwei so starken Leuten wie diesen Kämpfern spielte sich eine Erscheinung ab, die etwa jener zwischen Leuten aus dem Volke gleicht, wenn sie den furchtbaren Kampf des ‚Fußboxens‘ ausfechten. Der Sieg hängt ab von einer falschen Bewegung, von einem Irrtum in jener Berechnung, die rasch vor sich geht wie ein Blitz und die man instinktiv vollziehen muß. Während einer ganzen Zeit, die den Zuschauern kurz erscheint, aber den Kämpfern lang wird, besteht das Ringen einzig in einer Beobachtung, in der sich die seelischen und körperlichen Kräfte erschöpfen, einer Beobachtung, die sich unter Tinten verbirgt, deren Langsamkeit und scheinbare Vorsicht den Eindruck zu erwecken scheinen, als wolle sich keiner der Gegner schlagen. Dieser Augenblick, dem ein schneller und entscheidender Kampf folgt, ist für den Kenner furchtbar. Als Max schlecht parierte, schlug der Oberst ihm den Säbel aus der Hand. „Heben Sie ihn auf!“ sagte er, indem er den Kampf abbrach; „ich bin nicht der Mann, einen entwaffneten Feind zu töten.“

Dadurch wurde das Grauenhafte zum Erhabenen. Diese Großmut sprach von solcher Überlegenheit, daß die Zuschauer sie für die geschickteste aller Berechnungen hielten. Wirklich hatte Max, als er wieder in Deckung lag, seine Kaltblütigkeit verloren, und notwendigerweise sah er sich immer noch unter dieser hohen Deckung, die einen bedroht, während sie zugleich

den Gegner schützt. Er wollte seine schmählische Niederlage durch eine Verwegenheit wieder gutmachen, er dachte an keine Deckung mehr, er griff mit beiden Händen zum Säbel und stürzte rasend auf den Obersten ein, um ihn zu Tode zu verwunden, indem er sein eigenes Leben preisgab. Während Philipp einen Säbelhieb davontrug, der ihm die Stirn und einen Teil des Gesichts aufschnitt, spaltete er Max durch ein furchtbares ‚verkehrtes Moulinet‘, das er ihm entgegenhielt, um den Todeshieb, den Max gegen ihn führte, abzuschwächen, den Kopf. Diese beiden rasenden Hiebe beendeten den Kampf in der neunten Minute. Fario kam herab, um sich an dem Anblick seines Feindes zu weiden. Max lag in den Zuckungen des Todes, denn bei einem Mann von seiner Kraft mußten die Muskeln des Körpers grauenhaft toben. Philipp trug man zu seinem Onkel.

So kam einer jener Menschen um, die zu großen Dingen bestimmt schienen, wäre er nur in der ihm günstigen Umgebung geblieben; ein Mensch, den die Natur wie ein verzogenes Kind bedacht hatte, denn sie gab ihm den Mut, die Kaltblütigkeit und den politischen Sinn eines Cesare Borgia mit. Aber die Erziehung hatte ihm jene Bornehmheit des Denkens und der Lebensführung versagt, ohne die in keiner Laufbahn irgend etwas möglich ist. Infolge der Perfidie, mit der ihm sein Gegner, der weniger wert war als er, alle Achtung geraubt hatte, bedauerte ihn niemand. Sein Tod setzte den Taten des Müßiggangs ein Ziel, und ~~war~~ zur großen Befriedigung der Stadt Issoudun. Daher wurde denn auch Philipp wegen dieses Duells keineswegs belästigt, zumal es als eine Wirkung der göttlichen Rache erschien. In der ganzen Gegend erzählte man sich unter einstimmigem Lob der beiden Gegner alle Einzelheiten des Kampfes.

„Sie hätten sich beide umbringen sollen,“ sagte Herr Mouilleron, „das wäre für die Regierung nur eine rechte Erleichterung gewesen.“

Flora Braziers Lage wäre sehr peinlich geworden, hätte nicht Gilets Tod sie in eine akute Krisis gestürzt: sie wurde von einem Fieberwahnsinn befallen, zu dem noch eine durch die Erregungen dieser drei Tage veranlaßte gefährliche Entzündung hinzutrat. Hätte sie ihre volle Gesundheit behalten, so wäre sie vielleicht aus diesem Hause entflohen, in dem über ihr auf Gilets Bett, in Gilets Decken Gilets Mörder lag. Drei Monate hindurch schwebte sie zwischen Leben und Tod, gepflegt von Goddet, der auch Philipp pflegte.

Sowie der Oberst eine Feder halten konnte, schrieb er die folgenden Briefe:

„An Herrn Desroches, Anwalt.

„Die giftigste der beiden Bestien habe ich bereits getötet; es ist nicht abgegangen, ohne daß mir ein Säbelhieb eine Bresche in den Kopf geschlagen hat; aber der Schlingel führte ihn zum Glück schon mit schlaffer Hand. Es bleibt noch eine Viper übrig; ich will versuchen, mich mit ihr zu verständigen; denn mein Onkel hängt an ihr wie an seinem Schlund. Ich fürchtete, diese Krebsfischerin, die verteufelt schön ist, würde ausrücken, denn dann wäre mein Onkel ihr gefolgt; aber die Erschütterung, die sie in einem ernsten Augenblick packte, hat sie ins Bett gebannt. Wenn Gott mir wohlwollte, so würde er diese Seele zu sich rufen, solange sie noch ihre Fehler bereut. Inzwischen habe ich dank Herrn Hochon — dem Alten geht's gut! — den Arzt für mich, einen gewissen Goddet, einen guten Heiligen, der begreift, daß die Erbschaften des Onkels besser in den Händen der Neffen als in denen liederlicher Frauenzimmer aufgehoben sind. Ubrigens besitzt Herr Hochon Einfluß auf einen gewissen Papa Fichet; dessen Tochter ist reich, und Goddet möchte sie für seinen Sohn zur Frau, daher spielt der Tausendfrankenschein, den man ihm für die Heilung meines Dickkopfs in Aussicht gestellt hat, in seiner Ergebenheit kaum eine Rolle. Dieser Goddet, ein ehemaliger Feldscher im dritten Linien-

regiment, ist obendrein von meinen beiden Freunden Mignonnet und Carpentier, zwei wackeren Offizieren, bearbeitet worden, so daß er vor seiner Kranken den Scheinheiligen spielt.

„Schließlich gibt es einen Gott, mein Kind, sehen Sie!“ sagt er, wenn er ihr den Puls befühlt. „Sie haben ein großes Unglück angerichtet, das müssen Sie wieder gutmachen. In all dem zeigt sich der Finger Gottes. (Es ist unfassbar, was der Finger Gottes alles tun soll!) Die Religion ist die Religion; unterwerfen Sie sich, ergeben Sie sich darein, das wird Sie gleich beruhigen, das wird Sie fast ebenso schnell heilen wie meine Medikamente. Vor allem bleiben Sie hier, pflegen Sie Ihren Herrn. Und dann vergessen Sie, vergeben Sie, das ist Christengesetz!“

„Dieser Goddet hat mir versprochen, die Krebsfischerin drei Monate lang im Bett festzuhalten. Unmerklich wird das Mädchen sich wohl daran gewöhnen, daß wir unter demselben Dache leben. Die Köchin habe ich für mich gewonnen. Diese greuliche Alte hat ihrer Herrin gesagt, Max habe ihr das Leben recht schwer gemacht. Sie sagt, sie habe den Verstorbenen davon sprechen hören, daß er nicht daran dächte, wenn er beim Tode des guten Mannes gezwungen wäre, Flora zu heiraten, seinem Ehrgeiz von einem Mädchen Fesseln anlegen zu lassen. Und diese Köchin ist sogar so weit gegangen, ihrer Herrin den Gedanken einzuflüstern, daß Max sich ihrer entledigt hätte. Also geht alles gut. Mein Onkel hat auf den Rat des Vaters Hochon sein Testament zerrissen.“

„An Herrn Giroudeau
(durch Vermittlung von Fräulein Florentine),
Rue de Vendome, am Théâtre du Marais.

„Lieber alter Kamerad!

„Erfundige Dich, ob Cäsarine, die kleine Maus, besetzt ist, und sieh zu, daß sie sich bereit hält, sowie ich darum bitte, nach Issoudun zu kommen. Das Mädchel müßte dann postwendend

da sein. Es wird sich darum handeln, anständig aufzutreten und alles zu vermeiden, was nach den Kulissen riecht, denn sie muß in der Stadt als die Tochter eines alten Offiziers gelten, der auf dem Felde der Ehre gestorben ist. Also viel Moral, Kleider einer höheren Tochter und Tugend erster Klasse: das ist die Instruktion. Wenn ich Cäsarine brauche und wenn sie Erfolg hat, so fallen bei dem Tode meines Onkels fünfzigtausend Franken für sie ab. Wenn sie nicht kann, so setze die Sache Florentine auseinander, und sucht mir zusammen eine Ehoristin, die imstande ist, diese Rolle zu spielen. Mir ist in dem Duell mit meinem Erbschaftsschlinger, der daran glauben mußte, der Schädel ein wenig angestoßen worden. Ich werde Dir das erzählen. Ach, Alter, wir werden noch einmal schöne Tage sehen, und wir werden uns amüsieren, oder der andere mußte nicht der andere sein! Wenn Du mir fünfhundert Patronen schicken kannst, so sollen sie plagen. Adieu, alter Kriegsknecht. Mit meinem Brief zünde Dir die Zigarre an. Wohlverstanden, die Offizierstochter kommt aus Châteauroux und tut, als bäte sie um Hilfe. Ich hoffe jedoch, daß ich dieses gefährliche Mittel werde entbehren können. Empfehl mich Mariette und all meinen Freunden."

Als Agathe durch einen Brief der Frau Hochon benachrichtigt worden war, eilte sie nach Issoudun und wurde dort von ihrem Bruder aufgenommen, der ihr das ehemalige Zimmer Philipps gab. Die arme Mutter, die für den verfluchten Sohn die ganze Liebe zurückgewann, zählte ein paar glückliche Tage, als sie hörte, wie die Bürgerschaft der Stadt ihr Philipps Lob sang.

"Schließlich, meine Kleine," sagte Frau Hochon am Tage ihrer Ankunft zu ihr, "muß die Jugend sich austoben. Bei den Offizieren aus der Zeit des Kaisers kann der Leichtsinns nicht dasselbe bedeuten wie bei solchen Söhnen, die von ihren Vätern überwacht werden. Ach, wenn du wüßtest, was dieser

elende Max sich hier nachts erlaubt! . . . Dank deinem Sohn kann Issoudun in Ruhe atmen und schlafen. Die Vernunft ist Philipp ein wenig spät gekommen, aber sie ist gekommen; wie er zu uns sagte: drei Monate Gefangenschaft im Luxembourg geben Blei in den Kopf; kurz, sein Auftreten hier entzündet Herrn Hochon, und er genießt die allgemeine Achtung. Wenn dein Sohn den Pariser Versuchungen eine Weile fern bleiben kann, so wird er euch schließlich noch recht viel Freude machen." Als Agathe diese trostreichen Worte hörte, zeigte sie ihrer Patin Augen voller Glückstränen.

Philipp spielte seiner Mutter gegenüber den frommen Heiligen; denn er bedurfte ihrer. Dieser schlaue Politiker wollte zu Cäsarine nur dann seine Zuflucht nehmen, wenn er für Fräulein Brazier ein Gegenstand des Grauens geworden war. Da er in Flora ein ausgezeichnetes Werkzeug erkannte, das Maxence geformt und an das sein Onkel sich zudem vollkommen gewöhnt hatte, so wollte er sich lieber ihrer bedienen als einer Pariserin, die imstande war, sich von dem guten Mann heiraten zu lassen. Ebenso wie Fouché zu Ludwig XVIII. sagte, er solle sich in Napoleons Laken schlafen legen, statt eine Verfassung zu geben, wünschte auch Philipp, in Gilets Laken liegen zu bleiben; aber es widerstrebte ihm auch, den Ruf, den er sich im Berri geschaffen hatte, zu vernichten. Wenn er nun Max bei der Krebsfischerin ersetzte, so war das ebenso abscheulich von seiten des Mädchens wie von seiner Seite. Er konnte nach dem Gesetz des Nepotismus, ohne sich zu entehren, bei seinem Onkel und auf Kosten seines Onkels leben; aber Flora mußte rehabilitiert werden, ehe er sie nahm. Unter so viel Schwierigkeiten entwarf er, angereizt durch die Hoffnung, sich der Erbschaft zu bemächtigen, den ausgezeichneten Plan, die Krebsfischerin zu seiner Tante zu machen. In dieser versteckten Absicht bat er seine Mutter, das Mädchen aufzusuchen und ihr einige Neigung zu bezeigen, indem sie sie wie eine Schwägerin behandelte.

„Ich gestehe, meine liebe Mutter,“ sagte er, indem er eine scheinheilige Miene annahm und Frau Hochon ins Gesicht blickte, denn sie war gekommen, um ihrer lieben Agathe Gesellschaft zu leisten, „daß die Lebensweise meines Onkels wenig schicklich ist; und dabei würde es genügen, wenn er sie rechtlich ordnete, um Fräulein Brazier die Achtung der Stadt zu sichern. Ist es nicht besser für sie, Frau Rouget zu werden, als die Dienstbotengeliebte eines alten Junggesellen zu bleiben? Ist es nicht einfacher, durch einen Ehevertrag definitive Rechte zu erwerben, als eine Familie mit der Enterbung zu bedrohen? Wenn du, wenn Herr Hochon, wenn irgendein guter Priester ihr von dieser Angelegenheit reden wollte, so würde man einem Skandal ein Ende machen, der alle anständigen Leute betrüben muß. Und dann wäre Fräulein Brazier glücklich, wenn sie sich von dir als Schwester und von mir als Tante aufgenommen sähe.“

Am andern Tage saßen Agathe und Frau Hochon an Floras Bett und offenbarten der Kranken und Rouget die ausgezeichneten Gesinnungen Philipps. Man sprach in ganz Issoudun von dem Obersten als von einem vortrefflichen Mann von schönem Charakter, und zwar vor allem wegen seines Verhaltens Flora gegenüber. Einen Monat hindurch hörte die Krebsfischerin zu, wie der alte Goddet, ihr Arzt, ein Mann, der so viel über den Geist des Kranken vermag, wie die ehrwürdige Frau Hochon, die der religiöse Geist trieb, und die so sanfte und fromme Agathe ihr alle Vorteile einer Heirat mit Rouget vorstellten. Als sie, verführt von dem Gedanken, Frau Rouget zu werden, eine würdige und anständige Bürgersfrau, das lebhafteste Verlangen nach der Genesung zu spüren begann, um diese Hochzeit feiern zu können, da fiel es nicht schwer, ihr begreiflich zu machen, daß sie nicht in die alte Familie der Rougets eintreten könnte, indem sie Philipp vor die Thür setzte. „Ubrigens“, sagte eines Tages der alte Goddet zu ihr, „verdanken Sie nicht ihm dieses große Glück? Max hätte nie ge-

duldet, daß Sie sich mit dem Vater Rouget verheirateten. Und dann", flüsterte er ihr ins Ohr, „rächen Sie nicht Max, wenn Sie Kinder haben? Dann sind die Bridaus enterbt."

Zwei Monate nach dem verhängnisvollen Ereignis, im Februar 1823, empfing also die Kranke auf den Rat all derer, die sie umgaben, und auf Rougets Bitte Philipp, über dessen Narbe sie weinen mußte, dessen sanftes und fast liebevolles Wesen sie jedoch beruhigte. Auf Philipps Wunsch ließ man ihn mit seiner künftigen Tante allein.

„Mein liebes Kind," sagte der Soldat zu ihr, „von Anfang an habe einzig ich zu Ihrer Heirat mit meinem Onkel geraten; und wenn Sie einwilligen, so wird sie gleich nach Ihrer Wiederherstellung stattfinden..." „Das hat man mir gesagt," erwiderte sie. „Es ist natürlich, daß, wenn mich die Umstände zwingen, Ihnen Urges anzutun, ich Ihnen jetzt so viel Gutes zu tun wünsche wie nur möglich. Reichtum, Ansehen und eine Familie sind mehr wert, als was Sie verloren haben. Wenn mein Onkel starb, so wären Sie nicht lange die Frau dieses Burschen gewesen; ich habe von seinen Freunden erfahren, daß er Ihnen kein schönes Los bereitere. Sehen Sie, meine liebe Kleine, wir müssen uns verständigen, so werden wir alle glücklich leben. Sie werden meine Tante sein, und nichts als meine Tante. Sie werden dafür sorgen, daß mein Onkel mich in seinem Testament nicht vergift; ich meinerseits... Sie werden ja sehen, wie ich in Ihrem Ehevertrag für Sie sorgen werde... Beruhigen Sie sich, denken Sie darüber nach; wir reden noch davon. Sie sehen ja, die verständigsten Leute, die ganze Stadt rät Ihnen, einem illegalen Verhältniß ein Ende zu machen, und niemand nimmt es Ihnen übel, daß Sie mich empfangen. Man begreift, daß im Leben die Interessen über den Empfindungen stehen. Sie werden an Ihrem Hochzeitstage schöner sein als je. Ihre Krankheit hat Sie bleich gemacht und Ihnen dadurch die Vornehmheit zurückgegeben. Wenn mein Onkel Sie nicht wahn-

sinnig liebte, auf Ehre," sagte er, indem er aufstand und ihr die Hand küßte, „so würden Sie die Frau des Obersten Bridau."

Als Philipp das Zimmer verließ, blieb dieses letzte Wort in Floras Seele haften und weckte dort einen unbestimmten Gedanken der Rache, der diesem Mädchen von fern zulächelte. Sie war fast glücklich, daß sie den beängstigenden Menschen zu ihren Füßen gesehen hatte. Philipp hatte im kleinen die Szene gespielt, die Richard III. mit der Königin spielt, als er sie eben zur Witwe gemacht hat. Der Sinn dieser Szene zeigt, daß die hinter einer Empfindung versteckte Berechnung tief ins Herz eindringt und die echte Trauer aus ihm vertreibt. So erlaubt die Natur sich im Privatleben, was in den Werken des Genies der Gipfel der Kunst ist; ihr eigenstes Mittel ist das Interesse, das heißt das Genie des Geldes.

Im Anfang des Monats April bot also Jean Jacques Rougets Saal, ohne daß irgend jemand darüber erstaunte, das Schauspiel eines prunkvollen Diners, gegeben, um die Unterschrift des Ehevertrags zwischen Fräulein Flora Brazier und dem alten Junggesellen zu feiern. Als Gäste waren da: Herr Héron, die vier Zeugen, nämlich die Herren Mignonnet, Carpentier, Hochon und der alte Goddet; der Bürgermeister und der Pfarrer; ferner Agathe Bridau, Frau Hochon und ihre Freundin Frau Borniche, das heißt, die beiden alten Damen, die in Issoudun den Ton angaben. Die künftige Gattin war außerordentlich empfänglich für diese Konzession, die Philipp diesen Damen abgerungen hatte; und diese wiederum sahen darin ein Zeichen der Gönnerschaft, das man einem bereuenden Mädchen nicht vorenthalten durfte. Flora war von blendender Schönheit. Der Pfarrer, der die unwissende Krebsfischerin seit vierzehn Tagen unterrichtete, sollte ihr am folgenden Tage das erste Abendmahl verabreichen. Diese Heirat gab Anlaß zu folgendem religiösen Artikel, der im 'Journal du Cher' zu Bourges und im 'Journal de l'Indre' zu Châteauroux erschien:

„Issoudun.

„Die religiöse Bewegung macht Fortschritte im Verri. Alle Freunde der Kirche und alle anständigen Leute dieser Stadt waren gestern Zeugen einer Feierlichkeit, durch die einer der ersten Grundbesitzer der Gegend einem Argerniß erregenden Zustand ein Ende machte, der sich noch aus der Zeit herschrieb, da die Religion in unseren Landschaften machtlos war. Dieses Ergebnis, das wir dem aufgeklärten Eifer der Geistlichen in unserer Stadt verdanken, wird, so hoffen wir, Nachahmer finden und dem Mißbrauch der nichtkirchlichen Eheschließungen ein Ende machen, wie sie in den unheilvollsten Zeiten des revolutionären Regiments so häufig waren.

„Merkwürdig war an dem Ereignis, von dem wir reden, daß es die Folge der ernstesten Bitten eines Obersten war, der dem einstigen Heere angehört hat und der kraft eines Wahrspruchs der Pairskammer in unsere Stadt geschickt worden ist. Er verliert obendrein durch diese Heirat die Erbschaft seines Onkels. Diese Uneigennützigkeit ist in unserer Zeit selten genug, um die Veröffentlichung zu verdienen.“

Durch den Vertrag erkannte Rouget Flora eine Brautgabe von hunderttausend Franken zu, und ferner warf er ihr eine Leibrente von dreißigtausend Franken aus. Nach der prunkvollen Hochzeit kehrte Agathe als glücklichste der Mütter nach Paris zurück, wo sie Joseph und Desroches ihre guten Nachrichten, wie sie es nannte, überbrachte.

„Ihr Sohn ist ein zu durchtriebener Mensch, um nicht die Hand auf diese Erbschaft zu legen,“ erwiderte der Anwalt, als er Frau Bridau angehört hatte. „Und Sie und der arme Joseph werden nie einen Heller von dem Vermögen Ihres Bruders erhalten.“ „So wollen Sie wie Joseph immer ungerecht gegen den armen Jungen bleiben?“ rief die Mutter. „Sein Verhalten vor dem Pairshof ist das eines großen Politikers; es ist ihm gelungen, viele Köpfe zu retten! . . . Philipps Fehlritte entsprangen der Tatenlosigkeit, in der seine

großen Fähigkeiten verkamen; aber er hat eingesehen, wie sehr der Mangel an Haltung einem Menschen, der es zu etwas bringen will, schaden muß; und er hat Ehrgeiz, dessen bin ich gewiß. Ich bin auch nicht die einzige, die ihm eine Zukunft prophezeit; Herr Hochon glaubt fest daran, daß Philipp ein schönes Schicksal bevorsteht." „Oh, wenn er seine gründlich verdorbene Intelligenz dazu verwenden will, sich ein Vermögen zu erwerben, so wird er es zu etwas bringen, denn er ist zu allem imstande, und solche Leute gehen schnell vorwärts," sagte Desroches. „Weshalb sollte er es nicht auf ehrliche Weise zu etwas bringen?" fragte Frau Bridau. „Sie werden ja sehen!" rief Desroches. „Ob glücklich oder unglücklich, Philipp wird stets der Mann der Rue Mazarine bleiben: der Mörder der Frau Descoings, der Familiendieb; aber seien Sie ruhig, er wird vor aller Welt sehr ehrlich scheitern!"

Am Tage nach der Hochzeit nahm Philipp, als das Frühstück vorüber war, Frau Rouget beim Arm, sobald sein Onkel aufgestanden war, um sich anzuziehen, denn die Neuvermählten waren, Flora im Morgenrock, der Greis im Schlafrock, heruntergekommen. „Meine schöne Tante," sagte er, indem er sie in eine Fensternische führte, „Sie gehören jetzt zur Familie. Dank mir sind alle Notare daraus verbannt. Ah ja, keine Possen! Ich hoffe, wir werden offenes Spiel spielen. Ich weiß genau, welche Streiche Sie mir spielen könnten, und ich werde Sie schärfer bewachen als eine Quenna. So werden Sie niemals ausgehen, ohne mir den Arm zu reichen, und Sie werden mich nicht verlassen. Was die Möglichkeiten innerhalb des Hauses angeht, so werde ich mich, weiß Gott, wie eine Spinne in ihrem Netz, nicht daraus rühren. Hier haben Sie den Beweis, daß ich Sie, als Sie in Ihrem Bett lagen und nicht Fuß noch Pfote rühren konnten, ohne einen Sou hätte auf die Straße setzen können. Lesen Sie!" Und er reichte der verblüfften Flora folgenden Brief:

„Mein liebes Kind! Florentine, die endlich im neuen Saal der Oper mit Mariette und Tullia in einem Tanz zu dritt debütiert hat, denkt Deiner noch immer, und ebenso Flora, die Lousteau endgültig abgeschüttelt hat, um Nathan zu nehmen. Diese beiden Verliebten haben Dir das entzückendste Geschöpf von der Welt ausgesucht, ein kleines Mädchen von sieben Jahren, schön wie eine Engländerin, von verständigem Äußeren wie eine Lady, die Streiche spielt, listig wie Desroches und treu wie Godeschal: Mariette hat ihr Stil gegeben und wünscht Dir viel Glück. Keine Frau kann sich gegen diesen kleinen Engel halten, unter dem sich ein Satan verbirgt: sie wird jede Rolle spielen, Deinen Onkel beschwindeln und ihn vor Liebe verrückt machen. Sie hat die Himmelsmiene der armen Coralie, sie kann weinen, und sie hat eine Stimme, die selbst aus dem granitesten Herzen einen Tausendfrankenschein lockt; dazu schluckt das Mädel den Champagner besser als wir. Sie ist ein kostbares Stück; sie hat Verpflichtungen gegen Mariette und wünscht, ihr gefällig zu sein. Nachdem Fräulein Esther zwei Engländern, einem Russen und einem rumänischen Prinzen ihr Vermögen ausgetrunken hat, sitzt sie in der fürchterlichsten Klemme; Du wirst ihr zehntausend Franken geben, und sie ist zufrieden. Eben hat sie lachend gesagt: ‚Sieh da, ich habe noch nie einen Bürger gerupft, da werde ich etwas lernen!‘ Sie ist gut bekannt mit Finot, mit Bixiou, mit den Lupeaulx, kurz, mit unserer ganzen Gesellschaft. Oh! wenn es noch Reichtum in Frankreich gäbe, dann würde sie die größte Kurtisane der modernen Zeiten. Meine Redaktion riecht nach Nathan, Bixiou und Finot, die mit besagter Esther ihre Dummheiten machen, und zwar in der prunkvollsten Wohnung, die man sehen kann; der alte Lord Dudley, der wirkliche Vater von de Marsay, hat sie für Florine eingerichtet, denn die geistreiche Schauspielerin hat ihn dank dem Kostüm ihrer letzten Rolle gekapert. Tullia ist immer noch bei dem Herzog von Rhétoré, Mariette ist immer noch bei dem Herzog

von Maufrigneuse; die beiden werden Dir am Geburtstag des Königs den Erlaß der Polizeiaufsicht bewirken. Sieh zu, daß bis zum nächsten Namenstag Dein Onkel unter den Rosen liegt, komm mit der Erbschaft her, und Du sollst mit Esther und Deinen alten Freunden einen Teil von ihr verzehren; sie unterschreiben in Mengen, um sich Deinem Gedächtnis zu empfehlen.

Nathan, Florine, Vixiou, Finot, Mariette,
Florentine, Giroudeau, Tullia."

Das Zittern des Briefes, den Frau Rouget in den Händen hielt, sprach von dem Schrecken ihrer Seele und ihres Leibes. Die Tante wagte nicht, ihren Neffen anzusehen, der zwei Augen von furchtbarem Ausdruck auf sie heftete. „Ich habe Vertrauen zu Ihnen, wie Sie sehen," sagte er; „aber ich will, daß man es erwidert. Ich habe Sie zu meiner Tante gemacht, um Sie eines Tages heiraten zu können. Esther können Sie bei meinem Onkel recht wohl ersetzen. In einem Jahr müssen wir in Paris sein, der einzigen Stadt, wo die Schönheit leben kann. Da werden Sie sich ein wenig besser amüsieren als hier, denn da herrscht ein ewiger Karneval. Ich selbst werde wieder ins Heer eintreten, ich werde General, und dann sind Sie eine große Dame. Das ist Ihre Zukunft, arbeiten Sie daran . . . Aber ich will ein Pfand für unser Bündnis. Sie werden mir innerhalb eines Monats die Generalvollmacht meines Onkels verschaffen, und zwar unter dem Vorwand, daß Sie sich wie ihn von der Sorge um das Vermögen befreien wollen. Einen Monat darauf verlange ich eine besondere Vollmacht, um seine Staatspapiere umschreiben lassen zu können. Lauten einmal die Papiere auf meinen Namen, so haben wir ein gleiches Interesse daran, uns eines Tages zu heiraten. All das, meine schöne Tante, ist einfach und klar. Zwischen uns darf es keine Zweideutigkeiten geben. Meine Tante kann ich nach einem Jahr der Witwenschaft heiraten, während ich ein entehrtes Mädchen nicht heiraten konnte."

Er verließ sie, ohne die Antwort abzuwarten. Als Bedie eine Viertelstunde darauf eintrat, um abzudecken, fand sie ihre Herrin bleich und trotz der Jahreszeit in Schweiß gebadet. Flora hatte die Empfindung einer Frau, die auf den Boden eines Abgrunds gefallen ist; sie sah nur Finsternisse in ihrer Zukunft, und auf diesen Finsternissen zeichneten sich in tiefer Ferne ungeheuerliche Dinge ab, die sie nur unklar sah und die sie beängstigten. Sie fühlte die feuchte Kühle unterirdischer Gemächer. Sie hatte instinktiv Angst vor diesem Menschen, und doch rief ihr eine Stimme zu, daß sie es verdiente, ihn zum Herrn zu haben. Sie konnte nicht wider ihr Schicksal an. Flora Brazier hatte um des Anstands willen ein Zimmer für sich gehabt; aber Frau Rouget mußte ihrem Gatten gehö- ren, und so sah sie sich der kostbaren Willensfreiheit beraubt, die die Diensthottengeliebte genießt. In ihrer furchtbaren Not kam ihr die Hoffnung auf ein Kind; aber während der letzten fünf Jahre hatte sie Jean Jacques zum hinsälligsten der Greise gemacht. Diese Heirat mußte auf den Armen die Wirkung der zweiten Heirat Ludwigs XII. haben. Ubrigens machte die Überwachung eines Mannes wie Philipps, der nichts zu tun hatte, denn er gab seine Stellung auf, jede Rache unmöglich. Benjamin war ein unschuldiger und ergebener Spion; und Bedie zitterte vor Philipp. Flora sah sich also allein und hilf- los. Schließlich fürchtete sie sich vor dem Tode. Ohne zu wissen, wie es Philipp gelingen sollte, sie zu töten, erriet sie, daß die bloße Vermutung einer Schwangerschaft ihr Todes- urteil bedeutet hätte: der Ton dieser Stimme, der verschleierte Glanz dieser Spieleraugen und die geringsten Bewegungen dieses Soldaten, der sie mit der höflichsten Brutalität behan- delte, ließen sie erzittern. Was die Vollmacht angeht, die dieser wilde Oberst, der in Issouduns Augen ein Held war, verlangte, so erhielt er sie, als er sie brauchte, denn Flora ver- fiel der Herrschaft dieses Mannes, wie Frankreich der Napo- leons verfallen war. Gleich einem Schmetterling, dessen Beine

sich im schmelzenden Wachs einer Kerze versangen haben, vergeudete Rouget rasch seine letzten Kräfte. Vor dieser Todesqual stand der Neffe kühl und ungerührt, wie 1814 die Diplomaten vor den Zuckungen des kaiserlichen Frankreich gestanden hatten. Philipp, der an Napoleon II. nicht recht glaubte, schrieb damals an den Kriegsminister folgenden Brief, den Mariette durch den Herzog von Maufrigneuse überreichen ließ:

„Erzellenz!

Napoleon ist nicht mehr; ich habe ihm treu bleiben wollen, da ich ihm meine Schwüre geleistet hatte; jetzt steht es mir frei, Seiner Majestät meine Dienste anzubieten. Wenn Eure Erzellenz Seiner Majestät mein Verhalten zu erklären geruhen, so wird der König es mit den Gesetzen der Ehre, ja mit denen des Königtums im Einklang finden. Der König, der es natürlich fand, daß sein Adjutant, der General Rapp, seinen einstigen Herrn beweinte, wird ohne Zweifel Nachsicht mit mir haben: Napoleon war mein Wohltäter.

Ich flehe also Eure Erzellenz an, die Bitte, die ich an ihn richtete, in Erwägung zu ziehen, die Bitte um eine Verwendung in meinem Rang, und ich versichere Sie hier meiner vollständigen Unterwerfung. Es wird das genügen, um Ihnen zu sagen, Erzellenz, daß der König in mir einen treuen Untertanen finden wird.

Nehmen Sie die Versicherung der Achtung, mit der ich die Ehre habe zu verbleiben

Euer Erzellenz

untertänigster und demütigster Diener

Philipp Bridau,

Schwadronschef a. D. der Gardedragonier,
Offizier der Ehrenlegion, unter Aufsicht
der politischen Polizei zu Issoudun."

Diesem Brief war eine Bitte um die Erlaubnis beigelegt, in Familienangelegenheiten nach Paris reisen zu dürfen. Herr Mouilleron schloß außerdem noch Briefe des Bürgermeisters, des Unterpräfekten und des Polizeikommissars von Issoudun ein, die Philipp das größte Lob spendeten, indem sie sich auf den Zeitungsartikel über die Heirat seines Onkels stützten.

Vierzehn Tage darauf erhielt Philipp im Augenblick der Ausstellung die erbetene Erlaubnis, und ein Brief des Kriegsministeriums meldete ihm, daß er auf Befehl des Königs als erstes Gnadenzeichen seine Wiedereinstellung in das Heer erhalten habe, und zwar als Oberstleutnant.

Philipp ging mit seiner Tante und dem alten Rouget nach Paris und führte diesen drei Tage nach der Ankunft auf das Schaßamt, um dort die Umschreibung der Papiere vorzunehmen, die nun sein Eigentum wurden. Der Sterbende war ebenso wie die Krebsfischerin von dem Neffen in die übertriebenen Vergnügungen der so gefährlichen Gesellschaft unermüdlicher Schauspielerinnen, Journalisten, Künstler und zweifelhafter Frauen hineingestürzt worden, in der Philipp bereits seine Jugend ausgegeben hatte und in der jetzt der alte Rouget so viel Krebsfischerinnen fand, daß man daran sterben konnte. Giroudeau übernahm es, dem Vater Rouget den angenehmen Tod zu verschaffen, der später, wie man sagt, durch einen französischen Marschall berühmt wurde. Lolotte, eine der schönsten Choristinnen der Oper, wurde zu der lebenswürdigen Mörderin dieses Greises. Rouget starb nach einem prachtvollen Diner, das Florentine gegeben hatte; es war also schwer zu entscheiden, ob das Souper oder Fräulein Lolotte den alten Berrichonen umgebracht hatte. Lolotte schob seinen Tod auf eine Schnitte Gänseleberpastete, und da das Erzeugnis Straßburgs nicht antworten konnte, so gilt es als feststehend, daß der gute Mann an Verdauungsbeschwerden gestorben ist. Frau Rouget fühlte sich in dieser äußerst dekolletierten Gesellschaft wie in ihrem Element; aber Philipp gab

ihr Mariette zur Aufseherin, die die Witwe, deren Trauer einige galante Beziehungen zierten, vor Dummheiten bewahrte.

Im Oktober 1823 kehrte Philipp mit der Vollmacht seiner Tante nach Issoudun zurück, um die Hinterlassenschaft seines Onkels zu ordnen. Die ganze Transaktion ging schnell vonstatten, denn im März 1824 war er mit einer Million sechshunderttausend Franken wieder in Paris; das war das Nettoergebnis der Besitzungen seines verstorbenen Onkels, nicht zu zählen die wertvollen Gemälde, die Herrn Hochons Haus nie verlassen hatten. Philipp legte seine Kapitalien im Hause Monogenod und Sohn nieder, in dem der junge Baruch Borniche angestellt war, und über dessen Solvenz und Rechtlichkeit ihm der alte Hochon befriedigende Auskunft erteilt hatte. Dieses Haus übernahm die sechzehnhunderttausend Franken gegen sechs Prozent jährlicher Zinsen und unter dreimonatlicher Kündigung bei geplanter Abhebung von Geldern.

Eines schönen Tages kam Philipp und bat seine Mutter, seiner Hochzeit beizuwohnen, deren Zeugen Giroudeau, Finot, Nathan und Bixiou waren. Durch den Vertrag vermachte Frau Witwe Rouget, die eine Million einbrachte, ihrem künftigen Gatten für den Fall, daß sie ohne Kinder sterben würde, ihre ganze Habe. Man verschickte keine Anzeigen, es gab kein Fest, und man erregte kein Aufsehen, denn Philipp hatte seine Pläne. Er brachte seine Frau in der Rue Saint-Georges unter, wo Lolotte ihm eine fertig möblierte Wohnung verkaufte. Die junge Frau Bridau fand sie entzückend, ihr Gatte aber setzte sehr selten den Fuß hinein. Ohne daß irgend jemand etwas davon erfuhr, kaufte Philipp für zweihundertfünfzigtausend Franken in der Rue de Elichy, zu einer Zeit, als noch niemand ahnte, welchen Wert dieses Viertel eines Tages erlangen würde, ein prachtvolles Hotel, auf dessen Preis er fünfzigtausend Taler von seinen Einkünften anzahlte, indem er für die Tilgung der Restschuld zwei Jahre ausbedang. Er gab ungeheure Summen für die Inneneinrichtung und das Mobiliar hin, denn er wid-

mete zwei Jahre lang alle seine Einkünfte diesem Hause. Die prachtvollen Gemälde, die restauriert worden waren und die man auf dreihunderttausend Franken schätzte, zeigten sich dort in all ihrem Glanz.

Die Thronbesteigung Karls X. hatte die Familie des Herzogs von Chaulieu, dessen älteren Sohn, den Herzog von Rhétoré, Philipp oft bei Tullia sah, zu noch höherer Gunst erhoben als früher. Unter Karl X. glaubte die ältere Linie des Hauses Bourbon definitiv auf dem Thron zu sitzen, und sie befolgte den Rat, den der Marschall Gouvion-Saint-Eyr schon früher gegeben hatte, die Offiziere des Kaiserreichs an sich zu fesseln. Philipp, der ohne Zweifel wertvolle Enthüllungen über die Verschwörungen von 1820 und 1822 machte, wurde zum Oberstleutnant im Regiment des Herzogs von Maufrigneuse ernannt. Dieser reizende Edelmann hielt sich für verpflichtet, einen Menschen zu begünstigen, dem er Mariette entführt hatte. Das Ballettkorps stand dieser Ernennung nicht ganz unbeteiligt gegenüber. Man hatte übrigens in der Weisheit des Geheimen Rats unter Karl X. beschlossen, Seiner Hoheit dem Dauphin eine leise Schattierung von Liberalismus zu verleihen. Philipp, der gewissermaßen der Handlanger des Herzogs von Maufrigneuse war, wurde also nicht nur dem Dauphin, sondern sogar der Dauphine vorgestellt; beiden mißfielen rauhe Charaktere und Offiziere, die wegen ihrer Treue bekannt waren, keineswegs. Philipp erkannte die Rolle des Dauphins sehr gut, und er benutzte die erste Inszenierung dieses falschen Liberalismus, um sich zum Adjutanten eines am Hof sehr angesehenen Marschalls ernennen zu lassen. Im Januar 1827 bat Philipp, der als Oberstleutnant in die königliche Garde übertrat, und zwar in das Regiment, das der Herzog von Maufrigneuse damals befehligte, um die Gunst der Verleihung des Adels. Unter der Restauration wurde die Verleihung des Adels für die Bürgerlichen, die in der Garde dienten, beinahe zu einem Recht, das sie beanspruchen konnten. Der Oberst Bridau, der eben das

Schloß Brambourg gekauft hatte, bat um die Gnade, es mit dem Grafentitel in ein Majorat verwandeln zu dürfen. Man gewährte ihm diese Gunst, da er seine Verbindungen in der höchsten Gesellschaft ausnutzte, in der er mit allem Prunk an Wagen und Livreen, kurz, mit dem Pomp des großen Herrn auftrat. Sowie Philipp sich als Oberstleutnant des schönsten Kavallerieregiments der Garde unter dem Namen des Grafen von Brambourg im königlichen Almanach eingetragen sah, begann er, viel im Hause des Artilleriegenerals Grafen von Soulanges zu verkehren und der jüngsten Tochter, Fräulein Amélie von Soulanges, den Hof zu machen. Philipp war unersättlich, und da ihn die Mätressen aller einflußreichen Leute unterstützten, so strebte er nach der Ehre, einer der Adjutanten Seiner Hoheit des Dauphins zu werden. Er war verwegen genug, zu der Dauphine zu sagen: ein alter Offizier, der auf mehreren Schlachtfeldern verwundet worden sei und der den großen Krieg kenne, werde Seiner Hoheit gegebenenfalls nicht ohne Nutzen sein. Philipp, der den Ton jedes Schranzentums anzunehmen wußte, benahm sich in dieser oberen Gesellschaft genau, wie er sich benehmen mußte; hatte er es doch verstanden, sich in Issoudun zu einem Mignonnet zu machen. Ubrigens führte er ein großartiges Leben, er gab prachtvolle Feste und Diners; doch ließ er in seinem Hause keinen seiner einstigen Freunde zu, deren Stellung seine Zukunft hätte gefährden können. Er war unbittlich gegen die Genossen seiner Ausschweifungen. Er schlug es Biziou glatt ab, für Giroudeau zu sprechen, der wieder Dienste nehmen wollte, als Florentine ihn im Stich ließ. „Das ist ein Mensch ohne Moral!“ sagte Philipp.

„Ah! das hat er von mir gesagt?“ rief Giroudeau. „Bon mir, der ich ihn von seinem Onkel befreit habe?“ „Wir werden ihn wieder zwicken,“ sagte Biziou.

Philipp wollte Fräulein Amélie von Soulanges heiraten, General werden und eins der Regimenter der königlichen Garde befehligen. Er verlangte so viel, daß man ihn, um ihn zum

Schweigen zu bringen, zum Kommandanten der Ehrenlegion und zum Kommandanten des Heiligen=Ludwigs=Ordens ernannte. Als Agathe und Joseph eines Abends bei Regenwetter nach Hause gingen, sahen sie Philipp in Uniform, gepuht mit seinen Bändern, hingeschmiegt in die Ecke seines schönen, mit gelber Seide ausgeschlagenen Wagens, dessen Wappen von einer Grafenkrone überragt wurde, vorüberfahren, wie er zu einem Fest im Elysée=Bourbon ging; er bespritzte seine Mutter und seinen Bruder mit Rot, als er sie mit begönnernder Miene grüßte. „Dem geht's gut, dem Schlingell!“ sagte Joseph zu seiner Mutter. „Nichtsdestoweniger sollte er uns anderes schicken als Rot ins Gesicht.“ „Er ist in einer so schönen, so hohen Stellung, daß man es ihm nicht übelnehmen darf, wenn er uns vergift,“ sagte Frau Bridau; „da er einen so steilen Berg hinaufsteigt, hat er so viel Verpflichtungen zu erfüllen, so viel Opfer zu bringen, daß er uns nicht aufsuchen kann, soviel er auch an uns denkt.“

„Mein Lieber,“ sagte eines Abends der Herzog von Maufrigneuse zu dem neuen Grafen von Brambourg, „ich bin überzeugt, daß Ihr Antrag freundliche Aufnahme finden würde; aber um Amélie von Soulanges zu heiraten, müßten Sie frei sein. Was haben Sie mit Ihrer Frau gemacht?“ „Meiner Frau? . . .“ sagte Philipp mit einer Geste, einem Blick und einem Ton, die Frédéric Lemaître später in einer seiner schrecklichsten Rollen erriet. „Ach, ich habe leider die traurige Gewißheit, daß sie mir nicht erhalten bleibt. Sie hat keine acht Tage mehr zu leben. Ach, mein lieber Herzog, Sie ahnen nicht, was eine Mesalliance bedeutet! Eine Frau, die einmal Köchin war, die die Neigungen einer Köchin hat und die mich entehrt; denn ich bin recht zu beklagen. Aber ich habe schon die Ehre gehabt, Ihrer Hoheit der Dauphine meine Lage auseinanderzusetzen. Es handelte sich damals darum, eine Million zu retten, die mein Onkel testamentarisch diesem Geschöpf hinterlassen hatte. Zum Glück hat meine Frau sich dem Brantwein ergeben;

bei ihrem Tode fällt mir eine Million zu, die dem Hause Mon-
genod anvertraut worden ist. Ich habe außerdem dreißigtausend
Franken Rente in Staatspapieren und mein Majorat, das
vierzigtausend Franken Rente wert ist. Wenn Herr von Sou-
langes, wie alles vermuten läßt, den Marschallstab erhält, so
kann ich mit dem Titel eines Grafen von Brambourg General
und Pair von Frankreich werden. Das ist dann die Pension
eines Adjutanten des Dauphin."

Nach dem ‚Salon‘ des Jahres 1823 hatte der erste Hofmaler
des Königs, einer der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit, für
Josephs Mutter ein Lotteriebureau in der Umgebung der Markt-
halle erwirkt. Später konnte Agathe, ohne einen Zuschlag zahlen
zu müssen, mit dem Inhaber eines Bureaus der Rue de Seine,
das in einem Hause lag, in dem auch Joseph ein Atelier fand,
einen sehr günstigen Tausch vollziehen. Jetzt nahm die Witwe
ihrerseits sich einen Geschäftsführer und kostete ihrem Sohn
nichts mehr. Nun glaubte Agathe noch im Jahre 1828, wie-
wohl sie Direktrice eines ausgezeichneten Lotteriebureaus war,
das sie einzig Josephs Ruhm verdankte, immer noch nicht an
diesen Ruhm, der freilich wie jeder echte Ruhm höchst umstritten
war. Der große Maler, der stets mit seinen Leidenschaften
rang, hatte ungeheure Bedürfnisse; er verdiente nicht genug,
um den Luxus unterhalten zu können, zu dem ihn sowohl seine
Beziehungen in der Gesellschaft wie auch seine hervorragende
Stellung in der jungen Schule zwangen. Wiewohl die Freunde
seines Kreises und Fräulein des Touches ihn tatkräftig unter-
stützten, gefiel er dem Bürger nicht. Dieses Wesen, das heute
das Geld gibt, bindet die Schnüre seines Geldbeutels niemals
für umstrittene Talente auf, und Joseph hatte die Klassizisten,
das Institut und jene Kritiker, die von diesen beiden Mächten
abhängen, gegen sich. Der Graf von Brambourg schließlich
spielte den Erstaunten, wenn man ihm von Joseph sprach.
Dieser mutige Künstler erhielt, obgleich Gros und Gérard ihn
stützten und ihm im ‚Salon‘ des Jahres 1827 das Kreuz ver-

schafften, wenig Aufträge. Wenn schon das Ministerium des Inneren und das Hausministerium des Königs seine großen Bilder ungern nahmen, so mochten sich die Händler und die reichen Fremden noch weniger damit beladen. Ubrigens überließ Joseph sich, wie man weiß, ein wenig der Laune, und daraus entsprangen Ungleichheiten, die seine Feinde benutzten, um sein Talent zu leugnen.

„Die große Malerei liegt schwer krank,“ sagte sein Freund Pierre Grassou, der Sudeleien nach dem Geschmack der Bürger malte, die vor großen Bildern ihre Zimmer schließen. „Du müßtest eine ganze Kathedrale auszumalen haben,“ sagte Schinner immer von neuem; „durch ein großes Werk würdest du die Kritik zum Schweigen bringen.“

Diese Reden, die Agathe erschreckten, bestärkten das Urtheil, das sie von allem Anfang an über Joseph und Philipp gefällt hatte. Die Thaten gaben dieser Frau, die Provinzialin geblieben war, recht: war nicht Philipp, ihr Lieblingskind, endlich der große Mann der Familie? Sie sah in den ersten Fehltritten dieses Burschen die Seitensprünge des Genies. Joseph, dessen Werken sie verständnislos gegenüberstand, denn sie sah sie zuviel in ihren Windeln, als daß sie sie nach der Vollendung hätte bewundern können, schien ihr im Jahre 1828 noch nicht weiter gekommen zu sein als im Jahre 1816. Der arme Joseph schuldete Geld, er sank unter der Last seiner Schulden zusammen, er hatte einen undankbaren Beruf ergriffen, der nichts einbrachte. Kurz, sie begriff nicht, weshalb man Joseph das Kreuz gegeben hatte. Philipp, der Graf geworden, Philipp, der stark genug war, um nicht mehr zum Spiel zu gehen, der zu den Festen der höchsten Herrschaften eingeladen wurde, dieser glänzende Oberst, der bei den Paraden und Aufzügen in seiner prunkvollen Uniform, mit seinen beiden roten Bändern dahinzog, verwirklichte die mütterlichen Träume Agathes. Eines Tages, als eine öffentliche Feier stattfand, hatte Philipp das grauenhafte Schauspiel seines Elends auf dem Quai de l'Ecole

ausgelöscht, indem er an der gleichen Stelle an seiner Mutter vorüberzog; er schritt vor dem Dauphin her, mit fliegenden Reihern auf der Tschapka, und mit einem Dolman, der von Gold und Pelzen funkelte! Da Agathe für den Künstler eine Art barmherziger Grauer Schwester geworden war, so fühlte sie sich nur noch als Mutter des verwegenen Adjutanten Seiner königlichen Hoheit des Dauphins! Stolz, wie sie auf Philipp war, verdankte sie ihm ja wohl gar bald ihren Wohlstand und vergaß, daß sie das Lotteriebureau, von dem sie lebte, durch Joseph erhalten hatte. Eines Tages sah Agathe, wie ihr armer Künstler sich um die Rechnung seines Farbenhändlers solche Sorgen machte, daß sie beschloß, wenn auch unter Flüchen auf die Kunst, ihn von seinen Schulden zu befreien. Die arme Frau, die das Haus mit dem Gewinn ihres Lotteriebureaus unterhielt, hütete sich wohl, Joseph je um einen Heller zu bitten. So hatte sie denn auch kein Geld; aber sie zählte auf Philipps gutes Herz und auf seine Börse. Sie wartete seit drei Jahren täglich auf den Besuch ihres Sohnes; sie sah schon, wie er ihr eine ungeheure Summe brachte, und sie genoß schon im voraus das Vergnügen, mit dem sie Joseph das Geld geben würde; denn dessen Meinung über Philipp war ebenso unveränderlich wie die Desroches'. Ohne Vorwissen Josephs schrieb sie also folgenden Brief an Philipp:

„An Herrn Grafen de Brambourg!

Mein teurer Philipp, Du hast Deiner Mutter seit fünf Jahren nicht die geringste Erinnerung gewidmet! Das ist nicht recht. Du solltest ein wenig der Vergangenheit denken, und wäre es auch nur um Deines ausgezeichneten Bruders willen. Heute ist Joseph in Not, während Du im Reichtum schwimmst; er arbeitet, während Du von Fest zu Fest fliegst. Du hast das ganze Vermögen meines Bruders für Dich allein. Wenn man dem kleinen Borniche glauben kann, so hättest Du zweihunderttausend Franken Rente. Nun, suche Joseph auf! Während

Deines Besuchs lege zwanzig Tausendfrankenscheine in den Totenkopf! Du bist sie uns schuldig, Philipp. Nichtsdestoweniger wird Dein Bruder sich für Deinen Schuldner halten; das Vergnügen, das Du Deiner Mutter machst, gar nicht zu rechnen.

Agathe Bridau, geb. Rouget."

Zwei Tage darauf brachte das Dienstmädchen folgenden furchtbaren Brief in das Atelier, wo die arme Agathe eben mit Joseph gefrühstückt hatte:

„Meine liebe Mutter, man heiratet nicht Fräulein Amélie von Soulanges, indem man ihr Nusschalen einbringt, wenn sich unter dem Namen des Grafen von Brambourg verbirgt der Deines Sohnes

Philipp Bridau."

Als Agathe fast ohnmächtig auf den Diwan des Ateliers sank, fiel ihr der Brief aus der Hand. Bei dem leichten Geräusch des entgleitenden Papiers und Agathes dumpfen, aber furchtbarem Aufschrei schrak Joseph zusammen; er hatte seine Mutter in eben diesem Augenblick vollständig vergessen, denn er pinselte wütend an einer Skizze herum; er bog den Kopf um die Leinwand, um zu sehen, was es gäbe. Beim Anblick seiner hingestürzten Mutter ließ der Maler Palette und Pinsel fallen, sprang herzu und hob sie, die mehr tot als lebendig war, in die Höhe. Er nahm Agathe in die Arme, trug sie in ihr Zimmer aufs Bett und schickte das Mädchen zu seinem Freund Bianchon. Sobald Joseph seine Mutter befragen konnte, gestand sie ihm, daß sie an Philipp geschrieben und welche Antwort er ihr gegeben hatte. Der Künstler holte die Antwort, deren kurze Brutalität der armen Mutter das zarte Herz gebrochen hatte, indem sie das pomphafte Gebäude einriß, das ihre mütterliche Vorliebe gebaut hatte. Als Joseph an das Bett seiner Mutter zurückkehrte, hatte er den Takt, zu schweigen. Während der drei Wochen, die nicht die Krankheit, sondern die Todesqual dieser armen Frau dauerte, sprach er kein Wort von

seinem Bruder. Bianchon, der jeden Tag kam und die Kranke mit der Hingabe eines echten Freundes pflegte, hatte Joseph gleich am ersten Tage aufgeklärt. „In diesem Alter“, sagte er, „und unter diesen Umständen kann man nur daran denken, ihr den Tod so wenig bitter zu machen wie nur möglich.“

Agathe hatte übrigens das Gefühl, daß Gott sie rief, und zwar so deutlich, daß sie schon am folgenden Tage um die religiöse Hilfe des alten Abbé Loraux bat, der nun seit zweiundzwanzig Jahren ihr Beichtvater war. Sowie sie mit ihm allein war und diesem Herzen all ihren Kummer ausgeschüttet hatte, wiederholte sie, was sie zu ihrer Patin gesagt hatte und was sie immer noch sagte: „Womit habe ich Gottes Mißfallen erregen können? Liebe ich ihn nicht von ganzer Seele? Bin ich nicht immer auf dem Wege des Heils gewandelt? Worin besteht meine Schuld? Und wenn ich eines Fehltritts schuldig bin, von dem ich nicht weiß, habe ich da noch Zeit, ihn wieder gutzumachen?“ „Nein,“ sagte der Greis mit sanfter Stimme. „Ach ja, Ihr Leben scheint rein zu sein, und Ihre Seele fleckenlos; aber Gottes Auge, Sie armes, heimgesuchtes Geschöpf, ist schärfer als das seiner Diener! Ich erkenne all das ein wenig zu spät, denn Sie hatten auch mich getäuscht!“

Als Agathe aus einem Munde, der bis dahin nur friedliche Honigworte für sie gehabt hatte, diese Sätze hörte, da richtete sie sich im Bett auf, und ihre Augen wurden weit vor Schreck und Angst. „Reden Sie! reden Sie!“ rief sie aus.

„Trösten Sie sich!“ fuhr der alte Priester fort. „Schon an der Art, wie Sie gestraft werden, läßt sich die Vergebung erkennen. Gott ist hier unten nur gegen seine Auserwählten streng. Weh denen, deren Übertretungen die Begünstigung glücklicher Zufälle finden; sie werden immer wieder in die menschliche Form geknetet, bis auch sie für einfache Fehlritte hart bestraft sind und zur Reife der himmlischen Früchte gelangen. Ihr ganzes Leben, liebe Tochter, ist nur ein einziger Fehltritt gewesen. Sie stürzen in die Grube, die Sie sich selbst gegraben haben, denn wir sün-

digen nur von der Seite aus, wo wir uns selbst geschwächt haben. Sie haben Ihr Herz einem Ungeheuer geschenkt, in dem Sie Ihren Ruhm sahen, und Sie haben dasjenige ihrer Kinder verkannt, in dem Ihr wahrer Ruhm liegt! Sie sind so von Grund aus ungerecht gewesen, daß Sie diesen so auffälligen Gegensatz nicht bemerkt haben: Sie haben Ihre Lebensmöglichkeit von Joseph erhalten, während Ihr anderer Sohn Sie fortwährend geplündert hat. Der arme Sohn, der Sie liebt, ohne durch eine gleiche Zärtlichkeit belohnt zu werden, bringt Ihnen Ihr täglich Brot; während der reiche, der nie an Sie gedacht hat und Sie verachtet, Ihren Tod herbeiwünscht." „Oh! Was das angeht . . ." sagte sie. „Ja," fuhr der Priester fort, „Sie hemmen durch Ihren niederen Stand die Hoffnungen seines Hochmuts . . . Mutter, da liegen deine Verbrechen! Weib, deine Qualen und Leiden verkünden dir, daß du den Frieden des Herrn genießen wirst! Ihr Sohn Joseph ist so groß, daß seine Zärtlichkeit nie durch die Ungerechtigkeit Ihrer mütterlichen Bevorzugung verringert wurde; also lieben Sie ihn! Geben Sie ihm während dieser letzten Tage Ihr ganzes Herz; ja, beten Sie für ihn, ich werde für Sie beten."

Als die Augen dieser Mutter von so gewaltiger Hand geöffnet wurden, umfaßten sie in einem einzigen Rückblick den ganzen Lauf ihres Lebens. Durch diesen Lichtstrahl aufgeklärt, erkannte sie ihr unfreiwilliges Unrecht und brach in Tränen aus. Der alte Priester fühlte eine solche Rührung beim Anblick der Reue eines Geschöpfes, das einzig aus Unwissenheit gesündigt hatte, daß er hinausging, um nicht sein Mitleid zu zeigen. Etwa zwei Stunden, nachdem der Beichtvater gegangen war, trat Joseph wieder in das Zimmer seiner Mutter. Er war bei einem seiner Freunde gewesen, um das Geld für die Tilgung seiner dringendsten Schulden zu borgen, und er trat auf den Zehenspitzen ein, da er glaubte, Agathe schlief. Er konnte sich also in seinen Sessel setzen, ohne daß die Kranke ihn sah. Ein Schluchzen, das von den Worten: „Wird er mir verzeihen?"

unterbrochen wurde, trieb Joseph in die Höhe; der Schweiß stand ihm auf dem Rücken, denn er glaubte, seine Mutter liege schon in dem Delirium, das dem Tode vorangeht.

„Was hast du, liebe Mutter?“ fragte er, erschreckt über die vom Weinen geröteten Augen und das zerknirschte Gesicht der Kranken. „Ach, Joseph! wirst du mir verzeihen, mein Kind?“ rief sie. „Was denn?“ fragte der Künstler. „Ich habe dich nicht so geliebt, wie du es verdienst . . .“ „Das wäre? . . .“ rief er. „Du hast mich nicht geliebt? . . . Leben wir nicht seit sieben Jahren zusammen? Fühst du mir nicht seit sieben Jahren meinen Haushalt? Sehe ich dich nicht alle Tage? Höre ich nicht deine Stimme? Bist du nicht die sanfte und nachsichtige Gefährtin meines elenden Lebens? Du verstehst nichts von der Malerei! . . . Aber das kann man nicht lernen. Und ich habe noch gestern zu Grassou gesagt: ‚Was mich in all meinen Kämpfen tröstet, ist, daß ich eine gute Mutter habe; sie ist mir, was die Frau einem Künstler sein muß; sie sorgt für alles, sie wacht über meine materiellen Bedürfnisse, ohne mir die geringste Schwierigkeit zu machen . . .‘“ „Nein, Joseph, nein, du hast mich geliebt, du! Und ich habe dir nicht Zärtlichkeit für Zärtlichkeit gegeben. Ach, wie gern würde ich weiterleben! . . . Gib mir die Hand! . . .“

Agathe ergriff die Hand ihres Sohnes, küßte sie und behielt sie auf dem Herzen, während sie ihn lange ansah und ihm das Blau ihrer Augen zeigte, das jetzt von der Zärtlichkeit strahlte, die sie bislang Philipp vorbehalten hatte. Dem Maler, der sich auf diesen Ausdruck verstand, fiel dieser Wandel so sehr auf, er sah so deutlich, wie seiner Mutter Herz ihm aufging, daß er sie in die Arme nahm und sie ein paar Augenblicke an sich gepreßt hielt, indem er wie ein Sinnloser sagte: „O meine Mutter! O meine Mutter!“ „Ach, ich fühle, mir wird vergeben!“ sagte sie. „Gott muß die Vergebung bestätigen, die ein Kind seiner Mutter zuteil werden läßt!“ „Du brauchst Ruhe, quäle dich nicht! Dies genügt: ich fühle mich in diesem Augenblick für die

ganze Vergangenheit geliebt," rief Joseph, indem er seine Mutter wieder auf das Kopfkissen legte.

Während der zwei Wochen, die bei diesem heiligen Geschöpf der Kampf zwischen Leben und Tod dauerte, zeigte sie Joseph Blicke, Seelenregungen und Gesten, in denen so viel Liebe durchbrach, daß in jedem ihrer Ergüsse ein ganzes Leben zu liegen schien . . . Die Mutter dachte nur noch an ihren Sohn; sich zählte sie als ein Nichts; und da ihre Liebe sie aufrecht hielt, so spürte sie ihre Leiden nicht mehr. Sie sprach Worte, die naiv waren wie die eines Kindes. D'Arthez, Michel Chrestien, Fulgence Ridal, Pierre Grassou, Bianchon kamen, um Joseph Gesellschaft zu leisten, und oft stritten sie mit leiser Stimme im Zimmer der Kranken. „Oh, wie gern möchte ich wissen, was die Farbe ist!" rief sie eines Abends, als sie einem Streit über ein Bild zuhörte.

Joseph seinerseits war wundervoll gegen seine Mutter; er verließ das Zimmer nicht mehr, er hätschelte Agathe in seinem Herzen, er erwiderte ihre Zärtlichkeit mit der gleichen Zärtlichkeit. Für die Freunde des großen Malers war es eins jener schönen Schauspiele, die man nie vergißt. Diese Männer, die alle den Einklang eines echten Talents und eines großen Charakters zeigten, waren für Joseph und seine Mutter, was sie sein mußten: Engel, die mit ihr beteten und weinten, nicht zwar, indem sie Gebete sprachen und Tränen vergossen, sondern indem sie sich mit ihr in Denken und Handeln eins wußten. Als ein Künstler, der ebenso groß war durch seine Empfindung wie durch sein Talent, erriet Joseph an einigen Blicken seiner Mutter einen in diesem Herzen vergrabenen Wunsch; und eines Tages sagte er zu d'Arthez: „Sie hat diesen Räuber Philipp zu sehr geliebt, um ihn nicht vor ihrem Tode noch einmal sehen zu wollen."

Joseph bat Bixiou, der in der Welt der Bohemiens, die Philipp bisweilen aufsuchte, eine Rolle spielte, er möge es bei diesem elenden Emporkömmling durchsetzen, daß er aus Mit-

leid die Komödie irgendwelcher Zärtlichkeit spielte, um das Herz dieser armen Mutter in ein mit Illusionen besticktes Leichentuch zu hüllen. Als Beobachter und menschenfeindlicher Spötter verlangte Bixiou nichts Besseres, als eine solche Mission zu übernehmen.

Als er dem Grafen von Brambourg, der ihn in einem mit gelber Seide bespannten Schlafzimmer empfing, Agathes Lage auseinandergesetzt hatte, lachte der Oberst auf. „Ach, was zum Henker soll ich da?“ rief er aus. „Der einzige Dienst, den mir die gute Frau noch leisten kann, ist der, so schnell wie möglich zu verenden, denn sie würde bei meiner Hochzeit mit Fräulein von Soulanges eine traurige Rolle spielen. Je weniger Familie ich habe, um so besser wird meine Stellung. Du begreifst, daß ich den Namen Bridau unter allen Grabmonumenten des Père Lachaise begraben möchte! . . . Mein Bruder tötet mich, indem er meinen Namen in die volle Öffentlichkeit schleppt. Du hast zuviel Geist, um nicht auf der Höhe meiner Situation zu stehen. Laß sehen, wenn du Deputirter würdest — du hast ein famoses Mundwerk, man würde dich fürchten wie Chauvelin, und man könnte dich zum Grafen Bixiou machen, zum Minister der schönen Künste —: wärst du, wenn du es dahin brächtest, zufrieden, wenn deine Großmutter Descoings noch lebte und du diese brave Frau, die aussah wie eine Frau Saint-Léon, immer zur Seite hättest? Würdest du ihr in den Tuilerien den Arm reichen? Würdest du sie der adligen Familie vorstellen, in die du gerade Einlaß zu gewinnen versuchtest? Du würdest, weiß Gott, wünschen, sie sechs Fuß unter der Erde zu wissen, eingepackt in ein Hemd aus Blei. Komm, frühstücke mit mir, und laß uns von anderen Dingen reden! Ich bin ein Emporkömmling, mein Lieber, ich weiß es. Ich will nicht meine Windeln zeigen! . . . Mein Sohn, der wird glücklicher sein als ich, der ist ein großer Herr! Der Schlingel wird sich nach meinem Tode sehnen, darauf mache ich mich gefaßt, oder er wäre nicht mein Sohn!“

Er schellte; der Kammerdiener trat ein, und er sagte: „Mein Freund frühstückt mit mir; serviere uns ein hübsches kleines Frühstück!“

„Immerhin würde dich die große Welt ja in der Kammer deiner Mutter nicht sehen“, erwiderte Bixiou. „Was würde es dich kosten, wenn du ein paar Stunden lang tätest, als liebtest du die arme Frau?“ „Profit!“ sagte Philipp, indem er ein Auge zusammenkniff. „Du kommst von ihnen. Ich bin ein altes Kamel, das sich auf Kniebeugen versteht. Meine Mutter will mir gelegentlich ihres letzten Seufzers für Joseph einiges aus der Tasche locken! . . . Danke.“

Als Bixiou Joseph diese Szene schilderte, wurde es dem armen Maler bis in die Seele hinein kalt. „Weiß Philipp, daß ich krank bin?“ fragte Agathe mit leidender Stimme am Abend eben des Tages, als Bixiou über seinen Gang Bericht erstattet hatte. Joseph ging hinaus, da seine Tränen ihn erstickten. Der Abbé Loraux, der am Kopfstissen seines Beichtkinds saß, ergriff ihre Hand, drückte sie und erwiderte: „Ach, liebes Kind, Sie haben stets nur einen Sohn gehabt! . . .“

Als Agathe dieses Wort hörte, das sie verstand, verfiel sie in eine Krisis, mit der ihr Todeskampf begann. Sie starb zwanzig Stunden darauf. In dem Delirium, das dem Tode vorausging, entschlüpfte ihr das Wort: „Woher weiß denn Philipp . . .?“

Joseph war der einzige, der dem Sarge seiner Mutter folgte. Philipp war dienstlich nach Orleans gegangen. Folgender Brief, den Joseph ihm in dem Augenblick schrieb, als ihre Mutter den letzten Seufzer ausstieß, hatte ihn aus Paris verjagt:

„Ungeheuer, meine arme Mutter ist infolge des Schlages gestorben, den Dein Brief ihr beigebracht hat; lege Trauer an, aber werde krank: ich will nicht, daß ihr Mörder hinter dem Sarg an meiner Seite geht.

Joseph Br.“

Der Maler, der nicht den Mut in sich fühlte, zu malen, obwohl sein tiefer Schmerz die Zerstreuung verlangte, die die Arbeit mechanisch mit sich bringt, wurde von seinen Freunden umringt, die sich dahin verständigten, ihn nicht allein zu lassen. So war auch Bixiou, der Joseph so sehr liebte, wie ein Spötter irgend jemanden lieben kann, vierzehn Tage nach dem Begräbnis unter den Freunden, die im Atelier umherstanden. Plötzlich trat das Mädchen ein und reichte Joseph folgenden Brief, den, wie sie sagte, eine alte Frau gebracht hatte, die beim Portier auf Antwort wartete:

„Sehr geehrter Herr!

An Sie, dem ich nicht den Namen eines Bruders zu geben wage, muß ich mich wenden, und wäre es auch nur um des Namens willen, den ich trage . . .”

Joseph wandte das Blatt und blickte auf die Unterschrift der letzten Seite. Die Worte ‚Gräfin Flora von Brambourg‘ ließen ihn erbeben, denn er ahnte irgendeinen Greuel, den sein Bruder erfunden hatte. „Dieser Räuber würde auch den Teufel betrügen,“ sagte er. „Und das gilt als ein Ehrenmann! Das hängt sich einen Haufen Orden um den Hals! Das spreizt sich am Hof, statt aufs Rad geflochten zu werden! Und dieser Lummel nennt sich der ‚Herr Graf!‘“ „Solcher gibt’s viele!“ sagte Bixiou. „Schließlich verdient diese Krebsfischerin, daß sie wieder gestochert wird,“ fuhr Joseph fort; „die ist nicht so viel wert wie die Räude. Sie hätte mir wie ihrem Huhn den Hals abschneiden lassen, ohne zu sagen: Er ist unschuldig!“

Als Joseph den Brief hinwarf, griff Bixiou ihn behend auf und las ihn mit lauter Stimme vor:

„Schickt es sich, daß die Frau Gräfin Bridau von Brambourg, wie sehr sie auch gesündigt haben mag, im Hospital sterben soll? Wenn das mein Los ist, wenn das der Wille

des Herrn Grafen und der Ihre ist, so geschehe er; aber dann bitten Sie, der Sie mit dem Doktor Bianchon befreundet sind, um seine Fürsprache, damit ich in ein Hospital aufgenommen werde. Die Frau, die Ihnen diesen Brief bringt, ist elf Tage nacheinander in das Hotel Brambourg gegangen, in der Rue de Elichy, ohne von meinem Mann eine Unterstützung erlangen zu können. Der Zustand, in dem ich mich befinde, erlaubt mir nicht, einen Anwalt rufen zu lassen, um auf gerichtlichem Wege zu erlangen, was mir gebührt, und in Frieden zu sterben. Ubrigens kann mich nichts mehr retten, das weiß ich. Falls Sie sich also nicht mehr um Ihre unglückliche Schwägerin kümmern wollen, so geben Sie mir das nötige Geld, um meinem Leben ein Ende zu machen; denn ich sehe es, Ihr Herr Bruder will meinen Tod, er hat ihn stets gewollt. Obgleich er mir gesagt hatte, er kenne drei Mittel, um eine Frau zu töten, so war ich doch nicht klug genug, um das zu ahnen, dessen er sich bedient hat.

Falls Sie mich mit einer Unterstützung beehren und selbst über mein Elend urteilen wollen, so wohne ich Rue du Houssey, an der Ecke der Rue Chanteraine, im fünften Stock. Wenn ich nicht morgen meine rückständige Miete bezahle, so muß ich hinaus! Und wohin soll ich gehen? Darf ich mich nennen

Ihre Schwägerin
Gräfin Flora von Brambourg?"

„Was für ein Abgrund von Gemeinheit!“ rief Joseph; „was steckt dahinter?“ „Lassen wir zunächst einmal die Frau kommen, die muß eine famose Vorrede zu der Geschichte abgeben,“ sagte Bixiou.

Gleich darauf erschien eine Frau, die Bixiou mit den Worten abstempelte: „Lumpenbündel auf Beinen!“ Es war wirklich ein Haufe von Lappen und alten Kleidern, deren immer eins über dem andern saß; alle waren sie mit Rot umrandet, das lag an der Jahreszeit; und das Ganze erhob sich auf

dicke Beinen mit dicken Füßen, die notdürftig in geflickte Strümpfe und in wasserspeiende Schuhe gehüllt waren. Aber diesem Berg von Lumpen erhob sich ein Kopf, wie Charlet ihn seinen Straßenlehrerinnen gegeben hat, bedeckt von einem bis in die Falten hinein zerschlissenen Tuch.

„Ihr Name?“ fragte Joseph, während Bixiou die Frau zeichnete, die sich auf einen Schirm aus dem Jahre II der Republik stützte. „Frau Gruget, zu dienen. Ich hab Renten gehabt, mein kleiner Herr,“ sagte sie zu Bixiou, dessen heimtückisches Lachen sie beleidigte. „Wenn meine arme Tochter nicht das Unglück gehabt hätt’, einen ein bißchen zu toll zu lieben, dann säh ich anders aus, als Sie mich da sehn. Sie is ins Wasser gegangen, mit Respekt zu vermelden, meine arme Ida! Ich bin dumm genug gewesen, ’ne Quaterne zu spielen: deshalb, mein lieber Herr, muß ich mit siebenund-siebzig Jahren bei Kranken wachen, für zehn Sous den Tag und die Kost . . .“ „Aber ohne Kleidung!“ sagte Bixiou. „Meine Großmama konnte sich auch noch kleiden und spielte doch ihre gute Terne. Aber von meinen zehn Sous muß ich auch ’n Zimmer . . .“ „Also, was hat die Dame, bei der Sie wachen?“ „Na, nichts, Herr . . . Ich meine das Geld, versteht sich! Denn sie hat ’ne Krankheit, daß die Ärzte zittern . . . Sie is mir für sechzig Tage schuldig, deshalb wach ich weiter, denn sie is ’ne Gräfin, und der Mann, der is Graf; der wird mir woll meine ganze Rechnung bezahlen, wenn sie tot is; und dann hab ich ihr allens gegeben, was ich hatte . . . aber ich hab nichts mehr; ich hab all meine Sachen versetzt! . . . Sie is mir siebenundvierzig Franken zwölf Sous schuldig, außer den dreißig Franken für das Wachen; und nu will sie sich mit Kohlen töten. Das geht nich, hab ich ihr gesagt. Ich hab sogar die Portiersfrau gebeten, aufzupassen, solange ich weg bin, denn sie is imstand und wirft sich zum Fenster ’raus.“ „Aber was hat sie?“ fragte Joseph. „Ach, gnädiger Herr, der Schwesterarzt is gekommen, aber die Krankheit . . .“ Frau

Gruget machte eine schamhafte Geste. „Der hat gesagt, sie muß ins Spital . . . Es ist tödlich.“ „Wir gehen hin,“ rief Bixiou. „Hier,“ sagte Joseph, „da haben Sie zehn Franken.“

Nachdem Joseph in den berühmten Totenkopf gegriffen hatte, um all sein Geld an sich zu nehmen, begab sich der Maler in die Rue Mazarine, stieg in eine Droschke und fuhr zu Bianchon, den er zum Glück zu Hause traf; Bixiou lief inzwischen in die Rue de Buci, um ihren Freund Desroches zu holen. Eine Stunde darauf trafen die vier Freunde sich in der Rue du Houffay.

„Dieser reitende Mephistopheles namens Philipp Bridau“, sagte Bixiou zu seinen drei Freunden, als sie die Treppe hinaufstiegen, „hat seinen Kahn wunderbar gelenkt, um seine Frau loszuwerden. Ihr wißt, unser Freund Lousteau, der glücklich war, jeden Monat von Philipp einen Tausendfrankenschein zu bekommen, hat Frau Bridau in die Gesellschaft Florines, Mariettes, Tullias und der Val-Noble eingeführt. Als Philipp sah, wie die Krebsfischerin sich an die Toiletten und die kostspieligen Vergnügungen gewöhnte, hat er ihr kein Geld mehr gegeben und es ihr überlassen, sich welches zu verschaffen . . . ihr versteht schon wie! In achtzehn Monaten hat Philipp seine Frau auf diese Weise von Quartal zu Quartal immer ein wenig weiter hinuntergestoßen; und schließlich hat er ihr vermittelt eines prachtvollen Unteroffiziers den Geschmack am Branntwein eingeflößt. Je höher er stieg, um so tiefer sank seine Frau; jetzt sitzt die Gräfin im Rot. Dieses auf dem Lande geborene Mädchen hat ein hartes Dasein; ich weiß nicht, wie Philipp es angefangen hat, sie abzuschütteln. Ich bin begierig darauf, dieses kleine Drama zu studieren, denn ich habe mich an dem Kameraden zu rächen. Ach, meine Freunde,“ sagte Bixiou in einem Ton, der seine drei Gefährten im Zweifel ließ, ob er scherzte oder im Ernst sprach, „es genügt, wenn man einen Menschen einem Laster in die Arme liefert, um ihn abzuschütteln. Sie liebte den Tanz zu sehr,

das hat sie getötet!' sagt Hugo. Ja! Meine Großmutter liebte die Lotterie, und Philipp hat sie durch die Lotterie getötet! Vater Rouget liebte die Schwänke, und Lolotte hat ihn getötet! Frau Bridau, die Armste, liebte Philipp, und sie ist durch ihn gestorben! . . . Das Laster! Das Laster! Meine Freunde . . . Wißt ihr, was das Laster ist? Der Kuppler des Todes!" „Du wirst also an einem Scherz sterben!" sagte Desroches lächelnd zu Bizou.

Vom vierten Stock an mußten die jungen Leute eine jener steilen Treppen hinaufsteigen, die Leitern gleichen und auf denen man in Pariser Häusern gewisse Mansarden erklimmt. Obwohl Joseph, der Flora in ihrer Schönheit gesehen hatte, auf einen furchtbaren Gegensatz gefaßt war, hatte er sich das schreckliche Schauspiel, das sich seinen Künstleraugen bot, nicht vorstellen können. Unter dem spitzen Winkel einer Mansarde ohne Tapete bemerkten die drei jungen Leute auf einem Gurtbett, dessen magere Matratze vielleicht mit Wollabfällen gepolstert war, eine Frau, die grün aussah wie eine zwei Tage alte Wasserleiche und mager war wie eine Schwind süchtige zwei Stunden vor ihrem Tode. Dieser infizierte Kadaver hatte auf dem haarlosen Kopf einen scheußlichen karierten Baumwollappen. Der Ring um die hohlen Augen war rot, und die Lider glichen dem Häutchen des Eies. Der einst so wundervolle Körper war nur noch ein abscheulicher Knochenhaufe. Beim Anblick ihres Besuchs zog Flora sich einen Musselinfetzen über die Brust, der einmal eine kleine Fenstergardine gewesen sein mochte, denn er war am Rand voller Rostflecke von den Stangen. Statt allen Mobiliars erblickten die jungen Leute zwei Stühle, eine elende Kommode, auf der eine Kerze in eine Kartoffel gesteckt war, Teller, die auf dem Boden standen, und in einem Kamin ohne Feuer einen tönernen Kohlentopf. Bizou entdeckte den Rest des Papiers, das beim Krämer gekauft worden war, um den Brief zu schreiben, den die beiden Frauen ohne Frage gemeinsam ausgeklügelt

hatten. Das Wort ‚ekelhaft‘ wäre nur erst ein Positiv, für das es einen Superlativ nicht gibt; der Eindruck, den dieses Elend hervorrief, ließ sich nicht anders ausdrücken. Als die Sterbende Joseph bemerkte, rannen ihr zwei dicke Tränen über die Wangen.

„Sie kann noch weinen!“ sagte Bixiou. „Das ist mir ein komisches Schauspiel: Tränen, die aus einem Dominospiel hervorrinnen! Das erklärt Mose Wunder!“ „Sie ist recht ausgedörrt . . .“ sprach Joseph. „Über dem Feuer der Reue,“ erwiderte Flora. „Und ich kann keinen Priester bekommen; ich habe nichts, nicht einmal ein Kreuzifix, um Gottes Bild zu sehen . . . Ach, mein Herr!“ rief sie aus, indem sie ihre Arme hob, die zwei geschnitzten Holzscheiten glichen, „ich bin sehr schuldig, aber Gott hat keinen so gestraft wie mich! . . . Philipp hat Max getötet, der mir grauenhafte Dinge riet, und jetzt tötet er auch mich. Gott bedient sich seiner als einer Geißel! . . . Führen Sie sich gut auf, denn wir haben alle unseren Philipp!“ „Laßt mich mit ihr allein,“ sagte Bianchon, „damit ich sehe, ob die Krankheit zu heilen ist.“

„Wenn man sie heilen könnte, so würde Philipp Bridau vor Wut verenden; deshalb werde ich auch den Zustand, in dem seine Frau sich befindet, protokollieren lassen. Er hat kein Urteil wegen Ehebruchs gegen sie erwirkt, sie genießt all ihre Rechte als Gattin; er soll den Skandal eines Prozesses erleben! Wir werden die Frau Gräfin zunächst in die Klinik des Doktors Dubois bringen lassen, in der Rue du Faubourg-Saint-Denis: da wird sie sorgfältig gepflegt. Dann werde ich gegen den Grafen die Klage auf Wiederherstellung der ehelichen Gemeinschaft erheben,“ erwiderte Desroches. „Bravo, Desroches!“ rief Bixiou. „Was für ein Vergnügen, Gutes zu stiften, wenn es so viel Unheil anrichten muß!“

Zehn Minuten darauf kam Bianchon herab und sagte zu seinen beiden Freunden: „Ich laufe zu Desplein, er kann diese Frau durch eine Operation retten. Ah! er wird sie pflegen;

der Mißbrauch des Alkohols hat bei ihr eine prachtvolle Krankheit entwickelt, die man für verloren hielt!" „Poffenreißer von einem Arzt, geh! Ist nur eine Krankheit vorhanden?" fragte Bixiou.

Aber Bianchon war schon auf dem Hof, so eilig hatte er es, Desplein diese große Neuigkeit zu melden. Zwei Stunden darauf wurde Josephs unglückliche Schwägerin in die anständige Klinik überführt, die der Doktor Dubois gegründet hatte und die später von der Stadt angekauft wurde.

Drei Wochen vergingen; da erhielt der Hospitalanzeiger den Bericht über einen der verwegenen Versuche der modernen Chirurgie, ausgeführt an einer Kranken, die man mit den Buchstaben F. B. bezeichnete. Die Kranke erlag mehr infolge des Zustandes der Schwäche, in den das Elend sie gebracht hatte, als infolge der Operation. Sofort suchte der Oberst Graf von Brambourg in tiefer Trauer den Grafen von Soulanges auf und meldete ihm ‚den schmerzlichen Verlust‘, den er soeben erlitten hatte. Man sagte sich in der höchsten Gesellschaft ins Ohr, der Graf von Soulanges wolle seine Tochter mit einem Emporkömmling von großen Verdiensten vermählen, der zum Feldmarschall und zum Obersten eines Regiments der königlichen Garde ernannt werden solle. De Marsay gab diese Neuigkeit an Rastignac weiter, der sie bei einem Souper im Rocher de Cancale erwähnte, an dem auch Bixiou teilnahm. „Damit wird's gute Weile haben," sagte der geistvolle Künstler bei sich selbst.

Wenn es unter den Freunden, die Philipp verleugnete, einige gab, die sich wie Giroudeau nicht rächen konnten, so war er doch ungeschickt genug gewesen, auch Bixiou zu verletzen, den man dank seinem Geist überall empfing und der so gut wie nie verzieh. In der vollen Öffentlichkeit des Rocher de Cancale hatte Philipp vor ernsthaften Leuten, die zu Nacht speisten, zu Bixiou, der ihn bat, ihn im Hotel Brambourg besuchen zu dürfen, gesagt: „Du wirst zu mir kommen, wenn du Minister bist!" „Muß ich Protestant werden, um bei dir zu verkehren?" er-

widerte Bixiou scherzend. Aber in seinem Inneren sagte er: „Wenn du ein Goliath bist, so habe ich meine Schleuder, und an Kieseln fehlt es mir auch nicht.“

Am Tage nach Floras Tode zog der Spaßvogel sich bei einem ihm befreundeten Schauspieler an, und die Allmacht des Kostüms verwandelte ihn in einen säkularisierten Priester mit grüner Brille; dann nahm er einen Wagen und ließ sich zum Hotel Soulanges fahren. Bixiou, den Philipp als Possenreißer behandelt hatte, wollte ihm einen Possen spielen. Da er eindringlich versicherte, er habe von einer ernstesten Angelegenheit zu reden, so empfing Herr von Soulanges ihn, und Bixiou spielte die Rolle eines ehrwürdigen Mannes, dem man wichtige Geheimnisse anvertraut hatte. Er erzählte mit verstellter Stimme die Krankheitsgeschichte der verstorbenen Gräfin, deren furchtbares Geheimnis ihm von Bianchon anvertraut worden war, die Geschichte vom Tode Agathes, die Geschichte vom Tode des guten Rouget, deren sich der Graf von Brambourg noch gerühmt hatte, die Geschichte vom Tode der Descoings, die Geschichte von der Anleihe bei der Zeitungskasse und die Geschichte von Philipps Lebenswandel in seinen schlimmen Tagen. „Herr Graf, geben Sie ihm Ihre Tochter erst, nachdem Sie genaue Erkundigungen eingezogen haben; fragen Sie seine einstigen Freunde, Bixiou, den Hauptmann Giroudeau und so weiter.“

Drei Monate darauf gab der Oberst von Brambourg in seinem Hause Du Tillet, Nucingen, Rastignac, Maxime de Trailles und De Marsay ein Souper. Der Gastgeber nahm die halb tröstenden Reden seiner Gäste über seinen Bruch mit dem Hause Soulanges sehr sorglos auf.

„Du kannst Besseres finden,“ sagte Maxime. „Wieviel Vermögen muß man haben, um ein Fräulein von Grandlieu zu heiraten?“ fragte Philipp Herrn De Marsay. „Ihnen ... gäbe man die häßlichste nicht unter zehn Millionen,“ erwiderte De Marsay unverschämt. „Bah!“ sagte Rastignac, „mit zweihunderttausend Franken Rente könnten Sie Fräulein von

Langeais haben, die Tochter des Marquis; sie ist häßlich, sie ist dreißig Jahre alt und hat keinen Heller Mitgift; das müßte Ihnen passen." „In zwei Jahren werde ich zehn Millionen haben," erwiderte Philipp Bridau. „Wir schreiben den sechzehnten Januar 1829!" rief Du Tillot lächelnd. „Ich arbeite seit zehn Jahren, und ich habe sie noch nicht einmal." „Wir werden einander beraten, und Sie werden sehen, wieviel ich von den Finanzen verstehe!" rief Bridau. „Wieviel besitzen Sie im ganzen?" fragte Nucingen. „Wenn ich meine Renten verkaufe und mein Gut und mein Haus ausnehme, die ich nicht aufs Spiel setzen will und kann, denn sie gehören zu meinem Majorat, so bringe ich wohl noch drei Millionen zusammen . . ."

Nucingen und Du Tillot sahen sich an. Nach diesem feinen Blick sagte Du Tillot zu Philipp: „Mein lieber Graf, wir werden zusammen arbeiten, wenn Sie wollen."

De Marsay bemerkte den Blick, den Du Tillot Nucingen zugeworfen hatte und der etwa sagen wollte: „Die Millionen für uns!" Wirklich standen diese beiden Persönlichkeiten der Hochfinanz mitten im Herzen der politischen Geschäfte, so daß sie zur gegebenen Zeit ein fast sicheres Spiel gegen Philipp wagen konnten, wenn ihm an der Börse alle Wahrscheinlichkeiten günstig zu sein schienen, während sie es in Wahrheit ihnen waren. Und der Fall trat ein: bis zum Juli 1830 hatten Du Tillot und Nucingen den Grafen von Brambourg eine Million und fünfhunderttausend Franken gewinnen lassen. Da er sie offen fand und ihr Rat ihm erprobt schien, so mißtraute er ihnen nicht mehr. Philipp, der durch die Gunst der Restauration in die Höhe gekommen war, glaubte, getäuscht vor allem von seiner tiefen Verachtung für die „Zivilisten", an den Erfolg der drei Verordnungen, und er wollte auf die Hausse spielen; Nucingen und Du Tillot dagegen, die an eine Revolution glaubten, rechneten gegen ihn auf eine Baïsse. Diese beiden schlauen Kerle stimmten dem Grafen von Brambourg bei und

taten, als teilten sie all seine Überzeugungen; so flößten sie ihm die Hoffnung ein, seine Millionen zu verdoppeln, während sie sich bereit hielten, sie ihm abzugewinnen. Philipp schlug sich wie der Mensch, für den der Sieg vier Millionen bedeutete. Seine Aufopferung war so auffällig, daß er den Befehl erhielt, mit dem Herzog von Maufrigneuse nach Saint-Cloud zurückzukehren, um dort zu beraten. Dies Zeichen der Gunst rettete Philipp; denn er wollte am 28. Juli einen Angriff unternehmen, um die Boulevards sauber zu fegen, und ohne Zweifel hätte er dann eine Kugel in den Leib bekommen, die sein Freund Giroudeau, der eine Abteilung der Angreifer befehligte, ihm zugeschickt hätte.

Einen Monat darauf besaß der Oberst Bridau von seinem ungeheuren Vermögen nur noch sein Haus, sein Gut, seine Bilder und sein Mobiliar. Er beging überdies, wie er sagte, die Dummheit, an die Wiedereinsetzung der älteren Linie zu glauben, der er bis 1834 treu blieb. Als Philipp hörte, daß Giroudeau Oberst geworden war, drängte ihn eine ziemlich begreifliche Eifersucht, wieder Dienste zu nehmen. Unglücklicherweise erhielt er 1835 ein Regiment in Algier, wo er drei Jahre lang auf dem gefährlichsten Posten ausharrte, denn er hoffte immerfort, die Generalsepauletten zu erhalten; aber ein böshafter Einfluß, der des Generals Giroudeau, ließ ihn dort sitzen. Philipp wurde hart; er übertrieb die Strenge des Dienstes und wurde trotz seiner Tapferkeit, die an Murat erinnerte, verabscheut. Im Anfang des verhängnisvollen Jahres 1839, als er einen Wiedereroberungsangriff gegen die Araber unternahm und man vor überlegenen Kräften weichen mußte, stürzte er sich auf den Feind, gestützt auf eine einzige Kompagnie, die auf eine arabische Übermacht stieß. Der Kampf war blutig, grauenhaft, er tobte Mann gegen Mann, und die französischen Reiter schlugen sich nur in geringer Zahl durch. Als diejenigen, die weit genug entfernt waren, bemerkten, daß ihr Oberst umzingelt wurde, hielten sie es nicht für geraten,

zwecklos ihr Leben zu opfern, indem sie ihn herauszuhauen versuchten. Sie hörten die Rufe: „Euer Oberst! Her zu mir! Einen Obersten des Kaiserreichs!“ denen ein furchtbares Geheul folgte; aber sie kehrten zum Regiment zurück. Philipp fand einen schrecklichen Tod: man schnitt ihm den Kopf ab, als er, von den Dolchschwertern fast zerhackt, gefallen war.

Joseph, der um diese Zeit, mit Hilfe seines Gönners, des Grafen von Sérizy, die Tochter eines ehemaligen Pächters und Millionärs geheiratet hatte, erbte das Hotel und das Schloß Brambourg, über die sein Bruder nicht mehr hatte verfügen können, obwohl er ihn der Erbschaft hatte berauben wollen. Am meisten Vergnügen machte dem Maler die schöne Bildersammlung. Joseph, dem sein Schwiegervater, eine Art ländlichen Hochons, von Tag zu Tag Taler aufhäufte, besaß bereits sechzigtausend Franken Rente. Obgleich er prächtige Bilder malt und den Künstlern große Dienste leistet, hat er es noch nicht zum Mitglied der Akademie gebracht. Infolge einer Klausel in der Majoratsurkunde ist er Graf von Brambourg geworden, worüber er in seinem Atelier unter seinen Freunden oft laut auflacht. „Leute machen Kleider,“ sagt dann sein Freund Léon de Lora, der, ungeachtet seiner Berühmtheit als Landschaftsmaler, seiner alten Gewohnheit, Sprichwörter zu verdrehen, nicht entsagt hat; und bezüglich der Bescheidenheit, mit der Joseph die Gunst des Geschickes aufgenommen hat, sagt er: „Bah! der Appetit kommt beim Essen.“

Das Antiquitäten-Kabinett

*

In einer der unwichtigeren Präfekturen Frankreichs liegt im Mittelpunkte der Stadt an einer Straßenecke ein Haus, doch die Namen dieser Straße und dieser Stadt sollen hier verborgen bleiben. Jedermann wird die Beweggründe dieser von der Schicklichkeit gebotenen weisen Zurückhaltung einsehen. Ein Schriftsteller, der sich zum Chronisten seiner Zeit macht, rührt an manche Wunde! . . . Das Haus nannte sich das Hotel d'Esgrignon; doch betrachte man d'Esgrignon als einen erfundenen Namen, der, wie die Belval, die Floricour, die Derville der Komödie, die Adalbert oder die Monbreuse des Romans, der Wirklichkeit nicht entspricht. Kurz, die Namen der hauptsächlichlichen Persönlichkeiten werden in gleicher Weise ebenfalls verändert sein. Der Autor möchte gern Widersprüche ansammeln, Anachronismen anhäufen, um die Wahrheit unter einem Wust von Unwahrscheinlichkeiten und Absurditäten zu begraben; doch, was er auch tue, sie wird immer wieder hervorbrechen, so wie eine schlecht ausgerissene Weinrebe auf einem beackerten Weinberg aufs neue kräftige Sprossen treibt.

Das Hotel d'Esgrignon war einfach das Haus, wo ein alter Edelmann namens Charles Marie Victor Ange Carol Marquis d'Esgrignon oder — nach alten Urkunden — des Grignons wohnte. Die handeltreibende bürgerliche Gesellschaft der Stadt hatte sein Haus spöttisch 'Hotel' genannt, und seit zwanzig Jahren bezeichnete der größte Teil der Einwohner die Wohnung des Marquis ernsthaft als 'Hotel d'Esgrignon'.

Der Name Carol (die Brüder Thierry hätten Karawl geschrieben) war der glorreiche Name eines mächtigen Heeresanführers, der vorzeiten von Norden gekommen war, um die Gallier zu besiegen und unter Lehnsherrschaft zu bringen. Niemals hatten die Carols den Nacken gebeugt, weder vor den Gemeinden, noch vor dem Königtum, noch vor der Kirche, noch vor der Geldherrschaft. Da sie ehemals damit betraut waren, eine französische Mark zu verteidigen, so war ihre Marquiswürde zugleich eine Pflicht nud eine Ehre und nicht bloß

die Ausübung eines Scheinamts; das Lehen d'Esgrignon war immer ihr Familienbesitz gewesen. So wie auf dem Grund eines Flusses die kohlschwarzen Pfähle einer von Cäsar herührenden Brücke sich erhalten, stand dieses Haus, das seit zweihundert Jahren am Hofe unbekannt war, das doch den reinen, von jeder Mischung freien Provinzadel repräsentierte, das bei den Landständen die erste Stelle einnahm und von der Landbevölkerung abergläubisch wie eine wunderkräftige heilige Jungfrau, die Zahnschmerzen heilt, verehrt wurde, im Innern seiner Provinz. Seit dreizehnhundert Jahren waren die Töchter regelmäßig ohne Mitgift verheiratet oder in ein Kloster gesteckt worden. Die jüngeren Söhne hatten alle ihren mütterlichen Pflichtteil genommen, waren Soldaten oder Bischöfe geworden oder hatten sich am Hofe verheiratet. Ein jüngerer Sohn des Hauses d'Esgrignon war Admiral, Herzog und Pair geworden und ohne Nachkommenschaft gestorben. Niemals wollte der Marquis d'Esgrignon, das Oberhaupt des älteren Zweiges, den Herzogstitel annehmen.

„Mir gehört das Marquisat d'Esgrignon unter denselben Bedingungen, wie dem Könige der Staat Frankreich,“ sagte er zu dem Konnetabel von Lunès, der in seinen Augen nur ein sehr unbedeutender Mensch war.

Es steht fest, daß während der Revolutionswirren mehrere d'Esgrignon enthauptet wurden. Das fränkische Blut konservierte sich edel und stolz bis zum Jahre 1789. Der gegenwärtige Marquis d'Esgrignon wanderte nicht aus. Er mußte seine Mark verteidigen. Die Achtung, die er den Landleuten eingeflößt hatte, verschonte ihn vor dem Schafott; jedoch der Haß der echten Sansculotten war groß genug, daß er in der Zeit, da er genötigt war sich verborgen zu halten, als ausgewandert galt. Im Namen des souveränen Volkes verwüstete der Distrikt, trotz des persönlichen Einspruchs des damals vierzigjährigen Marquis, den Landbesitz der d'Esgrignon und verkaufte die Wälder als Nationalgut. Fräulein d'Esgrignon,

seine Schwester, die noch minderjährig war, rettete einige Teile des Lehens durch die Vermittlung eines jungen Sachwalters der Familie, der im Namen seiner Klientin die Besitzergreifung des Erbteils verlangte: das Schloß, einige Pachtgüter wurden ihr in der Liquidation, die die Republik veranstaltete, zuerteilt. Der treue Chesnel war genötigt, mit den Geldern, die der Marquis ihm einhändigte, gewisse Teile der Domäne, an denen dem Herrn besonders gelegen war, wie die Kirche, den Pfarrhof und die Gärten des Schlosses, auf seinen Namen zu kaufen. Als die langen und bösen Jahre der Schreckenszeit verflossen waren, wollte der Marquis d'Esgrignon, dessen Charakter der Gegend Achtung eingeflößt hatte, zurückkommen und mit seiner Schwester, Fräulein d'Esgrignon, das Schloß wieder bewohnen, um die Güter instand zu setzen, für deren Rettung sein Exintendant, Maître Chesnel, der nun Notar geworden war, sich verwendet hatte. Aber ach! war das ausgeplünderte, seiner Möbel beraubte Schloß nicht zu groß, nicht zu kostspielig für einen Eigentümer, dessen Nutzrechte unterdrückt, dessen Wälder abgeholzt worden waren und der zurzeit nicht mehr als neuntausend Franken aus den von seinem alten Grundbesitz übriggebliebenen Ländereien herausziehen konnte?

Als der Notar im Oktober des Jahres 1800 den Marquis in das alte lehns herrliche Schloß zurückbrachte, konnte er sich einer tiefen Rührung nicht erwehren, wie er ihn inmitten seines Hofes unbeweglich stehen und auf die verschütteten Wassergräben und die bis zum Dach heruntergerissenen Türme starren sah. Der Franke betrachtete abwechselnd, ohne zu reden, den Himmel und den Fleck, wo die hübschen Wetterhähne der gotischen Türmchen gewesen waren, als wollte er von Gott Rechenschaft für diese soziale Umwälzung verlangen. Chesnel konnte den tiefen Schmerz des Marquis, der nunmehr der Bürger Carol hieß, verstehen. Der große d'Esgrignon blieb lange stumm; er atmete die Luft des väterlichen Stammguts und brach in die melancholischen Worte aus: „Chesnel,

später werden wir wieder hierher zurückkehren, wenn die Unruhen aufgehört haben; jedoch bis zu den Friedensedikten kann ich nicht hier wohnen, da man mir verbietet, mein Wappen wieder aufzurichten."

Er deutete auf das Schloß, kehrte sich um, bestieg sein Pferd wieder und begleitete seine Schwester, die in einem alten Korbwägelchen, das dem Notar gehörte, gekommen war. In der Stadt war kein Hotel d'Esgrignon mehr; das vornehme Haus war niedergerissen worden; an seinem Platz erhoben sich zwei Fabriken. Maître Chesnel verwendete den letzten Sacl Louisdor des Marquis, um an der Ecke des Platzes ein altes, mit einem Türmchen, einem Wetterhahn und einem Taubenschlag versehenes Giebelhaus zu kaufen, das früher das lehns herrliche Amtsgericht, später das Oberlandesgericht gewesen war, und das dem Marquis d'Esgrignon gehört hatte. Für fünf hundert Louisdor trat der nationale Käufer dieses alte Gebäude dem rechtmäßigen Besitzer wieder ab. Von da ab wurde, halb zum Spott, halb ernsthaft, dieses Haus das Hotel d'Esgrignon genannt.

Im Jahre 1800 kehrten einige Emigrierte nach Frankreich zurück; das Durchstreichen der Namen auf den verhängnisvollen Listen war nicht schwer zu erlangen. Unter den Adligen, die zuerst in die Stadt zurückkamen, befanden sich der Baron von Nouastre und seine Tochter; sie waren ruiniert. Herr d'Esgrignon bot ihnen großherzig ein Asyl an, wo der Baron zwei Monate später, von Kummer verzehrt, starb. Fräulein von Nouastre war zweiundzwanzig Jahre alt; die Nouastres waren von reinstem adeligen Blut. Der Marquis d'Esgrignon heiratete sie, um seinen Stamm fortzusetzen; aber sie starb durch die Ungeschicklichkeit des Arztes im Wochenbett und hinterließ dem d'Esgrignon glücklicherweise einen Sohn. Der arme alte Mann — der Marquis zählte erst dreiundfünfzig Jahre, aber das Unglück und die brennenden Schmerzen seines Lebens hatten seine letzten Jahre verdoppelt —, dieser alte Mann also

verlor die Freude seiner Tage, als er seine Frau, das zarteste Geschöpf, in der die jetzt erloschene Anmut der Frauen des 16. Jahrhunderts wieder aufgelebt war, dahinscheiden sah. Es war ein fürchterlicher Schlag für ihn, von dem er in jedem Augenblick seines Lebens die Nachwehen spürte. Er stand einige Augenblicke vor dem Bett und küßte dann die Stirn seiner Frau, die wie eine Heilige mit gefalteten Händen ausgestreckt lag; er zog seine Uhr hervor, zerbrach ihr Räderwerk und hängte sie am Kamin auf. Es war elf Uhr vormittags.

„Fräulein d'Esgrignon, bitten wir Gott, daß diese Stunde unserm Hause nicht mehr verhängnisvoll sei. Mein Onkel, der Herr Erzbischof, ist um diese Stunde ermordet worden; um diese Stunde starb auch mein Vater . . .“

Er kniete neben dem Bett nieder und stützte den Kopf darauf; seine Schwester that desgleichen. Dann, nach einer Weile, standen sie beide wieder auf. Fräulein d'Esgrignon zerfloß in Tränen, der Marquis blickte mit trockenem Auge auf das Kind, das Zimmer und die Tote. Mit seiner fränkischen Hartnäckigkeit verband dieser Mann einen christlichen Leidensmut.

Dies trug sich im zweiten Jahr unseres Jahrhunderts zu. Fräulein d'Esgrignon war siebenundzwanzig Jahre alt; sie war schön. Ein Emporkömmling, Lieferant der Armeen der Republik, der im Lande geboren war und sechstausend Taler Rente hatte, brachte Maître Chesnel, nachdem er dessen Widerstand besiegt hatte, dazu, bei Fräulein d'Esgrignon ein Wort einzulegen, damit sie seine Frau werde. Der Bruder und die Schwester gerieten gleicherweise über solche Kühnheit in Wut. Chesnel war in Verzweiflung darüber, daß er sich von dem Herrn du Croisier hatte überreden lassen. Seit jenem Tage fand er in der Art und Weise und den Worten des Marquis nicht mehr das freundliche Wohlwollen, das fast wie Freundschaft war. Von da an hatte der Marquis nur noch Dankbarkeit für ihn. Diese edle und wahrhafte Dankbarkeit verursachte dem Notar beständige Schmerzen. Es gibt vornehme Naturen,

denen die Dankbarkeit wie eine zu hohe Entlohnung erscheint, sie ziehen die Gleichheit des Gefühles, das Zusammenstimmen der Gedanken und die freiwillige Verschmelzung der Seelen vor. Maître Chesnel hatte die Freude solcher ehrenvollen Freundschaft gekostet; der Marquis hatte ihn bis zu sich erhoben. Für den alten Edelmann war der gute Mensch weniger als ein Kind und mehr als ein Diener; er war der freiwillige Lehnsmann, der mit allen Banden des Herzens seinem Lehns Herrn anhängende Leibeigene. Man rechnete nicht mehr mit dem Notar, alles hielt sich durch den beständigen Austausch einer echten Zuneigung im Gleichgewicht. In den Augen des Marquis bedeutete der offizielle Charakter, den das Notariat Chesnel verlieh, nichts, sein Diener schien ihm nur als Notar verkleidet. In den Augen Chesnels war der Marquis ein Wesen von einer immer noch göttlichen Abstammung; er glaubte an den Adel der Geburt, er erinnerte sich ohne Scham, daß sein Vater die Türen geöffnet und gemeldet hatte: „Herr Marquis, die Tafel ist angerichtet.“ Seine Ergebenheit an das edle, zugrunde gerichtete Haus entstammte keiner Glaubensstreue, sondern einem Egoismus, er betrachtete sich als zur Familie gehörig. Sein Kummer war groß. Als er trotz des Verbots des Marquis von seinem Irrtum zu ihm zu sprechen wagte, antwortete der alte Edelmann feierlich: „Du hättest dir niemals vor den Unruhen solche schimpflichen Vorschläge erlaubt, Chesnel. Was sind das für neue Lehren, wenn sie sogar dich verdorben haben!“

Maître Chesnel besaß das Vertrauen der ganzen Stadt; er war allgemein geschätzt. Seine Unbestechlichkeit, sein großes Vermögen trugen dazu bei, sein Ansehen zu heben; er hatte von da an eine entschiedene Abneigung gegen Herrn du Croisier. Obwohl der Notar nicht nachtragend war, brachte er doch eine Anzahl von Familien dazu, sein Widerstreben zu teilen. Du Croisier, ein böserartiger Mensch, der fähig war, zwanzig Jahre lang über einer Rache zu brüten, faßte gegen den Notar und die Familie d'Esgrignon einen dumpfen, maßlosen Haß, wie

man ihn in der Provinz zuweilen antrifft. Diese Abneigung vernichtete ihn in den Augen der boshaften Provinzleute, unter denen er seine Tage zubringen und die er beherrschen wollte. Es war eine wirkliche Katastrophe für ihn, und die Folgen blieben nicht aus. Du Croisier wurde von einem alten Fräulein, an die er sich in seiner Verzweiflung wandte, ebenfalls ausgeschlagen. So wurden zunächst die ehrgeizigen Pläne zu Wasser, die er mit Bezug auf Fräulein d'Esgrignon, die ihm den Zutritt zu dem Faubourg Saint-Germain der Provinz hätte ebnen sollen, gehegt hatte; und der zweite Korb brachte ihn so sehr ums Ansehen, daß er sich nur mit Mühe in der zweiten Gesellschaft der Stadt halten konnte.

Im Jahre 1805 ließ Herr de la Roche-Guyon, der Erstgeborene einer der ältesten Familien des Landes, die ehemals mit den d'Esgrignon eine Verbindung eingegangen war, durch Maître Chesnel um die Hand des Fräuleins d'Esgrignon anhalten. Fräulein Marie Armande Claire d'Esgrignon weigerte sich, den Notar anzuhören.

„Sie sollten erraten haben, daß ich Mutter bin, mein lieber Chesnel,“ sagte sie, damit beschäftigt, ihren Neffen, einen schönen Knaben von fünf Jahren, zu Bett zu bringen. Der alte Marquis erhob sich und trat auf seine Schwester zu; er küßte ihr ehrerbietig die Hand; dann setzte er sich wieder mit den Worten: „Du bist eine d'Esgrignon, meine Schwester!“

Das edle Mädchen fuhr zusammen, und die Tränen kamen ihr. Der Vater des Marquis hatte in seinen alten Tagen die Enkelin eines unter Ludwig XIV. geadelten Steuerpächters geheiratet. Diese Verbindung wurde von der Familie als eine schreckliche Mißheirat betrachtet, die zum Glück ohne Bedeutung war, weil nur eine Tochter daraus hervorging. Armande wußte das. Obwohl ihr Bruder voll Güte gegen sie gewesen war, hatte er sie immer als eine Fremde angesehen, und seine Worte legitimierten sie nun. War ihre Antwort aber nicht auch die Krönung des edlen Verhaltens, das sie seit elf Jahren,

seit ihrer Großjährigkeit, gezeigt hatte, wo jede ihrer Handlungen von der reinsten Hingebung durchdrungen war? Sie hatte eine Art Kultus für ihren Bruder. „Ich werde als Fräulein d'Esgrignon sterben,“ gab sie dem Notar einfach zur Antwort. „Es gibt für Sie keinen schöneren Titel,“ sagte der Notar, der ihr ein Kompliment zu machen glaubte. Das arme Mädchen erröthete.

„Du hast eine Dummheit gesagt, Chesnel,“ erwiderte der alte Marquis, der von der Bemerkung seines ehemaligen Dieners zugleich geschmeichelt und wegen des Kummer, den seine Schwester dabei empfand, schmerzlich berührt war; „eine d'Esgrignon kann einen Montmorency heiraten: unser Blut ist nicht so vermischt worden wie das ihre. Die d'Esgrignon führen zwei rote Rechtsquerbalken in Gold, und nichts hat sich seit neunhundert Jahren in unserm Wappen geändert; es ist so wie am ersten Tage. Daher unsere Devise: ‚Dieser ist unser‘, die bei dem Turnier von Philipp-Auguste erwählt wurde, ebenso wie der bewaffnete Ritter in Gold rechts und der rote Löwe links.“

„Ich entsinne mich nicht, jemals einer Frau begegnet zu sein, die so wie Fräulein d'Esgrignon Eindruck auf meine Phantasie gemacht hat,“ sagte Blondet, dem die zeitgenössische Literatur unter anderm diese Geschichte verdankt; „ich war in der That damals sehr jung, ich war ein Kind, und vielleicht haben sich die Bilder darum so lebhaft meinem Gedächtnis eingeprägt, weil uns in diesem Alter eine Neigung für das Wunderbare anhaftet. Wenn ich sie von weitem mit Victurnien, ihrem Neffen, auf den Corso kommen sah, wo ich mit andern Kindern spielte, so empfand ich eine Erregung, die mit den Bewegungserrscheinungen Ähnlichkeit hatte, wie sie der Galvanismus auf tote Körper ausübt. So jung ich auch war, ich fühlte mich wie von einem neuen Leben durchdrungen. Fräulein Armande hatte Haare von rötlichem Blond, ihre Wangen waren von einem sehr feinen Flaum mit silbrigen Reflexen bedeckt, den ich

sehr gern sah; ich stellte mich dann so, daß ich ihr Gesicht von der Seite sehen konnte, wo das Licht darauf fiel, und ich gab mich dem Zauber ihrer smaragdschillernden Augen hin, die träumten und Feuer in meine Seele warfen, wenn sie mich ansahen. Ich tat so, als ob ich spielte, wenn ich mich vor ihr im Grase wälzte, aber mein Bestreben war, bis vor ihre kleinen Füße zu kommen, damit ich sie in der Nähe bewundern konnte. Der weiche Schmelz ihrer Haut, die Feinheit ihrer Züge, die Reinheit der Linien ihrer Stirn, die Eleganz ihres schlanken Wuchses überraschten mich, ohne daß ich die Feinheit ihres Wuchses, die Schönheit ihrer Stirn und das vollkommene Oval ihres Gesichts bemerkt hätte. Ich bewunderte sie, so wie man in meinem Alter betet, ohne recht zu wissen warum. Wenn meine durchbohrenden Blicke endlich ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten und sie mit ihrer melodischen Stimme, die mir mehr Klang als alle andern Stimmen zu haben schien, sagte: „Was machst du da, Kleiner? Warum siehst du mich an?“ kam ich, drehte mich hin und her, biß in meine Finger, errötete und sagte: „Ich weiß nicht.“ Wenn sie zufällig mit ihrer weißen Hand durch meine Haare fuhr und mich fragte, wie alt ich sei, lief ich weg und antwortete ihr von weitem: „Elf Jahre!“ Wenn ich bei der Lektüre von „Tausendundeine Nacht“ eine Königin oder eine Fee erscheinen sah, lieb ich ihr stets die Züge und den Gang von Fräulein d’Esgrignon. Als mich mein Zeichenlehrer Köpfe nach der Antike kopieren ließ, bemerkte ich, daß diese Köpfe dieselbe Haartracht hatten wie Fräulein d’Esgrignon. Später, als diese verrückten Vorstellungen sich eine nach der andern verflüchtigten, blieb Fräulein Armande, der die Männer auf dem Corso respektvoll Platz machten und nachsahen, bis sie das Faltenspiel ihres braunen Kleides aus den Augen verloren hatten, als Idealbild in meiner Erinnerung. Ihre vollendeten Formen, die ein Windstoß manchmal enthüllte und die ich durch die reichen Falten ihres Kleides hindurch sah, tauchten wieder in meinen Jünglingsphantasien

auf. Dann später, als ich ernsthaft über Geheimnisse der Gedankensphäre nachdachte, meinte ich mich zu erinnern, daß meine ehrfürchtige Scheu vor menschlicher Hoheit von den Gefühlen herrührte, die ich auf Fräulein d'Esgrignons Gesicht und in ihrer Haltung ausgedrückt fand. Die wundervolle Ruhe dieses innerlich=feurigen Kopfes, die Würde ihrer Bewegungen, der Ernst der Pflichterfüllung, der auf ihren Zügen lag, rührten mich und zwangen mich zur Ehrerbietung. Die Kinder werden, mehr als man glaubt, von den unsichtbaren Wirkungen der Ideen durchdrungen: sie machen sich niemals über eine wahrhaft imponierende Person lustig, sie haben einen Blick für die wirkliche Grazie, die Schönheit zieht sie an, weil sie selbst schön sind und weil es ein geheimnisvolles Band zwischen den Dingen von gleicher Wesensart gibt. Fräulein d'Esgrignon war eine meiner Religionen. Noch heute kann meine Phantasie keine Wendeltreppe eines alten Herrensitzes erklettern, ohne daß ihr Fräulein Armande als der Geist des feudalen Adels erscheint. Wenn ich die alten Chroniken lese, taucht sie vor meinen Augen mit den Zügen berühmter Frauen auf: sie ist nacheinander Agnes, Marie Touchet, Gabrielle; ich dichte ihr all die Liebe an, die in ihrem Herzen versunken ist und die sie niemals an den Tag kommen ließ. Dieses himmlische Gesicht, das durch die wolkigen Illusionen meiner Kindheit geleuchtet hatte, sehe ich jetzt noch in meinen Träumen.'

Man behalte dieses Porträt, das sowohl im Außern wie im Innern echt ist, im Gedächtnis. Fräulein d'Esgrignon ist eine der lehrreichsten Gestalten dieser Geschichte: sie tut dar, was selbst die reinsten Tugenden Schädliches haben können, wenn der Verstand mangelt.

Während der Jahre 1804 und 1805 kamen zwei Drittel der emigrierten Familien nach Frankreich zurück, und fast alle, die aus der Provinz waren, in der Herr d'Esgrignon wohnte, machten sich wieder auf dem heimischen Boden ansässig. Aber es gab allerlei Abtrünnigkeit. Einige Edelleute nahmen Dienste,

sei es in den Armeen Napoleons, sei es am Hofe; andere gingen mit Emportömmlingen Verbindungen ein. Alle, die zu Napoleon übergegangen waren, konnten ihr Vermögen wieder begründen und durch die Freigebigkeit des Kaisers von ihren Gütern Besitz ergreifen. Viele blieben in Paris. Aber acht oder neun Familien blieben dem geächteten Adel und ihrer Überzeugung für die zusammengebrochene Monarchie treu: die la Roche-Guyon, die Nouastre, die Verneuil, die Castéran, die Troisville usw. Diese arm, jene reich; doch das größere oder geringere Vermögen wurde nicht gezählt: das Alter, die Erhaltung der Rasse waren alles für sie, so wie für einen Antikenkenner das Gewicht einer Medaille im Vergleich zu der Reinheit der Buchstaben wie des Kopfes und dem Alter der Münze wenig in Betracht kommt. Diese Familien erwählten den Marquis d'Esgrignon zu ihrem Oberhaupt; sein Haus wurde ihr Konventikel. Dort war der Kaiser niemals etwas anderes als Herr von Bonaparte; dort war der Herrscher Ludwig XVIII., der sich damals in Mitau befand; dort war das Departement immer die Provinz und die Präfektur eine Intendanz. Das bewunderungswürdige Verhalten, die edelmännische Rechtlichkeit, die Unererschrockenheit des Marquis d'Esgrignon verschafften ihm ehrliche Huldigungen, ebenso wie sein vielfaches Ungemach, seine Beständigkeit, das unerschütterliche Festhalten an seiner Überzeugung ihm die allgemeine Achtung der Stadt einbrachten. Es lag über ihm etwas von der Majestät, wie sie der Zerstörung von großen Dingen anhaftet. Sein ritterliches Zartgefühl war so allgemein bekannt, daß er bei verschiedenen Gelegenheiten zum einzigen Schiedsrichter ernannt wurde. Alle wohlherzogenen Leute, die zum kaiserlichen System hielten, und selbst die Behörden hatten für seine Urtheile so viel Nachsicht, als sie seiner Person Rücksicht bezeigten. Jedoch ein großer Theil der neuen Gesellschaft, die Leute, die sich unter der Restauration die „Liberalen“ nennen sollten und an deren Spitze heimlich du Croisier stand, spotteten über die aristo=

kratische Dase, wo niemandem der Zutritt gestattet war, er sei denn von altem Adel und untadelhaft. Ihre Feindseligkeit war um so stärker, als viele angesehene Leute, ehrenwerte Krautjunker, auch einige Leute von der oberen Verwaltungsbehörde sich darauf versteiften, daß der Salon d'Esgrignon der einzige sei, wo gute Gesellschaft verkehrte. Der Präsekt, Kammerherr des Kaisers, tat Schritte, um dort empfangen zu werden: er schickte demütig seine Frau hin, die eine Grandlieu war. Die Ausgeschlossenen hatten, aus Ärger über dieses provinzliche Faubourg Saint-Germain, dem Salon des Marquis d'Esgrignon, den sie Herr Carol nannten und dem der Steuernehmer den Mahnzettel immer mit der Parenthese: ‚vormals des Grignons‘ schickte, den Spitznamen: ‚das Antiquitätenkabinett‘ gegeben. Die alte Art, den Namen zu schreiben, war auch eine Bosheit, denn die Schreibweise d'Esgrignon hatte sich durchgesetzt.

‚Was mich betrifft,‘ sagte Emil Blondet, ‚so muß ich gestehen, wenn ich meine Kindheitserinnerungen hervorhole, daß die Bezeichnung ‚Antiquitätenkabinett‘ mich immer lachen machte, trotz meines Respekts oder besser meiner Liebe für Fräulein Armande. Das Hotel d'Esgrignon bildete die Ecke von zwei Straßen, so daß zwei Fenster des Salons nach der einen und zwei nach der andern Straße gingen, welche die am meisten begangenen der Stadt waren. Der Marktplatz war fünfhundert Schritt von dem Hotel entfernt. Dieser Salon war wie ein Glaskäfig, und niemand kam oder ging in der Stadt, ohne einen Blick hineinzuworfen. Dieses Zimmer erschien mir zwölfjährigem Bengel stets wie eine von den Seltsamkeiten, die später, wenn man daran denkt, sich an der Grenze zwischen Phantasie und Wirklichkeit befinden, ohne daß man wissen kann, ob sie mehr der einen oder der andern angehören. Dieser Salon, ehemals der Verhandlungsaal, war über einem Stockwerk von Kellern mit vergitterten Gucklöchern gelegen, wo vor dem die Verbrecher der Provinz gefangen lagen, jetzt jedoch

die Küche des Marquis eingerichtet war. Ich weiß nicht, ob der prächtige hohe Kamin des Louvre mit dem wundervollen Bildwerk mir solches Staunen verursacht hat, wie ich es zum erstenmal beim Anblick des riesenhaften, mit Stickerei behangenen Kamins dieses Salons empfand, über welchem ein großes Reiterbild Heinrichs III. — unter dem diese Provinz, die ein altes Apanage-Herzogtum war, der Krone einverleibt wurde — in erhabener getriebener Arbeit von vergoldetem Zierat eingerahmt hing. Die Decke bildeten Balken aus Kastanienholz, die arabeskenförmig geschmückte Felder umspannten. Diese prachtvolle Decke war an den Kanten vergoldet gewesen, aber die Vergoldung war verblaßt. Die Wände waren mit flämischen Wandteppichen behängt, die auf sechs von vergoldeten Thyrusfüßstäben, auf denen Amoretten und Satyrn spielten, eingerahmten Darstellungen das Urtheil Salomonis zeigten. Der Marquis hatte den Fußboden dieses Salons täfeln lassen. Unter den Überresten aus den Schlössern, die zwischen 1793 und 1795 zum Verkauf kamen, hatte der Notar Konsolen im Geschmack Ludwigs XIV., eine gestickte Möbelgarnitur, Tische, Wanduhren, Kamingerät, Leuchter erstanden, die diesen großartigen Salon wundervoll vervollständigten, der im Mißverhältnis zu dem ganzen übrigen Hause stand. Glücklicherweise lag noch ein Vorraum, der das ehemalige Vorzimmer des Gerichtshofs gewesen und der mit dem Beratungszimmer, dem nunmehrigen Speisesaal, in Verbindung stand, daneben. Unter diesem alten Getäfel, dem Glitterkram einer vergangenen Zeit, bewegten sich in erster Linie acht oder zehn Matronen, die einen mit wackelndem Kopf, die andern ausgetrocknet und schwarz wie Mumien; einige steif, andere gebückt und in mehr oder weniger phantastischen Kleidern, die im Widerspruch mit der Mode waren; gepuderte Lockenköpfe, Hauben mit Schleifen, fuchsröthe Spitzen. Die ernsthaftesten und die possierlichsten Darstellungen auf Gemälden haben niemals an die ausschweifende Romantik dieser Frauen herangereicht. Noch erscheinen

sie mir in meinen Träumen und stehen vor meiner Erinnerung auf, sooft ich einer alten Frau begegne, deren Gesicht oder deren Kleidung etwas von den Zügen jener aufweist. Aber soviel ich auch von den Geheimnissen unseliger Schicksale erfahren und alle menschlichen Gefühle, besonders die Reue und das Alter begreifen gelernt habe, ich habe nirgends, weder bei Sterbenden noch bei Lebenden, die Fahlheit gewisser grauer, die erschreckende Lebhaftigkeit gewisser schwarzer Augen angetroffen. Weder Maturin noch Hoffmann, die düstersten Phantasten jener Zeit, haben das Entsetzen in mir wachgerufen wie jene geschnürten Gestalten mit ihren automatischen Bewegungen. Die Schminke der Schauspieler hat mich nicht überrascht, sagte einer meiner Kameraden, der ebenso mutwillig war wie ich, ich habe da eingefleischte Schminke, angeborene Schminke gesehen. Es wandelten da flache, verrunzelte Gesichter herum, die den Nußknackern, die man in Deutschland fabriziert, gleichen. Durch die Scheiben hindurch sah ich verbuckelte Gestalten, baumelnde Glieder, deren Zweckmäßigkeit und Struktur ich mir nicht erklären konnte; viereckige, hervorstehende Kinnladen, riesenhafte Knochen, unförmliche Hüften. Wenn diese Frauen kamen und gingen, erschienen sie mir nicht weniger seltsam, als wenn sie ihre totenähnliche Starrheit bewahrten, zum Beispiel beim Kartenspiel. Die Männer dieses Salons mahnten mit ihren verblichenen Farben an alte Wandteppiche, sie machten alle den Eindruck der Unsicherheit. Ihr Kostüm näherte sich zwar der damals üblichen Tracht, doch ihre weißen Haare, ihre welken Gesichter, ihr wächserner Teint, ihre verfallenen Stirnen, die Erloschenheit ihrer Augen gab allen eine Ähnlichkeit mit den Frauen, die die Wirklichkeit der Kleidung wieder aufhob. Dadurch, daß diese Personen mit unabänderlicher Gewißheit zur selben Stunde an den gleichen Plätzen saßen, bekamen sie erst recht in meinen Augen etwas Theatralisches, Pomphaftes, Uebernatürliches. Niemals bin ich seitdem in die berühmten Gerätekammern in Paris, in London, in Wien,

in München, wo alte Hüter einem die Schätze der Vergangenheit zeigen, eingetreten, ohne daß ich sie mit den Figuren des Antiquitätenkabinetts belebte. Wir acht- und zehnjährigen Schüler schlugen es uns oft untereinander als Vergnügungspartie vor, jene Raritäten in ihrem Glasgehäuse zu besehen. Aber sobald ich das entzückende Fräulein Armande erblickte, fuhr ich zusammen, und ich bewunderte mit einer Art Eifersucht den schönen Knaben Victurnien, bei dem wir alle eine uns überlegene Natur vermuteten. Dieses junge und frische Geschöpf inmitten jenes vor der Zeit wiedererweckten Kirchhofs rührte uns ganz seltsam. Ohne daß wir uns über unsere Gefühle Rechenschaft geben konnten, kamen wir uns vor diesem stolzen Hof klein und spießbürgerlich vor.'

Die Katastrophen von 1813 und 1814, die Napoleon niederwarfen, gaben den Gästen des Antiquitätenkabinetts das Leben wieder und besonders auch die Hoffnung, ihre alte Bedeutung wiederzugewinnen; aber die Ereignisse von 1815, die Mißheiligkeiten der ausländischen Okkupation, dann die Schwankungen der Regierung vertagten die Hoffnungen dieser von Blondet so treffend geschilderten Persönlichkeiten bis zu dem Sturz von Decazes. Diese Geschichte gewann also erst um 1822 Beständigkeit.

Im Jahre 1822 war das Vermögen des Marquis d'Esgrignon trotz der Vorteile, die die Restauration den Emigranten brachte, nicht größer geworden. Keiner von den Adligen, die von den revolutionären Gesetzen betroffen worden waren, war mehr mißhandelt worden. Der Hauptteil seiner Einkünfte bestand vor dem Jahre 1789 in Domanialrechten, die sich, wie bei einigen großen Familien, aus der Belehnung mit Gütern ergaben. Die Herren liebten diese Lehen möglichst zu zerstückeln, um den Ertrag der Feudalrechte zu vermehren. Die Familien, die sich in diesem Fall befanden, waren tatsächlich für immer ruiniert. Der Erlaß, durch den Ludwig XVIII. die nicht verkauften Güter den Emigranten zurückerstattete, konnte

ihnen nichts wiedergeben; und später konnte sie das Indemnitätsgesetz nicht entschädigen. Jedermann weiß, daß ihre unterdrückten Rechte zugunsten des Staates unter dem alten Namen ‚Domanen‘ wiederhergestellt wurden. Der Marquis gehörte natürlich zu jenem Theil der royalistischen Partei, der mit denen, die er nicht Revolutionäre, sondern Empörer hieß, und die parlamentarisch die Liberalen oder Konstitutionellen genannt wurden, nicht verhandeln wollte. Diese Royalisten, die von der Opposition den Beinamen ‚Ultras‘ bekommen hatten, hatten zu Anführern und Helden die mutigen Redner der Rechten, die gleich bei der ersten königlichen Sitzung, wie Herr von Polignac, versuchten, gegen die Charte Ludwigs XVIII. Einspruch zu erheben, da sie diese für ein schlechtes, durch die Noth des Augenblicks erzwungenes Edikt hielten, das der König wieder aufheben sollte. Also weit davon entfernt, der Erneuerung der Sitten, wie sie Ludwig XVIII. anstrebte, beizutreten, verhielt sich der Marquis ruhig, mit angefaßtem Gewehr, wie die von der strengen Rechten, und erwartete die Wiedergabe seines ungeheuren Vermögens, ohne auch nur den Gedanken an jene Entschädigung zuzulassen, die das Ministerium des Herrn von Villèle beschäftigte und die den Thron dadurch festigen sollte, daß sie den bis dahin trotz der Gesetze erhaltenen Unterschied zwischen den Besitzümern auslöschte. Die Wunder der Restauration von 1814, die noch größeren der Rückkehr Napoleons im Jahre 1815, die neue Flucht des Hauses Bourbon und seine zweite Wiederkehr, die nahezu ans Fabelhafte grenzende Phase zeitgenössischer Geschichte, überraschte den Marquis im Alter von siebenundsechzig Jahren. Die stolzesten Charaktere unserer Zeit, die von den Ereignissen der Revolution und des Kaiserreichs zwar nicht niedergeworfen, aber verbraucht worden waren, hatten in diesem Alter im Innern der Provinzen ihr tätiges Eingreifen mit leidenschaftlichen, unerschütterlichen Meinungen vertauscht; sie waren beinahe alle in der erschlaffenden sanften Gewohnheit des Daseins, wie man es dort führt, wie

abgeschnitten. Gibt es ein größeres Unglück für eine Partei, als von Greisen repräsentiert zu sein, so daß auch ihre Ideen als alt gelten müssen? Außerdem, als 1818 der legitime Thron wieder besetzt schien, fragte sich der Marquis, was ein Siebzigjähriger am Hofe tun, welches Amt, welche Stelle er dort bekleiden solle? Der edle und stolze d'Esgrignon begnügte sich also und mußte sich mit dem Triumph der Monarchie und der Religion bescheiden, und er wartete die Resultate dieses unverhofften, umstrittenen Sieges ab, der nur ein Waffenstillstand war. Er fuhr also fort, in seinem Salon, der so treffend das Antiquitätenkabinett benannt war, den Vorsitz zu führen. Unter der Restauration, als die Besiegten von 1793 die Sieger wurden, bekam dieser leis spöttische Spitzname einen gehässigen Beigeschmack.

Diese Stadt wurde nicht mehr als die meisten andern Städte der Provinz vor dem Haß und der Scheelsucht, die der Parteigeist hervorrief, bewahrt. Entgegen der allgemeinen Erwartung hatte du Croisier die alte Jungfer geheiratet, die ihn zuerst zurückgewiesen hatte, obwohl sein Nebenbuhler der verhätschelte Liebling der Aristokratie war, ein gewisser Chevalier, dessen berühmter Name hier verborgen bleiben wird, da er nur, nach einem alten Brauch der Stadt, mit seinem Titel: ‚der Chevalier‘ auftritt, so wie der Graf d'Artois am Hofe nur ‚Monsieur‘ hieß. Nicht nur, daß diese Heirat einen jener wilden Kriege entzündet hatte, wie sie in der Provinz entstehen, sie hatte auch die Trennung zwischen der hohen und der niedern Aristokratie, zwischen den bürgerlichen und den adligen Elementen, die eine Weile unter dem Druck der Napoleonischen Macht vereinigt gewesen waren, beschleunigt: eine plötzliche Teilung, die unserm Lande so geschadet hat. Was in Frankreich am nationalsten ist, ist die Eitelkeit. Die Masse verletzter Eitelkeiten hat den Durst nach Gleichheit geweckt, während späterhin die hitzigsten Neuerer die Gleichheit unmöglich finden werden. Die Royalisten trafen die Liberalen an den empfind-

lichsten Stellen. In der Provinz besonders pflegen sich die Parteien allerhand Greuel zuzuschreiben und sich auf schmähliche Weise zu verleumden. Man beging damals in der Politik die schwärzesten Handlungen, um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, um die Stimmen dieses blödsinnigen Parterres, das immer den geschicktesten Leuten zjubelt, zu erschleichen. Diese Kämpfe verkörperten sich in einzelnen Individuen. Diese Individuen, die sich zuerst als politische Feinde haßten, wurden alsbald persönliche Feinde. In der Provinz wird man leicht um Dinge und Interessen handgemein, die in der Hauptstadt einen allgemeinen und theoretischen Charakter behalten und den Kämpfern einen gewissen Nimbus verleihen, so daß zum Beispiel Herr Laffitte oder Casimir Perier in Herrn von Villèle oder Herrn von Peyronnet den Menschen schätzen. Laffitte, der auf die Minister schießen ließ, hätte sie in seinem Hause verborgen gehalten, wenn sie es am 29. Juli 1830 aufgesucht hätten. Benjamin Constant schickte dem Vicomte von Chateaubriand sein Buch über die Religion mit einem schmeichelhaften Begleitbrief, in dem er zugibt, von dem Minister Ludwigs XVIII. manches Gute empfangen zu haben. In Paris sind die Männer Systeme; in der Provinz werden die Systeme Männer mit wühlenden Leidenschaften, die immer kampfbereit sind, sich gegenseitig auskundschaften, ihre Gespräche bekritteln, sich wie zwei Duellanten belauern, um sich beim geringsten Versehen die Klinge sechs Zoll tief ins Herz zu stoßen, und die solch ein Versehen herbeizuführen suchen, kurz, die wie erbarmungslose Spieler ihrer Leidenschaft obliegen. Die Bosheiten, die Verleumdungen zielten auf den Menschen, unter dem Vorwand, daß die Partei getroffen werden solle. In diesem Kriege, der im Antiquitätenkabinett in höflichen Formen und ohne Galle geführt wurde, während man im Hause du Croisier, wie bei wilden Völkern, zu vergifteten Waffen griff, war überhaupt der feine Spott und alle geistige Überlegenheit auf Seiten der Adligen. Man merke dies: von

allen Wunden sind die, welche die Zunge und das Auge bringen, der Spott und die Verachtung, am unheilbarsten. Der Chevalier richtete von dem Moment an, wo er die gemischten Salons verließ und sich auf dem heiligen Berg der Aristokratie verschanzte, seine Pfeile des Witzes auf den Salon du Croisier. Er schürte den Kriegsbrand, ohne zu wissen, bis wohin der Rachegeist den Salon du Croisier gegen das Antiquitätenkabinett führen konnte. In das Hotel d'Esgrignon kamen nur Edelleute von reinstem Blut, Männer und Frauen, die einander sicher sein konnten; keine Indiskretion wurde dort begangen. Keinerlei Gespräche oder Ideen, ob gut oder schlecht, falsch oder richtig, schön oder lächerlich, gaben zu Scherzen Anlaß. Die Liberalen mußten sich an die politischen Handlungen halten, um die Aristokraten lächerlich zu machen, während die Zwischengänger, die Verwaltungsleute, jene, die sich um die Gunst der vornehmen Gesellschaft bewarben, ihnen alle möglichen Tatsachen und Äußerungen, die ihre Spottlust herausforderten, über das liberale Lager hinterbrachten. Dieses Gefühl der Unterlegenheit verdoppelte bei den Anhängern du Croisiers noch die Rachgier. Im Jahre 1822 stand du Croisier an der Spitze der Industrie des Departements, so wie der Marquis d'Esgrignon an der Spitze des Adels stand. Jeder von ihnen repräsentierte also eine Partei. Anstatt sich offen zur äußersten Linken zu bekennen, hatte du Croisier in auffälliger Weise die Ansichten aufgenommen, die vormalig von den Zweihunderteinundzwanzig geäußert worden waren. Er konnte so die Magistrats-, die Verwaltungs- und die Finanzbeamten des Departements um sich vereinigen. Der Salon du Croisier, eine Macht, die der des Antiquitätenkabinetts zum mindesten gewachsen war, außerdem zahlreicher, jünger, aktiver, rührte das Departement auf, während die andern sich ruhig verhielten und nur gleichsam ein Anhängsel der royalistischen Partei bildeten, der sie oft Verlegenheiten bereiteten, denn sie begünstigten ihre Fehler, forderten sogar

solche heraus, die der Monarchie verhängnisvoll wurden. Die Liberalen, die es noch nicht dahin gebracht hatten, daß einer ihrer Kandidaten in diesem Departement, wo man sich gegen ihre Forderungen auflehnte, erwählt wurde, wußten, daß du Croisier nach seiner Ernennung seinen Sitz im linken Zentrum, möglichst nahe der äußersten Linken, haben würde. Du Croisier stand in Verbindung mit den Brüdern Keller, drei Bankiers, von denen der älteste unter den Neunzehn der Linken glänzte, einer Phalanx, die die liberalen Blätter priesen und die mit dem Grafen von Gondreville, einem konstitutionellen Pair, der sich fortgesetzt der Gunst Ludwigs XVIII. erfreute, verbündet waren. So war die konstitutionelle Opposition immer bereit, im letzten Augenblick ihre Stimmen, die sie offensichtlich einem Strohmann gegeben hatte, auf du Croisier zu übertragen, sobald er genug royalistische Stimmen erhielt, um die Majorität zu erlangen. Jede Wahl, bei der die Royalisten du Croisier fallen ließen, dessen Betragen andauernd von den royalistischen Spitzen des Kreises d'Esgrignon durchschaut, nachgeprüft und getadelt wurde, verschärfte den Haß des Mannes und der Partei. Was Parteien am meisten gegeneinander aufbringt, ist die Vergeblichkeit einer Fülle, die mit vieler Mühe gestellt worden ist.

Im Jahre 1822 schienen die Feindseligkeiten, die während der ersten vier Jahre der Restauration sehr heftig gewesen waren, erschöpft. Der Salon du Croisier und das Antiquitätenkabinett lauerten zweifelsohne auf einen Zufall, diese Vorsehung der Parteien, nachdem sie gegenseitig ihre starken und ihre schwachen Seiten erkannt hatten. Die gewöhnlichen Menschen begnügten sich mit dieser anscheinenden Ruhe, die den Thron täuschte; aber die, die du Croisier besser kannten, wußten, daß die Rachsucht, die sich auf einen politischen Ehrgeiz stützt, ganz und gar unversöhnlich ist. Zu dieser Zeit trug du Croisier, der früher vor Wut schäumte, wenn er nur den Namen der d'Esgrignon oder des Chevaliers aussprechen

hörte, den gravitätischen Ernst eines Wilden zur Schau. Er lächelte seinen Feinden zu, die er von Stunde zu Stunde mehr haßte und aufs Korn nahm. Er schien zu der Einsicht gekommen zu sein, daß er auf den Sieg verzichten müsse. Einer von denen, die diese kalte Wut förderten, war der Präsident des Gerichtshofs du Ronceret, ein Junker, der nach den Ehren des Antiquitätenkabinetts gestrebt hatte und nicht zugelassen worden war.

Das kleine Vermögen der d'Esgrignon, das von dem Notar Chesnel sorgfältig verwaltet wurde, reichte knapp zum Unterhalt dieses würdigen Edelmannes, der standesgemäß, aber ohne jeden Prunk lebte. Der Erzieher des Grafen Victurnien d'Esgrignon, der Hoffnung des Hauses, ein ehemaliger Priester, den der Bischof empfohlen hatte, wohnte im Hause, hatte aber noch kein Gehalt bekommen. Der Lohn für eine Köchin, eine Zofe für Fräulein Armande, den Kammerdiener des Herrn Marquis und zwei andere Dienstboten, der Haushalt, die Erziehungskosten, bei denen nichts vernachlässigt werden durfte, verschlangen ganz und gar die Einkünfte, trotz der Sparsamkeit von Fräulein Armande, trotz der weisen Verwaltung Chesnels und der Ergebenheit der Dienstboten. Der alte Notar konnte noch keinerlei Ausbesserungen in dem verwüsteten Schloß vornehmen lassen, er wartete, bis die Pachtverträge abgelaufen sein würden, um eine Steigerung der Einkünfte herbeizuführen, sei es durch neue Methoden des Ackerbaues oder durch das Sinken des Münzfußes, das bei Erlöschen der 1809 geschlossenen Kontrakte seine Früchte tragen würde. Der Marquis war in die Einzelheiten des Wirtschaftens und in den Stand seiner Güter nicht eingeweiht. Er wäre wie vom Blitz getroffen gewesen, hätte er geahnt, was es für Mühe kostete, um auszukommen. Jeder zauderte, seinen Irrtum zu zerstreuen, wo er doch so bald am Ende seiner Laufbahn angekommen sein würde. Die Größe des Hauses d'Esgrignon, an das niemand, weder am Hofe, noch im Staate, dachte, das

außerhalb der Stadt und einiger Ortschaften des Departements niemand kannte, lebte in den Augen des Marquis und seiner Anhänger in seinem alten Glanze wieder auf. Das Haus d'Esgrignon sollte in der Person Victurniens einen neuen Grad des Glanzes erlangen, sobald die ihrer Habe beraubten Edelleute wieder von ihrem Eigentum Besitz ergreifen würden, oder wenn dieser hoffnungsvolle Erbe in den Dienst des Königs eintreten und nach dem Beispiel aller d'Esgrignon eine Navarreins, eine Cadignan, eine Uxelles, eine Beauféant, eine Blamont-Chauvry, kurz, ein Mädchen heiraten würde, das alle Vorzüge der Geburt, des Reichtums, der Schönheit, des Geistes und des Charakters in sich vereinte. Alle, die sich des Abends zum Kartenspiel einfanden, der Chevalier, die Troisville (man spreche Tréville), die la Roche-Guyon, die Castéran (man spreche Catéran), der Herzog von Verneuil, die den Marquis seit langem als eine hervorragende Persönlichkeit betrachteten, bestärkten ihn in seinen Ideen. — Es war nichts Lügnerisches in diesem Glauben; er wäre berechtigt gewesen, wenn man die letzten vierzig Jahre der Geschichte Frankreichs hätte auslöschen können. Aber selbst die ehrwürdigsten und rechtmäßigsten Weihen, wie sie Ludwig XVIII. versucht hat in die Charte einzutragen, als er sie vom einundzwanzigsten Jahre seiner Regierung datierte, existieren nur, wenn sie von der allgemeinen Zustimmung bestätigt werden: den d'Esgrignon fehlte der Grundstock der gegenwärtigen politischen Macht, das Geld, das der modernen Aristokratie ihr Ansehen gab; es fehlte ihnen auch das Fortschreiten mit der Geschichte, das ‚Historische‘, dieser volkstümliche Geist, von dem man bei Hofe wie auf den Schlachtfeldern, in den Salons der Diplomaten wie auf der Tribüne, durch ein Buch wie durch ein Erlebnis erfasst werden kann, und der wie ein Salbgefäß ist, das über das Haupt jeder neuen Generation ausgegossen wird. Eine untätige, vergessene Adelsfamilie ist wie ein Mädchen, das dumm, häßlich, arm und brav ist und also die vier Kardinal-

punkte des Unglücks aufweist. Die Heirat eines Fräuleins von Troisville mit dem General Montcornet diente keineswegs dazu, das Antiquitätenkabinett aufzuklären, sondern hätte beinahe einen Bruch zwischen den Troisville und dem Salon d'Esgrignon herbeigeführt, der erklärte, die Troisville kämen herunter.

Unter all diesen Leuten gab es einen einzigen Menschen, der diese Illusionen nicht teilte, und das war der alte Notar Chesnel. Obwohl hier genügend dargetan worden ist, wie groß seine Ergebenheit für diese Familie war, die nunmehr nur noch aus drei Köpfen bestand, obwohl er alle ihre Ideen für richtig hielt und sie billigte, hatte er doch zuviel Verstand und vertrat die Interessen der meisten Familien des Departements mit zuviel Glück, als daß er sich der ungeheuren Bewegung der Geister und der großen Veränderung, die die Industrie und die modernen Sitten hervorgebracht hatten, verschließen konnte. Der ehemalige Intendant sah, wie die Revolution von der leidenschaftlichen Betätigung von 1793, die Männer, Frauen und Kinder bewaffnet, Schafotte errichtet, Köpfe abgeschlagen und europäische Schlachten gewonnen hatte, in die ruhige Betätigung der Ideen übergegangen war, welche die Ereignisse heiligten. Nach der Urbarmachung und der Saat kam die Ernte. Für ihn hatte die Revolution den Geist der neuen Generation entschieden; inmitten von tausend Wunden konnte er an die Tatsachen rühren, die unumstößlich feststanden. Dieser abgeschlagene Königskopf, diese hingerichtete Königin, diese Verteilung der Adelsgüter stellten Versprechungen dar, an die sich zu viele Interessen knüpften, als daß die Beteiligten sich die Resultate davon antastan lassen durften. Chesnel sah klar. Sein Fanatismus für die d'Esgrignon's war trotz alledem nicht blind und dadurch nur um so schöner. Der Glaube, der einem jungen Mönch die Engel des Paradieses vorzaubert, ist gewiß nicht so stark wie die Macht des alten Mönchs, der sie ihm zeigt. Der frühere Intendant

glich dem alten Mönch; er hätte sein Leben hingegeben, um einen wurmstichigen Reliquienschrein zu verteidigen. Jedemal, wenn er versuchte, seinem Herrn mit der größten Schonung ‚das Neue‘ mitzuteilen, einmal in einer spöttischen Einleitung, ein anderes Mal mit geheucheltem Staunen oder Schmerz, sah er auf den Lippen des Marquis das Lächeln des Propheten und in seinem Innern die Überzeugung, daß diese Torheiten wie alle übrigen vorübergehen würden. Niemand hat beachtet, wieviel die Ereignisse dazu beigetragen haben, diese edlen Verteidiger von Ruinen in ihrem Glauben und ihrer Zuversicht zu bestärken. Was konnte Ehesnel antworten, wenn der alte Marquis eine gebieterische Gebärde machte und sagte: ‚Gott hat den Bonaparte, seine Armeen und seine neuen großen Vasallen, seine Throne und seine riesenhaften Unternehmungen hinweggewischt! Gott wird uns von dem Rest befreien!‘ Ehesnel neigte traurig den Kopf und wagte nicht zu antworten: ‚Gott wird doch nicht Frankreich wegsagen wollen!‘ Sie waren beide schön: der eine, der sich gegen den Strom der Tatsachen aufrichtete, wie ein uralter, moosbewachsener steiler Granitblock in einer Alpenschlucht; der andere, der den Lauf der Flüsse studierte und daran dachte, sie nutzbar zu machen. Der gute ehrenwerte Notar seufzte bei dem Gedanken, welche Verheerung solche starre Gesinnung ein für allemal in den zukünftigen Sitten und Ideen des Grafen Victurnien d’Esgrignon anrichten mußte.

Von seinem Vater und seiner Tante vergöttert, war dieser junge Erbe im wahrhaften Sinne des Wortes ein verwöhntes Kind. Allerdings rechtfertigte er die väterlichen und mütterlichen Hoffnungen — seine Tante war in der That eine Mutter für ihn; so zärtlich und fürsorglich jedoch ein Mädchen auch sein mag, es wird ihr doch immer ein gewisses Etwas der Mütterlichkeit fehlen. Das zweite Gesicht einer Mutter läßt sich nicht erwerben. Eine Tante, die mit ihrem Pflegling in so keuscher Weise verbunden war wie Fräulein Armande mit Victurnien,

mag ihn so lieben wie eine Mutter, so achtsam, so gut, so zart, mag so nachsichtig wie eine Mutter sein: sie wird jedoch nicht im richtigen Moment und mit der nötigen Schonung wie eine Mutter Strenge üben können; ihr Herz wird nicht das plötzliche Wissen, die Erleuchtung einer Mutter haben, deren Nervenfasern, obwohl die körperliche Verbindung aufgehört hat, bei dem Glück und Unglück ihres Kindes vibrieren, als ob ihr eigenes Leben betroffen würde. Wenn die Natur auch die Frau im physischen Sinne als neutrales Gebiet betrachtet hat, so hat sie ihr doch nicht versagt, sich in bestimmten Fällen ganz mit ihrem Werk zu identifizieren; wenn die seelische Mutterliebe zu der natürlichen Mutterliebe hinzukommt, so entstehen manchmal solche räthselhafte Phänomene, wie die Vorliebe einer Mutter für ein einzelnes Kind unter mehreren. Die Katastrophe dieser Geschichte beweist also noch einmal die bekannte Wahrheit: eine Mutter läßt sich nicht ersetzen. Eine Mutter sieht das Schlimme voraus, lange bevor ein Mädchen wie Fräulein Armande es zugibt, nachdem es schon geschehen ist. Die eine sieht das Unglück kommen, die andere sucht ihm abzuhelpfen. Die künstliche Mütterlichkeit eines Mädchens ist überdies, wenn sie sich um einen schönen Knaben dreht, viel zu blind in ihrer Liebe und versteht nicht zu tadeln.

Die Praktik, die Erfahrung hatte dem alten Notar eine scharfsichtige, mißtrauische Beobachtungsgabe verliehen, die dem mütterlichen Ahnungsvermögen gleichkam. Aber er galt so wenig in diesem Hause, besonders seit er sich durch den Heiratsvorschlag zwischen einer d'Esgrignon und du Croisier eine Art Ungnade zugezogen, daß er sich seitdem vorgenommen hatte, den Satzungen der Familie blindlings zu folgen. Da er nur ein einfacher Soldat, treu auf seinem Posten und zu sterben bereit war, konnte sein Rat auch in der Not nicht gehört werden, es sei denn, daß der Zufall ihn, wie den Bettler des Königs im 'Antiquar', an das Ufer des Meeres stellt, wenn der Lord und seine Tochter von der Flut überrascht werden.

In der widersinnigen Erziehung des jungen Edelmanns hatte du Croisier die Möglichkeit einer schrecklichen Rache erblickt. Er hoffte, nach einem Ausdruck in dem oben angeführten Werk, das Lamm in der Milch der Mutter zu ertränken. Diese Hoffnung hatte ihm die finstere Resignation eingegeben und auf seine Lippen das Lächeln eines Wilden gebracht.

Dem Grafen Victurnien wurde das Dogma von seiner Überlegenheit eingeprägt, seit er überhaupt nur einen Begriff im Hirn haben konnte. Abgesehen vom König war er allen Adelsherren des Königreichs ebenbürtig. Unterhalb des Adels gab es für ihn nur Untergebene, Leute, mit denen er nichts gemein hatte, gegen die er zu nichts verpflichtet war, besiegte, eroberte Leute, um die kein Aufhebens zu machen war, deren Meinungen einem Edelmann, dem alle Respekt schuldig waren, gleichgültig sein mußten. Unglücklicherweise trieb Victurnien, mit der starren Logik, die Kinder und junge Leute im Guten wie im Bösen entfalten, diese Gesinnung bis zum äußersten. Durch seine äußerlichen Vorzüge wurde er noch in seiner Überzeugung bestärkt. Schon als Kind war er von einer seltenen Schönheit gewesen und wurde nun der vollendetste Jüngling, den sich ein Vater zum Sohne wünschen kann. Er war von mittlerer Figur, gut gebaut, schlank, anscheinend zart, doch muskulös. Er hatte die strahlenden blauen Augen der d'Esgrignon, ihre gebogene, fein geformte Nase, das vollkommene Oval ihres Gesichts, die aschblonden Haare, den blendenden Teint, die elegante Haltung, die feinen Gliedmaßen, die langen, spitz zulaufenden Finger, den vornehmen Ansatz des Fußes und der Hand, alle die Anzeichen, die bei den Menschen wie bei den Pferden auf Rasse deuten. Er war geschickt in allen körperlichen Übungen, schloß vorzüglich, führte die Waffen wie ein heiliger Georg, saß zu Pferde wie ein Paladin. Er befriedigte alle Eitelkeit, die Eltern bezüglich des Außern ihrer Kinder haben können, die ja überdies auf einer richtigen Idee, der außerordentlichen Macht der Schönheit,

beruht. Die Schönheit ist ein Privileg wie der Adel, sie läßt sich nicht erwerben, sie wird überall anerkannt und ist oft mehr wert als Vermögen oder Talent; sie braucht sich nur zu zeigen und triumphiert; man verlangt nichts von ihr, als daß sie da sei. Außer mit diesen beiden Privilegien des Adels und der Schönheit hatte der Zufall Victurnien d'Esgrignon mit einem scharfen Verstand, einer Fähigkeit, alles zu begreifen, und einem glänzenden Gedächtnis begabt. Er hatte von früh auf einen vorzüglichen Unterricht genossen. Er war weit gebildeter, als es die jungen Edelleute der Provinz gewöhnlich sind, die Jäger, Raucher, vornehme Grundbesitzer werden, die aber die Wissenschaft und die Literatur, die Kunst und die Poesie, alle Begabungen, deren Glanz sie verdunkelt, sehr oberflächlich behandeln. Diese natürlichen Gaben und diese Erziehung sollten hinreichen, die ehrgeizigen Hoffnungen des Marquis eines Tages zu verwirklichen; er sah seinen Sohn als Marschall von Frankreich, wenn Victurnien in den Militärdienst treten wollte, als Gesandten, wenn ihn die Diplomatie lockte, als Minister, wenn ihn das Verwaltungsfach reizte; alles gehörte ihm im Staat. Kurz, der Vater schmeichelte sich, daß sein Sohn, wenn er auch kein d'Esgrignon wäre, durch seine eigenen Vorzüge durchdringen würde. Diese glückliche Kindheit, diese goldene Jugend war niemals auf Widerstand gegen ihre Wünsche gestoßen. Victurnien war der König des Hauses, niemand zügelte den Willen des kleinen Prinzen, der natürlich egoistisch wie ein Prinz, halbstarrig wie ein eigenwilliger Cardinal des Mittelalters, unverschämt und verwegen werden mußte, — worin jedoch alle nur die hervorstechenden Eigenschaften des Edelmanns erblickten.

Der „Chevalier“ war ein Mann der guten alten Zeit, wo die grauen Musketiere die Theater von Paris unsicher machten, den Posten und den Türsteher durchprügelten, tausend Bagenstreiche vollführten, die — vorausgesetzt, daß sie lustig waren — nur ein Lächeln auf den Lippen des Königs fanden. Dieser

scharmante Verführer, ehemals ein Held der Bordelle, trug viel zu dem unglücklichen Ausgang dieser Geschichte bei. Der liebenswürdige Greis, der sich unverstanden fühlte, war sehr glücklich, diese bewundernswerte Figur eines noch grünen Faublas zu finden, der ihn an seine eigene Jugend erinnerte. Ohne die Verschiedenheit der Zeiten in Betracht zu ziehen, pflanzte er die Grundsätze der encyclopädistischen Roués in diese junge Seele, gab die Anekdoten der Regierung Ludwigs XV. zum besten, pries die Sitten von 1750, erzählte von den Orgien der Freudenhäuser, den Torheiten, die man für die Kurtisanen beging, den famosen Streichen, die man den Gläubigern spielte, lehrte ihn die ganze Moral, die der Komik von Dancourt und dem beißenden Witz von Beaumarchais zur Unterlage gedient hat. Unglücklicherweise schmückte sich diese Verderbtheit, die sich unter äußerer Eleganz verbarg, mit voltaireschem Geist. Wenn der Chevalier manchmal zu weit ging, so verletzte er andrerseits nie die Gebote des guten Tons, denen ein Edelmann stets gehorchen muß. Victurnien verstand von diesen Gesprächen nur, was seinen Begierden schmeichelte. Er sah, daß sich sein alter Vater gut mit dem Chevalier unterhielt. Die beiden Alten hielten den angeborenen Stolz eines d'Esgrignon für eine genügend starke Schranke gegen jede Unschicklichkeit, und niemand im Hause konnte sich denken, daß ein d'Esgrignon etwas tun könnte, was sich nicht mit der Ehre vertrüge. Die ‚Ehre‘, dieses große monarchische Prinzip, stand wie ein Leuchtturm vor dieser Familie, warf ihr Licht auf jegliche Handlung und jeden Gedanken der d'Esgrignon. Die schöne Lehre, in der allein der Adel hätte bestehen sollen: ‚Ein d'Esgrignon darf sich das und das nicht erlauben, er hat einen Namen, der die Zukunft mit der Vergangenheit verbindet‘, war wie der Refrain zu einem Liede, mit dem der alte Marquis, Fräulein Armande, Chesnel und die Stammgäste des Hauses die Kindheit Victurniens in Schlaf gesungen hatten. So

war das Gute und das Böse in dieser jungen Seele gleich stark.

Als Victurnien mit achtzehn Jahren in der Stadt auftrat, bemerkte er in der äußern Welt leichte Gegensätze zu der innern Welt des Hotel d'Esgrignon, aber er forschte nicht nach den Ursachen. Die Ursachen waren in Paris. Er wußte noch nicht, daß die Leute, die des Abends bei seinem Vater in Gedanken und Gesprächen so kühn waren, sich in Gegenwart der Feinde, mit denen ihre Interessen sie umzugehen zwangen, sehr vorsichtig benahmen. Sein Vater hatte die freie Rede unterdrückt. Niemand dachte daran, einem Greis von siebenzig Jahren zu widersprechen, und jeder verzieh einem Mann, dem man gewaltsam seine Habe geraubt hatte, die Treue gegen die alte Ordnung der Dinge. Vom äußern Anschein getäuscht, benahm sich Victurnien so, daß er sich die ganze Bourgeoisie der Stadt zum Feinde machte. Er stieß auf Schwierigkeiten bei der Jagd und verdarb sich die Situation durch seine Heftigkeit gleich so, daß ernste Prozesse daraus entstanden, die Chesnel mit Geld niederschlagen mußte und von denen man dem Marquis nichts zu sagen wagte. Wie wäre dieser auch erstaunt gewesen, zu hören, daß man seinem Sohn den Prozeß machte, weil er auf seinem Grund und Boden, seinen Domänen, in seinen Wäldern, unter der Regierung eines Sohnes des heiligen Ludwig gejagt hatte. Man fürchtete zu sehr die Folgen, um ihn in diese unangenehmen Dinge einzuweihen, sagte Chesnel. Der junge Graf erlaubte sich in der Stadt einige andere Übergriffe, die der Chevalier als kleine Liebeshändel ansah, die aber schließlich Chesnel Aussteuern für die durch unkluge Heiratsversprechen verführten Mädchen kosteten: abermalige Prozesse, die unter den Paragraphen 'Entführung Minderjähriger' kamen und die, ohne den geschickten Eingriff Chesnels, bei der Strenge der neuen Gesetze den jungen Grafen wer weiß wohin geführt hätten. Diese Siege über die bürgerliche Justiz ermutigten Victurnien. Da er gewöhnt war, leicht-

ten Kaufes davonzukommen, schreckte er vor keinem tollen Streich zurück. Was er bei den Bürgersleuten getadelt hätte, war für ihn selbst eine verzeihliche Belustigung. Dieses Betragen, diesen Charakter, diese Neigung, die neuen Gesetze zu mißachten, nur um den Gesetzen des Adelskodes zu gehorchen, wurde von einigen klugen Leuten der Partei um du Croisier studiert, untersucht und vorgemerkt. Diese Leute benutzten das, um das Volk glauben zu machen, daß die Verleumdungen des Liberalismus Offenbarungen seien, und daß auf dem Grunde der ministeriellen Politik die Rückkehr zur alten Ordnung der Dinge in ihrem ganzen Umfang laiere. Welches Glück für sie, einen halben Beweis für ihre Behauptungen in Händen zu haben! Der Präsident du Ronceret — und der Staatsanwalt auch — ließ sich auf alles ein, was mit den Pflichten seiner Stellung vereinbar war; er schoß sogar aus Berechnung über das Ziel hinaus und war glücklich, wenn die liberale Partei über ein zu großes Zugeständnis ein Geschrei erhob. So stachelte er den Unwillen gegen das Haus d'Esgrignon auf unter dem Anschein, ihm zu dienen. Dieser Verräter hatte den Hintergedanken, sich im gegebenen Moment, wenn er sich auf ein ernstes Faktum stützen konnte und die öffentliche Meinung für sich hatte, unbestechlich zu zeigen. Die schlechten Neigungen des Grafen wurden von ein paar jungen Leuten, die eine Art Gefolge für ihn abgaben, auf eine treulose Art gefördert. Sie erschlichen seine Gunst, indem sie ihm den Hof machten, ihm schmeichelten und ihn in seinen Anschauungen über die angeborenen Rechte des Adels zu bestärken suchten, während der Adel doch gerade, um seine Macht zu erhalten, sich ein halbes Jahrhundert lang einer außerordentlichen Klugheit hätte befleißigen müssen. Du Croisier hoffte, die d'Esgrignon, infolge ihrer Schwäche für diesen jungen Leichtfuß, der alles aufs Spiel setzen würde, ins äußerste Elend zu stürzen, ihr Schloß niedergerissen, ihre Ländereien versteigert und stückweise verkauft zu sehen. Weiter ging er

nicht; er glaubte nicht, wie der Präsident du Ronceret, daß Victurnien der Justiz auch noch andere Handhaben geben würde. Die Rachsucht dieser beiden Männer wurde durch die schreckliche Eigenliebe und Vergnügungsfucht Victurniens sehr begünstigt. Der Sohn des Präsidenten du Ronceret, ein junger Mann von siebzehn Jahren, der sich vortrefflich zum Spitzel eignete, war einer seiner Kameraden und sein treu-losester Liebediener. Du Croisier besoldete diesen neuartigen Spion, dressierte ihn aufs beste, auf die Tugenden des jungen Grafen Jagd zu machen, unterwies ihn in der Kunst, die schlechten Triebe seiner Beute aufzustacheln. Fabien du Ronceret war eine mißgünstige Natur, aber ein geistreicher Kopf, ein junger Sophist, den solches Doppelspiel gerade reizte und der sich höchlichst dabei amüsierte.

Von seinem achtzehnten bis zu seinem einundzwanzigsten Jahre kostete Victurnien dem armen Notar an vierundzwanzigtausend Franken, ohne daß weder Fräulein Armande noch der Marquis eine Ahnung davon hatten. Die unterdrückten Prozesse hatten die Hälfte dieser Summe verschlungen, und das übrige war durch das verschwenderische Leben des jungen Mannes draufgegangen. Von den zehntausend Livres Rente des Marquis waren fünftausend zum Haushalt nötig; der persönliche Bedarf des Grafen und Fräulein Armandes belief sich, trotz der Sparsamkeit der letzteren, auf zweitausend Franken; die Pension des schönen präsumtiven Erben betrug also kaum hundert Louisdor. Was waren zweitausend Franken, wenn man standesgemäß auftreten wollte? Die Toilette allein erforderte diese Summe. Victurnien ließ seine Wäsche, seine Anzüge, seine Handschuhe, seine Parfümeriewaren aus Paris kommen. Er besaß ein schönes englisches Reitpferd, ein Tilbury und ein Pferd für das Tilbury. Herr du Croisier hatte ein englisches Pferd und ein Tilbury. Sollte sich der Adel von der Bourgeoisie in den Schatten stellen lassen? Außerdem hatte der junge Graf einen Groom mit der Livree des Hauses

gewünscht. Da es ihm aufs äußerste schmeichelte, der Jugend in der Stadt und im Departement den Ton anzugeben, war er immer tiefer in den Luxus hineingeraten. Chesnel kam für alles auf, zwar nicht, ohne wie die alten Parlamente von dem Recht der Vorstellung Gebrauch zu machen; es geschah aber mit einer engelhaften Sanftmut.

„Wie schade, daß ein so trefflicher Mann so langweilig sein kann!“ sagte Victurnien jedesmal, wenn der Notar eine Summe auf eine blutende Wunde legte.

Da Chesnel Witwer und kinderlos war, hatte er den Sohn seines ehemaligen Herrn im Grunde seines Herzens zum Sohn adoptiert. Es machte ihm die größte Freude, wenn der Junge auf dem hohen Sitz seines Tilburys mit der Peitsche in der Hand, einer Rose im Knopfloch, hübsch, elegant angezogen, von allen beneidet, durch die Straßen fuhr. Wenn Victurnien in einer dringenden Angelegenheit, einem Spielverlust bei den Troisville, dem Herzog von Verneuil, auf der Präfektur oder bei dem Obersteuereinnnehmer, mit unruhigem Blick und einschmeichelnder Miene seine Vorsehung, den alten Notar, in seinem bescheidenen Hause der Rue du Bercail aufsuchte, so hatte er gewonnenes Spiel, wenn er sich bloß zeigte.

„Nun, was haben Sie, Herr Graf? Was ist Ihnen passiert?“ fragte der Alte mit zitternder Stimme.

Bei den wichtigen Veranlassungen setzte sich Victurnien nieder, nahm eine melancholische, träumerische Miene an und ließ sich ausfragen, während er allerlei Mätzchen machte. Nachdem er dem guten Alten, der ansang, die Folgen eines so fortgesetzt ausschweifenden Lebenswandels zu fürchten, die größten Ängste verursacht hatte, gestand er eine kleine Sünde ein, die mit einem Tausendfrankenschein zu begleichen war. Chesnel hatte, außer seiner Praxis, ungefähr zwölftausend Livres Rente. Diese Mittel waren nicht unerschöpflich. Die bereits verausgabten vierundzwanzigtausend Franken waren seine Ersparnisse, die er für die Zeit zurückgelegt hatte, wo der Marquis

seinen Sohn nach Paris schicken würde, oder um eine reiche Heirat zu ermöglichen. Chesnel war sehr hellsehtig, wenn Victurnien nicht da war, und verlor nach und nach alle Illusionen, die der Marquis und seine Schwester hegten. Da er einen völligen Mangel an Selbstbeherrschung bei dem jungen Mann erkannte, hatte er den Wunsch, ihn mit einem vornehmen, klugen und verständigen Mädchen zu verheiraten. Wenn er sah, daß er am Tage darauf das Gegentheil von dem tat, was er am Abend vorher versprochen hatte, fragte er sich, wie ein junger Mann so vernünftig denken und sich so schlecht auf-führen könne. Aber man kann nie etwas Gutes von jungen Leuten erwarten, die ihre Fehler eingestehen, bereuen und wie-der von vorn anfangen. Charaktervolle Menschen gestehen ihre Fehler nur sich selber ein und strafen sich selbst dafür. Die Schwachen verfallen immer wieder in den Schlendrian. Ungeeignete Erzieher hatten im Verein mit Kameraden und Gewohnheiten seine Energie, diesen Rückhalt kräftiger Na-turen, geschwächt, und so verfiel er wollüstiger Ohnmacht zu einer Zeit seines Lebens, wo er, um seine Kraft zu stählen, der strengen Schule des Kampfes mit Widerwärtigkeiten und Ungemach bedurft hätte, aus der ein Prinz Eugen, ein Fried-
rich II., ein Napoleon hervorgegangen sind. Chesnel erkannte bei Victurnien eine unbezähmbare Genußsucht, die, als At-tribut von Männern mit großen Fähigkeiten, einen Ausgleich nach ermüdender Geistesanstrengung herstellt, Naturen aber, die nur für das Vergnügen tauglich sind, ins Verderben stürzt. Der wackere alte Mann war mitunter entsetzt; dann aber beruhigten ihn wieder überraschende Geistesblitze und die umfassende Bildung, die den jungen Grafen auszeichnete. Er sagte sich, was der Marquis sagte, wenn das Gerücht von einem mutwilligen Streich bis zu ihm drang: 'Jugend muß austoben!' Wenn Chesnel sich gegen den Chevalier über die Neigung Victurniens, Schulden zu machen, beklagte, hörte ihn der Chevalier mit spöttischer Miene an, während er um-

ständig eine Prise nahm. „Erklären Sie mir doch, was die Staatsschuld ist, mein lieber Ehesnel,“ erwiderte er; „saprissi! wenn Frankreich Schulden hat, warum soll Victurnien keine haben? Heute wie zu allen Zeiten haben die Prinzen Schulden, alle Edelleute haben Schulden. Möchten Sie vielleicht, daß Victurnien Ihnen Ersparnisse bringt? Sie wissen doch, was unser großer Richelieu tat — nicht der Kardinal, das war ein Glender, der den Adel tötete, sondern der Marschall —, als sein Enkel, der Prinz von Rhinon, der Letzte der Richelieu, ihm zeigte, daß er sein Taschengeld an der Universität nicht ausgegeben hatte?“ „Nein, Herr Chevalier.“ „Nun, er warf die Börse durch das Fenster einem Straßentlehrer zu und sagte zu seinem Enkel: ‚Man lehrt dich also hier nicht, Prinz zu sein?‘“

Ehesnel senkte den Kopf und erwiderte kein Wort. Doch abends vor dem Einschlafen dachte der ehrliche Alte, daß solche Lehren zu einer Zeit, wo das Zuchtpolizeigericht für jedermann existierte, verhängnisvoll waren: er sah darin den Keim zum Untergang des Hauses d’Esgrignon.

Ohne diese Erklärungen, die eine ganze Seite der Geschichte des Provinzlebens unter dem Kaiserreich und der Restauration beleuchten, hätte man die Szene schwer verstehen können, mit der diese Begebenheit beginnt und die Ende Oktober des Jahres 1822 eines Abends nach dem Spiel im Antiquitätenkabinett stattfand, als die adligen Stammgäste, die alten Gräfinnen, die jungen Marquisen, die einfachen Baroninnen ihre Konti beglichen hatten. Der alte Edelmann schritt in seinem Salon auf und ab, wo Fräulein d’Esgrignon selbst die Kerzen an den Spieltischen auslöschte; er promenierte nicht allein, sondern mit dem Chevalier. Die beiden sprachen von Victurnien. Der Chevalier hatte von diesem den Auftrag, dem Marquis bestimmte Eröffnungen zu machen.

„Ja, Marquis,“ sagte der Chevalier, „Ihr Sohn verliert hier nur seine Zeit, Sie müssen ihn endlich an den Hof

schicken.“ „Ich habe immer gemeint, daß ich, wenn mein hohes Alter es mir verbietet, an den Hof zu gehen — wo ich, unter uns gesagt, bei allem, was vorgeht, und unter all den neuen Leuten, die der König empfängt, nicht wüßte, was ich da tun soll —, wenigstens meinen Sohn hinschicken sollte, um Seiner Majestät unsere Huldigungen darzubringen. Der König sollte dem Grafen irgend etwas, etwas wie ein Regiment, ein Amt in seinem Hause geben, wobei er seine Sporen verdienen könnte. Mein Onkel, der Erzbischof, hat ein entsetzliches Martyrium erlitten, ich habe im Krieg mitgekämpft, ohne fahnenflüchtig zu werden, wie alle, die es für ihre Pflicht gehalten haben, den Prinzen zu folgen: für mich war der König in Frankreich, sein Adel mußte bei ihm bleiben. Nun, niemand denkt an uns. Heinrich IV. hätte längst den d'Esgrignon geschrieben: ‚Kommt, meine Freunde, wir haben die Partie gewonnen.‘ Wir sind doch wahrhaftig etwas Besseres wie die Troisville, und da haben schon zwei Troisville die Pairswürde, ein anderer ist Abgeordneter der Adelpartei (er hielt die großen Wahlkollegien für die Versammlungen seines Standes). Wahrhaftig, man denkt so wenig an uns, als existierten wir nicht mehr. Ich wollte die Reise, die die Prinzen hierher machen sollten, abwarten, aber die Prinzen kommen nicht zu uns, man muß zu ihnen gehen.“ „Ich bin entzückt, daß Sie die Absicht haben, unsern teuren Victurnien in die große Welt einzuführen,“ sagte der Chevalier schlagfertig; „diese Stadt ist ein Nest, wo er seine Talente nicht vergraben darf. Alles, was ihm hier werden kann, ist eine dumme, ungebildete, reiche Normannin. Was soll er mit so einer? Sie heiraten? Lieber Gott!“ „Ich hoffe, daß er sich nicht verheiraten wird, bevor er vom Staat oder von der Krone ein schönes Amt erhalten hat,“ versetzte der alte Marquis; „aber da sind ernste Schwierigkeiten.“

Man vernehme die einzigen Schwierigkeiten, die der Marquis beim Eintritt seines Sohnes in eine Karriere bemerkte:

„Mein Sohn,“ begann er wieder nach einer Pause, die er mit einem Seufzer beschloß, „der Graf d’Esgrignon, kann sich nicht wie ein Hergelaufener präsentieren, man muß ihn ausstaffieren. Ach! wir haben nicht mehr, wie vor zweihundert Jahren, unsere Gefolgsmänner. Mein Gott, Chevalier, ich befinde mich immer noch vor diesem völligen Umsturz wie am Morgen nach dem ersten Hammerschlag, den Herr von Miraubeau geführt hat. Heute handelt es sich nur noch darum, Geld zu haben, weiter kann ich von den Wohltaten der Restauration nichts erkennen. Der König fragt Sie nicht, ob Sie von den Valois abstammen, oder ob Sie einer der Eroberer Galliens sind, er fragt, ob Sie tausend Franken Steuern bezahlen. Ich kann also den Grafen nicht ohne einige zwanzigtausend Franken an den Hof schicken.“ „Ja, mit dieser Bagatelle kann er glücklich auftreten,“ meinte der Chevalier. „Nun,“ sagte Fräulein Armande, „ich habe Chesnel gebeten, heute abend zu kommen. Würden Sie glauben, Chevalier, daß seit dem Tage, da Chesnel mir den Vorschlag gemacht hat, diesen entsetzlichen du Croisier zu heiraten...“ „Oh, das war unerhört, Fräulein!“ rief der Chevalier. „Unverzeihlich!“ sagte der Marquis. „Nun,“ fuhr Fräulein Armande fort, „mein Bruder hat sich seitdem nicht entschließen können, was es auch sei, von Chesnel zu erbitten.“ „Von Ihrem ehemaligen Diener?“ fragte der Chevalier; „aber Marquis, Sie würden Chesnel eine Ehre erweisen, eine Ehre, für die er Ihnen bis zu seinem letzten Atemzuge dankbar wäre.“ „Nein,“ erwiderte der Edelmann, „ich finde das nicht glücklich.“ „Was heißt da glücklich! Es ist notwendig,“ versetzte der Chevalier achselzuckend. „Niemals!“ rief der Marquis mit einer Gebärde, die den Chevalier bestimmte, einen großen Streich zu führen, um den alten Mann aufzuklären. „Nun, wenn Sie es nicht wissen, so will ich Ihnen sagen, daß Chesnel Ihrem Sohn schon etwas gegeben hat, so etwas wie...“ „Es ist ausgeschlossen, daß mein Sohn das Geringste von Chesnel angenommen hat,“ unterbrach der

Marquis den Chevalier und richtete sich hoch auf; „von Ihnen konnte er fünfundzwanzig Louisdor erbitten . . .“ „So etwas wie hunderttausend Livres,“ fuhr der Chevalier unbehindert fort. „Der Graf d’Esgrignon schuldet einem Chesnel hunderttausend Livres!“ rief der Marquis in tiefem Schmerz; „ah! wenn er nicht der einzige Sohn wäre, so müßte er noch heute abend mit einem Hauptmannspatent nach den Antillen abreisen. Wucherern Geld schulden, mit denen man sich durch hohe Zinsen abfindet, meinetwegen! Aber Chesnel, einem Mann, dem man zugetan ist!“ „Ja, unser entzückender Victurnien hat hunderttausend Livres verbraucht, mein lieber Marquis,“ hub der Chevalier wieder an und schüttelte ein paar Tabakkörner ab, die auf seine Weste gefallen waren; „das ist nicht viel, ich weiß. Ich, in seinem Alter . . . Aber lassen wir die Erinnerungen, Marquis. In Anbetracht dessen, daß der Graf in der Provinz lebt, ist es verhältnismäßig kein übler Anfang. Er wird es weit bringen. Er haut über die Stränge nach Art derer, die später Großes vollbringen . . .“ „Und er schläft da oben und hat seinem Vater nichts von all dem gesagt,“ klagte der Marquis. „Er schläft mit der Unschuld eines Knaben, der vorläufig nur etwa fünf, sechs Bürgermädchen unglücklich gemacht hat, und den es nunmehr nach Herzoginnen verlangt,“ erwiderte der Chevalier. „Aber er wird einen königlichen Verhaftsbefehl auf sich ziehen!“ „Man hat die Verhaftsbefehle aufgehoben,“ entgegnete der Chevalier; „Sie wissen, was es für ein Geschrei gegeben hat, als man versuchte, ein Gericht für Ausnahmefälle zu schaffen. Wir haben die Prävotalgerichte nicht erhalten können, die Herr von Bonaparte ‚Ausnahmegerichte‘ genannt hat.“ „Also, was soll man machen, wenn man ungeratene, allzu leichtfertige Kinder hat? Wir können sie nicht mehr einsperren!“ sagte der Marquis. Der Chevalier sah den verzweifelden Vater an und wagte nicht, ihm zu antworten: „Wir werden genötigt sein, sie streng zu erziehen . . .“ „Und Sie haben mir nichts davon gesagt, Fräulein

d'Esgrignon," wandte sich der Marquis an seine Schwester. Diese Anrede zeugte von Gereiztheit, er nannte sie sonst immer „meine Schwester“. „Was soll ein überschäumender junger Mann, der genötigt ist, in einer Stadt wie dieser müßig zu gehen, denn anfangen?" begütigte Fräulein d'Esgrignon, die den Zorn ihres Bruders nicht begriff. „Alle Wetter! Schulden!" wandte der Chevalier ein; „er spielt, er hat kleine Abenteuer, er geht auf die Jagd, alles das kostet heutzutage schreckliches Geld.“ „Nun gut, es ist Zeit, ihn zum König zu entsenden. Ich werde morgen vormittag die nötigen Briefe an unsere Verwandten schreiben.“ „Ich bin weitläufig mit den Herzögen von Navarreins, von Lenoncourt, von Maufrigneuse, von Chaulieu bekannt," bemerkte der Chevalier, der ganz gut wußte, daß niemand mehr an ihn dachte. „Mein lieber Chevalier, es gehört nicht so viel dazu, um einen d'Esgrignon bei Hofe einzuführen," unterbrach ihn der Marquis. — „Hunderttausend Livres!" fuhr er bei sich fort, „dieser Chesnel ist sehr kühn. Das sind die Folgen dieser verfluchten Umwälzungen. Meister Chesnel protegirt meinen Sohn. Und ich soll ihn bitten... Nein, meine Schwester, das mußt du tun. Chesnel kann für all das Hypotheken auf unsere Ländereien nehmen. Dann heißt es, diesem jungen Leichtfuß den Kopf waschen, sonst ruiniert er sich schließlich."

Der Chevalier und Fräulein d'Esgrignon fanden diese Worte, die für jeden andern, der sie gehört hätte, so komisch gewesen wären, sehr einfach und natürlich. Diese beiden waren im Gegenteil von dem schmerzlichen Ausdruck im Gesicht des Marquis tief gerührt. In diesem Augenblick stand Herr d'Esgrignon unter dem Druck einer finstern Ahnung, er fing an, seine Zeit zu begreifen. Er nahm in einem Lehnstuhl neben dem Feuer Platz und vergaß, daß Chesnel kommen sollte, den er um nichts bitten wollte.

Der Marquis d'Esgrignon hatte in dieser Stunde die Physiognomie, wie ihn poetisch gefärbte Gemüter sich vorstellen

möchten. Er war beinahe kahl; nur vom Hinterkopf fielen seidige weiße Haare in glatten Strähnen, die an den Enden gelockt waren, hernieder. Seine schöne, edle Stirn, die Stirn, die man an Ludwig XV., an Beaumarchais und dem Marschall von Richelieu bewundert, hatte weder die viereckige Breite wie die des Marschalls von Sachsen, noch die harte Rundung und die Gedrungenheit der Stirn Voltaires; sie war anmutig gewölbt, fein geformt mit sanften, gelblich schimmernden Schläfen. Seine Augen strahlten Mut und Feuer aus, die das Alter noch nicht hatte auslöschen können. Er hatte die Nase der Condé, den lebenswürdigen Mund der Bourbonen, aus dem nur geistreiche oder gute Worte kommen, wie der Graf d'Artois immer sagte. Seine mehr flachen als runden Wangen harmonierten mit seinem hageren Körper, seinen feinen Beinen und seiner vollen Hand. Um den Hals hatte er eine Krawatte geschlungen, nach der Art, wie man es auf allen Stichen, die einen Marquis darstellen, in den Werken des vorigen Jahrhunderts findet, sowohl bei Saint-Preux wie bei Lovelace, bei den Helden des Bürgers Diderot wie bei denen des eleganten Montesquieu (siehe die ersten Ausgaben ihrer Werke!). Der Marquis trug stets eine goldgestickte weiße Weste, die das Komturband des Ordens des heiligen Ludwig schmückte, einen blauen Rock mit langen Schößen, die an den Ecken umgeschlagen und mit Lilien bestickt waren, ein sonderbares Kostüm, das auch der König erwählt hatte; doch der Marquis hatte weder die französische Kniehose, noch die weißseidenen Strümpfe und Schnallen aufgegeben. Von sechs Uhr abends ab war er in seinem Paradeanzug. Er las nur die Quotidienne und die Gazette de France, zwei Blätter, die von den konstitutionellen Zeitungen des Obskurantismus und aller möglichen monarchischen und religiösen Ungeheuerlichkeiten beschuldigt wurden, die jedoch er, der Marquis, voll von Ketzereien und revolutionären Ideen fand. So maßlos auch die Organe einer politischen Überzeugung

sein mögen, sie reichen immer noch nicht an die Außersten ihrer Partei; ebenso wie man dem Porträtisten dieser prachtvollen Persönlichkeit gewiß vorwerfen wird, daß er über die Wirklichkeit hinausgegangen ist, während er doch nur einige zu harte Töne gemildert und einige zu lebhaft Partien gedämpft hat.

Der Marquis d'Esgrignon hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und hielt den Kopf in den Händen. Die ganze Zeit, während er nachdachte, sahen sich Fräulein Armande und der Chevalier an, ohne sich ihre Gedanken mitzuteilen. Würde der Marquis zugeben, die Zukunft seines Sohnes seinem früheren Intendanten zu verdanken? Zweifelte er über den Empfang, den der junge Graf in Paris finden würde? Bedauerte er, in seiner Provinz, wo ihn seine Armut festgehalten hatte — denn wie hätte er bei Hofe erscheinen können —, nichts für den Eintritt seines Erben in die glanzvolle Welt des Hofes vorbereitet zu haben? Als er den Kopf wieder hob, seufzte er tief auf.

Es war einer der Seufzer, wie sie damals die echte und loyale Aristokratie, all die Provinzedelleute, die damals so in den Hintergrund gedrängt waren, und die meisten derer, die zum Schwert gegriffen und während des Sturmes Widerstand geleistet hatten, ausstoßen mußten.

„Was hat man für die Guénic, für die Fontaine, für die Bauvan getan, die sich nie unterworfen haben?“ frug er sich leise. „Denen, die am tapfersten gekämpft haben, hat man elende Jahrgelder ausgeworfen oder hat ihnen eine Kommandantenstelle in einer Festung oder an der Grenze gegeben!“

Sicherlich, dem Marquis stiegen Zweifel am Königtum auf. Fräulein d'Esgrignon versuchte eben ihren Bruder über die Aussichten dieser Reise zu beruhigen, als man auf dem Pflaster unten vor den Fenstern des Salons den Schritt Ehesnels hörte. Joséphin, der alte Kammerdiener des Grafen, öffnete die Tür, ohne anzumelden, und der Notar trat ein.

„Ehesnel, alter Bursche : . .“

Der Notar war neunundsechzig Jahre alt, hatte einen Kahlkopf und ein kluges, ehrwürdiges Gesicht, Hosen von einem Umfang, der eine epische Beschreibung Sternes verdient hätte, wollene Strümpfe, Schuhe mit Silberschnallen, einen Rock, der wie ein Messgewand, und eine Weste, die wie eine rechte Notarweste ausah.

„... Du bist sehr vermessen gewesen, dem Grafen d'Esgrignon Geld zu leihen! Du verdienstest, daß ich es dir im Augenblick wiedergäbe und wir uns nie wiedersehen, denn du hast seinem Laster Vorschub geleistet.“

Es trat für einen Augenblick Schweigen ein, wie am Hofe, wenn der König vor allen andern einen Höfling tadelt. Der alte Notar hatte eine demütige und zerknirschte Haltung.

„Ehesnel,“ fing der Marquis gutmütig wieder an, „das Kind macht mir Sorge; ich will es nach Paris schicken, da kann es dem König dienen. Du wirst dich mit meiner Schwester verständigen, damit es dort so auftreten kann, wie es sich gebührt... Wir werden schon miteinander abrechnen...“

Der Marquis zog sich mit ernster Würde zurück; er grüßte Ehesnel mit vertraulicher Gebärde.

„Ich danke dem Herrn Marquis für seine Güte,“ sagte der alte Mann, der immer noch stand.

Fräulein Armande erhob sich, um ihren Bruder zu begleiten; sie hatte geklingelt, und der Kammerdiener erschien mit einer Kerze an der Thür, um seinen Herrn zu Bett zu bringen.

„Sehen Sie sich, Ehesnel!“ sagte das alte Fräulein, als sie zurückkam.

Mit ihrer frauenhaften Zartheit nahm Fräulein Armande dem Verkehr des Marquis mit seinem früheren Intendanten alle Rauheit, obwohl Ehesnel unter diesem rauhen Außern eine wundervolle Zuneigung erriet. Die Anhänglichkeit des Marquis an seinen früheren Bedienten stellte eine Neigung vor, wie sie der Herr für seinen Hund hat und wie sie ihn wohl dazu bringen könnte, sich mit einem, der dem Tier einen Fuß-

tritt gäbe, zu schlagen; er betrachtet es als untrennbaren Teil seiner Existenz, als eine Sache, die zwar nicht ganz und gar ihm gehört, aber ihn in seinem Teuersten, nämlich in seinen Gefühlen, vertritt.

„Es war Zeit, dafür zu sorgen, daß Herr Graf hier fort- kommt, gnädiges Fräulein,“ sagte der Notar bedeutend. „Ja,“ versetzte sie, „hat er sich denn wieder einen neuen Streich geleistet?“ „Nein, gnädiges Fräulein.“ „Also, warum beschuldigen Sie ihn dann?“ „Ich beschuldige ihn ja nicht. Nein, gewiß nicht. Ich bin weit entfernt, ihn zu beschuldigen. Ich werde ihn sogar nie beschuldigen, er mag tun, was er will!“

Die Unterhaltung stockte. Der Ehevalier, der sehr gut von Begriff war, fing an zu gähnen, wie jemand, der es vor Schlaf nicht mehr aushält. Er entschuldigte sich mit seinen Worten, daß er sich zurückzöge, und ging. Er hatte so wenig Lust zu schlafen wie ins Wasser zu gehen; der Teufel der Neugier hielt seine Augen offen und entfernte mit einer zarten Hand die Watte, die der Ehevalier in den Ohren hatte.

„Nun, Chesnel,“ fragte Fräulein Armande unruhig, „gibt es etwas Neues?“ „Ja,“ erwiderte Chesnel, „es handelt sich um Dinge von der Art, über die man zu dem Herrn Marquis nicht sprechen darf: er würde gleich vom Schlag getroffen umfallen.“ „Sprechen Sie doch!“ bat sie. Sie neigte ihren schönen Kopf nach hinten in ihren Lehnstuhl und glitt mit den Händen an ihrem Gewand entlang; so machte sie den Eindruck eines Menschen, der den Todesstreich erwartet, ohne sich zu verteidigen. „Gnädiges Fräulein, der Herr Graf, der so viel Geist hat, ist der Spielball kleiner Leute, die in vollem Zug sind, eine große Rache zum Ende zu führen: sie möchten uns gern zugrunde gerichtet und gedemütigt sehen! Der Tribunal- präsident Herr du Ronceret hat, wie Sie wissen, den höchsten Adelsstolz . . .“ „Sein Großvater war Sachwalter,“ warf Fräulein Armande ein. „Ich weiß,“ fuhr der Notar fort; „Sie haben ihn auch hier nicht empfangen; und ebensowenig

empfangt man ihn bei den Herren von Troisville oder bei dem Herzog von Verneuil oder bei dem Marquis von Castéran; aber er ist eine der Stützen des Salons du Croisier. Herr Fabien du Ronceret, mit dem Ihr Neffe oberflächlich verkehren kann, ohne sich allzusehr zu kompromittieren — er braucht Kameraden —, dieser junge Mann also ist sein Ratgeber bei all seinen Thorheiten, er und zwei oder drei andere, die zu Ihrem Feinde halten, zum Feinde des Herrn Chevalier, zu dem, der gegen Sie und gegen den ganzen Adel nur Rache schnaubt. Alle hoffen, Sie durch Ihren Neffen zu ruinieren, ihn in die Gasse sinken zu sehen. Die Verschwörung wird von diesem Sykophanten, dem Herrn du Croisier, geleitet, der den Royalisten spielt; seine arme Frau weiß von nichts — Sie kennen sie; ich hätte es früher erfahren, wenn sie Ohren hätte, um das Schlimme zu hören. Eine Zeitlang waren die jungen Toren nicht im Geheimnis, und es kam nichts heraus; aber durch ihr Lachen haben die Führer sich verraten, die Burschen haben begriffen, und seit den letzten Streichen des Grafen sind ihnen, wenn sie betrunken waren, ein paar Worte entfallen. Diese Worte sind mir von Personen hinterbracht worden, die betrübt darüber sind, daß ein so schöner, so edler und so freundlicher junger Herr sich so im Vergnügen zugrunde richtet. In diesem Augenblick bedauert man ihn: in wenigen Tagen wird er . . . ich wage es kaum zu sagen . . .” „Verachtet sein, sprechen Sie es aus, Chesnel!” rief Fräulein Armande schmerzlich. „Ach, wie wollen Sie die besten Leute in der Stadt, die von morgens bis abends nicht wissen, was sie mit der Zeit anfangen sollen, hindern, die Handlungen ihres Nächsten zu beobachten? So hat man also die Verluste des Herrn Grafen im Spiel nachgerechnet. Seit zwei Monaten sind dreißigtausend Franken futsch; und jeder fragt sich, wo er sie hernimmt. Wenn man vor andern Ohren davon spricht, rufe ich sie zur Ordnung; aber ach! . . . „Glaubt ihr,“ habe ich noch diesen Morgen zu ihnen gesagt, „wenn man dem Haus d’Esgrignon die Nutz=

rechte und Ländereien nimmt, daß man damit ihre Hauptschätze angegriffen hat? Der junge Graf hat das Recht, sein Leben zu führen, wie er will; und solange er euch nichts schuldig ist, habt ihr den Mund zu halten!" Fräulein Armande streckte die Hand aus, die der alte Notar ehrerbietig küßte. „Guter Chesnel! . . . Lieber Freund, wie wollen Sie uns die Mittel zu dieser Reise verschaffen? Victurnien kann nicht zum Hof gehen, wenn er nicht standesgemäß auftreten kann." „Oh, ich habe eine Anleihe auf le Jard aufgenommen!" „Wie? Sie hatten nichts mehr! Großer Gott!" rief sie, „wie werden wir Ihnen lohnen können?" „Indem Sie die hunderttausend Franken annehmen, die ich zu Ihrer Verfügung halte. Sie verstehen: die Anleihe mußte geheim aufgenommen werden, damit Ihr Ansehen keinen Schaden leidet. In den Augen der Stadt gehöre ich zum Hause d'Esgrignon."

Fräulein Armande traten ein paar Tränen in die Augen; Chesnel sah sie, ergriff ein Stück des Kleides der edeln Dame und küßte es. „Das hat nichts zu sagen," fuhr er fort, „die jungen Leute müssen sich die Hörner ablaufen! Der Verkehr in den vornehmen Salons von Paris wird den jungen Mann auf andere Gedanken bringen. Und Ihre alten Freunde hier sind wahrhaftig die edelsten Seelen, die würdigsten Personen der Welt; aber sehr unterhaltend sind sie nicht. Der Graf ist, um sich die Langeweile zu vertreiben, genötigt, herabzusteigen, und er mußte sich schließlich mit dem Bürgerpack gemein machen."

Am nächsten Tage wurde der alte Reisewagen des Hauses d'Esgrignon hervorgezogen und zum Wagner geschickt, um in Ordnung gebracht zu werden. Dem jungen Grafen wurde nach dem Frühstück feierlich von seinem Vater Mitteilung von den Beschlüssen gemacht, die über ihn gefaßt waren: er sollte an den Hof gehen, um einen Dienst beim König zu erbitten; auf der Reise sollte er sich für irgendeine Laufbahn entscheiden. Die Marine oder die Landarmee, Ministerien oder Botschaften

oder das Königliche Haus, er brauchte nur zu wählen, es stand ihm alles offen. Der König würde dem Hause d'Esgrignon ohne Zweifel Dank wissen, daß man nichts von ihm erbeten hatte, daß man die Gunst des Thrones für den Erben des Geschlechts bewahrt hatte.

Seit seinem leichtsinnigen Leben hatte der junge d'Esgrignon eine Ahnung vom Pariser Leben und ein Urtheil über die Wirklichkeit. Da es sich für ihn darum handelte, aus der Provinz und dem Vaterhause fortzukommen, hörte er die Rede seines würdigen Vaters ernsthaft an, ohne ihm zu erwidern, daß man nicht mehr wie früher in die Marine oder das Heer eintreten konnte; daß man, um Unterleutnant der Kavallerie zu werden, ohne die Offiziersschule durchzumachen, erst Stalldienst tun mußte; daß die Söhne der berühmtesten Familien ebenso nach Saint-Cyr und auf die Polytechnische Schule gehen mußten wie die Bürger söhne, und daß sie vorher Prüfungen ablegen mußten, wo die Adligen in Gefahr kamen, hinter der Canaille zurückzubleiben. Hätte er seinen Vater aufgeklärt, so hätte er nicht die nötigen Mittel für einen Aufenthalt in Paris bekommen; er ließ also den Marquis und seine Tante Armande bei dem Glauben, er würde in den Equipagen des Königs fahren, würde in dem Rang erscheinen, den sich die d'Esgrignon beizulegen das Recht hätten, und mit den vornehmsten Herren verkehren. Der Marquis, der betrübt war, daß er ihm nur einen Bedienten zur Begleitung mitgeben konnte, bot seinem Sohn seinen alten Diener Joséphin an, einen vertrauenswürdigen Mann, der für ihn sorgen und sich treu seiner Angelegenheiten annehmen würde, und auf den der arme Vater in der Hoffnung verzichtete, seinerseits in einem jungen Diener Ersatz finden zu können.

„Vergiß nicht, mein Sohn,“ sagte er zu ihm, „daß du ein Carol bist, daß dein Geblüt rein und von jeder Mesalliance frei ist, daß dein Schild den Spruch führt: ‚Er ist unser‘, daß er dir erlaubt, überall den Kopf hochzuhalten und dich unter

Königinnen umzusehen. Mach deinem Vater Ehre, wie ich meinem Ehre gemacht habe! Wir sind es der Ehre unserer Vorfahren, die wir heilig bewahrt haben, schuldig, daß wir allen ins Antlitz sehen können und nur vor einer Geliebten, vor dem König und vor Gott die Knie beugen müssen. Das ist das größte Vorrecht, das du hast."

Der gute Chesnel hatte dem Frühstück beigewohnt; er hatte sich nicht um die heraldischen Ratschläge oder die Empfehlungsbriefe an die Machthaber des Tages gekümmert; aber er hatte die Nacht damit verbracht, an einen seiner alten Freunde, der einer der ältesten Notare in Paris war, zu schreiben. Man würde die wahrhaft väterlichen Gefühle, die Chesnel für Victurnien hegte, nicht völlig verstehen, wenn man nicht von diesem Briefe Kenntniß nähme, den man vielleicht der Ansprache des Dädalus an Ikarus vergleichen könnte. Muß man nicht bis zur Mythologie zurückgehen, um Gleichnisse zu finden, die dieses antiken Mannes würdig sind?

„Lieber, verehrter Sorbier!

Ich erinnere mich mit Freuden, daß ich meine ersten Schritte in unserm würdigen Beruf bei Deinem Vater gemacht habe, und daß Du mich, den armen kleinen Schreiber, der ich damals war, liebgehabt hast. An diese Erinnerung an unsere Schreiberzeit, die unsern Herzen so teuer ist, wende ich mich, um den einzigen Dienst von Dir zu begehren, den ich im Laufe unseres langen Lebens, in dem wir politische Katastrophen durchgemacht haben, denen ich vielleicht die Ehre verdanke, Dein Kollege zu werden, von Dir erbeten habe. Um diesen Dienst, lieber Freund, bitte ich Dich, am Rande des Grabes, und weise auf meine weißen Haare, die vor Schmerz ausfallen würden, wenn Du meinen Bitten nicht nachkämst. Sorbier, es handelt sich nicht um mich und die Meinigen. Meine arme Frau ist gestorben, und ich habe keine Kinder. Ach! es handelt sich um mehr als meine Familie, wenn ich eine hätte; es handelt sich

um den einzigen Sohn des Herrn Marquis d'Esgrignon, dessen Intendant zu werden ich in dem Augenblick die Ehre hatte, wo ich das Bureau verließ, in das mich sein Vater auf seine Kosten in der Absicht, mich mein Glück machen zu lassen, geschickt hatte. Dieses Haus, in dem ich aufgewachsen bin, das mich versorgt hat, hat alles Elend der Revolution durchgemacht. Ich habe ihm einigen Besitz retten können; aber was ist das im Vergleich zu der verschwundenen Herrlichkeit? Sorbier, ich kann Dir nicht sagen, in welchem Maße ich diesem großen Hause verbunden bin, das ich beinahe im Wirbel der Zeiten verschwinden sah: die Proskription, die Konfiskation, das Alter und kein Kind! Wie viel Unglück! Der Herr Marquis hat geheiratet, seine Gattin ist bei der Geburt des jungen Grafen gestorben; das einzige lebende Inventar des Hauses ist jetzt dieser edle, teure und kostbare Sprößling. Die Geschicke des Hauses ruhen auf dem jungen Mann; er hat, als er hier den Vergnügungen nachging, etliche Schulden gemacht. Was sollte in der Provinz mit hundert elenden Louisdor aus dem jungen Herrn werden? Ja, lieber Freund, hundert Louisdor, dahin ist es mit dem großen Hause d'Esgrignon gekommen. In dieser Notlage hat sein Vater eingesehen, daß der Sohn nach Paris muß, um dort am Hofe die Gunst des Königs zu beanspruchen. Paris ist für die Jugend ein sehr gefährlicher Boden. Es bedarf der Dosis Vernunft, die uns zu Notaren macht, um dort weise zu leben. Ich wäre überdies verzweifelt, wenn ich denken müßte, daß der arme Junge Entbehrungen preisgegeben wäre, wie wir sie kennen gelernt haben. Erinnerst Du Dich, mit welchem Vergnügen Du mein bißchen Brot mit mir geteilt hast, als wir einmal einen ganzen Tag und eine Nacht im Parterre des Théâtre-Français zubrachten, um die Aufführung der ‚Hochzeit des Figaro‘ zu sehen? Blinde, die wir waren! Wir waren glücklich und arm; aber ein Adliger kann in der Not nicht glücklich sein. Not eines Adligen, das ist etwas, was gegen die Natur geht. Ach, Sorbier, wenn man das Glück

gehabt hat, mit seiner Hand einen der stolzeſten Stammbäume des Königreichs im Sturze aufzuhalten, iſt eſ ja ſo natürlich, daß man ſich an ihn lehnt, ihn liebt, ihn begießt, daß man ihn in Blüte ſehen will, daß Du Dich nicht über die Vorſichtsmaßregeln, die ich ergreife, wundern, daß Du verſtehen wirſt, warum ich Deine Einſicht zu Hilfe rufe, damit unſer Jüngling glücklich zum Ziel gelange. Das Haus d'Esgrignon hat die Summe von hunderttauſend Franken für die Reiſekoften des Herrn Grafen ausgeworfen. Du wirſt ihn ſehen: eſ gibt keinen jungen Mann in Paris, der den Vergleich mit ihm aushält! Du wirſt Dich ſeiner annehmen wie eines eigenen Sohnes. Und ſchließlich zweifle ich nicht, daß Frau Sorbier keinen Anſtand nehmen wird, Dich bei der moraliſchen Vormundſchaft, die ich Dir übertrage, zu unterſtützen. Die Bezüge des Herrn Grafen Victurnien ſollen zweitauſend Franken monatlich betragen; aber Du ſollſt ihm für den Anfang zehntauſend Franken zu den erſten Anſchaffungen übergeben. So hat die Familie für einen Aufenthalt von zwei Jahren geſorgt, abgeſehen für den Fall einer Reiſe ins Ausland, für den wir dann weitere Vorſorge treffen würden. Schließe Dich dieſem Werk an, lieber Freund, und halte ein bißchen den Daumen auf die Börſe. Ohne dem Herrn Grafen mit Ermahnungen läſtig zu fallen, kannſt Du ihm Erwägungen unterbreiten, kannſt Du ihn nach Möglichkeit zurückhalten und eſ ſo einrichten, daß er nicht ohne triftigen Grund in einem Monat ſchon vom nächſten lebt; aber natürlich darf er in einem Fall, wo die Ehre in Frage kommt, nicht im Stich gelaffen werden. Unterrichte Dich über ſeine Schritte, über alles, waſ er tut, über die Menſchen, mit denen er zuſammenkommt; wache über ſeine Liebschaften. Der Herr Chevalier hat mir geſagt, eine Tänzerin der Großen Oper ſei bedeutend billiger als eine Hofdame. Erkundige Dich darüber und mache mir eheſtens Mittheilung! Frau Sorbier könnte, wenn Du zu beſchäftigt biſt, nachforſchen, waſ der junge Mann anfängt, wohin er geht. Vielleicht gefällt ihr der Gedanke,

Schutzengel eines so reizenden und edlen Kindes zu werden. Gott würde es ihr lohnen, wenn sie dieses heilige Amt über-nähme. Vielleicht zittert ihr Herz, wenn sie vernimmt, wie viele Gefahren in Paris auf den Herrn Grafen Victurnien warten; ihr werdet sehen: er ist so schön wie jung, so geistvoll wie aufmerksam. Sollte er sich mit einem schlechten Frauen-zimmer einlassen, so wäre Frau Sorbier wohl besser wie Du geeignet, ihn vor all den Gefahren, die ihm drohen, zu warnen. In seiner Begleitung ist ein alter Diener, der Dir vielerlei erzählen kann. Ergründe Joséphin; ich habe ihm gesagt, er solle Dich in schwierigen Fällen zu Räte ziehen. Aber warum sollte ich Dir noch mehr sagen? Wir sind zusammen Schreiber und verwegen genug gewesen; erinnere Dich an unsere Streiche und werde um dieser wichtigen Sache willen wieder jung, alter Freund! Die sechzigtausend Franken werden Dir in Form einer Schatzanweisung von einem Herrn aus unserer Stadt übergeben werden, der nach Paris reist." Usw.

Wenn das alte Paar den Anweisungen Chesnels hätte folgen sollen, hätte es drei Spione bezahlen müssen, um den Grafen d'Esgrignon zu überwachen. Indessen war die Wahl des Geld-verwalters sehr klug. Ein Bankier gibt Geld, solange er welches in der Kasse hat, an jeden, der ausweist, daß er Kredit bei ihm hat, während der junge Graf jedesmal, wenn er Geld brauchte, dem Notar, der gewiß von seinem Recht der Vorhaltungen Gebrauch machen würde, einen Besuch machen sollte. Victurnien fürchtete, seine Freunde zu verraten, als er hörte, daß er zweitausend Franken im Monat bekommen sollte. Er wußte nichts von Paris. Mit dieser Summe glaubte er dort ein fürstliches Leben führen zu können.

Zwei Tage darauf reiste der junge Graf ab, begleitet von den Segenswünschen der Stammgäste des Antiquitätenkabinetts, umarmt von den Matronen, mit Wünschen reichlich versorgt und bis vor die Stadt begleitet von seinem alten Vater, seiner Tante und Chesnel, die alle drei die Augen voller Tränen

hatten. Diese plötzliche Abreise deckte mehrere Abende hindurch die Kosten für die Unterhaltung in der Stadt und brachte vor allem die gehässigen Seelen im Salon du Croisier in Wallung. Nachdem sie den d'Esgrignon den Untergang geschworen hatten, mußten der alte Lieferant, der Präsident und ihre Anhänger sehen, wie ihnen die Beute entrann. Ihre Rache hatte sich auf die Laster dieses Tollkopfs gegründet, der künftig ihrem Bereich entzogen sein sollte.

Ein Gang, der dem Geist der Menschen eigen ist und der oft aus der Tochter einer Frömmlerin eine Hure und aus der Tochter eines leichtfertigen Weibes eine Frömmlerin macht, das Gesetz der Gegensätze, das ohne Frage die Resultante des Gesetzes der Ähnlichkeiten ist, zog Victurnien mit einer Leidenschaft nach Paris, der er früher oder später erliegen mußte. Der junge Mensch, der in einem alten Haus in der Provinz aufgewachsen war, inmitten von sanften, friedsamem Gesichtern, von ernsthaften Leuten, die ihren Herren ergeben und im Einklang mit den alten Farben dieser Wohnung waren, hatte nur lauter ehrwürdige Freunde gesehen. Außer dem alten Chevalier hatten alle Menschen seiner Umgebung ein posenhaftes Benehmen und sprachen in würdigen und bedeutenden Worten. Er war von den Frauen mit grauen Röcken und gestickten Handschuhen, wie sie Blondet geschildert hat, verhätschelt worden. Das Innere des väterlichen Hauses war mit einem altfränkischen Luxus ausgestattet, der keine allzu tollen Gedanken aufkommen ließ. Endlich war Victurnien ohne falsche Religion von einem alten Abbé erzogen worden, der voll der Anmut der Greise war, die zwischen den beiden Jahrhunderten wohnen und in das unsere die vertrockneten Rosen ihrer Erfahrung und die welke Blüte der Bräuche ihrer Jugend tragen, und hörte so — er, den alles hätte an eine ernste Lebensführung mahnen müssen, dem alles von seinem Beruf hätte sprechen sollen, den Ruhm eines historischen Hauses dadurch fortzuführen, daß er das Leben als etwas Großes und Schönes nahm — die ge-

fährlichsten Ideen. Er sah in seinem Adel einen Sockel, der dazu dienen sollte, ihn über andere Menschen emporzuheben. Er hatte an dieses Idol, dem im väterlichen Hause Weihrauch dargebracht wurde, geklopft und hatte es hohl gefunden. Er war das schrecklichste aller sozialen Geschöpfe geworden, das man indessen am häufigsten antrifft: ein konsequenter Egoist. Der aristokratische Kultus des Ich hatte ihn dazu gebracht, seinen Launen zu folgen, die von den Personen, die sich seiner Kindheit annahmen, und von den ersten Genossen seiner Jugendortheiten angebetet wurden, und so hatte er sich daran gewöhnt, jedes Ding nur nach dem Vergnügen zu bewerten, das es ihm brachte, und immer gute Seelen zu finden, die seine Thorheiten wieder gutmachten: eine verderbliche Verwöhnung, die ihn zugrunde richten mußte. Seine Erziehung, so schön und fromm sie auch war, hatte den Fehler, daß sie ihn zu sehr abgesondert hatte, daß sie ihm das wahre Leben seiner Zeit verborgen hatte, das gewiß nicht das Leben einer Provinzstadt war: seine wahre Bestimmung sollte ihn höher hinaufführen. Er hatte die Gewohnheit angenommen, eine Tatsache nicht nach ihrem sozialen, aber relativen Wert einzuschätzen; er fand seine Handlungen gut nach Maßgabe ihres Nutzens. Wie die Despoten gab er ein Gesetz nach den Umständen, und dieses System ist für die Handlungen des Lasters, was die Laune für die Kunstwerke ist: eine ständige Ursache der Unregelmäßigkeit. Er war mit einem durchdringenden und schnellen Blick für den Augenblick begabt und sah gut und richtig, handelte jedoch schnell und falsch. Eine gewisse Unfertigkeit, die man nicht erklären kann, die sich jedoch bei vielen jungen Leuten findet, störte sein Verhalten. Trotz seinem lebhaften Denken, das in seinen Äußerungen so rasch war, schien das Hirn, sobald die Sinne mit-sprachen, umdunkelt zu werden und nicht mehr vorhanden zu sein. Er wäre das Erstaunen der Weisen gewesen und war imstande, die Toren zu überraschen. Seine Leidenschaft fiel wie ein dunkler Nebel sofort über die klaren und lichten Stellen

seines Hirnes her; dann, nach Ausschweifungen, gegen die er keinen Widerstand hatte, versiel er in eine Zerschlagenheit an Leib und Seele, in eine so völlige Depression, daß er halb schwachsininig wurde; ein solcher Charakter zieht einen Menschen in den Schlamm, wenn er sich selbst überlassen ist, und führt ihn zum höchsten Gipfel des Staates, wenn er von der Hand eines erbarmungslosen Freundes geleitet wird. Ehesnel, der Vater und die Tante hatten diese Seele nicht erfassen können, die an so vielen Punkten poetisch schien, aber in ihrem Kern mit einer gefährlichen Schwäche behaftet war.

Als Victurnien ein paar Meilen von seiner Vaterstadt entfernt war, spürte er nicht das geringste Bedauern: er dachte nicht mehr an seinen alten Vater, der ihn wie zehn Generationen gepflegt hatte, und ebensowenig an seine Tante, deren Hingebung fast unsinnig war. Er strebte nach Paris mit einer Hefigkeit, gegen die es keine Wehr gab; er hatte sich in Gedanken immer dahin wie in ein Märchen versetzt und hatte dort seine schönsten Träume spielen lassen. In ihm lebte der Glaube, er würde dort die erste Rolle spielen, wie in der Stadt und dem Bezirk, in dem der Name seines Vaters herrschte. Er war nicht von Stolz, sondern von Eitelkeit gebläht, und seine Genüsse sollten in Paris um so viel größer werden, als Paris größer als seine Vaterstadt war. Er reiste mit großer Schnelligkeit. Wie sein Denken ließ auch sein Wagen keinen Übergang zwischen dem beschränkten Horizont seiner Provinz und der ungeheuern Welt der Hauptstadt. Er stieg in der Rue de Richelieu in der Nähe des Boulevards ab und nahm eilends Besitz von Paris, wie sich ein hungriger Gaul auf die Weide stürzt. Bald merkte er den Unterschied der beiden Orte. Er war von dieser Veränderung mehr überrascht als verschüchtert und erkannte mit seinem flinken Geist, wie wenig er in dieser babylonischen Enzyklopädie bedeutete, wie wahnsinnig es wäre, sich dem Strom der neuen Ideen und Sitten entgegenzustellen. Eine einzige Tatsache genügte ihm. Am Tage vorher hatte er

dem Herzog von Lenoncourt, einem der großen Herren in Frankreich, die beim König am meisten in Gunst standen, das Schreiben seines Vaters übergeben. Er hatte ihn in seinem prächtigen Palast besucht und ihn von aristokratischem Pomp umgeben gefunden; heute traf er ihn auf dem Boulevard mit einem Regenschirm in der Hand als Fußgänger: er unterschied sich in nichts von den übrigen Passanten und hatte sein blaues Ordensband nicht um, das früher ein Ordensritter nicht hätte ablegen dürfen. Dieser Herzog und Pair, der zum Hofstaat des Königs gehörte, hatte trotz seinen höfischen Sitten ein Lächeln nicht unterdrücken können, als er den Brief des Marquis, seines Verwandten, gelesen hatte. Dieses Lächeln hatte Victurnien gesagt, daß es von dem Antiquitätenkabinett bis zu den Tuileries mehr als sechzig Meilen waren; es lagen mehrere Jahrhunderte dazwischen.

In jeder Epoche haben sich der Thron und der Hof mit bevorzugten Familien umgeben, die aber jeweils keinerlei Ähnlichkeit, weder in den Namen noch im Charakter, mit denen der andern Regierungen haben. Es scheint, daß sich in dieser Sphäre die Einrichtung, aber nicht das Individuum fortpflanzt. Diese Bemerkung müßte unglaublich klingen, wenn sie nicht von der Geschichte bestätigt würde. Am Hofe Ludwigs XVIII. spielten jetzt Männer eine Rolle, die mit den Namen derer, die zur Zeit Ludwigs XV. geglänzt hatten, fast nichts zu tun hatten: die Rivière, die Blacas, die d'Uvaray, die Dambray, die Baublanc, die Vitrolles, die Autichamp, die la Roche-Jacquelin, Pasquier, Decazes, Lainé, von Villèle, le Bourdonnaye usw. Vergleicht man den Hof Heinrichs IV. mit dem Ludwigs XIV., so findet man nicht fünf große Häuser, die noch übrig waren: Villeroi, der Günstling Ludwigs XIII., war der Enkel eines Sekretärs, der unter Karl IX. in die Höhe gekommen war. Der Neffe Richelieus hat schon fast keine Bedeutung mehr. Die d'Esgrignon, die unter den Valois fast fürstlichen Ranges, die unter Heinrich IV. allmächtig gewesen

waren, hatten am Hofe Ludwigs XVIII. keinerlei Aussicht; er dachte nicht einmal an sie. Heute sind Namen von Geschlechtern, die so berühmt waren wie die von Fürstenthümern, wie die Foix-Grailly, die d'Hérouville, aus Mangel an Geld, der einzigen Macht dieser Zeit, in einem Dunkel, das dem Erlöschen gleichkommt. Sowie Victurnien sich über diese Welt ein Urtheil gebildet hatte — er urtheilte aber nur gerade von diesem Standpunkte aus, denn er fühlte sich von der pariserischen Gleichheit, diesem Ungeheuer, das in der Restaurationszeit den letzten Rest der Ständeordnung verzehrte, verletzt —, wollte er seine Stellung mit Hilfe der gefährlichen, wenn schon stumpfen Waffen wiedererobern, die das Jahrhundert dem Adel übrigließ: er ahmte das Auftreten der Männer nach, denen Paris seine kostspielige Aufmerksamkeit schenkte; er verspürte die Nothwendigkeit, Pferde, schöne Wagen, all die Requisiten des modernen Luxus zu haben. Wie Herr von Marsay zu ihm sagte (das war der erste Dandy, den er in dem ersten Salon, in den er Zutritt erlangte, kennen lernte): man mußte sich ‚auf die Höhe seiner Epoche stellen‘. Zu seinem Unglück fiel er in die Hände der Pariser Lebemänner, der von Marsay, der Ronquerolles, Maxime von Trailles, der Lupeaulx, Rastignac, Vandenesse, Ajuda-Pinto, Beaudenord, la Roche-Hugon und Manerville, die er bei der Marquise d'Espard, bei den Herzoginnen von Grandlieu, Carigliano, Chaulieu, bei den Marquisen von Listomère und d'Algilemont, bei Frau von Sérizy, in der Großen Oper, bei den Gesandtschaftsempfängen, kurz überall antraf, wohin ihn sein schöner Name und sein anscheinendes Vermögen brachten. In Paris ist ein Name von hohem Adel, der vom Faubourg Saint-Germain anerkannt und aufgenommen wird (die kennen ja ihre Provinzen alle auswendig), ein Paß, der Tore öffnet, die sich sonst für Unbekannte und für die Helden der Gesellschaft zweiten Ranges nur schwer in ihren Angeln drehen. Victurnien fand in all seinen Verwandten liebenswürdige und gewinnende Menschen,

sobald er nicht als Bittsteller kam: er hatte sofort bemerkt, daß man nur etwas begehren mußte, um nichts zu erlangen. In Paris ist vielleicht die erste Regung, sich als Gönner zu zeigen; gleich die zweite aber, die viel länger anhält, ist, den Schützling zu verachten. Der Hochmut, die Eitelkeit, der Stolz, alle guten und schlechten Eigenschaften des jungen Grafen brachten ihn dazu, gerade umgekehrt eine aggressive Haltung anzunehmen. Die Herzöge von Verneuil, Hérouville, Lenoncourt, Chaulieu, Navarreins, Grandlieu, Maufrigneuse, die Fürsten von Cadignan und Blamont-Chauvry machten sich jetzt ein Vergnügen daraus, dem König diesen entzückenden letzten Sproß einer alten Familie vorzustellen. Victurnien fuhr in einer prächtigen Equipage, die mit dem Wappen seines Hauses geschmückt war, zu den Tuilerien; aber seine Audienz bewies ihm, daß das Volk dem König zu viele Sorgen machte, als daß er an seinen Adel hätte denken können. Er bekam mit einem Male heraus, zu welchem Helotentum die Restauration, die sich hinter dem Schild ihrer wahlfähigen Alten und grauen Höflinge barg, die jungen Adligen verdammt hatte. Er begriff, daß es für ihn weder am Hofe, noch im Staat, noch in der Armee, kurz nirgends eine schickliche Stelle gab. Er warf sich also auf die Welt des Genusses. Im Elisée-Bourbon, bei der Herzogin von Angoulême, im Pavillon Marsan, überall begegnete er den Zeugnissen der oberflächlichen Höflichkeit, wie man sie dem Erben einer alten Familie schuldig war, an den man sich erinnerte, wenn man ihn sah. Es wollte schon viel sagen, daß man sich erinnerte. In der Auszeichnung, mit der man Victurnien ehrte, lag die Pairswürde und eine glänzende Heirat; aber seine Eitelkeit hinderte ihn, seine Stellung zur Klarheit zu bringen, er blieb in den Waffen seiner falschen Uppigkeit. Er erhielt übrigens so viele Komplimente über seine Haltung, war so glücklich über seinen ersten Erfolg, daß eine Scham, wie sie so viele junge Leute kennen, die Scham abzugeben, ihm riet, seine Haltung beizubehalten. Er mietete eine

kleine Wohnung in der Rue du Bac, mit Stallung, Remise und allem Zubehör des eleganten Lebens, zu dem er sich vor allem andern verdammt sah.

Dieses Auftreten erforderte fünfzigtausend Franken, und der junge Graf bekam sie trotz allen Vorsichtsmaßregeln des klugen Chesnel durch ein Zusammentreffen unvorhergesehener Umstände in die Hände. Chesnels Brief langte wohl in dem Bureau seines Freundes an; aber sein Freund war gestorben. Frau Sorbier, eine nicht gerade politisch angelegte Witwe, übergab ihn, da er ihr den Eindruck eines Geschäftsbriefes machte, dem Nachfolger des Verstorbenen. Cardot, der neue Notar, sagte dem jungen Grafen, die Schakanweisung wäre nichtig, wenn sie auf den Namen seines Vorgängers lautete. In Beantwortung der so sorgsam erwogenen Epistel des alten Provinznotars schrieb der wackere Cardot vier Zeilen, die zwar nicht geeignet waren, Chesnel zu erheben, wohl aber die Summe. Chesnel schrieb die Anweisung auf den Namen des jungen Notars, der für die Rührseligkeit seines Korrespondenten wenig empfänglich, dagegen entzückt war, den Grafen d'Esgrignon zu seinen Kunden zu zählen, und ihm alles gab, was Victurnien verlangte. Wer das Pariser Leben kennt, weiß, daß man nicht viele Möbel, Kutschen, Pferde und Eleganz braucht, um fünfzigtausend Franken loszuwerden; aber man muß in Betracht ziehen, daß Victurnien sofort für etliche zwanzigtausend Franken Schulden bei seinen Lieferanten machte, die zuerst gar kein Geld von ihm wollten, da sein Vermögen von der öffentlichen Meinung und von Joséphin, einer Art Chesnel in Livree, sofort vergrößert worden war.

Einen Monat nach seiner Ankunft war Victurnien genötigt, bei seinem Notar weitere zehntausend Franken zu holen. Er hatte ganz einfach bei den Herzögen von Navarreins, Chaulieu, Lenoncourt und im Klub Whist gespielt. Zuerst hatte er ein paar tausend Franken gewonnen, dann aber fünf- bis sechstausend verloren, und so hielt er es für nötig, sich eine

Spielfasse anzulegen. Victurnien hatte den Geist, der in der guten Gesellschaft gefällt und der es den jungen Leuten aus alten Familien erlaubt, sich in jede Erhöhung ihrer Lebenslage schnell zu finden. Er wurde nicht nur sofort als führende Persönlichkeit in die Gruppe der Jeunesse dorée aufgenommen, er wurde auch um diese Stellung beneidet. Als er merkte, daß er ein Gegenstand des Neides geworden war, überkam ihn ein Rausch der Genugthuung, der wenig dazu angetan war, ihn zur Aenderung seines Lebenswandels zu bringen. Er war in dieser Hinsicht wie wahnsinnig. Er wollte nicht an die Mittel denken, er griff in seinen Geldbeutel, als müßte der sich immer wieder füllen, und verbot es sich selbst, über die Folgen dieses Systems nachzudenken. In dieser Welt der Verschwendung, in diesem Wirbel von Festen läßt man die mitwirkenden Schauspieler in ihren glänzenden Kostümen auftreten, ohne über ihre Mittel Nachforschungen anzustellen; nichts zeugt von schlechterem Geschmack, als über sie zu sprechen. Jeder soll seine Schätze erneuern, wie es die Natur mit den ihren macht: im geheimen. Man plaudert davon, wenn einer in Verlegenheit ist, man redet mit allerlei Scherzen über das Vermögen Unbekannter hin und her, aber man geht nicht weiter. Ein junger Mann wie Victurnien, der von den Einflüssen des Faubourg Saint-Germain gestützt wird und dem seine Gönner in Person ein größeres Vermögen zuschrieben, als er tatsächlich besaß, und wenn es auch nur, übrigens sehr fein, sehr elegant, mit einem einzigen Wort geschah, um ihn loszuwerden — kurz, ein heiratsfähiger Graf, ein hübscher, gescheiter, gebildeter Mann, dessen Vater noch die Ländereien seines alten Marquisats und das Stammschloß besaß, solch ein junger Mann wird in allen Häusern wohl aufgenommen, in denen es enttäuschte junge Frauen, Mütter mit heiratsfähigen Töchtern oder tanzlustige Schönen ohne Mitgift gibt. Die große Welt zog ihn also lächelnd auf die ersten Reihen ihres Theaters. Die Reihen, die von den ehemaligen Marquis auf der Bühne besetzt worden

waren, gibt es in Paris immer noch, wo nur die Namen wechseln, aber nicht die Sachen.

Victurnien traf in der Gesellschaft des Faubourg Saint-Germain, wo nur die Erlesenen Zutritt hatten, den Doppelgänger des Chevalier in der Person des Vicedom von Pamiers. Der Vicedom war ein Chevalier von Valois in der zehnten Potenz; er genoß alle Vorzüge des Vermögens und einer hohen Stellung. Der liebe Vicedom war die Abladestelle für alle vertraulichen Mitteilungen, war das Intelligenzblatt des Faubourg; übrigens war er diskret und sagte, wie das Intelligenzblatt immer, nur was sich öffentlich mitteilen läßt. Victurnien hörte so noch einmal die überlegenen Lehren des Chevalier. Der Vicedom riet d'Esgrignon ohne die geringsten Umschweife, seine Damen zu Geliebten zu haben, und erzählte ihm, was er in seinem Alter angestellt hatte. Was der Vicedom von Pamiers sich damals erlaubte, liegt den Sitten unserer Zeit, in denen die Seele und die Leidenschaft eine so große Rolle spielen, so fern, daß es keinen Wert hätte, es den Leuten zu erzählen, die nicht daran glauben könnten. Aber der treffliche Vicedom tat mehr; er sagte zu Victurnien kurz und bündig: „Ich lade Sie zu morgen ins Restaurant zum Diner ein. Dann gehen wir zur Verdauung in die Oper, und nachher führe ich Sie in ein Haus, wo Sie Personen treffen sollen, die schon lange die größte Lust haben, Sie kennen zu lernen.“

Der Vicedom gab ihm ein famoses Diner im ‚Rocher de Cancale‘, zu dem nur noch drei Gäste eingeladen waren: Herr von Marsay, Rastignac und Blondet. Emil Blondet war ein Landsmann des jungen Grafen, ein Schriftsteller, der durch sein Liebesverhältnis zu einer entzückenden jungen Frau, die aus Victurniens Provinz stammte, zur vornehmen Welt gerechnet wurde. Die junge Dame war eine geborene von Troisville, die an den Grafen von Montcornet, einen der Generale Napoleons, der zu den Bourbonen übergegangen,

verheiratet war. Der Vicedom hegte eine tiefe Verachtung gegen Diners, deren Teilnehmerzahl mehr als sechs betrug. Er behauptete, da gäbe es weder eine Unterhaltung noch ein Verständnis für gute Küche und gepflegte Weine.

„Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, wohin ich Sie heute abend führen werde, liebes Kind,“ sagte er. Dabei griff er nach Victurniens Händen und tätschelte sie. „Sie sollen zu Fräulein Des Touches gehen, wo sich eine Auslese aller jungen hübschen Frauen versammelt, die auf Geist Anspruch machen. Literatur, Kunst, Poesie, kurz das Talent steht dort in Ansehen. Sie finden dort eine unserer ältesten schöngeistigen Versammlungen, die nur leider einen Anstrich von monarchischer Moral haben, der Livree dieser Zeit.“ „Es ist dort manchmal langweilig und drückend wie ein Paar neue Stiefel,“ sagte Marsan, „aber es kommen Frauen hin, die man sonst nirgends sprechen kann.“ „Wenn alle Dichter, die dort ihren Pegasus striegeln, unserem Kameraden ähnlich wären,“ meinte Rastignac und klopfte Blondet vertraulich auf die Schulter, „dann wäre es recht unterhaltend. Aber die Oden, die Balladen, die Meditationen mit schmalen Gefühlchen und die Romane mit breiten Rändern verflachen den Geist und machen die Kanapees zu wenig seßhaft.“ „Wenn Sie“, versetzte Marsan, „die jungen Mädchen verderben, habe ich nichts gegen Sie einzuwenden.“ „Meine Herren,“ fiel Blondet lächelnd ein, „Sie wildern auf meinem literarischen Gebiet.“ „Sei nur still, du hast mir die entzückendste Frau der Welt gestohlen, du Glückspilz!“ rief Rastignac; „deine weniger glänzenden Ideen können wir dir getrost wegnehmen.“ „Ja, der Tropf ist glücklich,“ sagte der Vicedom und kniff Blondet ins Ohrläppchen; „aber Victurnien wird vielleicht heute abend noch glücklicher . . .“ „Schon!“ rief Marsan. „Nun ist er seit einem Monat hier; kaum hat er Zeit gehabt, die Spinnweben seiner alten Burg von den Haaren zu streifen und die Salzlake abzuwischen, in der ihn seine Tante eingepökelt hatte; kaum hat er ein ordent-

liches englisches Pferd und ein fashionables Tilbury, einen Groom . . ." „Nein, nein, er hat keinen Groom," unterbrach Rastignac den Herrn von Marsay, „er hat so eine Art kleinen Bauersmann, den er aus seiner Heimat mitgebracht hat und den Buïsson, der beste Livreenschneider, für unfähig erklärt hat eine Weste zu tragen." „Die Sache ist die," bemerkte der Vicedom in ernstem Ton, „daß ihr euch alle Beaudenord zum Muster nehmen solltet, der vor euch allen, wie ihr dasitz, den Vorzug hat, daß er einen echten englischen Groom besitzt . . ." „Da sieht man, ihr Herren, wie es jetzt mit den Edelleuten in Frankreich steht!" rief Victurnien; „ihre große Frage ist, einen Groom, ein englisches Pferd und Kinkerlitzen zu haben . . ."

„Au!" machte Blondet und wies auf Victurnien:

„Die Klugheit dieses Herrn erschreckt mich ab und zu. Ja wohl, junger Herr, so steht es mit euch. Ihr habt nicht einmal mehr, wie der Vicedom, den Ruhm der Verschwendung, die ihn vor fünfzig Jahren berühmt gemacht hat! Unsere Uppigkeit spielt sich im zweiten Stockwerk in der Rue Montorgueil ab. Es gibt keinen Krieg mit dem Kardinal mehr und keine glänzende Entfaltung der Adelsherrlichkeit wie in den Zeiten Franz' I. Kurz, Sie, Graf d'Esgrignon, Sie soupiieren mit einem gewissen Herrn Blondet, dem jüngeren Sohn eines kleinen Provinzialrichters, dem Sie in der Heimat nicht die Hand gäben und der sich in zehn Jahren vielleicht neben Sie unter die Pairs des Königreichs setzt. Nun, wie stehts mit eurem Glauben an euch selber, ihr Adligen?" „Nun, nun," sagte Rastignac, „wir sind von den Taten zur Idee, von der Kraft der Faust zur Kraft des Geistes übergegangen, wir reden . . ." „Reden wir nicht von unserm Unglück," unterbrach der Vicedom; „ich bin entschlossen, fröhlich zu sterben. Wenn unser Freund noch keinen ‚Tiger‘ hat, wie man jetzt die englischen Grooms nennt, nun, er ist vom Geschlecht der Löwen, er braucht keinen." „Er kann nicht ohne einen Groom auskommen," meinte Blondet dagegen; „er ist zu frisch hier in

Paris." „Wenn auch seine Eleganz noch etwas neu ist," versetzte Marsay, „so adoptieren wir ihn trotzdem. Er ist unser würdig, er versteht seine Zeit, hat Geist, ist adlig und kann auftreten; wir sind seine Freunde, wir helfen ihm, wir fördern ihn . . ." „Wohin befördert ihr ihn?" fragte Blondet. „Neugieriger!" erwiderte Rastignac. „Mit was für einer Frau wird er denn heute abend zusammengebracht?" fragte Herr Marsay. „Mit einem ganzen Serail," erwiderte der Vicedom. „Donnerwetter!" fing Marsay wieder an, „was ist denn das für ein Frauenzimmer, dem unser teurer Vicedom sein Wort halten muß, daß er uns so kurz hält? Es sollte mir leid tun, wenn ich sie nicht kannte . . ." Der Vicedom wies mit einer Kopfbewegung auf Marsay und meinte: „So ein Gefß bin ich auch einmal gewesen."

Nach diesem vergnügten Diner, bei dem solch ein verhaltener Ton reizender Bosheit und zierlicher Verderbtheit geherrscht hatte, begleiteten Rastignac und Marsay den Vicedom und Victurnien in die Oper, um ihnen zu Fräulein Des Touches folgen zu können. Diese beiden Lebemänner begaben sich ausgerechnet zu der Stunde hin, wo die Vorlesung einer Tragödie zu Ende sein mußte; denn so etwas zwischen elf und zwölf Uhr zu sich zu nehmen, hielten sie für sehr ungesund. Sie gingen hin, um Victurnien zu bespitzeln und ihn mit ihrer Gegenwart zu stören; das war ein richtiger Schulbubenstreich, der jedoch durch die Galle des eifersüchtigen Dandy um einige Grade schärfer ausfiel. Victurnien hatte die pagenhafte Reckheit, die viel zur Ungezwungenheit hilft; so war denn Rastignac, als er sah, wie er sich beim Eintreten benahm, über sein vornehmes und herablassend natürliches Auftreten erstaunt. „Der kleine d'Esgrignon wird es weit bringen, meinst du nicht?" sagte er zu seinem Begleiter. „Je nachdem," versetzte Marsay, „jedemfalls fängt er gut an."

Der Vicedom stellte den jungen Grafen einer der lebenswürdigsten und leichtfertigsten Herzoginnen der Zeit vor, deren

Abenteuer übrigens erst fünf Jahre nachher Aufsehen erregten. Sie stand im ganzen Glanze ihres Ruhmes; allerlei Leichtfertigkeiten wurden ihr zwar schon vorgeworfen, aber es lag kein Beweis vor, und so kam ihr der Pariser Klatsch vorläufig zugute, wie er in seinen Anfängen Männern und Frauen immer nützlich ist: die Verleumdung trifft nie die Tugendmenschen, die keinen heißeren Wunsch haben, als in Frieden zu leben. Diese Frau war, um es endlich zu sagen, die Herzogin von Maufrigneuse, eine geborene von Uzelles, deren Schwiegervater noch lebte und die erst später die Fürstin von Cadignan wurde. Sie war die Freundin der Herzogin von Langeais und der Vicomtesse von Beauféant, zweier Größen, die jetzt verschwunden sind, und stand auf gutem Fuß mit der Marquise d'Espard, der sie im Augenblick den gebrechlichen Thron der Modekönigin streitig machte. Eine ansehnliche Verwandtschaft protegierte sie seit langem; aber sie gehörte zu der Sorte Frauen, die, ohne daß man weiß wozu, woher oder wieso, die Einkünfte der Erde und des Mondes verzehren würden, wenn sie sie erlangen könnten. Ihr Charakter hatte sich noch nicht scharf ausgeprägt; nur Herr von Marsay war ihm auf den Grund gekommen. Als der gefürchtete Dandy sah, wie der Vicedom dieser entzückenden Person Victurnien zuführte, beugte er sich zu Rastignac und flüsterte ihm ins Ohr: „Du, den wird sie aussaufen, wie ein Droschkenkutscher seinen Schnaps hinter die Binde gießt!“

Dieses furchtbar gemeine Wort sagte die Geschichte dieser Leidenschaft völlig zutreffend voraus. Die Herzogin von Maufrigneuse hatte sich in Victurnien verliebt, nachdem sie ihn vorher gründlich studiert hatte. Ein Liebender, der den himmlischen Blick gesehen hätte, mit dem sie sich bei dem Vicedom von Pamiers bedankte, hätte über eine solche Freundschaftsbezeigung eifersüchtig werden müssen. Die Frauen sind wie losgelassene Pferde auf einer Steppe, wenn sie, wie die Herzogin im Fall des Vicedom, sich auf einem gefahrlosen

Boden befinden: sie sind dann natürlich; vielleicht geben sie auch gern Proben ihrer geheimen Zärtlichkeit. Es war ein rascher heißer Blick von Auge zu Auge, der in keinem Spiegel zu wiederholen wäre und den niemand auffing.

„Wie sie sich vorbereitet hat!“ sagte Rastignac zu Marsay; „was das für ein jungfräuliches Gewand ist, wie sich ihr weißer Schwanenhals biegt, was sie für keusche Madonnenblicke wirft. Sieh mal das weiße Kleid und den Mädchengürtel! Wer würde glauben, daß du alle diese Reize schon besessen hast?“ „Aber gerade dadurch ist sie ja so,“ versetzte Marsay mit Siegermiene.

Die beiden jungen Männer lächelten. Frau von Maufrigneuse sah das Lächeln und erriet ihr Gespräch. Sie warf den beiden Lebemännern einen der Blicke zu, die die Französinen vor dem Friedensschluß nicht gekannt hatten; sie sind von den Engländerinnen mit den Formen ihres Silberzeugs, ihrem Pferdegeschirr, ihren Pferden und ihren Haufen britischen Eisens importiert worden, die einen Salon merklich abkühlen, wenn eine Anzahl Ladies darin ist. Die beiden jungen Männer wurden ernsthaft wie Handlungsgehilfen, die am Ende der Strafrede, die ihnen ein Vorgesetzter hält, eine Extravergütung erwarten. Als die Herzogin sich in Victorien verliebte, beschloß sie, die Rolle der romantischen Agnes zu spielen, die dann zum Unglück der Jugend von heute mehrere Frauen nachgeahmt haben. Frau von Maufrigneuse hatte sich die Rolle eines Engels beigelegt, wie sie mit vierzig Jahren daran dachte, sich der Literatur und Wissenschaft so zuzuwenden, wie sich andere Frauen in diesem Alter der Frömmigkeit widmen. Sie legte Wert darauf, anders zu sein als die andern. Sie schuf sich originelle Rollen und Kleider, Hauben und Meinungen, Toiletten und Lebensführungen. Nach ihrer Ehe, als sie beinahe noch wie ein junges Mädchen war, hatte sie die Rolle der erfahrenen und fast verderbten Frau gespielt: sie hatte sich im Gespräch Bemerkungen erlaubt, die geeignet waren, sie bei

oberflächlichen Leuten zu kompromittieren, während sie Kennern nur ihre Unerfahrenheit bewiesen. Da die Zeit, in der sie diese Ehe geschlossen hatte, ihr nicht gestattete, das kleinste Jährchen ihres Lebens zu unterschlagen, und da sie nun sechs- undzwanzig Jahre wurde, war sie auf den Einfall gekommen, die Unbefleckte zu spielen. Sie schien kaum der Erde anzugehören und manipulierte mit ihren weiten Ärmeln, als ob es Flügel wären. Ihr Augenaufschlag floh beim geringsten Wort, bei einer zu lebhaften Vorstellung, einem zu beredten Blick gen Himmel. Die Madonna des Piola, dieses großen Genueser Malers, der in dem Augenblick aus Eifersucht ermordet wurde, wo er im Begriff war, eine zweite Auflage von Raffael zu werden, diese Madonna, die keuscheste von allen, die in einer kleinen Straße Genuas unter ihrem Glase versteckt ist, diese himmlische Madonna war eine Messalina im Vergleich mit der Herzogin von Maufrigneuse. Die Frauen fragten sich, wie die junge Törrin es angefangen hätte, mit einer einzigen Toilette die verschleierte seraphische Schönheit zu werden, die, nach einem modischen Ausdruck, eine weiße Seele zu haben schien, wie der Neuschnee auf dem höchsten Gipfel der Alpen; wie sie die jesuitische Aufgabe so gut gelöst hatte, eine Brust, die weißer als ihre Seele war, eben dadurch zu zeigen, daß sie sie unter Spitzen versteckte; wie sie so vergeistigt sein konnte, während sie so verzehrende Blicke schleuderte. Sie sah aus, als ob sie mit diesem fast lasziven Blick tausend Wonnen verspräche, während ihr Mund mit einem asketischen Seufzer, in dem die Hoffnung auf ein besseres Leben lag, zu sagen schien, daß sie von all diesen Wonnen keine befriedigen würde. Naive junge Männer, deren es zu der Zeit einige in der königlichen Garde gab, fragten sich, ob man es wagen dürfte, selbst im Augenblick der äußersten Verschmelzung zu dieser Art weißer Dame, diesem Sternengeist, der von der Milchstraße herabgestiegen war, ‚du‘ zu sagen. Dieses System, das ein paar Jahre lang siegreich gewesen ist, war für die Frauen, hinter

deren Eleganz eine starke Philosophie steckte und die hinter diesen frommen Manieren große Bedürfnisse verbargen, von großem Nutzen. Jedes dieser Himmelsgeschöpfe wußte ganz genau, was der Wunsch aller rechten Männer, sie zur Erde zurückzurufen, ihnen anbarer Liebe einbringen mußte. Diese Mode gestattete ihnen, in ihrem halb katholischen und halb ossianischen Himmel zu weilen; sie konnten und wollten in ihrer Unwissenheit über allen gewöhnlichen Einzelheiten des Lebens bleiben, was ihnen allerlei Fragen erlaubte. Die Anwendung dieses Systems, das Marsan erriet, erklärt sein letztes Wort zu Rastignac, der fast auf Victurnien eifersüchtig werden wollte: „Mein Lieber,“ sagte er zu ihm, „bleib, wo du bist: unser Nucingen wird dich reich machen, während dich die Herzogin ruinieren würde. Diese Frau ist zu kostspielig.“

Rastignac ließ Marsan gehen, ohne nach weiterem zu fragen: er kannte sein Paris. Er wußte, daß die zurückhaltendste, die edelste, die uneigennützigste Frau der Welt, die nichts von einem annimmt als einen Blumenstrauß, für einen jungen Mann so gefährlich wird, wie die Damen der Großen Oper von ehemals. In der That sind die Damen der Großen Oper sagenhafte Gestalten geworden. Die gegenwärtigen Theatersitten haben die Tänzerinnen und Schauspielerinnen in so eine Art komische Erklärung der Frauenrechte verwandelt, in Puppen, die vormittags als tugendhafte und ehrbare Familienmütter spazieren gehen, um abends ihre Beine in weiten Männerhosen zu zeigen. In seinem Provinzbureau hatte der wackere Chesnel eine der Klippen gesehen, an denen der junge Graf scheitern konnte. Der poetische Heiligenschein, den Frau von Maufrigneuse angelegt hatte, blendete Victurnien, der in der ersten Stunde an sie gekettet wurde und von diesem Jungfrauen-gürtel, von diesen Locken, die Feenhände gewunden zu haben schienen, nicht mehr loskam. Der Bengel, der schon verdorben genug war, glaubte an diesen jungfräulichen Plunder aus Musselin, an diesen süßen Gesichtsausdruck, der so wohlüber-

legt war wie ein Gesetz in der Kammer. Ist es nicht genug, daß der, der an die Lügen einer Frau glauben soll, tatsächlich daran glaubt? Die übrige Welt gilt zwei Liebenden nicht mehr als Personen, die auf eine Tapete gestickt sind. Die Herzogin gehörte unbestritten zu den zehn schönsten Frauen von Paris. Man weiß, daß es in der Welt der Verliebten ebenso viele schönste Frauen von Paris gibt, wie die Literatur schönste Bücher der Zeit aufzuweisen hat. In Victurniens Alter konnte die Unterhaltung, die er mit der Herzogin führte, ohne sonderliche Anstrengungen bestritten werden. Er war jung genug und kannte wenig genug vom Pariser Leben, daß er es nicht nötig hatte, auf der Hut zu sein und auf seine geringsten Worte und Blicke zu achten. Die fromme Gefühlschwelgerei, die in solchen Gesprächen sonst immerzu Hintergedanken erzeugt, die oft drollig genug sind, macht die holde Vertraulichkeit und die volle Hingabe der alten französischen Plaudereien jetzt unmöglich: man liebt sich wie hinter Wolken. Victurnien jedoch hatte genug Provinzunschuld, um in einer durchaus schicklichen und nicht gespielten Begeisterung zu bleiben, die der Herzogin gefiel, denn die Frauen werden nicht mehr von den Komödien, die die Männer spielen, betrogen, als von ihren eigenen. Frau von Maufrigneuse schätzte nicht ohne Schrecken den Irrtum des jungen Grafen auf gut ein halbes Jahr reiner Liebe. Sie war als unschuldsvolle Taube, wie sie den Glanz ihrer Blicke unter den goldenen Fransen ihrer Wimpern dämpfte, so entzückend, daß die Marquise d'Espard, als sie sich von ihr verabschiedete, ihr ins Ohr flüsterte: „Gut, sehr gut, Liebe!“ Dann ließ die schöne Marquise ihre Nebenbuhlerin auf der modernen Karte des Landes der Liebe weiterreisen, die keine so lächerliche Vorstellung ist, wie manche Kritiker des Romans der Scudéry wohl annehmen. Diese Karte wird in jedem Jahrhundert mit neuen Namen beschrieben, aber die Hauptstadt bleibt immer die gleiche. In einer Stunde, die vor aller Augen auf einer Sofaecke verbracht wurde und die doch eine Schäfer=

stunde war, führte die Herzogin den jungen d'Esgrignon zum Edelmut eines Scipio, zur Aufopferung des Amadis, zur Selbstverleugnung des Mittelalters, das zu der Zeit mit seinen Dolchen, seinen Burgtürmen, seinen Waffenröcken, Panzerhemden, Schnabelschuhen und seinem ganzen romantischen Apparat in der Kunst aufgetaucht war. Sie war überdies erstaunlich geschickt in kaum ausgesprochenen, nur angedeuteten Worten, die sie jedes besonders, zart und nachdrücklich, wie Nadeln in ein Nadelkissen, in Victurniens Herz bohrte. Wunderbar waren ihre versteckten Wendungen, entzückend ihre Verstellung, köstlich ihre reichlichen halben Versprechungen, die bei näherem Zusehen schmolzen wie Eis in der Sonne, nachdem sie Hoffnung erregt hatten, — kurz, mit perfider Kunst rief sie Begierden wach. Dieses schöne Gespräch endete in dem Knoten einer Einladung, sie zu besuchen, der mit der Katzenhaften Art geschlungen wurde, die man mit gedruckten Worten niemals schildern kann.

„Sie werden mich vergessen!“ sagte sie wohl; „Sie werden viele Frauen finden, die sich's angelegen sein lassen, Ihnen den Hof zu machen, anstatt Sie aufzuklären . . . Aber Sie werden wieder zu mir kommen, wenn Sie enttäuscht sind. — Werden Sie kommen, schon vorher? — Nein. Wie Sie wollen! — Ich sage es geradeheraus, ich werde mich sehr freuen, wenn Sie mich besuchen. Menschen, die Seele haben, sind so selten, und ich glaube an Sie. — Nun, leben Sie wohl! Man würde schließlich über uns reden, wenn wir noch länger plauderten.“

Und sie ging wirklich. Victurnien blieb nicht mehr lange nach dem Ausbruch der Herzogin; aber er war immerhin noch lange genug da, um sein Entzücken merken zu lassen. Er hatte die Haltung der Glücklichen, die zugleich an die ruhige Discretion der Beichtväter und an die gesammelte Seligkeit der frommen Frauen erinnert, die mit der Absolution aus dem Beichtstuhl kommen.

„Frau von Maufrigneuse ist heute recht flink aufs Ziel los=

gegangen," meinte die Herzogin von Grandlieu, als in dem kleinen Salon bei Fräulein Des Touches nur noch sechs Personen anwesend waren: Des Lupeaulx, ein vortragender Rat, der in hoher Gunst stand, Vandenesse, die Vicomtesse von Grandlieu, Canalis und Frau von Sérizy. „D'Esgrignon und Maufrigneuse sind zwei Namen, die sich miteinander verknüpfen mußten," sagte Frau von Sérizy, die es nicht lassen konnte, sentenziös zu sprechen. „Seit ein paar Tagen hat sie sich auf die Weide des Platonismus begeben," fuhr Des Lupeaulx fort. „Sie wird diesen armen, unschuldigen Jüngling ruinieren," fügte Charles von Vandenesse hinzu. „Wie meinen Sie das?" fragte Fräulein Des Touches. „Oh! moralisch und finanziell, das leidet keinen Zweifel," erwiderte die Vicomtesse und stand auf.

Dieses grausame Wort barg für den jungen Grafen d'Esgrignon grausame Wirklichkeiten in sich. Am nächsten Morgen schrieb er seiner Tante einen Brief, in dem er ihr seine ersten Erfolge in der vornehmen Gesellschaft des Faubourg Saint-Germain mit den lebhaften Farben schilderte, die das Prisma der Liebe wirft. Er sprach von der Aufnahme, die er überall gefunden, in einer Weise, die dem Stolz seines Vaters genugtun mußte. Der Marquis ließ sich den langen Brief zweimal vorlesen und rieb sich die Hände, als er den Bericht über das Diner, das der Vicedom von Pamiers, der ein alter Bekannter von ihm war, seinem Sohn gegeben hatte, und über dessen Bekanntschaft mit der Herzogin hörte; aber er stellte allerlei ergebnislose Vermutungen an über die Anwesenheit des jüngeren Sohnes eines Richters, dieses gewissen Blondet, der während der Revolution öffentlicher Ankläger gewesen war. Es herrschte an dem Abend eine festliche Stimmung im Antiquitätenkabinett: man unterhielt sich über die Erfolge des jungen Grafen. In bezug auf Frau von Maufrigneuse war man so diskret, daß der Chevalier der einzige Mann war, dem man sich anvertraute. Dieser Brief hatte keine finanzielle Nachschrift; es fehlte die

unangenehme Schlußwendung über den Nervus rerum, die jeder junge Mann in solchem Fall hinzufügt. Fräulein Armande theilte den Brief Chesnel mit. Dieser war glücklich, ohne den geringsten Einwand zu erheben. Es war klar, wie der Chevalier und der Marquis sagten, daß ein junger Mann, den die Herzogin von Maufrigneuse liebte, einer der Helden des Hofes werden mußte, bei dem man, wie ehemals, mit Hilfe der Frauen alles erlangen konnte. Der junge Graf hatte nicht übel gewählt. Die Matronen erzählten alle galanten Geschichten von den Maufrigneuse von Ludwig XIII. bis zu Ludwig XVI., noch frühere Zeiten übergingen sie: kurz, sie waren entzückt. Man lobte Frau von Maufrigneuse sehr, daß sie sich für Victurnien interessierte. Die Gesellschaft des Antiquitätenkabinetts hätte verdient, von einem Dramatiker belauscht zu werden, der eine Komödie aus dem Leben hätte schreiben wollen. Victurnien erhielt von seinem Vater, seiner Tante und dem Chevalier entzückte Briefe. Dieser empfahl sich dem Vicedom, mit dem er aus Anlaß der Reise, die im Jahre 1778 eine berühmte ungarische Prinzessin gemacht hatte, zusammen in Spa gewesen war. Chesnel schrieb gleichfalls. In all den Briefen äußerte sich die Schmeichelei, an die man den unglücklichen Jüngling gewöhnt hatte. Fräulein Armande schien die Freuden von Frau von Maufrigneuse mitzukosten. Der junge Graf war beglückt über die Zustimmung seiner Familie und beschritt nun kühn den gefährlichen und kostspieligen Weg des Dandytums. Er hielt sich fünf Pferde, wobei er noch maßvoll war: Herr von Marsay hatte vierzehn. Er lud nun seinerseits den Vicedom, Marsay, Rastignac und selbst Blondet zum Diner ein. Dieses Diner kostete fünfhundert Franken. Der Provinziale wurde von diesen Herren ebenso kostspielig auf großartigste bewirtet. Er spielte viel Whist, das Spiel der Mode, und verlor viel. Er organisierte seinen Müßiggang so, daß er reichlich beschäftigt war. Er ging täglich von zwölf bis drei Uhr zur Herzogin; dann traf er sie wieder im Bois

de Boulogne, er zu Pferd, sie im Wagen. An schönen Vormittagen ritt das schöne Paar wohl auch zusammen aus. Am Abend theilten sich die Gesellschaften, die Bälle, die Feste, die Theater in die Stunden des jungen Grafen. Victurnien glänzte überall, denn überall streute er die Perlen seines Geistes aus; er urtheilte in treffenden Worten über Menschen, Dinge, Ereignisse: man konnte an einen Obstbaum erinnert werden, der nur Blüten trug. Er führte das ermüdende Leben, in dem man vielleicht noch mehr Seele als Geld verschwendet, in dem die schönsten Talente zugrunde gehen, die reinste Redlichkeit stirbt, die erprobteste Willensstärke erschlappt. Die Herzogin, diese reine, engelgleiche Gestalt, gefiel sich darin, das ungeordnete Leben der Junggesellen zu teilen: sie ging gern zu Premieren, sie liebte das Absonderliche, das Unvorhergesehene. Sie kannte das Treiben in den Restaurants nicht: d'Esgrignon veranstaltete für sie mit der Gesellschaft der liebenswürdigen Lebemänner ein entzückendes Gelage im 'Rocher de Cancale', an dem sie teilnahm, indem sie ihnen Moral predigte, und das ebenso lustig, wichtig und amüsanter verlief, wie es teuer war. Diesem Abend folgten mehrere. Bei alledem war es für Victurnien eine himmlische Liebe. Jawohl, Frau von Maufri-gneuse blieb ein Engel, den die Sünden der Welt nicht berührten: ein Engel in den Varietés vor den halb obszönen und derben Witzen, die sie zum Lachen brachten, ein Engel mitten in dem Kreuzfeuer der Scherzreden und Anekdoten, die bei den Herrenabenden aufgetischt wurden, ein Engel, der im Vaudeville in der vergitterten Loge vor Lachen bersten wollte, ein Engel, der die Stellungen der Tänzerinnen in der Oper mit den Kenntnissen eines alten Sünders betrachtete und kritisierte, ein Engel in der Porte-Saint-Martin, ein Engel in den kleinen Boulevardtheatern, ein Engel auf den Maskenbällen, wo sie sich wie ein Gymnast amüsierte; ein Engel, der verlangte, daß die Liebe von Entbehrungen, Heroismus und Opfern lebte, und der d'Esgrignon veranlaßte, ein Pferd umzutauschen, dessen Farbe ihr

nicht gefiel, der von ihm das Auftreten eines englischen Lords mit einer Million Einkommen verlangte. Sie war ein Engel beim Spiel. Gewiß hätte keine Bürgersfrau so engelgleich wie sie zu d'Esgrignon sagen können: „Spielen Sie für mich!“ Sie war so himmlisch toll, wenn sie Tollheiten machte, daß man seine Seele dem Teufel verkauft hätte, um diesem Engel den Geschmak an den irdischen Freuden zu lassen.

Nach seinem ersten Winter hatte der junge Graf bei Herrn Cardot, der sich wohl hütete, sein Recht auf Widerspruch geltend zu machen, die Kleinigkeit von dreißigtausend Franken über die Summe erhoben, die Chesnel geschickt hatte. Eine äußerst höfliche Weigerung des Notars, als er wieder einmal Geld haben wollte, setzte Victurnien von diesem Defizit in Kenntnis. Der junge Mann war über diese Ablehnung um so ärgerlicher, als er im Klub sechstausend Franken verspielt hatte, ohne die er nicht wieder hingehen konnte. Nachdem er sich über die Weigerung Herrn Cardots aufgehalten, der ihm für dreißigtausend Franken Kredit gewährt hatte — allerdings nicht ohne an Chesnel zu schreiben, wobei er aber doch jetzt von dem angeblichen Vertrauen, das er dem Günstling der schönen Herzogin von Maufrigneuse gewährt hatte, ein großes Wesen machte —, sah sich der junge Graf genötigt, ihn zu fragen, was er tun sollte, da es sich um eine Ehrenschild handelte. „Stellen Sie ein paar Wechsel auf den Bankier Ihres Vaters aus, bringen Sie sie seinem Geschäftsfreund in Paris, der sie gewiß diskontieren wird, und dann ersuchen Sie Ihre Familie, dem Bankier den Betrag einzuzahlen!“

In der schwierigen Lage, in der sich der junge Graf befand, hörte er eine innere Stimme, die ihm den Namen du Croisier zurief, dessen Stimmung gegen die Aristokratie, zu deren Füßen er ihn gesehen hatte, ihm völlig unbekannt war. Er schrieb also an diesen Bankier einen sehr ungezwungenen Brief, worin er ihm mitteilte, er zöge auf ihn einen Wechsel über zehntausend Franken, dessen Deckung ihm, gegen Rückgabe des

Wechsels, von Herrn Chesnel oder Fräulein Armande d'Esgrignon übergeben würde. Dann schrieb er zwei rührende Briefe an Chesnel und seine Tante. Wenn es sich darum handelt, sich in den Abgrund zu stürzen, entwickeln die jungen Leute eine seltene Gewandtheit und haben überdies Glück. Victurnien fand noch an diesem Vormittag den Namen und die Adresse der Pariser Bankiers, die mit du Croisier in Verbindung standen; Marsay theilte sie ihm mit: es waren die Keller. Marsay wußte alles in Paris. Die Keller diskontirten d'Esgrignon ohne weiteres den Wechsel: sie waren du Croisier größere Beträge schuldig. Diese Spielschuld war bedeutend im Vergleich mit dem Stand der Dinge in Victurniens Junggesellenwirtschaft. Es regnete Rechnungen.

„Was? du kümmerst dich um das Zeug?“ fragte eines Morgens Rastignac lachend den jungen Grafen; „du ordnest sie? Ich hätte dich nicht für so philiströs gehalten.“ „Liebes Kind, ich muß wohl daran denken, das sind für einige zwanzigtausend Franken Rechnungen.“ Herr von Marsay, der gekommen war, um d'Esgrignon zu einer Steeplechase abzuholen, zog eine elegante kleine Briefftasche heraus, entnahm ihr zwanzigtausend Franken und übergab sie ihm. „Nimm,“ sagte er, „das ist das beste Mittel, sie nicht zu verlieren; ich bin heute doppelt entzückt, sie gestern meinem ehrenwerten Vater, Mylord Dudley, abgenommen zu haben.“

Diese französische Liebenswürdigkeit rührte d'Esgrignon außerordentlich. Er glaubte an die Freundschaft, dachte nicht daran, seine Rechnungen zu bezahlen, und bediente sich dieses Geldes zu seinen Vergnügungen. Herr von Marsay, der mit unbeschreiblicher Freude sah, wie d'Esgrignon sich, in der Dandysprache zu reden, immer weiter hineinritt, stürzte sich geflissentlich auf ihn, um ihn mit allen Schmeicheleien der Freundschaft tiefer herunterzudrücken und ihn früher unterzutauchen; denn er war eifersüchtig auf die Ungeniertheit, mit der sich die Herzogin für d'Esgrignon ins Gerede brachte, während sie bei ihm

den Ausschluß der Öffentlichkeit verlangt hatte. Er war überdies eine der brutalen und boshaften Naturen, denen es im Uebeltun so wohlthut wie den türkischen Frauen im Bad. So sagte denn Marsay, als er das Rennen gewonnen hatte und die Teilnehmer des Rennens in einem kleinen Restaurant bei etlichen guten Flaschen Wein zum Frühstück versammelt waren, lachend zu d'Esgrignon: „Diese Rechnungen, die dir Schmerzen machen, sind doch gewiß nicht die deinigen.“ „Bah! Würden sie ihm sonst Schmerzen machen?“ warf Rastignac ein. „Wem sollen sie denn sonst gehören?“ fragte d'Esgrignon. „Ja, weißt du denn nicht, in welcher Lage die Herzogin ist?“ fragte Marsay und stieg wieder zu Pferde. „Nein,“ versetzte d'Esgrignon gequält. „Nun, mein Lieber,“ erwiderte Marsay, „ich will es dir sagen: dreißigtausend Franken bei Victorine, achtzehntausend bei Houbigant, gehörige Rechnungen bei Herbault, Nattier, Nourtier, bei dem kleinen Latour, im ganzen hunderttausend Franken.“ „Ein Engel!“ rief d'Esgrignon und hob die Augen zum Himmel. „Ja, und so viel kosten ihre Flügel,“ späste Rastignac. „Sie hat all diese Schulden, mein Lieber,“ erwiderte Marsay, „wie du sagst, weil sie ein Engel ist; aber wir alle haben Engel in solchen Situationen angetroffen.“ Dabei warf er Rastignac einen Blick zu. „Die Frauen sind darin ganz himmlisch, daß sie nichts vom Geld verstehen, sie kümmern sich nicht darum, das geht sie nichts an; sie sind zum Bankett des Lebens als Gäste eingeladen, wie irgendein Dichter gesagt hat, der im Spital krepirt ist.“ „Woher wißt ihr das, während ich von nichts weiß?“ fragte d'Esgrignon naiv. „Du wirst der letzte sein, der es erfährt, wie sie die letzte ist, die von deinen Schulden hört.“ „Ich dachte, sie hätte hunderttausend Livres Jahreseinkommen,“ meinte d'Esgrignon. „Ihr Mann“, erklärte Marsay, „lebt von ihr getrennt und ist bei seinem Regiment, wo er Ersparnisse macht; denn unser guter Herzog hat auch etliche kleine Schulden! Aus welcher Welt kommst du? Du mußt lernen, deinen Freunden die Rechnung aufzumachen,

wie wir es können. Fräulein Diana (um ihres Namens willen habe ich sie geliebt!), Diana von Uzelles hat sich mit sechzigtausend Livres Jahreseinkommen, die ihr gehörten, verheiratet; ihr Haushalt verschlingt seit acht Jahren zweimalhunderttausend Franken jährlich; es ist klar, daß in diesem Augenblick ihr ganzer Grundbesitz über seinen Wert beliehen ist. Eines schönen Tages wird die Geschichte verklopft werden, und der Engel wird — muß man es noch sagen? — von Gerichtsvollziehern davon-
gesagt werden, die unverschämt genug sind, einen Engel gerade so festzunehmen, wie sie einen von uns am Kragen packen würden.“ „Armer Engel!“ „Verflucht! es ist ein teurer Spaß, im Pariser Paradies zu wohnen; jeden Morgen müssen die Flügel gewaschen werden,“ meinte Rastignac.

D'Esgrignon war es durch den Kopf gegangen, seiner geliebten Diana einzugestehen, in welcher Verlegenheit er war, und so überließ ihn jetzt ein Schauer bei dem Gedanken, daß er schon sechzigtausend Franken Schulden hatte und daß noch für zehntausend Rechnungen kommen müßten. Er ritt recht niedergeschlagen nach Hause. Seine schlecht verhehlte Verstimmung wurde von seinen Freunden bemerkt, die beim Diner zueinander sagten: „Der kleine d'Esgrignon reitet sich hinein! Er versteht sich nicht auf Paris; er wird zum Teufel gehen! Er ist ein Dummkopf. . .“

Der junge Graf wurde schnell getröstet. Sein Kammerdiener übergab ihm zwei Briefe. Zunächst einen von Chesnel, dem man schon von außen den ranzigen Geruch vorwurfsvoller Treue und ehrlicher Pedanterie anmerkte; er hatte Respekt vor ihm und bewahrte ihn zum Abend. Dann war ein zweiter Brief da, in dem er mit unbeschreiblichem Vergnügen die Ciceronianischen Sätze du Croisiers las, in denen dieser, der vor ihm auf den Knien lag, wie Sganarelle vor Geront, ihn inniglich bat, ihm in Zukunft nicht die Beleidigung anzutun, die Deckung für die Wechsel, die er freundlichst auf ihn ziehen würde, vorher bereitzustellen. Der Brief schloß mit einem

Sah, der einem offenen Kredit, einer offenen Kasse voller Taler für das edle Haus d'Esgrignon so ähnlich sah, daß Victurnien die Gebärde Sganarelles, Mascarillos und all der Leutchen machte, die das Jucken ihres Gewissens bis in die Fingerspitzen spüren. Da er sich nun im Besitz eines unbeschränkten Kredits bei der Firma Keller wußte, öffnete er vergnügt den Brief Chesnels: er hatte sich auf vier vollbeschriebene Seiten, auf überströmende Vorhaltungen gefaßt gemacht, er sah schon die gewohnten Worte von Besonnenheit, Ehre, rechtem Verhalten usw.; aber nichts von alledem. Er las mit Staunen die folgenden kurzen Worte:

„Herr Graf!

Von meinem ganzen Vermögen sind nur noch zweihunderttausend Franken übrig; ich bitte Sie, darüber nicht hinauszugehen, wenn Sie dem ergebenen Diener Ihrer Familie, der sich Ihnen ehrerbietigst empfiehlt, die Ehre erweisen wollen, sie anzunehmen. Chesnel.“

„Das ist ein Mann aus Plutarch,“ sagte Victurnien für sich und warf den Brief auf den Tisch.

Er war ärgerlich; vor so viel Größe fühlte er sich klein. „Ich muß mich bessern,“ sagte er sich.

Er ging nicht ins Restaurant zum Diner, wo er jedesmal fünfzig bis sechzig Franken ausgab, sondern aß aus Sparsamkeit bei der Herzogin von Maufrigneuse, der er die Anekdote mit dem Brief erzählte. „Den Mann möchte ich kennen lernen,“ sagte sie; ihre Augen glänzten wie zwei Fixsterne. „Was wollten Sie mit ihm anfangen?“ „Ich würde ihm die Führung meiner Geschäfte übertragen, das ist doch klar.“

Diana war entzückend gekleidet; sie wollte Victurnien die Ehre dieser Toilette erweisen, der von der leichten Art, mit der sie ihre Geschäfte oder, genauer gesagt, ihre Schulden behandelte, entzückt war. Das schöne Paar fuhr in die Italienische Oper. Nie war die verführerische Frau seraphischer, nie ätherischer

gewesen. Kein Mensch im Theater hätte an die Schulden glauben können, deren Ziffer noch an diesem Morgen d'Esgrignon von Marsay mitgeteilt worden war. Keine irdische Sorge rührte an diese reine Stirn. Ihre träumerische Miene schien der Abglanz der irdischen Liebe zu sein, die dieses himmlische Wesen nicht aufkommen ließ. Die meisten Männer wetteten, daß der schöne Victurnien kein Gehör bei ihr gefunden hätte, während die Frauen sicher waren, daß ihre Nebenbuhlerin, die sie bewunderten, wie Michelangelo Raffael bewunderte, nämlich ohne es zu sagen, der Versuchung erlegen war. Eine meinte, Victurnien liebe Diana wegen ihrer Haare, denn sie hatte die schönsten blonden Haare, die man sehen konnte; eine andere suchte den Grund in ihrem weißen Teint, denn ihre Gestalt sei nicht gut, sie sei nur gut angezogen; wieder andere vermuteten, d'Esgrignon liebe sie wegen ihres Fußes, denn weiter sei nichts Schönes an ihr, ihr Gesicht sei unbedeutend. Aber, und das ist sehr bezeichnend für die Sitten des heutigen Paris: einerseits sagten die Männer, die Herzogin steure zu Victurniens Luxus bei; und auf der andern Seite ließen die Frauen durchblicken, Victurnien zahle, um Rastignacs Ausdruck anzuwenden, die Flügel dieses Engels. Auf der Rückfahrt hatte Victurnien, den die Schulden der Herzogin viel mehr drückten als seine eigenen, zwanzigmal eine Frage auf den Lippen, um dieses Kapitel anzuschneiden; aber zwanzigmal erstarb sie ihm auf den Lippen, wenn er beim Schimmer der Wagenlaternen die bezaubernde Gestalt in all der wollüstigen Haltung sitzen sah, die bei ihr immer der madonnenhaften Reinheit gewaltsam entrissen zu sein schien. Die Herzogin beging nicht den Fehler — wie es viele Provinzialinnen getan haben, die sie nachahmten —, von ihrer Tugend oder ihrem Engellstande zu sprechen; sie war viel geschickter: sie sorgte, daß der Mann, dem sie so große Opfer brachte, fortwährend daran denken mußte. Nach einem Verkehr von sechs Monaten schien der unschuldigste Handkuß noch wie eine Todssünde; sie

ließ sich eine zärtliche Haltung mit so raffinierter Kunst erpressen, daß man sie nachher noch mehr für einen Engel halten mußte als zuvor. Nur die Pariserinnen haben das Talent, die ältesten Künste immer neu erscheinen zu lassen, immer in dem nämlichen Kohlensack sich zu wälzen und nur noch weißer daraus hervorzugehen. Das ist die letzte Stufe der intellektuellen und pariserischen Zivilisation. Die Frauen jenseits des Rheins oder des Kanals glauben an diese Albernheiten, wenn sie sie vorbringen; die Pariserinnen dagegen lassen ihre Liebhaber daran glauben, um sie um so glücklicher zu machen und all der Eitelkeit ihrer Sinne und ihres Herzens zu schmeicheln. Einige Personen haben das Verdienst der Herzogin verringern wollen und haben behauptet, sie sei selbst zuerst auf ihre Zauberkünste hereingefallen. Elende Verleumdung! Die Herzogin glaubte an nichts als an sich selbst.

Zu Anfang des Winters 1823/24 hatte Victurnien bei den Keller eine Schuld von zweihunderttausend Franken, von der weder Chesnel noch Fräulein Armande etwas wußte. Um die Quelle, aus der er schöpfte, besser zu verbergen, hatte er sich von Zeit zu Zeit zweitausend Taler von Chesnel schicken lassen; er schrieb lügnerische Briefe an seinen armen Vater und seine Tante, die glücklich über sie waren; sie wurden betrogen wie die meisten Menschen, die glücklich sind. Ein einziger Mensch kannte das Geheimnis der furchtbaren Katastrophe, die der Zauber und die Verführung des Pariser Lebens dieser großen und edeln Familie vorbereitete. Wenn du Croisier abends am Antiquitätenkabinett vorbeikam, rieb er sich die Hände vor Vergnügen: er hoffte, sein Ziel zu erreichen. Sein Ziel war jetzt nicht mehr der Ruin, sondern die Schande des Hauses d'Esgrignon; er war auf dem Wege seiner Rache, er genoß sie voraus! Bald konnte er ihrer sicher sein; er wußte, der Graf hatte Schulden, unter deren Gewicht der junge Mensch zusammenbrechen mußte. Zum Anfang wollte er den unter seinen Feinden vernichten, der ihm am widerwärtigsten war:

den ehrwürdigen Chesnel. Dieser gute Greis bewohnte in der Rue du Bercaill ein Haus mit sehr hohem Dach und einem kleinen, gepflasterten Hof, an dessen Mauern sich bis zum ersten Stockwerk Rosen emporrankten. Hinter dem Hause war ein kleiner Garten, der von feuchten und düstern Mauern umschlossen und von Buchsbaumeinfassungen in Beete geteilt war. An der sauberen, graugestrichenen Thür waren ein Gitter, ein Ausguck und ein Klingelzug angebracht, alles in der Art, daß man schon, ohne das Schild zu lesen, wissen konnte: hier wohnt eine Notarseele. Es war halb sechs Uhr nachmittags, Chesnel verdaute gerade sein Mittagessen. Der Greis saß auf seinem alten schwarzen Ledersessel vor dem Kamin; er hatte die Gamaschen aus farbiger Pappe angezogen, die wie hohe Stulpstiefel aussahen, mit denen er seine Beine vor dem Feuer schützte. Der Biederemann hatte die Gewohnheit, seine Füße auf die Kaminumrahmung zu stützen und beim Verdauen im Feuer herumzustochern. Er aß immer ein bißchen zuviel, weil er einen guten Happen über alles schätzte. Ach! wäre er nicht ohne diesen kleinen Fehler zu vollkommen für ein menschliches Wesen gewesen? Er hatte eben die übliche Tasse Kaffee getrunken, und seine alte Haushälterin hatte auf dem Tablett, das schon seit zwanzig Jahren diesem Zweck diente, abgetragen und war gegangen. Jetzt wartete er auf seine Schreiber, ehe er ausging, um sein Spielchen zu machen. Er war in Nachdenken versunken: an wen oder an was er dachte? — man frage nicht danach. Selten verstrich ein Tag, ohne daß er sich gefragt hätte: „Wo ist er? Was macht er?“ Er glaubte ihn in Italien mit der schönen Maufrigneuse. Einer der schönsten Genüsse der Leute, deren Vermögen erworben und nicht ererbt ist, ist die Erinnerung an die Mühe, die es gekostet hat, und der Gedanke an die künftige Bestimmung ihrer Taler: sie genießen alle Tempora des Verbuns. So hatte denn dieser alte Mann, dessen Gefühle alle auf eine Ergebenheit ohnegleichen hinausliefen, doppelte Freude, wenn er daran dachte, daß seine Län-

dereien, die so gut ausgewählt, so wohl bestellt, so sorgsam gekauft waren, die Besitzungen des Hauses d'Esgrignon vergrößern sollten. Er saß behaglich in seinem alten Lehnstuhl und wiegte sich in seinen Hoffnungen: er beschaute hintereinander das Gebäude, das er mit seiner Zange aus glühenden Kohlen aufbaute, und das Gebäude des Hauses d'Esgrignon, das seine Mühen erbaut hatten. Er beglückwünschte sich, daß er seinem Leben eine so gute Bestimmung gegeben hatte, und stellte sich den jungen Grafen recht glücklich vor. Chesnel war nicht ohne Geist, seine Seele lebte nicht bloß in der großen Hingebung, er hatte seinen Stolz; er glich den Adligen, die in Domen Pfeiler aufbauen und ihren Namen darin einmeißeln lassen: er wollte sich in das Gedächtnis des Hauses d'Esgrignon einmeißeln. Die Nachkommen sollten von dem alten Chesnel sprechen. In diesem Augenblick trat mit allen Zeichen der größten Aufregung seine alte Haushälterin ein. „Brennt es, Brigitte?“ fragte Chesnel. „Beinahe,“ antwortete sie; „Herr du Croisier wünscht Sie zu sprechen . . .“ „Herr du Croisier?“ wiederholte der Greis, den der kalte Verdacht so grausam ins Herz traf, daß er seine Feuerzange fallen ließ. „Herr du Croisier hier,“ dachte er, „unser Erzfeind!“

Du Croisier trat jetzt ein. Die Art, wie er sich bewegte, konnte an eine Katze erinnern, die Milch in der Speisekammer wittert. Er grüßte, setzte sich sachte auf den Stuhl, den der Notar ihm hinrückte, und präsentierte ihm eine Rechnung über zweihundertsiebenundzwanzigtausend Franken. Das war inklusive Zinsen der Betrag der Summen, die er in Gestalt von Wechseln, die auf ihn gezogen waren, Herrn Victurnien vorgeschossen hatte. Die Rechnung war quittiert, und er verlangte sofortige Zahlung, widrigenfalls er gegen den Erben des Hauses d'Esgrignon mit der äußersten Schärfe vorgehen würde. Chesnel prüfte die verhängnisvollen Wechsel einen nach dem andern und bat den Feind der Familie, das Geheimnis zu bewahren. Der Feind versprach zu schweigen, wenn er

binnen zweimal vierundzwanzig Stunden bezahlt wäre: er wäre in Verlegenheit, er müßte selbst große Beträge zahlen; kurz, er brachte die Art Geschäftslügen vor, von denen sich weder die Borger noch die Notare täuschen lassen. Dem Wackeren schwamm es vor den Augen, er konnte kaum die Tränen zurückhalten; er konnte nur zahlen, wenn er auf seine Ländereien so viel Hypotheken aufnahm, als sie eben noch wert waren. Als du Croisier hörte, welche Schwierigkeit sich seiner Bezahlung entgegenstellte, war er auf einmal nicht mehr in Verlegenheit, und er brauchte auch kein Geld mehr; er schlug plötzlich dem alten Notar vor, ihm seine Güter zu verkaufen. Der Vertrag wurde unterzeichnet und binnen zwei Tagen vollzogen. Der arme Chesnel hätte den Gedanken nicht ertragen, daß das Kind des Hauses auf fünf Jahre in Schuldhaft kam. Ein paar Tage darauf besaß also der Notar nichts mehr als seine Kanzlei, seine Außenstände und sein Haus. Chesnel, der nun seinen ganzen Besitz verloren hatte, ging in seinem in schwerer Eiche getäfelten Arbeitszimmer auf und ab, betrachtete das schön verzierte Gebälk an der Decke, sah durch das Fenster auf sein Rebenspalier und dachte schon nicht mehr an seine Ländereien und an sein teures Landgut in Jard. „Was soll aus ihm werden? Man muß ihn zurückrufen, ihn mit einer reichen Erbin vermählen.“ So dachte er, und dabei schwamm es ihm vor den Augen, und der Kopf war ihm schwer.

Er wußte nicht, wie er es mit Fräulein Armande halten, in welcher Form er ihr diese Nachricht beibringen sollte. Er, der jetzt eben im Namen der Familie die Schulden sämtlich bezahlt hatte, zitterte davor, nun von diesen Dingen sprechen zu müssen. Als er von der Rue du Bercail nach dem Hause d'Esgrignon ging, bebte der gute alte Notar wie ein junges Mädchen, das aus dem Vaterhause flüchtet, in das sie nur als Mutter und in Verzweiflung wieder zurückkehren kann. Fräulein Armande hatte gerade von ihrem Neffen einen entzückenden Lügenbrief erhalten, wonach er der glücklichste Mensch unter der Sonne

wäre. Victurnien war mit Frau von Maufrigneuse ins Bad und nach Italien gereist und schickte jetzt seiner Tante sein Reisetagebuch. All seine Sätze atmeten Liebe. Hier eine reizende Beschreibung von Venedig und bezaubernde Urtheile über die Meisterwerke der italienischen Kunst; da prachtvolle Ergüsse über den Mailänder Dom, über Florenz; dort eine Gegenüberstellung des Apennin und der Alpen; dann wieder wurde die gute Tante mit Schilderungen von Dörfern, wie z. B. Chiavari, beglückt, wo man das Glück fix und fertig antrifft; und durch all diese Länder der Liebe sah sie einen Engel schweben, der diese schöne Umgebung in Seligkeit tauchte. Fräulein Armande verschlang diesen Brief und war ganz glücklich darüber, wie es von einem gebildeten Mädchen zu erwarten war, das im Feuer der zurückgedrängten Leidenschaften reif geworden und das Opfer der Sehnsucht war, die in ständigen Freuden auf dem Altar des Hauses verbrannt wurden. Sie hatte nicht die Engelsmiene der Herzogin, sie glich vielmehr den steifen, mageren, gestreckten, braun gewordenen Statuetten, wie sie die wunderbaren Künstler der Münsterbaukunst in irgendeinen Winkel gestellt haben, zu deren Füßen infolge der Feuchtigkeit Winden emporgewachsen und sie an einem schönen Tage mit einer blauen Glocke krönen. In diesem Augenblick blühte die Glockenblume vor den Augen dieser Heiligen auf: Fräulein Armande liebte das schöne Paar mit einer romantischen Liebe; sie fand die Liebe einer verheirateten Frau zu Victurnien, die sie an jeder andern getadelt hätte, nicht verdammenswert; hier wäre es ein Verbrechen gewesen, ihren Neffen nicht zu lieben. Tanten, Mütter und Schwestern haben für ihre Neffen, Söhne und Brüder eine besondere Gerichtsbarkeit. Sie sah sich also unter die Paläste versetzt, die von Feenhänden an die Ufer des großen Kanals von Venedig gestellt worden sind. Sie saß in der Gondel Victurniens, der ihr sagte, wie glücklich er war, die schöne Hand der Herzogin in seiner Hand zu fühlen, auf dem Busen dieser wahrhaften

Liebeskönigin der italienischen Meere zu fahren und geliebt zu sein. In diesem Augenblick himmlischer Seligkeit tauchte am Ende der Allee Ehesnel auf. Ach! der Sand knirschte unter seinen Füßen, wie der Sand, der aus der Sanduhr des Todes fällt und den er mit seinen Knochenfüßen zertritt. Dieses Geräusch und der Anblick Ehesnels, der ganz trostlos aussah, versetzten die alte Jungfer in den grausamen Gemütszustand, wie er entsteht, wenn die Sinne, die von der Seele in die Länder der Phantasie entlassen worden waren, plötzlich zurückgerufen werden. „Was ist?“ rief sie, wie von einem Stoß ins Herz getroffen. „Alles ist verloren!“ erwiderte Ehesnel; „der Herr Graf wird Schande über das Haus bringen, wenn wir nicht für Ordnung sorgen.“ Er zeigte die Wechsel und erzählte in kurzen, schlichten, aber entschiedenen und ergreifenden Worten von den Qualen, die er in diesen vier Tagen ausgestanden hatte.

„Der Unselige, er belügt uns!“ rief Fräulein Armande. Sie fühlte den Andrang des Blutes, das ihr in wilden Stößen zum Herzen strömte. „Sagen wir beide ‚Mea culpa‘, gnädiges Fräulein,“ versetzte der Greis mit fester Stimme; „wir haben ihn daran gewöhnt, daß sein Wille getan wurde; er brauchte eine strenge Leitung, und die konnte ihm weder von Ihnen, einem Mädchen, noch von mir, auf den er nicht hörte, zuteil werden: er hat keine Mutter gehabt.“ „Es gibt furchtbare Schicksalsschläge für die adligen Geschlechter, die danieder=sinken,“ sagte Fräulein Armande, der Tränen in den Augen standen.

In diesem Augenblick tauchte der alte Marquis auf. Der alte Mann kam von seinem Spaziergang zurück und las den Brief, den sein Sohn ihm bei seiner Rückkehr geschrieben; er hatte ihm darin seine Reise vom aristokratischen Standpunkt aus geschildert. Victurnien war von den vornehmsten italienischen Familien in Genua, Turin, Mailand, Florenz, Venedig, Rom und Neapel empfangen worden; er hatte seine

schmeichelhafte Aufnahme seinem Namen und vielleicht auch der Herzogin zu verdanken. Kurz, er war prächtig aufgetreten, ganz so, wie es sich für einen d'Esgrignon gebührte. „Du wirst auch das Deinige getan haben, Chesnel,“ sagte er zu dem alten Notar.

Fräulein Armande machte Chesnel ein heftiges, eindringliches Zeichen, das beide in gleicher Weise verstanden. Dieser arme Vater, diese Blume der ritterlichen Ehre, sollte mit seinen Illusionen sterben. Mit schlichtem Kopfnicken wurde zwischen dem edeln Notar und dem braven Mädchen ein schweigender Pakt geschlossen.

„Ah! Chesnel, nicht gerade so sind die d'Esgrignon im fünfzehnten Jahrhundert nach Italien gefahren, wie der Marschall Trivulzio, der in Diensten Frankreichs stand, unter dem Oberbefehl eines d'Esgrignon stand, dem übrigens auch der Ritter Bayard untergeben war: andere Zeiten, andere Freuden. Die Herzogin von Maufrigneuse wiegt übrigens die Marquise von Spinola auf.“

Der Alte wiegte sich auf den Ästen seines Stammbaumes mit einem so geckenhaften Gesicht, als ob er die Marquise von Spinola besessen hätte und die moderne Herzogin sein wäre. Als die beiden Betrübten allein waren, auf derselben Bank saßen und im selben Gedanken verbunden waren, sagten sie einander lange Zeit nur unbestimmte, nichts sagende Worte und blickten dem glücklichen Vater nach, der dem Hause zuschritt und dabei Handbewegungen machte, als ob er mit sich selbst spräche.

„Was soll aus ihm werden?“ fragte schließlich Fräulein Armande. „Du Croisier hat der Firma Keller Order gegeben, ihm ohne Anweisung nichts mehr auszusahlen,“ versetzte Chesnel. „Er hat Schulden,“ fing Fräulein Armande wieder an. „Ich fürchte es.“ „Wenn er keine Hilfsquellen mehr hat, was wird er anfangen?“ „Ich wage nicht, mir die Antwort zu geben.“ „Man muß ihn diesem Leben entreißen und ihn hierherbringen;

er wird ja schließlich nichts mehr haben." „Und nichts mehr taugen," ergänzte Chesnel düster.

Fräulein Armande verstand noch nicht; sie konnte den Sinn dieses Wortes nicht verstehen. „Wie kann man ihn dieser Frau, dieser Herzogin entreißen, die ihn vielleicht ins Verderben zieht?" „Er wird Verbrechen begehen, um bei ihr bleiben zu können," sagte Chesnel, der versuchte, mit Hilfe von verträglichen Übergängen eine unerträgliche Meinung auszusprechen. „Verbrechen!" wiederholte Fräulein Armande; „ach, Chesnel, auf so einen Einfall können nur Sie kommen!" Dabei warf sie ihm einen niederschmetternden Blick zu, einen von denen, womit Frauen selbst Götter zerschmettern können. „Edelleute begehen keine anderen Verbrechen als sogenannten Hochverrat, und dann enthauptet man sie wie Könige auf einem schwarzen Tuch." „Die Zeiten haben sich recht verändert," erwiderte Chesnel und schüttelte den Kopf, von dem um Victuriens willen nun die letzten Haare gefallen waren; „unser Märtyrerkönig ist nicht wie Karl von England gestorben." Dieser Einwand besänftigte den prachtvollen Zorn des edeln Mädchens; ein Schauer überlief sie; aber sie glaubte noch immer nicht an Chesnels Meinung. „Wir wollen morgen einen Entschluß fassen," schlug sie schließlich vor, „man muß darüber nachdenken. Im Fall des Unglücks haben wir unsere Güter." „Ja," versetzte Chesnel, „Sie haben Gütergemeinschaft mit dem Herrn Marquis; der größere Teil gehört Ihnen, den können Sie beleihen, ohne dem Bruder etwas davon zu sagen."

Am Abend merkten die Whist-, Reversino-, Boston- und Tricktrickspieler einige Erregung in den gewöhnlich so ruhigen und ungetrübten Zügen von Fräulein Armande. „Armes, herrliches Mädchen!" meinte die alte Marquise von Castéran, „sie muß noch leiden. Eine Frau weiß nie, was sie auf sich nimmt, wenn sie solche Opfer bringt, wie sie sie ihrem Hause gebracht hat."

Es wurde am nächsten Morgen beschlossen, daß Fräulein Armande nach Paris reiste, um ihren Neffen dem Verderben zu entreißen. Wenn jemand Victurniens Befreiung durchsetzen konnte: war es nicht diese Frau, die für ihn das Herz einer Mutter hatte? Fräulein Armande war entschlossen, die Herzogin von Maufrigneuse aufzusuchen und dieser Dame alles zu erklären. Aber es bedurfte eines Vorwandes, um diese Reise in den Augen des Marquis und der Stadt zu rechtfertigen. Fräulein Armande gab all ihre Mädchenscham preis, indem sie an ein körperliches Leiden glauben ließ, das eine Konsultation geschickter und angesehenen Ärzte nötig machte. Gott weiß, ob darüber geredet wurde. Fräulein Armande sah eine ganz andere Ehre als die ihre auf dem Spiel! Sie reiste. Chesnel brachte ihr seinen letzten Beutel Louisdor; sie nahm ihn, ohne weiter darauf zu achten, wie sie ihre weiße Kapotte und ihre Fülethandschuhe nahm. ‚Edles Mädchen! Wie gut und freundlich sie ist!‘ sagte Chesnel, als er sie und ihre Zofe, die wie eine barmherzige Schwester aussah, in den Wagen gehoben hatte.

Du Eroisier hatte seine Rache berechnet, wie die Menschen der Provinz alles berechnen. Niemand so wie die Wilden, die Bauern und die Provinzialen studieren ihre Angelegenheiten nach allen Richtungen; wenn sie daher vom Gedanken zur Wirklichkeit kommen, ist alles schon vorbereitet. Die Diplomaten sind Kinder im Vergleich mit diesen drei Klassen der Säugetiere, die Zeit haben — also gerade das, was den Menschen fehlt —, die genötigt sind, an verschiedenerlei zu denken, alles in den großen menschlichen Angelegenheiten vorzubereiten. Hatte du Eroisier das Herz des armen Victurnien so gut gegründet, daß er vorausgesehen hatte, wie leicht er seiner Rache ins Garn laufen würde, oder nutzte er einen Zufall aus, auf den er seit Jahren gelauert hatte? Eine Einzelheit beweist, daß in der Art, wie der Schlag vorbereitet wurde, eine gewisse geschickte Berechnung lag. Wer ließ du Eroisier eine Warnung

zukommen? Waren es die Keller? War es der Sohn des Präsidenten du Ronceret, der sein juristisches Studium in Paris beendigte? Du Croissier schrieb einen Brief an Victurnien, in dem er ihm anzeigte, er habe dem Keller verboten, ihm von jetzt ab noch irgendeine Summe vorzustrecken, und zwar in dem Augenblick, wo er die Herzogin von Maufrigneuse in der äußersten Verlegenheit und den Grafen d'Esgrignon in eine Not gesunken wußte, die so schrecklich wie klug versteckt war. Der unglückliche junge Mann bot seinen ganzen Geist auf, um Wohlstand zu heucheln. Der Brief, der dem Opfer mittheilte, die Keller würden ihm nichts mehr ohne Unterpfand auszahlen, ließ zwischen den Redensarten übertriebener Hochachtung und der Unterschrift einen ziemlich großen Zwischenraum. Wenn man dieses Stück des Briefes abtrennte, war es leicht, daraus eine Anweisung auf eine beträchtliche Summe zu machen. Der höllische Brief ging bis zur ersten Seite des zweiten Blattes, er steckte in einem Umschlag, die Rückseite war also frei. Als dieser Brief ankam, war Victurnien in der tiefsten Verzweiflung. Nach zwei Jahren des glücklichsten, sinnlichsten Lebens, das gedankenlos, in größter Uppigkeit verbracht worden war, sah er sich dem bittersten Elend, der völligen Unmöglichkeit, Geld aufzutreiben, gegenüber. Die Reise war nicht ohne einige pekuniäre Schwierigkeiten zu Ende gegangen. Der Graf hatte mit großer Mühe unter dem Beistand der Herzogin mehrere Male bei Bankiers Beträge aufgenommen. Diese Beträge, die durch Wechsel fällig wurden, mußten sich mit den unerbittlichen Zahlungsaufforderungen der Bank und des Handelsgerichts in aller Strenge vor ihm aufstürmen. In seinen letzten Genüssen spürte der unselige Jüngling schon die Degen Spitze des Komturs. Mitten in seinen Gelagen hörte er, wie Don Juan, den schweren Schritt der Statue die Treppe heraufkommen. Er empfand die unsagbaren Fieberanfälle, die der Schirotko der Schulden im Gefolge hat. Er rechnete auf einen Zufall. Er hatte seit fünf Jahren immer in der Lotterie ge-

wonnen, seine Börse hatte sich immer wieder gefüllt. Er sagte sich, nach Ehesnel wäre du Croisier gekommen; wenn du Croisier versagte, müßte eine andere Goldader aufblitzen. Ueberdies gewann er beträchtliche Summen im Spiel. Das Spiel hatte ihn schon ein paarmal aus schlimmen Lagen gerettet. Oft war er in einer wahnsinnigen Hoffnung in den Ausländerklub gegangen und hatte dort das Geld wieder verspielt, das er in seinem Klub oder in der Gesellschaft beim Whist gewonnen hatte. Sein Leben glich seit zwei Monaten dem unsterblichen Finale von Mozarts Don Juan! Diese Musik muß jungen Leuten, die in die Lage gekommen sind, mit der Victurnien rang, Schauder einflößen. Wenn etwas die ungeheure Macht der Musik beweisen kann, ist es dann nicht diese unvergleichliche Wiedergabe der Unordnung, der Verlegenheiten, die in einem ausschließlich der Wollust geweihten Leben entstehen, diese furchtbare Schilderung des Entschlusses, seine Schulden, seine Duellen, seine Bubenstreiche, alles Unheil, das droht, im Taumel zu vergessen! Mozart steht in diesem Stück ebenbürtig neben Molière und übertrifft ihn noch. Dieses schreckliche Finale mit all seiner Glut, Kraft, Verzweiflung und Lust, das voller schrecklicher Gespenster und ausgelassener Weiber ist, das noch durch einen letzten Versuch im Weinrausch und durch eine wütende Verteidigung gesteigert wird, diese ganze höllische Dichtung spielte Victurnien ganz allein! Er sah sich allein, verlassen, ohne Freunde, vor einem Stein, auf dem wie am Schlusse eines hinreißenden Buches das Wort 'Ende' stand. Ja, für ihn sollte alles zu Ende sein. Er sah schon den kalten und spöttischen Blick, das Lächeln voraus, mit dem seine Kumpane die Nachricht von seinem Untergang aufnehmen würden. Er wußte, daß unter ihnen, die auf dem grünen Tuche, welches Paris an der Börse, in den Salons, in den Klubs, überall bereithält, große Summen aufs Spiel setzten, kein einziger eine Banknote dem Spiel entziehen würde, um einen Freund zu retten. Ehesnel mußte ruiniert sein. Victurnien hatte Ehes-

nel ausgefogen. Alle Furien waren in seinem Herzen und theilten es unter sich, wenn er in der Italienischen Oper, in der Loge, in der ihr Glück das ganze Theater neidisch machte, der Herzogin zulächelte. Schließlich ist noch zu sagen: er war so tief in den Zweifel, die Hoffnungslosigkeit und den Unglauben versunken, daß er, der das Leben so sehr liebte, daß er bis zu Erbärmlichkeiten ging, um es zu erhalten — das Leben, das dieser Engel ihm so schön machte! —, daß er trotzdem anfang, sich mit Gedanken an den Selbstmord zu tragen und mit seinen Pistolen zu liebäugeln, er, dieser wollüstige und gesunkene Mensch, der seines Namens unwürdig war. Er, der nicht den Anschein einer Beleidigung geduldet hätte, machte sich die furchtbarsten Vorwürfe, die man nur von sich selbst ertragen kann. Er hatte den Brief du Croisiers offen auf seinem Bett liegen lassen: es war neun Uhr gewesen, als Joséphin ihn ihm übergab; und nach der Rückkehr von der Oper schlief er, obwohl seine Möbel gepfändet waren; er war vorher in dem üppigen Absteigequartier gewesen, wo die Herzogin und er sich nach den Hoffesten, den glänzendsten Bällen, den strahlendsten Festen für ein paar Stunden trafen. Dieses Absteigequartier war eine Mansarde, die äußerlich unscheinbar, aber im Innern von den indischen Peris eingerichtet schien; die Eingangstür freilich war so niedrig, daß Frau von Maufrigneuse, wenn sie mit Federn oder Blumen geschmückt kam, nur gebückt eintreten konnte. Als der Graf den Ruin vor sich sah, hatte er das elegante Nest aufgeben wollen, das er in eine Stätte verwandelt hatte, die seines Engels würdig war, in dem aber künftig aus den Zaubereien, die das Unglück nun zerbrechen sollte, nicht mehr weiße Tauben, leuchtende bengalische Finken, farbenprächtige Flamingos, tausend bunte Vögel ausschlüpfen sollten, wie sie noch in den letzten Tagen des Lebens um unsere Häupter schweben. Ach, binnen drei Tagen mußte er fliehen; die Verfolgungen wegen der Wechsel, die er Wucherern gegeben hatte, waren bis zum Letzten gediehen! Es schoß ihm ein wahnsinniger

Gedanke durchs Hirn: wie wäre es, wenn er mit der Herzogin flüchten, in einem unbekannten Winkel in Nord- oder Südamerika leben würde; flüchten aber mit seinem Vermögen, und die Gläubiger könnten mit ihren Ansprüchen und mit langen Gesichtern zurückbleiben? Um diesen Plan auszuführen, brauchte er nur das Ende des von du Croisier unterzeichneten Briefes abzutrennen, daraus eine Anweisung zu machen und damit zu den Keller zu gehen. Er bestand einen furchtbaren Kampf, in dem er Tränen vergoß und in dem die Ehre des Geschlechts schließlich siegte, aber nur bedingungsweise. Victurnien wollte erst seiner schönen Diana sicher sein, er machte die Ausführung des Planes von ihrer Einwilligung zur Flucht abhängig. Er begab sich zur Herzogin, nach der Rue du Faubourg-Saint-Honoré; er fand sie in einem der koketten Négligés, die ihr ebenso viel Mühe wie Geld kosteten, und die es ihr erlaubten, ihre Rolle als Engel schon um elf Uhr vormittags zu beginnen.

Frau von Maufrigneuse war etwas nachdenklich; an ihr zehrten dieselben Sorgen, aber sie ertrug sie tapfer. Unter den verschiedenen Konstruktionen, wie sie die Physiologen bei den Frauen festgestellt haben, gibt es eine, die etwas unbeschreiblich Furchtbares aufweist, eine Seelenstärke, eine Klarheit des Erfassens, eine Schnelligkeit des Entschlusses, eine Sorglosigkeit oder vielmehr eine Bestimmtheit in gewissen Dingen, vor denen ein Mann schaudern würde. Diese Gaben sind unter dem Außern der anmutigsten Schwäche versteckt. Diese Frauen, sie allein unter den Frauen, stellen eine Vereinigung oder, besser gesagt, den Kampf zwischen zwei verschiedenen Wesen dar, eine Vereinigung, die Buffon nur beim Manne wahrhaben wollte. Die andern Frauen sind ganz Frauen; sie sind so völlig zart, völlig Mütter, völlig hingebend, völlig nichtig oder langweilig; ihre Nerven sind im Einklang mit ihrem Blut und ihr Blut mit ihrem Kopf; aber Frauen wie die Herzogin können es zur höchsten Empfindung bringen und dann wieder Proben der egoistischsten Empfindungslosigkeit ablegen. Es ist einer der

Ruhmesstiel Molières, daß er diese Frauennaturen, freilich nur von der einen Seite, in der größten Gestalt, die er in Marmor gehauen hat, bewunderungswürdig geschildert hat: in Celimene! Celimene repräsentiert die aristokratische Frau, wie Figaro, diese zweite Auflage von Panurg, die Verkörperung des Volkes ist. So hatte die Herzogin, die von dem Gewicht ungeheurer Schulden erdrückt wurde, sich selbst befohlen — völlig wie Napoleon die Last seiner Gedanken vergessen und willkürlich wieder aufnehmen konnte —, an diesem Wolkenbruch von Sorgen nur einen einzigen Augenblick lang zu denken, dann aber einen endgültigen Entschluß zu fassen. Sie verstand sich auf die Kunst, sich von sich selbst zu trennen und das Unheil aus einiger Entfernung zu betrachten, anstatt sich von ihm verschütten zu lassen. Das war an einer Frau ohne Zweifel eine große, aber eine furchtbare Eigenschaft. Zwischen dem Augenblick ihres Erwachens, in dem sie all ihre Gedanken wiedergefunden hatte, und dem Augenblick, wo sie sich an ihre Toilette begeben hatte, hatte sie die Gefahr in ihrem ganzen Umfang, die Möglichkeit des furchtbaren Sturzes ins Auge gefaßt. Sie erwog: die Flucht ins Ausland; oder sie könnte zum König gehen und ihm ihre Schulden bekennen; oder einen du Tillot oder Nucingen verführen und das Geld durch Börsenspiel erwerben; der Bankier würde klug genug sein, das Gold, das er ihr geben würde, nur Gewinne bringen zu lassen und nie von Verlusten zu sprechen, und dieses Zartgefühl würde einen Schleier über alles werfen. Diese verschiedenen Mittel, diese Katastrophe, das hatte sie alles kaltblütig, ruhig, ohne Zaghaftigkeit überlegt. Wie der Naturforscher den prächtigsten Schmetterling nimmt und mit einer Nadel aufspießt, so hatte Frau von Maufrigneuse ihre Liebe ihrem Herzen entnommen, um an das Erfordernis des Augenblicks zu denken; ihre schöne Leidenschaft konnte sie immer noch auf tadellose Watte zurücklegen, wenn sie erst ihre Herzogskrone gerettet hatte. Sie kannte keine der Schwankungen, die Richelieu nur dem Vater

Joseph anvertraut hatte, die Napoleon in seinem Beginn vor aller Welt verbarg; sie hatte sich gesagt: entweder so oder so. Sie saß am Kamin und hatte eben ihre Toilette verlangt, um ins Wäldchen zu fahren, wenn das Wetter es erlaubte, als Victurnien eintrat.

Trotz seiner unterdrückten Talente und seinem lebhaften Geist war der Graf, wie diese Frau hätte sein sollen: er hatte ein Schwanken in seinem Herzen, er schwitzte unter seiner Dandyrüstung; er wagte es noch nicht, die Hand an einen Eckstein zu legen, dessen Entfernung die Pyramide ihrer beiderseitigen Existenz in sich zusammenfallen lassen mußte. Es kostete ihm so viel, Sicherheit zu bekommen! Die stärksten Männer täuschen sich gern selbst über gewisse Dinge, wo die Erkenntnis der Wahrheit sie vor sich selbst demütigen und kränken muß. Victurnien zwang seine eigene Unsicherheit, auf den Schauplatz zu treten, indem er einen kompromittierenden Satz hervorbrachte.

„Was ist Ihnen?“ war beim Anblick ihres lieben Victurnien das erste Wort Dianens von Maufrigneuse. „Ach, liebe Diana, ich bin in einer so schrecklichen Lage, daß ein Mann, der ins Wasser gefallen ist und hilflos versinkt, im Vergleich zu mir glücklich daran ist.“ „Pah,“ machte sie, „das wird so schlimm nicht sein, Sie sind ein Kind. Also, was ist es denn?“ „Ich kann vor Schulden nicht mehr weiter und bin ganz ruiniert.“ „Weiter nichts?“ fragte sie lächelnd. „Alle Geldan gelegenheiten können so oder so in Ordnung gebracht werden; unheilbar sind nur die Nöte des Herzens.“

Victurnien taute durch dieses schnelle Erfassen seiner Lage auf und entrollte das glänzende Gewebe seines Lebens während der letzten dreißig Monate; aber er zeigte es auf der inneren Seite und mit Talent und Geist. Er entfaltete in seiner Erzählung die Poesie des Augenblicks, die keinem in großen Krisen fehlt, und verstand es, sie mit einer eleganten Verachtung für Dinge und Menschen zu übertünchen. Das war aristokratisch.

Die Herzogin hörte zu, wie sie sich aufs Zuhören verstand; sie hatte die Beine übereinander geschlagen und stützte den Ellenbogen auf ihr hochgehobenes Knie, ihr Fuß ruhte auf einem Schemel, die Finger schmiegt sich zierlich um ihr feingeformtes Kinn. Ihre Augen waren in die des Grafen versenkt; aber tausend Stimmungen drängten einander hinter dem Blau dieser Augen wie Wetterleuchten zwischen zwei Wolken. Ihre Stirn war ruhig, der Mund ernsthaft vor Erwartung, ernsthaft vor Liebe, die Lippen hingen an Victurniens Lippen. Da sie so zuhörte, was konnte Victurnien anders glauben, als daß himmlische Liebe in diesem Herzen wohnte? Als der Graf daher dieser Seele, die an seiner Seele hing, die Flucht vorge schlagen hatte, konnte er nicht anders als ausrufen: „Sie sind ein Engel!“

Die schöne Maufrigneuse antwortete jetzt; bisher hatte sie kein Wort gesagt. „Schön, schön,“ sagte sie; dabei gingen ihr aber ganz andere Dinge, schwierige Berechnungen im Kopf herum, während sie diese freundlichen, gleichgültigen Worte sagte; „es handelt sich nicht darum, mein Freund . . . (Der Engel hieß bei ihr ‚darum‘.) Denken Sie an sich! Ja, wir wollen weg, sobald als möglich. Bringen Sie alles in Ordnung: ich folge Ihnen. Es ist schön, Paris und die große Welt hinter sich zu lassen. Ich werde meine Vorbereitungen so treffen, daß man nichts argwöhnen kann.“

Dieses Wort: „Ich folge Ihnen!“ wurde in dem Tone gesagt, wie es zu jener Zeit die Mars vorbrachte und damit zweitausend Zuhörer erschütterte. Wenn eine Herzogin von Maufrigneuse mit einem solchen Wort der Liebe ein solches Opfer bringt, hat sie genug getan. Ist es möglich, ihr noch von niedrigen Einzelheiten zu sprechen? Victurnien konnte die Mittel, die er anzuwenden gedachte, um so besser verbergen, als Diana sich wohl hütete, ihn zu fragen; sie betrachtete sich, wie Herr von Marsay sagte, als zum rosenbefränzten Bankett des Lebens geladen, das jeder Mann ihr rüsten mußte. Vic-

turnien wollte nicht gehen, ohne daß dieses Versprechen besiegelt wurde; er mußte in seinem Glück Mut schöpfen, um sich zu einer Handlung zu entschließen, die, wenn er sie wagte, falsch ausgelegt werden konnte; aber er rechnete, und das war der Umstand, der schließlich für ihn entscheidend war, auf seine Tante und seinen Vater, die die Geschichte schon ersticken würden; er rechnete sogar auf Chesnel, der noch einen Ausweg finden würde. Ueberdies, sagte er, war 'dieses Verfahren' das einzige Mittel, um auf die Ländereien der Familie eine Anleihe aufzunehmen. Mit dreihunderttausend Franken könnten der Graf und die Herzogin in einem venezianischen Palast verborgen glücklich leben; dort würden sie die ganze Welt vergessen! Sie erzählten sich ihren Roman im voraus.

Am Tage darauf fertigte Victurnien eine Anweisung auf dreihunderttausend Franken an und brachte sie zu Kellers. Die Keller bezahlten, du Croisier hatte im Augenblick ein Guthaben bei ihnen; aber sie ersuchten ihn durch Brief, er solle nicht mehr ohne Nachricht bei ihnen Beträge erheben lassen. Du Croisier war sehr erstaunt; er verlangte seinen Auszug und erhielt ihn. Dieser Auszug erklärte ihm alles: seine Rache war fällig.

Als Victurnien 'sein' Geld hatte, brachte er es Frau von Maufrigneuse. Diese schloß die Banknoten in ihren Sekretär ein. Dann wollte sie — zum letztenmal — in die Große Oper gehen, um der Welt Valet zu sagen. Victurnien war träumerisch, zerstreut, unruhig; er fing an, nachdenklich zu werden. Er überlegte, daß ihn sein Platz in der Loge der Herzogin teuer zu stehen kommen könnte, daß er besser tun würde, nachdem er die dreihunderttausend Franken in Sicherheit gebracht hatte, eiligst die Post zu nehmen, Chesnel zu Füßen zu fallen und ihm seine verzweifelte Lage zu gestehen. Ehe er ging, konnte sich die Herzogin nicht enthalten, Victurnien einen schmelzenden Blick zuzuwenden, in dem der Wunsch auflohte, ihrem Nest, das sie so liebte, noch Lebewohl zu sagen! Der Graf aber war

noch zu jung und verlor eine Nacht. Am andern Tage war er um drei Uhr im Hotel Maufrigneuse, um die Wünsche der Herzogin entgegenzunehmen; um Mitternacht sollte die Reise angetreten werden.

„Warum sollen wir eigentlich reisen?“ meinte sie. „Ich habe mir die Sache überlegt. Die Vicomtesse von Beauféant und die Herzogin von Langeais sind verschwunden. Meine Flucht hätte etwas sehr Gewöhnliches an sich. Wir wollen dem Gewitter standhalten, das wird viel schöner sein. Ich bin des Erfolges sicher.“

Victurnien war es, als bekäme er einen Schlag vor den Kopf; ihm war zumute, als ob seine Haut auseinanderklaffte und das Blut überall herausfloß.

„Was ist Ihnen?“ rief die schöne Diana, als sie ein Schwanken bemerkte, das die Frauen nie verzeihen.

Auf alle Launen der Frauen müssen gewandte Männer immer zuerst Ja sagen und ihnen die Gründe zum Nein in der Weise beibringen, daß sie ihnen die Ausübung ihres Rechtes freistellen, ihre Einfälle, Entschlüsse und Stimmungen immer wieder zu wechseln. Zum erstenmal hatte Victurnien einen Zornesanfall, den Zorn der schwachen und romantischen Naturen, der an ein Gewitter mit Regen und Blitzen erinnert, bei dem es aber nicht donnert. Er behandelte diesen Engel, dem zuliebe er mehr als sein Leben, im Vertrauen auf den er die Ehre des Hauses aufs Spiel gesetzt hatte, sehr schlecht.

„So also“, antwortete sie, „stehen wir nach anderthalb Jahren Liebe! Sie benehmen sich schlecht, sehr schlecht gegen mich. Gehen Sie! Ich will Sie nicht mehr sehen. Ich glaubte, daß Sie mich lieben, Sie lieben mich nicht.“ „Ich liebe Sie nicht?“ fragte er. Dieser Vorwurf schmetterte ihn nieder. „Nein, Herr Graf.“ „Wie?“ rief er: „Oh! wenn Sie wüßten, was ich für Sie getan habe!“ „Und was haben Sie groß für mich getan?“ gab sie zurück; „als ob man nicht alles für eine Frau

tun mußte, die für Sie so viel getan hat.“ „Sie sind nicht wert, es zu erfahren!“ rief Victurnien wütend. „Ah!“

Nach diesem himmlischen ‚Ah!‘ neigte Diana den Kopf, barg ihn in der Hand und blieb kalt, unbeweglich, unverföhnlich, wie die Engel sein müssen, die an keinem menschlichen Gefühl theilhaben. Als Victurnien diese Frau in einer so furchtbaren Haltung sah, vergaß er die Gefahr, in der er schwebte. Hatte er nicht eben dieses engelgleiche Geschöpf mißhandelt? Er wollte Gnade, er warf sich Diana von Maufrigneuse zu Füßen und küßte ihre Schuhe; er flehte sie an, er weinte. Der Unglückliche blieb zwei Stunden und beging tausend Torheiten; er begegnete immer einem kalten Gesicht und Augen, in denen manchmal schwere, schweisgsame Tränen standen, die sie aber sofort trocknete, um den unwürdigen Liebhaber zu verhindern, sie wegzuküssen zu wollen. Die Herzogin spielte eine der schmerzreichen Szenen, die die Frauen erhaben und geheiligt machen. Diesen zwei ersten Stunden folgten zwei weitere. Der Graf bekam jetzt Dianas Hand, er fand sie kalt und seelenlos. Diese schöne Hand, die so voller Schätze war, schien wie biegsames Holz; sie drückte nichts aus; er hatte sie genommen, sie war nicht gegeben worden. Er lebte nicht mehr, er dachte nicht mehr. Ihm war alles untergegangen. Was sollte er tun? Was beschließen? Bei solchen Gelegenheiten muß ein Mann, wenn er kaltes Blut bewahren soll, die Konstitution jenes Zuchthäuslers haben, der eine ganze Nacht hindurch die goldenen Medaillen der Königlichen Bibliothek gestohlen hatte und nun am Morgen zu seinem ehrenwerten Bruder kam, der sie ihm schmelzen sollte, und auf dessen Frage: ‚Was soll ich machen?‘ antwortete: ‚Mach mir Kaffee!‘ Aber Victurnien versiel in eine verzweifelte Starrheit, und Dunkel umfing seinen Geist. Wie auf einer grauen Nebelwand erschienen ihm, vergleichbar jenen Gestalten, die Raffael auf dunkeln Hintergrund gesetzt hat, die Bilder der Wonnen, denen er Valet sagen mußte. Die Herzogin war unerbittlich und voller Verachtung, sie

spielte mit einer Schleife an ihrem Gewand und warf erzürnte Blicke auf Victurnien; sie kokettierte mit ihren mondänen Erinnerungen, sie sprach ihrem Geliebten von seinen Nebenbuhlern, wie wenn ihr Zorn sie bestimmen könnte, einen Mann, der imstande war, in einem Augenblick anderthalb Jahre der Liebe zu verleugnen, durch einen von ihnen zu ersetzen.

„Ah!“ sagte sie, „der liebe kleine reizende Felix von Vandenesse, der Frau von Mortsauf so treu ist, würde sich solch einen Auftritt nicht erlauben; der liebt in Wahrheit! Marsay, dieser schreckliche Marsay, den alle so bestialisch finden, ist einer der Männer, die gegen Männer rauh sind, die aber all ihre Zartheit den Frauen aufbewahren. Montriveau hat die Herzogin von Langeais in einem Zornesanfall, der wenigstens von seiner übermäßigen Liebe zeugte, mit Füßen getreten, wie Othello Desdemona getötet hat: das war nicht erbärmlich wie ein Zank! Es tut wohl, so zertreten zu werden! Die blonden, kleinen, mageren und schwächtigen Männer plagen die Frauen gern; sie können nur über diese armen schwachen Geschöpfe herrschen; sie brauchen einen Grund, um sich für Männer ansehen zu können. Die Tyrannei der Liebe ist ihre einzige Möglichkeit zur Macht.“ Und so ging es weiter. Sie wußte gar nicht, warum sie sich in die Gewalt eines blonden Mannes gegeben hatte. Marsay, Montriveau, Vandenesse, diese schönen braunen Männer, hatten Sonnenstrahlen in den Augen.

So ging eine Flut von Stichelreden, die wie Kugeln durch die Luft pfffen, über den armen Grafen hin. Diana schleuderte drei Pfeile in einem einzigen Wort: sie demüthigte, stach und verletzte zugleich, wie nur zehn Wilde verwunden können, wenn sie ihren an einen Pfahl gebundenen Feind quälen wollen.

„Sie sind wahnsinnig!“ rief der Graf in einem Anfall von Unwillen aus und ging, Gott weiß in welcher Verfassung. Er lenkte sein Pferd, als ob er nie gefahren hätte. Er fuhr mit anderen Wagen zusammen, er streifte einen Brellstein auf dem

Place Louis XV., er wußte nicht, wohin das Pferd lief. Da dieses spürte, daß es nicht gehalten wurde, raste es über den Quai d'Orsay nach seinem Stall. Als es in die Rue de l'Université einbog, wurde das Kabriolett von Joséphin angehalten.

„Herr Graf,“ sagte der Alte mit verwirrter Miene, „Sie können nicht nach Hause, die Herren vom Gericht sind gekommen und wollen Sie verhaften . . .“

Victurnien führte diesen Haftbefehl auf die Anweisung zurück, die noch gar nicht in Händen des Staatsanwalts sein konnte, und nicht auf seine leibhaften Wechsel, die seit einigen Tagen als vollstreckbare Verurteilungen unterwegs waren und die von der Hand der Häscher des Handelsgerichts in Begleitung von Spionen, Bütteln, Friedensrichtern, Polizeikommissaren, Gendarmen und andern Vertretern der Gesellschaftsordnung dirigiert wurden. Wie die meisten Verbrecher dachte Victurnien nur noch an sein Verbrechen. „Ich bin verloren!“ rief er. „Nein, Herr Graf, fahren Sie zu, begeben Sie sich ins Hotel du Bon la Fontaine in der Rue de Grenelle. Sie finden dort Fräulein Armande, die angekommen ist; die Pferde sind an ihren Wagen gespannt, sie erwartet Sie und wird Sie fortbringen.“

In dieser Wirrnis griff Victurnien nach der Rettungsplanke, die sich ihm in seinem Schiffbruch darbot; er fuhr eilends nach dem Hotel, fand dort seine Tante und umarmte sie. Sie weinte wie eine Magdalena; es sah aus, als wäre sie die Mitschuldige ihres Neffen. Beide stiegen in den Wagen, und ein paar Augenblicke später hatten sie Paris hinter sich und waren auf der Straße nach Brest. Victurnien war wie vernichtet und verharrte in tiefem Schweigen. Als dann die Tante und der Nefse zu sprechen anfangen, wurden sie beide von dem verhängnisvollen Irrtum befangen, der Victurnien ohne Überlegung Fräulein Armande in die Arme geworfen hatte: der Nefse dachte an seine Fälschung, die Tante an die Schulden und die Wechsel.

„Sie wissen alles, liebe Tante,“ sagte er zu ihr. „Ja, armes Kind, aber wir sind zur Stelle. In diesem Augenblick werde ich dich nicht schelten; fasse Mut!“ „Ich muß mich verbergen.“ „Vielleicht . . . Ja, der Gedanke ist ausgezeichnet.“ „Wenn ich zu Chesnel kommen könnte, ohne gesehen zu werden? Wir könnten es einrichten, daß wir mitten in der Nacht ankommen!“ „Das wird besser sein, wir können dann meinem Bruder alles besser verbergen. Armes Kind, wie es leidet!“ Dabei streichelte sie den unwürdigen Neffen. „Oh! jetzt weiß ich, was Schande heißt, sie hat meine Liebe getötet.“ „Unglückliches Kind, so viel Glück und so viel Jammer!“

Fräulein Armande hielt den brennenden Kopf ihres Neffen an ihrer Brust, sie küßte seine Stirn, die trotz der Kälte schwitzte, wie die heiligen Frauen wohl die Stirn Christi geküßt haben, als sie ihn in sein Leichentuch legten. Nach seinem trefflichen Plan wurde der verlorene Sohn nächstlicherweile in das friedliche Haus in der Rue du Bercail gebracht; aber der Zufall wollte, daß er damit, wie das Sprichwort sagt, in den Wolfsrachen lief. Chesnel hatte am Tage vorher seine Kanzlei an den ersten Gehilfen des Herrn Lepressoir, der der Notar der Liberalen war, wie er der Notar der Aristokratie, verkauft. Der junge Mann gehörte einer Familie an, die reich genug war, daß er Chesnel eine beträchtliche Summe, hunderttausend Franken in barem Geld, aushändigen konnte.

„Mit hunderttausend Franken“, sagte sich in diesem Augenblick der alte Notar händereibend, kann man viele Schulden tilgen. Der junge Mann hat Wucherschulden, wir werden ihn hier in Verwahrung bringen. Ich werde hingehen und werde diesen Hunden das Maul stopfen.“

Chesnel, der ehrbare Chesnel, der tugendhafte Chesnel, der würdige Chesnel, nannte die Gläubiger seines Lieblings, des Grafen Victurnien, Hunde!

Der künftige Notar verließ eben die Rue du Bercail, als die Kalesche des Fräuleins Armande in sie einbog. Die Neu-

gier, die jeden jungen Mann erfüllt hätte, wenn er in dieser Stadt und zu dieser Stunde vor der Thür des alten Notars eine Kalesche hätte anfahren sehen, war groß genug, daß der erste Gehilfe sich rasch in eine Türnische stellte, von wo aus er Fräulein Armande erkannte. „Fräulein Armande d'Esgrignon zu dieser Stunde? Was geht denn bei den d'Esgrignon vor?“ fragte er sich.

Als das Fräulein eintrat, empfing Chesnel sie ziemlich geheimnißvoll. Wie er nun Victurnien bemerkte, bedurfte es kaum eines Wortes, das ihm Fräulein Armande ins Ohr sagte: der Biedermann begriff sofort; er blickte auf die Straße, fand sie still und einsam, machte ein Zeichen, und der junge Graf sprang aus dem Wagen und eilte ins Haus. Alles war verloren, Victurniens Versteck war dem Nachfolger Chesnels bekannt.

„Ah, Herr Graf!“ rief der alte Notar, als Victurnien in einer Kammer untergebracht war, die an Chesnels Arbeitszimmer stieß und in die man nur über Chesnels Körper hinweg eindringen konnte. „Ja, Herr Chesnel,“ erwiderte der junge Mann, der den Ausruf seines alten Freundes verstand, „ich habe nicht auf Sie gehört, ich bin in einen Abgrund gestürzt, in dem ich zugrunde gehen muß.“ „Nein, nein,“ erwiderte der Wackere und sah Fräulein Armande und den Grafen triumphierend an, „ich habe meine Kanzlei verkauft. Ich habe lange genug gearbeitet und ans Ausruhen gedacht. Morgen mittag werde ich im Besitz von hunderttausend Franken sein, mit denen sich viel in Ordnung bringen läßt. — Gnädiges Fräulein,“ fuhr er fort, „Sie sind müde, steigen Sie in Ihren Wagen, fahren Sie nach Hause und begeben Sie sich zur Ruhe. Vertagen wir die Geschäfte auf morgen!“ „Er ist in Sicherheit?“ „Ja,“ erwiderte der Greis. Sie umarmte ihren Neffen, weinte ein paar Tränen auf seine Stirn und fuhr davon.

„Guter Herr Chesnel, was sollen Ihre hunderttausend

Franken in meiner Lage nützen?" fragte der Graf seinen alten Freund, als sie anfangen, von den Geschäften zu reden. „Ich glaube, Sie kennen mein ganzes Unglück noch nicht.“

Victurnien erklärte seinen Fall. Ehesnel war wie vom Donner gerührt. Wäre seine Hingebung nicht so grenzenlos gewesen, er wäre diesem Schlag erlegen. Zwei Tränenbäche stürzten aus seinen Augen, denen man keine Tränen mehr zugebraut hätte. Er wurde für ein paar Augenblicke wieder zum Kind. Er war außer sich wie einer, der sein Haus brennen sieht und durch ein Fenster mit ansehen muß, wie die Wiege seiner Kinder brennt und ihr Haar zischend in Flammen aufgeht. Er schien größer zu werden, als ob er von unten auf wüchse; er hob seine alten Hände und schüttelte sie in verzweifelten und wahn sinnigen Bewegungen.

„Möge Ihr Vater sterben, ohne etwas zu erfahren, junger Mann! Genug, daß Sie ein Fälscher sind, seien Sie nicht auch ein Vätermörder! Fliehen? Nein, man würde Sie in contumaciam verurteilen. Unseliges Kind, warum haben Sie nicht meine Unterschrift gefälscht? Ich hätte bezahlt, ich wäre nicht mit der Urkunde zum Staatsanwalt gelaufen! Ich kann nichts mehr tun. Sie haben mich in die unterste Tiefe der Hölle geworfen. Du Kroisier! Was soll werden? Was soll man tun? Wenn Sie jemand getötet hätten, gäbe es noch eine Entschuldigung; aber eine Fälschung! eine Fälschung! Und dabei verrinnt die Zeit!“ Dabei wies er mit drohender Gebärde auf die Standuhr. „Nun ist ein falscher Paß nötig; Verbrechen erzeugt Verbrechen. Es muß . . .“ er machte eine Pause, ehe er fortfuhr: „Vor allem muß das Haus d'Esgrignon gerettet werden.“ „Aber“, rief Victurnien, „das Geld ist noch bei Frau von Maufrigneuse.“ „Ah!“ rief Ehesnel, „immerhin eine schwache Hoffnung. Werden wir du Kroisier rühren können? Wird er zu kaufen sein? Er soll alle Güter des Hauses bekommen, wenn er sie will. Ich gehe hin, ich lasse ihn wecken, ich biete ihm alles an. Ubrigens haben nicht Sie

die Fälschung begangen, ich habe es getan. Ich werde auf die Galeeren gehen, — nein, ich bin zu alt für die Galeeren, man kann mich nur ins Gefängnis stecken.“ „Aber ich habe die Anweisung geschrieben,“ wandte Victurnien ein, der sich über diese wahnsinnige Aufopferung nicht wunderte. „Dummkopf! . . . Verzeihung, Herr Graf. Sie hätten sie von Joséphin schreiben lassen sollen!“ rief der alte Notar wütend. „Das ist ein guter Kerl, er hätte alles auf seinen Buckel genommen. Es ist aus, die Welt geht unter!“ Der alte Mann war ganz erschöpft; er mußte sich setzen. „Du Croisier ist eine Bestie,“ fuhr er dann fort; „wir dürfen ihn nicht wecken. Wieviel Uhr ist es? Wo ist die Anweisung? In Paris, man kann sie von Kellers zurückkaufen, sie werden das machen. Ach! das ist eine Geschichte, wo alles Gefahr ist; ein einziger falscher Schritt richtet uns zugrunde. Auf jeden Fall muß das Geld her. Also los! Niemand weiß, daß Sie hier sind, verbergen Sie sich im Keller, wenn es not tut. Ich fahre nach Paris, ich eile; ich höre die Eilpost von Brest kommen.“

In einem Augenblick fand der alte Mann die Gaben seiner Jugend wieder, seine Beweglichkeit und Kraft; er machte sich schnell sein Reisebündel zurecht, steckte Geld zu sich, legte ein Sechspfundbrot in die Kammer und schloß sein Adoptivkind ein. „Kein Geräusch machen!“ schärfte er ihm ein; „bleiben Sie bis zu meiner Rückkehr da drin; kein Licht nachts, sonst müssen Sie ins Bagno! Verstehen Sie mich, Herr Graf? Jawohl, ins Bagno, wenn in so einer Stadt wie unserer jemand wüßte, daß Sie hier sind.“

Dann verließ er seine Wohnung, nachdem er erst noch der Haushälterin anbefohlen hatte, ihn für krank auszugeben, niemand vorzulassen, jedermann wegzuschicken und Geschäfte jeder Art auf drei Tage aufzuschieben. Er verführte den Postmeister, erzählte ihm ein Märchen, denn er hatte das Talent eines guten Geschichtenerzählers; er setzte es durch, daß er, wenn Platz war, ohne Paß mitgenommen wurde, und ließ sich versprechen, daß

diese plötzliche Reise Geheimnis bleiben sollte. Die Post kam zum Glück leer an.

Am andern Tag nachts langte der Notar in Paris an und war um neun Uhr morgens im Hause Keller; dort erfuhr er, daß die verhängnisvolle Anweisung vor drei Tagen an du Croisier zurückgeschickt worden war; aber er erfuhr alles, was er wissen mußte, ohne etwas Verfängliches gesagt zu haben. Bevor er die Bankiers verließ, fragte er, ob sie, wenn er das Geld zurückzahlte, das Schriftstück zurückkommen lassen könnten. Franz Keller antwortete, das Stück gehörte du Croisier, der allein die Entscheidung darüber hätte, ob er es behalten oder zurückschicken wollte. Der Greis begab sich in Verzweiflung zur Herzogin. Um diese Stunde empfing Frau von Maufrigneuse niemand. Chesnel hatte keine Zeit zu verlieren; er setzte sich in den Vorraum, schrieb ein paar Zeilen, verführte, berückte, interessierte und kommandierte die frechsten und unzugänglichsten Dienstboten der Welt und setzte es schließlich durch, daß seine Worte der Herzogin gebracht wurden. Die Herzogin empfing, obwohl sie noch zu Bett lag, zum großen Erstaunen ihrer Dienerschaft, den alten Mann in schwarzen Hosen, wollenen Strümpfen und Schnallenschuhen.

„Was gibt es, Herr?“ fragte sie und richtete sich aus ihrem Durcheinander auf; „was will der Undankbare von mir?“ „Er gibt an, Frau Herzogin,“ rief der alte Mann, „daß Sie hunderttausend Taler haben, die uns gehören!“ „Ja,“ sagte sie, „was bedeutet...?“ „Die Summe entstammt einer Fälschung, die uns auf die Galeeren bringt und die wir aus Liebe zu Ihnen begangen haben,“ fuhr Chesnel lebhaft fort. „Haben Sie mit Ihrem Geist es wirklich nicht erraten? Anstatt mit dem jungen Manne zu schmälen, hätten Sie ihn ausfragen und ihn retten sollen, indem Sie ihm zur rechten Zeit halt geboten. Jetzt wolle Gott, daß das Unglück noch wieder gutzumachen ist! Wir werden Ihren ganzen Einfluß beim König nötig haben.“

Bei den ersten Worten, die ihr die Sache erklärten, schämte sich die Herzogin über ihr Benehmen gegen einen so leidenschaftlichen Liebhaber und fürchtete überdies, der Mitschuld bezichtigt zu werden. In ihrem Wunsche, zu zeigen, daß sie das Geld aufbewahrt hatte, ohne es anzurühren, vergaß sie alle Schicklichkeit und zählte außerdem diesen Notar gar nicht unter die Männer; sie warf mit einer raschen Bewegung ihr Bett zurück, sprang heraus und auf ihren Sekretär zu und eilte so an dem Notar vorüber wie einer der Engel in den Vignetten Lamartines, reichte Chesnel die hunderttausend Taler und legte sich verwirrt wieder ins Bett.

„Sie sind ein Engel, Frau Gräfin,“ sagte er. (So mußte sie denn für alle ein Engel sein!) „Aber das ist noch nicht alles,“ fuhr er dann fort, „ich rechne auf Ihren Beistand zu unsrer Rettung.“ „Zu Ihrer Rettung! Sie wird mir gelingen, oder ich will umkommen. Es gehört schon Liebe dazu, wenn einer bis zum Verbrechen geht. Für welche Frau hat man das getan? Armer Junge! Eilen Sie, verlieren Sie keine Zeit, lieber Herr Chesnel! Zählen Sie auf mich, wie auf sich selbst!“ „Frau Herzogin! Frau Herzogin!“ Der alte Notar brachte nichts andres heraus als diese Worte, so gerührt war er. Er weinte, er hatte Lust zu tanzen; aber er fürchtete, verrückt zu werden, und bezwang sich. „Wir zwei werden ihn retten,“ sagte er, als er ging.

Chesnel suchte sofort Joséphin auf, der ihm den Sekretär und das Tischfach öffnete, in denen die Papiere des jungen Grafen waren. Er fand zum Glück einige Briefe von du Croisier und dem Haus Keller, die nützlich sein konnten. Dann nahm er einen Platz in einem Postwagen, der unmittelbar danach abfuhr. Er bezahlte die Postillione so, daß sie mit der langsamen Post so schnell fuhren wie sonst die Eilpost; zum Glück fuhr er mit zwei Reisenden zusammen, die es ebenso eilig hatten wie er und die damit einverstanden waren, ihre Mahlzeiten im Wagen einzunehmen. Sie fuhren rasend. Nach

dreitägiger Abwesenheit kam der Notar wieder in der Rue du Bercaill an. Es war elf Uhr nachts, aber es war zu spät. Chesnel sah Gendarmen an seiner Thür, und als er die Schwelle erreicht hatte, sah er im Vorhof den verhafteten jungen Grafen. Wenn er die Macht gehabt hätte, hätte er gewiß all die Gerichtspersonen und Gendarmen getödet; aber es blieb ihm nichts weiter übrig, als Victurnien zu umarmen. „Wenn es mir nicht gelingt, die Sache im Keim zu ersticken, müssen Sie sich töten, ehe Anklage erhoben wird!“ flüsterte er ihm ins Ohr.

Victurnien war in einem solchen Zustand der Erstarrung, daß er den Notar ansah, ohne ihn zu verstehen. „Mich töten!“ wiederholte er. „Ja! Wenn Sie nicht den Mut dazu haben, mein Junge, zählen Sie auf mich!“ gab ihm Chesnel zur Antwort und drückte ihm die Hand.

Er blieb trotz des Schmerzes, den ihm dieses Schauspiel bereitete, und obwohl ihm die Beine zitterten, auf demselben Fleck stehen, wo er stand. Er sah nur immer auf den Sohn seines Herzens, den Grafen d'Esgrignon, den Erben dieses großen Hauses, wie er nun zwischen den Gendarmen, dem städtischen Polizeikommissar, dem Friedensrichter und dem Gerichtsboten dahinging. Der alte Mann kam erst wieder zu einem Entschluß und zu seiner Geistesgegenwart, als dieser Trupp verschwunden war, als er das Geräusch ihrer Tritte nicht mehr hörte und wieder Stille eingetreten war. „Herr Chesnel, Sie werden sich erkälten!“ sagte Brigitte zu ihm. „Hol dich der Teufel!“ schrie der Notar außer sich. Brigitte, die so etwas in den neunundzwanzig Jahren, die sie im Hause war, nicht gehört hatte, ließ ihre Kerze fallen; der Notar aber achtete gar nicht auf das Entsetzen seiner Haushälterin, sondern eilte nach dem Val-Noble.

„Er ist gestört,“ sagte sie bei sich. „Schließlich ist Grund dazu. Aber wohin geht er? Es ist mir unmöglich, ihm zu folgen. Was wird er anfangen! Will er ins Wasser gehen?“

Brigitte weckte den ersten Gehilfen und schickte ihn fort, da=

mit er an den Ufern des Flusses aufpaßte, die seit dem Selbstmord eines hoffnungsvollen jungen Mannes und dem jüngst erfolgten Tod eines verführten jungen Mädchens eine traurige Berühmtheit erlangt hatten. Chesnel war ins Haus du Croisiers gegangen. Es gab keine andere Hoffnung mehr. Das Verbrechen der Urkundenfälschung kann nur auf Antrag verfolgt werden. Wenn du Croisier sich dazu hergeben wollte, war es immer noch möglich, den Strafantrag für die Folge eines Mißverständnisses auszugeben. Chesnel hoffte, diesen Mann noch kaufen zu können.

An diesem Abend waren viel mehr Menschen als sonst zu Herrn und Frau du Croisier gekommen. Obwohl diese Angelegenheit zwischen dem Gerichtspräsidenten Herrn du Ronceret, dem ersten Substituten des Staatsanwalts Herrn Sauvager und Herrn du Loudrai, dem früheren Verwalter des Hypothekenamts, der abgesetzt worden war, weil er schlecht gewählt hatte, geheimgehalten worden war, hatten doch Frau du Ronceret und Frau du Loudrai sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit einer oder zwei intimen Freundinnen anvertraut. Die Neuigkeit war also mit Windeseile in der aus Adel und Bourgeoisie gemischten Gesellschaft bekannt geworden, die sich bei Herrn du Croisier traf. Jeder fühlte den Ernst einer solchen Sache, und keiner wagte offen davon zu sprechen. Die Anhänglichkeit von Frau du Croisier an den hohen Adel war außerdem so bekannt, daß man kaum wagte, etwas von dem Unglück zu stammeln, das die d'Esgrignon betroffen haben sollte, und nach Näherem zu fragen. Die sich am meisten für die Sache interessierten, warteten auf die Stunde, zu der die gute Frau du Croisier sich immer in ihr Schlafzimmer zurückzog, wo sie fern von den Blicken ihres Mannes ihren religiösen Pflichten nachkam. Als die Dame des Hauses verschwunden war, sahen sich die Anhänger du Croisiers, die das Geheimnis und die Pläne dieses Großindustriellen kannten, prüfend um und bemerkten in dem Salon noch Personen, die durch ihre

Anschauungen oder ihre Interessen verdächtig waren; sie fuhren also mit Spielen fort. Gegen halb zwölf Uhr waren nur noch die Intimen da, Herr Sauvager, Herr Camusot, der Untersuchungsrichter, und seine Frau, Herr und Frau du Ronceret, ihr Sohn Fabien, Herr und Frau du Coudrai, Joseph Blondet, der älteste Sohn eines alten Richters, im ganzen zehn Personen.

Man erzählt, daß Talleyrand in einer schicksalvollen Nacht, als er bei der Herzogin von Lynes beim Spiel saß, um drei Uhr morgens die Karten weglegte, die Uhr aus der Tasche zog und die Spieler fragte, ob der Prinz von Condé außer dem Herzog von Enghien noch ein Kind hätte. „Warum fragen Sie etwas, was Sie ganz gut wissen?“ gab Frau von Lynes zur Antwort. „Weil das Haus Condé, wenn der Prinz kein anderes Kind hat, erloschen ist.“ Es trat einen Augenblick Stillschweigen ein, und dann wurde weitergespielt. Aus einer ähnlichen Regung heraus verfuhr der Präsident du Ronceret, sei es, daß er diese zeitgeschichtliche Anekdote kannte, sei es, daß die kleinen Geister in den Ausdrucksformen des politischen Lebens den großen ähnlich sehen. Er sah nach der Uhr, unterbrach das Boston und sagte: „In diesem Augenblick wird Graf d'Esgrignon verhaftet, und dieses stolze Haus ist für immer entehrt.“ „Sie haben also den Jungen ergriffen?“ rief du Coudrai freudig.

Alle Anwesenden, außer dem Präsidenten, dem Substituten und du Croisier, bekundeten ihr großes Staunen. „Er ist soeben im Hause Chesnels, wo er sich versteckt hatte, verhaftet worden,“ sagte der Substitut. Er nahm dabei die Miene eines talentierten und verkannten Mannes an, der eigentlich hätte Polizeiminister sein sollen.

Dieser Herr Sauvager, der erste Substitut, war ein großer, magerer junger Mann von fünfundzwanzig Jahren mit einem langen, dunkelgefärbten Gesicht und schwarzen, gekräuselten Haaren; seine Augen lagen tief in den Höhlen und waren

unten mit einem braunen Kreis umrandet, der oben von seinen braungelben Augenlidern wiederholt wurde. Er hatte eine Habichtsnase, sein Mund war zusammengepreßt, die Wangen vom Studium wie in die Länge gezogen und vom Ehrgeiz ausgehöhlt. Er war ein Typus der Menschen zweiten Ranges, die immer auf günstige Gelegenheiten lauern und bereit sind, alles zu tun, um sich durchzusetzen, die sich aber in den Grenzen des Möglichen halten und Wohlanstand und Gesetzhlichkeit nicht verletzen. Seine wichtige Miene brachte seine servile Geschwätzigkeit beredt genug zum Ausdruck. Das Geheimnis des Versteckts des jungen Grafen war ihm von Chesnels Nachfolger verraten worden, und er erwies seinem scharfen Blick alle Ehre. Diese Nachricht schien den Untersuchungsrichter, Herrn Camusot, sehr zu überraschen, der auf den Antrag Sauvagers den Haftbefehl, der nun so schnell ausgeführt worden war, verfügt hatte. Camusot war ein kleiner, blonder, schon korpulenter Mann von etwa dreißig Jahren; er hatte die fahle Gesichtsfarbe, wie man sie bei Beamten, die in ihren Kanzleien oder Verhandlungszimmern eingesperrt sind, gewöhnlich trifft. Seine lichtbraunen Augen waren klein, es lag das Mißtrauen in ihnen, das meistens für List gehalten wird.

Frau Camusot sah ihren Mann an, als wollte sie fragen: „Hatte ich nicht recht?“ „Das Verfahren wird also seinen Fortgang nehmen?“ fragte der Untersuchungsrichter. „Hatten Sie daran gezweifelt?“ gab du Coudrai zurück; „alles ist fertig, da man den Grafen gefaßt hat.“ „Er kommt vor die Geschworenen,“ sagte Herr Camusot. „Für diese Verhandlung wird der Herr Präsekt die Geschworenenbank so bilden, daß nach den Ablehnungen, wie sie dem Staatsanwalt und dem Angeklagten zustehen, nur Leute übrigbleiben, die zur Freisprechung geneigt sind. — Mein Rat wäre, sich zu vergleichen.“ Damit wandte er sich an du Croisier. „Vergleichen!“ rief der Präsident; „die Sache ist nun doch schon beim Gericht anhängig.“ „Freigesprochen oder verurteilt, in jedem Fall wird

Graf d'Esgrignon ehrlos sein!" erklärte der Substitut. „Ich werde Nebenkläger sein und werde Dupin senior zum Advokaten nehmen. Wir wollen sehen, wie das Haus d'Esgrignon sich vor seinen Griften retten wird.“ „Er wird sich zu verteidigen wissen und einen Anwalt in Paris wählen, er wird Ihnen Berryer gegenüberstellen,“ meinte Frau Camusot; „da heißt's dann: wie der Hieb, so die Deckung.“

Du Croisier, Herr Sauvager und Präsident du Ronceret sahen den Untersuchungsrichter an; alle hatten zugleich den nämlichen Gedanken. Der Ton und die Art, in der die junge Frau den acht Personen, die den Untergang des Hauses d'Esgrignon planten, ihr Wort ins Gesicht warf, versetzten sie in eine Erregung, die jeder einzelne verbarg, wie eben die Provinzialen, die infolge ihrer unausgesetzten Berührungen miteinander an die Listen des Mönchslebens gewöhnt sind, sich verstellen können. Die kleine Frau Camusot bemerkte die Veränderung in dem Ausdruck der Gesichter; die Herren nahmen sich zusammen, sobald sie merkten, daß wahrscheinlich ein Widerstand des Untersuchungsrichters gegen du Croisiers Pläne vorlag. Als sie sah, wie ihr Mann den Grund seines Denkens zu enthüllen im Begriff war, wollte sie die Tiefe dieses Hasses ergründen und herausbringen, durch welches Interesse du Croisier sich den ersten Substituten verbunden hatte, der so überstürzt und so den Absichten der Regierung entgegen vorgegangen war.

„Auf jeden Fall,“ fuhr sie tapfer fort, „wenn zu dieser Verhandlung berühmte Advokaten aus Paris kommen, haben wir Aussicht auf sehr interessante Schwurgerichtssitzungen; aber die Sache wird sich zwischen dem Tribunal und der zweiten Instanz in Wohlgefallen auflösen. Es ist anzunehmen, daß die Regierung im stillen alles Erdenkliche tun wird, um einen jungen Mann, der zu den ersten Familien des Landes gehört und die Herzogin von Maufrigneuse zur Freundin hat, zu retten. Daher glaube ich nicht, daß es zu einem richtigen

Skandal kommt." „Wie fassen Sie das nur auf, Frau Camusot!" sagte der Präsident in strengem Ton; „glauben Sie, daß das Gericht, das die Sache einleitet und die Voruntersuchung führt, sich durch Erwägungen beeinflussen lassen wird, die der Rechtspflege fremd sind?" „Das Ereignis beweist das Gegentheil," erwiderte sie boshaft und sah dabei den Substituten und den Präsidenten an, die ihr mit einem kalten Blick begegneten. „Erklären Sie sich, Frau Camusot," sagte der Substitut; „Sie reden, als ob wir nicht unsere Pflicht getan hätten." „Die Worte meiner Frau haben gar keinen Wert," warf Camusot ein. „Aber haben nicht die Worte des Herrn Präsidenten im voraus eine Frage entschieden, die von der Untersuchung abhängt?" beharrte sie, „und die Untersuchung steht doch erst bevor, und das Gericht hat noch nicht gesprochen!" „Wir sind hier nicht vor Gericht," erwiderte ihr der Substitut ärgerlich, „und überdies wissen wir das alles." „Der Herr Staatsanwalt weiß noch von gar nichts," erwiderte sie ihm und sah ihn ironisch an; „er wird schleunigst die Deputiertenkammer verlassen und hierher kommen. Sie haben ihm viel zu schaffen gemacht, er wird ohne Frage die Sache selbst übernehmen." Der Substitut runzelte seine buschigen Brauen, und die Interessenten lasen auf seiner Stirn von seinen nachträglichen Bedenken. Es wurde jetzt sehr still, und man hörte nichts als das Hinwerfen und Aufnehmen der Karten. Herr und Frau Camusot, die sehr kühl behandelt wurden, brachen auf, damit die Verschwörer sich ungestört aussprechen konnten. „Camusot," sagte seine Frau auf der Straße zu ihm, „du hast dich zu weit vorgewagt. Warum läßt du diese Leute den Verdacht schöpfen, daß du auf ihre Pläne nicht eingehst? Sie werden dir übel mitspielen." „Was können sie gegen mich? Ich bin der einzige Untersuchungsrichter." „Können sie dich nicht im stillen verleumden und es zu deiner Absetzung bringen?"

In diesem Augenblick begegnete Chesnel dem Paar. Der alte Notar erkannte den Untersuchungsrichter. Mit dem Scharf-

sinn eines Mannes, der in den Geschäften geübt war, erkannte er, daß das Schicksal des Hauses d'Esgrignon in den Händen dieses jungen Mannes ruhte. „Oh, Herr Camusot,“ rief der Alte, „wir werden Sie sehr nötig haben. Ich möchte Ihnen nur ein Wort sagen. — Verzeihen Sie, gnädige Frau!“ damit entriß er ihr ihren Mann.

Als gute Verschwörerin beobachtete Frau Camusot das Haus du Croisiers, um das Zwiesgespräch zum Abbruch zu bringen, falls jemand herauskäme; aber sie nahm mit Recht an, daß die Feinde damit beschäftigt waren, den Zwischenfall, mit dem sie ihre Pläne gestört hatte, zu besprechen. Chesnel zog den Richter in eine dunkle Ecke an die Mauer und näherte sich seinem Ohr. „Die Gunst der Herzogin von Maufri-gneuse, des Fürsten von Cadignan, der Herzöge von Navarreins und Lenoncourt, des Großsiegelbewahrers, des Kanzlers, des Königs ist Ihnen sicher; wenn Sie für das Haus d'Esgrignon sind,“ flüsterte er ihm zu. „Ich komme von Paris, ich wußte alles und bin hingeeilt, um dem Hof alles zu erklären. Wir zählen auf Sie, und auf meine Verschwiegenheit können Sie sich verlassen! Wenn Sie sich feindlich zu uns stellen, fahre ich morgen wieder nach Paris und überreiche Seiner Herrlichkeit eine Beschwerde, worin ich das Gericht der Befangenheit bezichtige; denn ohne Frage waren heute abend mehrere Mitglieder des Gerichts bei du Croisier, haben dort gegen das Gesetz gegessen und getrunken und sind überdies seine Freunde.“

Chesnel hätte auch den Heiligen Vater zur Intervention angerufen, wenn es in seiner Macht gestanden hätte; er verließ den Richter, ohne eine Antwort abzuwarten, und stürzte sich kampfentschlossen auf das Haus du Croisiers. Frau Camusot fragte den Untersuchungsrichter nach Chesnels vertraulichen Mittheilungen, und als sie seine Antwort hatte, rief sie das übliche: „Hatte ich nicht recht, Liebster?“ das die Frauen auch sagen, wenn sie unrecht haben, aber dann weniger sanft. Als sie zu Hause angelangt waren, hatte Camusot die Überlegen-

heit seiner Frau zugestanden und das Glück, sie zu haben, anerkannt, was den beiden Gatten als Vorbereitung für eine glückliche Nacht gewiß sehr gut tat. Ehesnel begegnete der Gruppe seiner Feinde, die eben das Haus du Croisiers verließ, und fürchtete, dieser könnte sich schon zur Ruhe begeben haben; das aber wäre ein Unglück gewesen, denn in dieser Lage tat Schnelligkeit not.

„Öffnen Sie im Namen des Königs!“ herrschte er den Diener an, der eben das Haustor schließen wollte. Er hatte eben den König für einen kleinen ehrgeizigen Richter bemüht; das Wort war ihm auf den Lippen geblieben, er redete irre und war wie im Fieber. Es wurde geöffnet. Der Notar stürzte im Nu in das Vorzimmer. „Mein Bursche,“ sagte er zu dem Diener, „du sollst hundert Taler haben, wenn du Frau du Croisier wecken und mir hierherbringen kannst. Sag ihr, was du willst.“

Ehesnel war kalt und ruhig geworden, als er die Thür zu dem glänzenden Salon öffnete, in dem du Croisier mit großen Schritten auf und ab ging. Die beiden Männer maßen sich einen Augenblick lang mit einem Blick, der die Tiefe eines zwanzigjährigen Hasses hatte. Der eine hatte den Fuß auf das Herz des Hauses d'Esgrignon gesetzt, der andere ging mit der Kraft eines Löwen vor, um es ihm zu entreißen.

„Herr du Croisier,“ begann Ehesnel, „ergebenst guten Abend. Ihre Klage ist eingereicht?“ „Ja.“ „Seit wann?“ „Seit gestern.“ „Außer dem Haftbefehl ist noch kein Beschluß gefaßt?“ „Ich denke nicht,“ versetzte du Croisier. „Ich will verhandeln.“ „Das Gericht ist angerufen worden, das öffentliche Verfahren wird seinen Gang gehen, nichts kann es aufhalten.“ „Lassen wir das auf sich beruhen; ich bitte Sie, Ihre Wünsche zu sagen; ich liege zu Ihren Füßen.“

Der alte Ehesnel fiel auf die Knie und streckte du Croisier flehentlich die Hände entgegen.

„Was begehren Sie? Wollen Sie unsere Güter, unser

Schloß? Nehmen Sie alles, ziehen Sie die Klage zurück und lassen Sie uns nur das Leben und die Ehre! Außer dem, was ich anbiete, werde ich Ihr Diener sein; Sie können über mich verfügen."

Du Croisier ließ den alten Mann auf den Knien liegen und setzte sich auf einen Lehnstuhl.

"Sie sind nicht rachsüchtig, Sie sind gut; Sie sind nicht so erbittert gegen uns, daß Sie eine Verständigung ablehnen," fuhr der Greis fort; „ehe es Tag wird, kann der junge Mann in Freiheit sein." „Die ganze Stadt weiß von seiner Verhaftung," erwiderte du Croisier, der seine Rache in vollen Zügen genoß. „Das ist ein großes Unglück; aber wenn es kein Urtheil und keine Beweiserhebung gibt, werden wir bald alles wieder in Ordnung haben."

Du Croisier überlegte. Chesnel glaubte ihn mit dem Interesse eingefangen zu haben; er hatte die Hoffnung, seinen Feind mit diesem großen Hebel aller menschlichen Handlungen bewegt zu haben. In diesem entscheidenden Augenblick trat Frau du Croisier ein.

„Kommen Sie, gnädigste Frau, helfen Sie mir, Ihren lieben Mann umzustimmen," bat Chesnel, der noch immer auf den Knien lag. Frau du Croisier hob den alten Mann auf; sie zeigte das äußerste Erstaunen. Chesnel erzählte die Sache. Als die edle Tochter der Diener der Herzöge von Alençon erfahren hatte, um was es sich handelte, wandte sie sich mit Thränen in den Augen zu ihrem Mann. „Kannst du noch zögern?" fragte sie ihn; „die d'Esgrignon, die Ehre der Provinz!" „Da kümmere ich mich gerade drum!" rief du Croisier, der wieder aufstand und seinen aufgeregten Gang durchs Zimmer fortsetzte. „Und um was kümmern Sie sich denn?" fragte Chesnel erstaunt. „Herr Chesnel, ich kümmere mich um das Land, ich kümmere mich um das Volk; ich kümmere mich darum, den Herren Adligen beizubringen, daß es eine Gerechtigkeit gibt und Gesetze, ein Bürgertum und einen niedrigen

Adel, die so viel wert sind wie sie und sie selbst in Räsön halten! Man verwüstet nicht zehn Kornäcker wegen eines Hasen, man bringt nicht Schande über Familien, indem man arme Mädchen verführt, man darf nicht Menschen verachten, die uns gleichstehen, man macht sich nicht zehn Jahre lang über sie lustig, ohne daß diese Dinge anwachsen und zu Lawinen werden und ohne daß diese Lawinen auf die Herren Adligen fallen, sie unter sich verschütten und begraben. Sie wollen die frühere Ordnung der Dinge wieder herstellen, sie wollen den Gesellschaftsvertrag zerreißen, diese Charte, in der unsere Rechte geschrieben stehen . . ." „Und weiter?" fragte Chesnel. „Ist es nicht eine heilige Aufgabe, das Volk aufzuklären?" rief du Eroisier. „Die Augen werden ihm aufgehen über die Moral Ihrer Partei, wenn es sieht, wie die Adligen gerade so wie Hinz und Kunz vor die Geschworenen gestellt werden. Man wird merken, daß die kleinen Leute, die Ehre haben, mehr taugen als die Großen, die ihre Ehre preisgeben. Das Geschworenengericht ist für alle da. Ich bin hier der Anwalt des Volkes, der Freund des Gesetzes. Sie selbst haben mich zweimal auf die Seite des Volkes geworfen, einmal, als Sie meine Bundesgenossenschaft ablehnten, und das zweitemal, als Sie mich aus Ihrer Gesellschaft ausschlossen. Sie ernten, was Sie gesät haben!"

Dieser Ausbruch erschreckte Chesnel ebenso wie Frau du Eroisier. Die Frau erlangte eine furchtbare Gewißheit über den Charakter ihres Mannes; das war ein Licht, das nicht nur die Vergangenheit, sondern ebenso die Zukunft erleuchtete. Es schien unmöglich, diesen Kolos zum Nachgeben zu bringen; aber Chesnel wich auch vor der Unmöglichkeit nicht zurück. „Wie? du willst nicht verzeihen? Bist du denn kein Christ?" fragte Frau du Eroisier. „Ich verzeihe, wie Gott verzeiht, unter Bedingungen." „Und was sind das für Bedingungen?" fragte Chesnel, der einen Hoffnungsstimmer sah. „Die Wahlen stehen bevor; ich will die Stimmen haben, über die Sie verfügen." „Sie sollen sie haben," erwiderte Chesnel.

„Ich will“, fuhr du Croisier fort, „mit meiner Frau jeden Abend vertraulich und dem Anscheine nach wenigstens freundschaftlich vom Marquis d'Esgrignon und seinen Angehörigen empfangen werden.“ „Ich weiß nicht, wie wir das durchsetzen werden; aber Sie sollen empfangen werden.“ „Ich will, daß mir vierhunderttausend Franken in einem Schriftstück verschrieben werden, das diese Angelegenheit ausführlich wiedergibt, damit ich immer eine geladene Kanone habe, die sich gegen euer Herz richtet.“ „Wir willigen ein,“ sagte Chesnel, ohne noch zu gestehen, daß er die hunderttausend Taler bei sich hatte; „aber das Schriftstück soll am dritten Ort verwahrt und nach der Zahlung und Ihrer Wahl der Familie zurückgegeben werden.“ „Nein, erst nach der Heirat meiner Großnichte, des Fräulein Duval, die eines Tages vielleicht vier Millionen im Besitz haben wird. Diese junge Dame wird von mir und meiner Frau zur Erbin eingesetzt, und Ihr junger Graf wird sie heiraten.“ „Niemals!“ rief Chesnel. „Niemals?“ gab du Croisier zurück, den sein Triumph ganz berauschte; „guten Abend!“

„Dummkopf, der ich bin,“ sagte Chesnel zu sich selbst, „warum schrecke ich einem solchen Menschen gegenüber vor einer Lüge zurück!“

Du Croisier verließ den Salon. Nachdem er die Demütigung Chesnels genossen, das Geschick des stolzen Hauses, der Blüte der Aristokratie der Provinz in seinen Händen gehalten hatte, nachdem er das Innere der d'Esgrignon mit Füßen getreten hatte, beliebte es ihm, um seines gekränkten Stolzes willen alles zunichte zu machen. Er begab sich in sein Schlafzimmer und überließ Chesnel seiner Frau. In seinem Rausch sah er seinen Sieg durch nichts gefährdet; er glaubte fest, die hunderttausend Taler seien vergeudet; um sie zu bekommen, müßte das Haus d'Esgrignon seine Güter verkaufen oder Hypotheken aufnehmen; in seinen Augen war also die Gerichtsverhandlung unvermeidlich. Fälschungen lassen sich immer ins Gleis bringen,

wenn die durch sie erlangte Summe zurückgegeben wird. Die Opfer dieses Verbrechens sind gewöhnlich reiche Leute, die sich nichts daraus machen, einen leichtsinnigen Menschen in Schande zu bringen. Aber du Croisier wollte nur, wenn es ihm paßte, auf seine Rechte verzichten. Er legte sich also hin und dachte an die prächtige Erfüllung seiner Hoffnungen, entweder durch die Gerichtsverhandlung oder durch diese Heirat, und es war ihm ein Genuß, die klägliche Stimme Chesnels im Gespräch mit seiner Frau zu hören. Frau du Croisier, die tiefreligiös und katholisch, royalistisch und anhänglich an den Adel war, theilte die Gesinnung Chesnels gegen die d'Esgrignon. Daher waren auch alle ihre Gefühle grausam gekränkt. Die gute Royalistin hatte das Toben des Liberalismus gehört, der nach der Meinung ihres Beichtvaters den Untergang des Katholizismus wünschte. Nach ihrer Meinung war die Linke im Jahre 1793 für die Empörung und das Schafott eingetreten.

„Was würde Ihr Oheim dazu sagen, dieser Heilige, der unsere Worte hört?“ rief Chesnel. Frau du Croisier antwortete nur mit schweren Tränen, die ihr die Backen herabrollten. „Sie sind schon die Ursache des Todes eines armen jungen Menschen und der ewigen Trauer seiner Mutter geworden,“ fing Chesnel wieder an, als er sah, wie richtig er zielte. Er wäre, um Victurnien zu retten, imstande gewesen, ihr das Herz zu brechen. „Wollen Sie“, fuhr er fort, „Fräulein Armande ermorden, die die Schande ihres Hauses nicht acht Tage überleben würde? Wollen Sie den armen Chesnel, Ihren früheren Notar, ermorden, der den jungen Grafen, ehe es zur Erhebung der Anklage kommt, im Gefängnis töten und der sich selbst töten wird, um nicht wegen eines Mordes vor die Geschworenen zu kommen?“ „Genug, mein Freund, genug! Ich bin zu allem bereit, um eine solche Sache zu ersticken; aber ich kenne du Croisier erst seit ein paar Augenblicken ganz wie er ist . . . Ihnen kann ich es gestehen, es ist keine Hoffnung!“

„Wenn es eine gäbe?“ fragte Ehesnel. „Ich würde mein halbes Leben dafür opfern,“ erwiderte sie und bestätigte ihr Wort mit einem nachdrücklichen Kopfnicken, in dem der ganze Wunsch lag, die Sache zu gutem Ende zu führen.

Vergleichbar dem Ersten Konsul, der um fünf Uhr abends noch auf dem Schlachtfeld von Marengo besiegt, um sechs Uhr aber durch den verzweifelden Angriff Desaix' und den furchtbaren Sturm Kellermanns Sieger war, gewahrte Ehesnel die Elemente des Triumphes mitten in der Verzweiflung. Man mußte Ehesnel sein, man mußte ein alter Notar, ein früherer Intendant, man mußte bei Sorbier senior Schreiber gewesen sein, es bedurfte der plötzlichen Erleuchtung in aller Hoffnungslosigkeit, um so groß und sogar noch größer als Napoleon zu sein: diese Schlacht war nicht Marengo, sondern Waterloo, und Ehesnel wollte die Preußen, die er schon anrücken sah, doch noch besiegen.

„Hören Sie, verehrte Frau! Von Ihnen, deren Geschäfte ich zwanzig Jahre lang geführt habe, von Ihnen, die Sie die Ehre des Bürgertums sind, wie die d'Esgrignon die Ehre des Adels in dieser Provinz, von Ihnen allein hängt jetzt die Rettung des Hauses d'Esgrignon ab. Jetzt entscheiden Sie; wollen Sie die Manen Ihres Onkels, die d'Esgrignon, den armen Ehesnel entehren lassen? Wollen Sie Ihre Verfehlungen wieder gutmachen, indem Sie Ihren Ahnen, den Intendanten der Herzöge von Alençon, Freude machen, indem Sie die Manen unseres lieben Abbé trösten, der Ihnen, wenn er sich aus seinem Sarge erheben könnte, gebieten würde, zu tun, was ich auf den Knien von Ihnen erbittle!“ „Was ist es?“ rief Frau du Croisier. „Nun also: hier sind die hunderttausend Taler.“ Damit nahm er die Banknotenpäckchen aus seiner Tasche; „nehmen Sie sie, und alles ist erledigt.“ „Wenn es weiter nichts ist,“ meinte sie, „und wenn daraus nichts Schlimmes für meinen Mann entstehen kann . . .“ „Nur Gutes,“ versetzte Ehesnel; „Sie ersparen ihm die ewigen Höllenstrafen um den Preis einer

kleinen Enttäuschung hier auf Erden." „Er kann nicht kompromittiert werden?" fragte sie und sah Chesnel an.

Chesnel las jetzt auf dem Grunde der Seele der armen Frau. Frau du Croisier schwankte zwischen zwei Religionen, zwischen den Geboten, die die Kirche den Gattinnen anbefohlen hat, und ihren Pflichten gegen Thron und Altar: sie fand ihren Gatten tadelnswert und wagte nicht, ihn zu tadeln; sie hätte gern die d'Esgrignon retten mögen und wollte nichts gegen die Interessen ihres Mannes tun. „In nichts," gab ihr Chesnel zur Antwort; „Ihr alter Notar schwört es Ihnen aufs heilige Evangelium."

Chesnel hatte dem Hause d'Esgrignon nur noch sein ewiges Heil zu bieten; er brachte es in Gefahr, indem er eine schreckliche Lüge aussprach; aber er mußte Frau du Croisier täuschen oder alles verloren geben. Er verfaßte also stehenden Fußes eine Quittung über hunderttausend Taler und diktierte sie Frau du Croisier, ließ sie aber ein Datum schreiben, das fünf Tage vor dem verhängnisvollen Wechsel lag; er erinnerte sich, daß du Croisier an dem Tage verreist gewesen war, um auf den Gütern seiner Frau Bodenverbesserungen anzuordnen.

„Sie schwören mir," sagte Chesnel, als Frau du Croisier die hunderttausend Taler und er das Schriftstück in den Händen hatte, „daß Sie vor dem Untersuchungsrichter erklären wollen, daß Sie die Summe am genannten Tage erhalten haben?" „Wird das keine Lüge sein?" „Eine läßliche," erwiderte Chesnel. „Ich kann das nicht ohne den Rat meines Beichtvaters, des Abbé Couturier, tun." „Schön," versetzte Chesnel, „richten Sie sich in dieser Sache nur nach seinen Ratschlägen." „Ich verspreche es Ihnen." „Übergeben Sie die Summe Herrn du Croisier erst, nachdem Sie vor dem Untersuchungsrichter erschienen sind." „Ja," antwortete sie; „oh, möge mir Gott die Kraft geben, vor der irdischen Gerechtigkeit zu erscheinen, um dort eine Lüge zu behaupten!"

Chesnel küßte Frau du Croisier die Hand und richtete sich dann wie einer der Propheten, die Raffael im Vatikan gemalt

hat, majestätisch auf. „Die Seele Ihres Onkels bebt vor Freude; Sie haben das Unrecht, einen Feind von Thron und Altar geheiratet zu haben, für alle Zeit wieder gutgemacht.“

Diese Worte trafen die schüchterne Seele der Frau du Croisier sehr stark. Chesnel gedachte, sich sofort des Abbé Couturier zu versichern, der das Gewissen der Frau du Croisier lenkte. Er wußte, mit welcher Hartnäckigkeit die Frommen den Triumph ihrer Ideen betreiben, wenn sie erst einmal für ihre Partei eingetreten sind; er wollte so schnell als möglich die Kirche in diesen Kampf verwickeln und sie auf seine Seite bringen; er ging also in das Hotel d'Esgrignon, ließ Fräulein Armande wecken, erzählte ihr die Ereignisse dieser Nacht und schickte sie in den bischöflichen Palast, um den Prälaten in Person aufs Schlachtfeld zu holen.

„Mein Gott, du mußt das Haus d'Esgrignon retten!“ rief Chesnel, während er mit langsamen Schritten nach Hause ging; „die Sache wird jetzt ein juristischer Kampf. Wir haben Menschen vor uns, die Leidenschaften und Interessen zugänglich sind; wir können alles von ihnen erreichen. Dieser du Croisier hat die Abwesenheit des Staatsanwalts benutzt, der uns ergeben, aber seit der Eröffnung der Kammern in Paris ist. Was haben sie also angefangen, um den ersten Substituten in ihre Krallen zu bekommen, der der Klage Folge gegeben hat, ohne seinen Vorgesetzten zu fragen? Morgen früh muß ich dieses Geheimnis ergründen, das Gelände untersuchen, und vielleicht kehre ich, wenn ich die Fäden des Netzes in der Hand habe, nach Paris zurück, um durch die Hand der Herzogin von Maufrigneuse die oberen Gewalten in Bewegung zu setzen.“

Das waren die Erwägungen des armen alten Kämpfers, der die Dinge richtig ansah. Als er sich schlafen legte, war er unter der Gewalt so vieler Aufregungen und Anstrengungen mehr tot als lebendig. Trotzdem ließ er, ehe er einschlief, die Beamten, die das Gericht zu bilden hatten, noch vor seinem forschenden Blick Revue passieren; er prüfte die geheimen

Regungen ihres Ehrgeizes, um festzustellen, was er in dem Kampfe für Aussichten hätte und wie sie beeinflusst werden könnten. Wenn wir die lange Gewissensprüfung, die Chesnel anstellte, kurz zusammenfassen, liefern wir vielleicht ein Bild von dem Charakter der Provinzbeamten.

Die Richter und Staatsanwälte, die ihre Laufbahn in der Provinz beginnen müssen, wo der Beamtenehrgeiz beständig aufgestachelt wird, fassen im Anfang alle Paris ins Auge; alle streben danach, auf dieser großen Bühne zu glänzen, wo sich die großen politischen Vorgänge abspielen, wo die Beamten mit den brennenden Interessen der Gesellschaft verwachsen sind. Aber in dieses Paradies der Gerichtspersonen werden nur wenige Erwählte zugelassen, und neun Zehntel der Beamten müssen sich früher oder später in der Provinz häuslich einrichten. So bietet jedes Gericht erster und zweiter Instanz in der Provinz zwei streng getrennte Abteilungen: einmal die Ehrgeizigen, die ihre Hoffnungen schon aufgegeben haben, die sich mit dem außerordentlichen Ansehen zufriedengeben, das in der Provinz die Beamten und die Rolle, die sie spielen, genießen, oder die in einem ruhigen Leben schläfrig geworden sind; auf der andern Seite die jungen Leute und wahren Talente, denen die Lust, in die Höhe zu kommen, die noch durch keine Enttäuschung gemildert oder sogar von der Sucht, eine Rolle zu spielen, fortwährend gesteigert wurde, eine Art Fanatismus für ihr Amt gibt. Zu jener Zeit stachelte der Royalismus die jungen Leute gegen die Feinde der Bourbonen an. Der kleinste Substitut träumte von Anklagereden, rief mit all seinen Wünschen nach einem der politischen Prozesse, die die Beflissenheit in schönes Licht stellten, die Aufmerksamkeit des Ministeriums erregten und den Staatsanwälten im Avancement sehr nützlich waren. Wer unter den richterlichen Beamten beneidete einen Gerichtshof nicht, in dessen Bezirk eine bonapartistische Verschwörung ausgebrochen war? Wer wünschte sich nicht, einen Laron, einen Berton, eine Schild-

erhebung zu finden? Diese glühend Ehrgeizigen, die von dem großen Kampf der Parteien angefeuert, von der Staatsräson und der Notwendigkeit, Frankreich monarchisch zu machen, gestützt wurden, waren klug, scharfsichtig, immer auf dem Sprung; sie führten strenges Polizeiregiment, spionierten die Bevölkerung aus und drängten sie auf den Weg des Gehorsams, von dem sie sich nicht entfernen darf. Die Justiz, die damals von der monarchischen Überzeugung fanatisiert war, machte das Unrecht der alten Parlamente wieder gut und hielt sich, vielleicht zu aufdringlich, in gutem Einvernehmen mit der Religion. Sie war damals mehr eifrig als geschickt; sie sündigte weniger durch Machiavellismus als durch die Aufrichtigkeit ihrer Ziele, die den allgemeinen Interessen des Landes, das sie vor der Revolution schützen wollte, feindlich schienen. Aber alles in allem enthielt die Justiz noch zu viele bürgerliche Elemente; sie war den kleinen Gehässigkeiten des Liberalismus noch zu sehr zugänglich; sie mußte früher oder später konstitutionell werden und sich am Tage des Kampfes auf die Seite des Bürgertums stellen. In dieser großen Körperschaft gab es, wie in der Verwaltung, viel Heuchelei oder, besser gesagt, einen Geist der Nachahmung, der Frankreich immer dazu bringt, sich den Hof zum Muster zu nehmen und ihn also sehr unschuldigerweise zu betrügen.

Diese beiden Arten Juristencharaktere gab es an dem Gericht, vor dem sich das Schicksal des jungen d'Esgrignon entscheiden sollte. Der Präsident du Ronceret und ein alter Richter namens Blondet vertraten die Kategorie der Beamten, die sich damit abgefunden hatten, nicht mehr zu sein, als sie waren, und die sich für immer in ihrer Stadt häuslich eingerichtet hatten. Die Partei der Jungen und Ehrgeizigen vertraten Herr Camusot, der Untersuchungsrichter, und Herr Michu, der durch die Protektion des Hauses Einq=Engne stellvertretender Richter geworden war und bei der ersten Gelegenheit zum Appellationsgericht von Paris versetzt werden mußte.

Aber Herr du Ronceret, der dank der Unabsetzbarkeit der Richter vor jeder Maßregelung geschützt war und der sich von der Aristokratie nicht so aufgenommen sah, wie es der Wichtigkeit entsprach, die er sich beilegte, hielt es mit dem Bürgertum; er gab seiner Enttäuschung den Anstrich der Unabhängigkeit, ohne zu wissen, daß seine Anschauungen ihn verdammt, sein ganzes Leben lang Präsident zu bleiben. Nachdem er einmal diesen Weg betreten hatte, wurde er von der Logik der Tatsachen dahin gebracht, seine Hoffnung auf Avancement auf den Sieg du Croisiers und der Linken zu setzen. Er behagte der Präfektur ebensowenig wie dem Appellationsgericht. Er war gezwungen, der Regierung gegenüber vorsichtig zu sein, und war so auch den Liberalen verdächtig. Es gab darum bei keiner Partei einen Platz für ihn. Er mußte die Wahlkandidatur du Croisier überlassen, sah sich so ohne Einfluß und spielte eine Rolle zweiten Ranges. Seine schiefe Stellung wirkte auf seinen Charakter zurück, er war scharf und mißvergnügt. Er war seiner politischen Zweideutigkeit müde und im stillen entschlossen, sich an die Spitze der liberalen Partei zu stellen und so über du Croisier zu siegen. Sein Verhalten in der Sache des Grafen d'Esgrignon war sein erster Schritt auf dieser Laufbahn. Er war schon eine wunderbare Verkörperung der Bourgeoisie, die mit ihren kleinen Erbärmlichkeiten die großen Interessen des Landes in den Hintergrund drängt, die in der Politik launisch ist, heute für und morgen gegen die Regierung, die alles aufs Spiel setzt und nichts rettet, über das Schlechte, das sie gemacht hat, verzweifelt ist und doch fortfährt, es zu erzeugen, die ihre Kleinheit nicht erkennen will und die Regierung schikaniert, während sie sich zugleich ihre gehorsame Dienerin nennt, die gleichzeitig demütig und anmaßend ist, vom Volk eine Unterwerfung verlangt, die sie dem Königtum nicht gewährt, und die sich über bevorzugte Gewalten beunruhigt, die sie auf ihr Niveau herabziehen will, als ob die Größe klein sein könnte, als ob es eine Macht geben könnte ohne Gewalt.

Dieser Präsident war ein großer, dürrer, schmalbrüstiger Mann mit zurückweichender Stirn, dünnen kastanienbraunen Haaren, Fischeugen, kupfrigem Teint, zusammengekniffenen Lippen. In seiner tonlosen Stimme klang das tonlose Pfeifen des Asthmas. Zur Frau hatte er eine große, pomphafte, schlotterige Person, die sich auf die lächerlichste Weise herausputzte. Die Präsidentin tat immer sehr vornehm, trug auffallende Farben, und wenn sie zum Ball ging, schmückte sie ihren Kopf mit einem Turban, wie er bei den Engländerinnen so beliebt ist und den man auch in der Provinz sorglich kultiviert. Jeder von ihnen hatte vier- bis fünftausend Livres Rente, was zusammen mit dem Gehalt für die Präsidentschaft etwa zwölftausend Franken ausmachte. Trotz ihrer Neigung zum Geiz hielten sie einmal in der Woche Empfang, weil dies ihrer Eitelkeit wohlthat. Den alten Sitten der Stadt treu, in die du Croisier den modernen Luxus eingeführt hatte, hatten Herr und Frau du Ronceret in dem altertümlichen Hause, das sie seit ihrer Heirat bewohnten und das der Frau gehörte, nichts geändert. Dieses Haus, von dem die eine Seite nach dem Hof, die andere nach einem kleinen Garten ging, kehrte nach der Straße einen alten dreieckigen Viebel, der in jedem Stockwerk ein Fenster hatte. Der Hof und der Garten waren von einer hohen Mauer umgeben, längs welcher sich in dem Garten eine Kastanienallee hinzog und im Hof die Nebengebäude standen. An der Seite der Straße, die am Garten entlang lief, war ein altes rostzerfressenes Eisengitter und gegen den Hof eine große Einfahrtstür, über der eine riesenhafte Schnecke angebracht war. Diese Schnecke wiederholte sich auf der Tür der Vorderseite. Alles war hier finster, muffig, ohne Luft. Die Grenzmauer hatte kleine vergitterte Fenster wie ein Gefängnis. Die Blumen sahen aus, als ob es ihnen in den engen Beeten dieses Gärtchens nicht behagte, dessen Anblick sich dem Vorübergehenden mit allem, was darin vorging, durch das Gitter darbot. Im Erdgeschosß trat man durch ein großes, vom Garten her erhelltes

Vorzimmer in den Salon, dessen eines Fenster nach der Straße lag und der eine Glastür mit Vortreppe nach dem Garten zu hatte. Der Speisesaal, von gleicher Größe wie der Salon, lag auf der andern Seite des Vorzimmers. Diese drei Zimmer stimmten zu dem melancholischen Charakter des Ganzen. Die Zimmerdecken waren von schweren bemalten Balken durchschnitten und hatten in der Mitte ein paar kümmerliche verschobene Vierecke mit geschnitzten Rosetten. Die Bemalungen, ursprünglich schreiende Farben, waren alt und verräuchert. Den Salon, an dessen verschlossenen Fenstern rotseidene Vorhänge hingen, schmückte eine Garnitur aus weißem Holz, die mit einem verblichenen Gobelin aus Beauvais bezogen war. Auf dem Kamin stand eine Uhr aus der Zeit Ludwigs XV. zwischen geschmacklosen Armleuchtern, deren gelbe Kerzen nur an den Tagen angezündet wurden, wenn die Präsidentin auch den alten Kronleuchter mit Gehänge aus Bergkristall aus seiner grünen Umhüllung löste. Drei Spieltische mit abgenutztem grünen Tuch und ein Tricktrick genügten für das Unterhaltungsbedürfnis der Gesellschaft, welcher Frau du Ronceret mit Most, Spritzkuchen, Maronen, Zuckerwasser und zu Hause bereiteter Mandelmilch aufwartete. Seit einiger Zeit hatte sie einen Tee, dem ein etwas klägliches Backwerk beigegeben war, eingeführt. Alle Vierteljahre gaben die du Ronceret ein großes Diner von drei Gängen, das vorher in der Stadt ausposaunt wurde. Es wurde in kümmerlichem Geschirr serviert, war aber mit der besonderen Kunst, welche die Provinzköchinnen auszeichnet, zubereitet. Dieses schwelgerische Mahl dauerte sechs Stunden. Der Präsident bemühte sich dann jedesmal mit dem Verschwendungsmut eines Geizigen, es der Eleganz du Croisiers gleichzutun. So stimmte das Leben und der äußere Zuschnitt mit dem Charakter und der falschen Stellung des Präsidenten überein; er fand es unbehaglich in seinem Hause, wußte aber nicht warum. Er wagte keine Ausgabe, um etwas an dem Stand der Dinge zu ändern, weil ihm vor allem daran lag,

fünf- bis sechstausend Franken beiseitezutun, damit er seinen Sohn Fabien, der weder Verwaltungsbeamter noch Advokat hatte werden wollen und dessen Müßiggängerei ihn zur Verzweiflung trieb, gut verheiraten könne. Der Präsident war in diesem Punkt im Wettbewerb mit seinem Vizepräsidenten, Herrn Blondet, einem alten Richter, der seit langem um eine Verbindung seines Sohnes mit der Familie Blandureau bemüht war. Diese reichen Leinenhändler hatten eine einzige Tochter, mit welcher der Präsident Fabien verheiraten wollte. Da die Heirat Joseph Blondets von seiner Ernennung zum Substitut abhing, die der alte Blondet dadurch erreichen wollte, daß er seine Entlassung nahm, hintertrieb du Ronceret die Schritte des Richters und ließ die Blandureau heimlich bearbeiten. Wahrscheinlich wären die Blondet ohne die Affäre des jungen Grafen d'Esgrignon von dem verschlagenen Präsidenten, dessen Vermögen dem seines Mitbewerbers weit überlegen war, verdrängt worden.

Herr Blondet, das Opfer der Umtriebe dieses machiavellistischen Präsidenten, einer jener Sonderlinge, die in der Provinz versteckt sind wie alte Medaillen in einer Krypta, zählte damals ungefähr siebenundsechzig Jahre; er war rüstig, von hoher Figur und erinnerte in seinem Äußeren an die Mönche der guten Zeit. Die Pocken hatten auf seinem Gesicht unzählige Narben hinterlassen und seiner Nase die Form einer Schraube gegeben; doch fehlte es seiner Physiognomie nicht an Charakter. Eine gleichmäßige Röthe lag darüber, die kleinen lebhaften Augen bligten meist spöttisch, und ein sarkastischer Zug belebte die blauen Lippen. Er war vor der Revolution Advokat gewesen und zum öffentlichen Ankläger ernannt worden; doch war er der mildeste jener schrecklichen Beamten. Der biedere Blondet, wie man ihn nannte, schwächte die revolutionäre Tätigkeit dadurch ab, daß er allem zustimmte und nichts vollstreckte. Er war genötigt gewesen, einige Adlige einzuferkern; doch betrieb er ihren Prozeß so langsam und mit so großer Gewandtheit,

daß sie den neunten Thermidor erreichten, wofür ihm die allgemeine Achtung zuteil wurde. Sicherlich, der biedere Blondet hätte Präsident des Obersten Gerichtshofs sein müssen; aber gleich nach der Neugestaltung des Gerichtswesens wurde er von Napoleon, dessen Abneigung gegen die Republikaner sich in den geringsten Einzelheiten äußerte, entfernt. Als der Kaiser neben dem Namen Blondet die Bezeichnung „öffentlicher Ankläger“ fand, fragte er Lambacères, ob es in dem Lande nicht einen Sprößling einer alten Parlamentsfamilie gäbe, den man an seine Stelle setzen könne. So wurde du Ronceret, dessen Vater Parlamentsrat gewesen war, ernannt. Trotz des Widerwillens des Kaisers setzte es der Erzkanzler im Interesse der Justiz durch, daß Blondet Richter blieb, indem er behauptete, der alte Advokat sei einer der bedeutendsten Rechtsgelehrten Frankreichs. Die Begabung des Richters, seine Kenntnis des alten Rechts und später der neuen Gesetzgebung hätten ihn weit bringen müssen. Doch er glich darin manchen andern Männern von hervorragendem Geist; ihm lag nichts an seinen juristischen Kenntnissen, und er beschäftigte sich ausschließlich mit einer seinem Beruf fremden Wissenschaft, der er seine Zeit und seine Fähigkeiten widmete und auf die er sich etwas einbildete. Er war ein leidenschaftlicher Blumenfreund. Er stand im Briefwechsel mit den berühmtesten Züchtern, er hatte den Ehrgeiz, neue Arten zu ziehen. Er interessierte sich für die Entdeckungen der Botanik, lebte ganz nur in der Welt der Blumen. Wie alle Blumenfreunde hatte er eine Vorliebe für eine bestimmte Art, und diese bevorzugte war die Pelargonie. Das Tribunal und die Prozesse, das wirkliche Leben hatten nur eine untergeordnete Bedeutung neben dem abwechslungsreichen Phantasielieben des Alten, der mehr und mehr in seine unschuldsvollen Geliebten vernarrt war. Die Pflege seiner Blumen, alle die damit verbundenen freundlichen Gewohnheiten hielten den biederen Blondet in seinem Treibhause fest. Ohne diese Leidenschaft wäre er Deputierter unter dem

Kaiserreich geworden, hätte zweifellos in der Gesetzgebenden Versammlung gegläntzt. Seine Ehe war noch ein anderer Grund für sein zurückgezogenes Leben. Mit vierzig Jahren beging er die Thorheit, ein junges Mädchen von achtzehn Jahren zu heiraten, die ihm im ersten Jahr ihrer Ehe einen Sohn namens Joseph gebar. Drei Jahre später faßte der Präfekt des Departements für Frau Blondet, die zu jener Zeit die hübscheste Frau der Stadt war, eine heftige Leidenschaft, die bis zu ihrem Tode dauerte. Sie bekam vom Präfekten, mit Wissen der ganzen Stadt und des alten Blondet selber, einen zweiten Sohn namens Emil. Frau Blondet, die den Ehrgeiz ihres Mannes hätte wecken und über die Blumen den Sieg davontragen können, wollte ebensowenig die Stadt verlassen, als der Präfekt, solange seine Geliebte am Leben war, seine Präfektur vertauschen wollte. Blondet, der den Kampf mit einer jungen Frau in seinem Alter nicht aufrechterhalten konnte, tröstete sich in seinem Gewächshaus und nahm eine sehr hübsche junge Magd, die ihm sein Serail, in das fortwährend neue Schönheiten kamen, versehen mußte. Während der Richter auspflanzte, umsetzte, begoß, Ableger einsenkte, okulierte, gab Frau Blondet ihr Geld für Putz und Toiletten aus, um in den Salons der Präfektur zu glänzen. Ein einziges Interesse, die Erziehung Emils, beschäftigte sie außer den Obliegenheiten ihrer Liebesleidenschaft, die die ganze Stadt schließlich bewunderte. Dieses Kind der Liebe war so hübsch und so voll Geist, als Joseph häßlich und schwer von Begriff war. Der alte Richter, den die Vaterliebe blind machte, liebte Joseph ebensosehr, als seine Frau Emil bevorzugte. Zwölf Jahre lang leistete Blondet völlig Verzicht. Er schloß zu dem Liebesverhältnis seiner Frau die Augen und wahrte eine edle, würdige Haltung nach Art der großen Herren des achtzehnten Jahrhunderts. Doch inmitten seiner ruhigen Beschäftigungen nährte er einen tiefen Haß gegen seinen jüngeren Sohn. Im Jahre 1818 starb seine Frau, und nun verbannte er den Eindringling und schickte ihn

zum Studium der Rechte, ohne andere Unterstützung als ein Jahresgeld von zwölfhundert Franken, nach Paris. Durch keinen Notschrei ließ er sich erweichen, noch die kleinste Summe hinzuzufügen. Ohne die Hilfe seines wirklichen Vaters wäre Emil Blondet verloren gewesen. Das Haus des Richters ist eines der hübschesten der Stadt. Es liegt der Präfektur beinahe gegenüber und hat nach der Hauptstraße zu einen sauberen kleinen Hof, der von einem alten, von zwei Pfeilern aus Backsteinen gehaltenen Eisengitter umgeben ist. Zwischen jedem dieser Pfeiler und dem Nachbarhaus erhebt sich auf einer niedrigen Mauer, gleichfalls aus Backstein, ein Gitter in Manneshöhe. Diesen Hof, der zehn Klafter breit und zwanzig lang ist, teilt ein mit Backsteinen gepflasterter Gang, der von dem Gitter zur Haustür führt, in zwei Blumenbeete. Diese beiden Beete ziehen die bewundernden Blicke der Vorübergehenden in jeder Jahreszeit durch eine neue Anordnung herrlicher Blumenbüsche auf sich. Die Mauer der Nachbarhäuser zu beiden Seiten ist von einem dichten Mantel aus Kletterpflanzen bedeckt, die sich von den Beeten aus emporranken. Die von Geißblatt umwundenen Pfeiler tragen Terrakottavasen, in denen akklimatisierte Kakteen ihre ungeheuerlichen Blätter mit den spitzen Stacheln, die von einer Pflanzenkrankheit herzurühren scheinen, den Neugierigen entgegenstrecken. Das aus Backsteinen erbaute Haus, dessen Fenster eine bogenförmige Einfassung, gleichfalls aus Backstein, haben, gewinnt mit seiner einfachen Fassade ein freundliches Aussehen durch Rolläden von sehr lebhaftem Grün. Durch eine Glastür sieht man, über einen langen Korridor hinweg, an dessen anderem Ende ebenfalls eine Glastür ist, die Hauptallee eines Gartens, der etwa zwei Morgen groß ist. Durch die Fenster des Salons und des Speisesaals, die sich so gegenüberliegen wie die Türen des Korridors, schimmern die grünen Rasenflächen. Die Mauern haben nach der Straße zu eine mit grünlichen Tönen vermischte Färbung von Rost und Moos angenommen, die

sich mit dem frischen Grün der Sträucher auf den Beeten zu vollster Harmonie verbindet. Jedem Fremden, der durch die Stadt kommt, muß dieses Haus angenehm auffallen, das so anmutig eingerahmt ist und das bis auf das Dach hinauf, wo zwei Tauben aus Fayence stehen, mit Blumen und Grün bewachsen ist.

Außer diesem alten Haus, an dem seit einem Jahrhundert nichts verändert worden ist, besaß der Richter ungefähr viertausend Livres Rente aus Grundbesitz. Seine ganz berechnete Rache bestand in der Absicht, dieses Haus und den ganzen Besitz auf seinen Sohn Joseph übergehen zu lassen, und die ganze Stadt wußte dies. Er hatte zugunsten dieses Sohnes ein Testament gemacht, durch welches er ihm, soweit es das Gesetz zuläßt, daß ein Vater eines seiner Kinder auf Kosten der andern bevorzugt, alle Vorteile zusicherte. Ueberdies scharrte der gute Alte seit fünfzehn Jahren alles zusammen, um diesem Tölpel die nötige Summe zu hinterlassen, die er seinem Bruder Emil als Pflichtteil würde ausbezahlen müssen. Aus dem Vaterhause verjagt, hatte Emil Blondet sich in Paris eine geachtete Stellung zu erringen gewußt, die allerdings mehr moralischen als positiven Wert hatte. Seine Trägheit, sein Leichtsinn, seine Sorglosigkeit hatten seinen wirklichen Vater tief bekümmert. Dieser war mit schweren Zweifeln an der Zukunft seines reichbegabten Sohnes gestorben, nachdem er in einer der ministeriellen Krisen, die unter der Restauration so häufig waren, seine Stellung und beinahe sein ganzes Vermögen verloren hatte. Emil Blondet wurde durch die Freundschaft mit einer geborenen Troisville, die an den Grafen von Montcornet verheiratet war und die er als Mädchen gekannt hatte, über Wasser gehalten. Seine Mutter lebte noch zur Zeit, als die Troisville aus dem Exil zurückkehrten. Frau Blondet war mit der Familie entfernt verwandt und konnte daher Emil dort einführen. Die arme Frau ahnte die Zukunft ihres Sohnes voraus; sie sah ihn verwaist, und dieser Gedanke machte ihr den Tod doppelt

bitter. Sie suchte ihm also Gönner. Sie trachtete Emil mit dem ältesten Fräulein von Troisville zu verbinden, der er sehr gefiel, die ihn aber nicht heiraten konnte. Diese Verbindung war ähnlich der von Paul und Virginie. Frau Blondet versuchte, dieser gegenseitigen Neigung Dauer zu verleihen, damit ihr Sohn an der Familie einen Halt habe. Doch ging sie vorüber, wie solche Kindereien gewöhnlich vorübergehen, die wie die Puppenspiele der Liebe sind. Als Frau Blondet kurz vor ihrem Tode die Heirat von Fräulein von Troisville mit dem General von Montcornet erfuhr, beschwor sie sie, Emil niemals zu verlassen und ihn in der Pariser Gesellschaft, wo sie durch den Reichtum des Generals zu glänzen berufen war, unter ihren Schutz zu nehmen. Glücklicherweise sorgte Emil für sich selbst. Mit zwanzig Jahren führte er sich in die Litteratur als Meister ein. Ebenso groß war sein Erfolg in der vornehmen Gesellschaft, in die ihm sein Vater, der die Luxusbedürfnisse seines Sohnes anfangs noch befriedigen konnte, Eintritt verschaffte. Diese frühzeitige Berühmtheit Emils und sein sicheres Auftreten knüpften vielleicht die Freundschaftsbande zwischen ihm und der Gräfin noch enger. Vielleicht hätte Frau von Montcornet, die russisches Blut in den Adern hatte (ihre Mutter war die Tochter der Fürstin Scherbeloff), den Freund ihrer Kindheit verleugnet, wenn er arm gewesen wäre und gegen die Hindernisse im literarischen Pariser Leben zu kämpfen gehabt hätte; so aber blieb ihre Freundschaft von beiden Seiten ungetrübt, auch als die Widerwärtigkeiten im abenteuerlichen Leben Emils hereinbrachen. Zu dieser Zeit galt Blondet, den der junge d'Esgrignon bei seinem ersten Souper in Paris getroffen hatte, als eine Leuchte des Journalismus. Er spielte eine große Rolle in der politischen Welt und machte seinem Ruf Ehre. Der alte Blondet befand sich in völliger Unkenntnis der Macht, welche die constitutionelle Regierung den Zeitungen eingeräumt hatte; niemand fiel es ein, von einem Sohne zu ihm zu sprechen, von dem er nichts hören wollte;

er wußte also von diesem unseligen Kinde und von seinem Einfluß nicht das mindeste.

Die Rechtlichkeit des Richters kam seiner Leidenschaft für die Blumen gleich, er kannte nichts als das Recht und die Botanik. Er empfing die Kläger, hörte sie an, plauderte mit ihnen und zeigte ihnen seine Blumen; er nahm kostbare Samen von ihnen an; aber im Gerichtssaal war er der unparteiischste Richter der Welt. Seine Art der Prozeßführung war so bekannt, daß die Kläger nur noch zu ihm kamen, um ihm Aktenstücke zu bringen, die ihm Klarheit verschaffen sollten; niemand versuchte ihn zu täuschen. Sein Wissen, sein Scharfsinn und seine Unbekümmertheit um seine wirklichen Fähigkeiten machten ihn du Ronceret so unentbehrlich, daß dieser auch ohne seine Heiratspläne mit allen erdenklichen Mitteln die Abdankung des alten Richters zugunsten seines Sohnes zu hintertreiben gesucht hätte; denn wenn der kluge Alte sein Amt niederlegte, war der Präsident außerstande, ein Urteil zu formulieren. Der biedere Blondet wußte nicht, daß man in wenigen Stunden seine Wünsche hätte erfüllen können. Er lebte mit einer Einfachheit, würdig der Helden Plutarchs. Abends sah er Prozeßakten durch, morgens pflegte er die Blumen, und am Tage war er auf dem Gericht. Die hübsche Magd, die mittlerweile reif und verschrumpelt geworden war, wie ein Apfel um Ostern, besorgte das Haus, das nach den Regeln eines peinlichen Geizes geführt wurde. Fräulein Cadot hatte die Schlüssel der Schränke und der Obstkammer stets bei sich; sie war unermüdlich: sie ging selbst auf den Markt, reinigte die Zimmer und kochte und verfehlte dabei niemals, die Messe zu hören. Um einen Begriff davon zu geben, wie dieser Haushalt geführt wurde, genügt es wohl zu sagen, daß Vater und Sohn immer nur angefaulte Früchte aßen, da Fräulein Cadot die Gewohnheit hatte nur die überreifen zum Dessert herzugeben; daß frisches Brot ein unbekannter Genuß auf dieser Tafel war und daß man die von der Kirche vorgeschriebenen Fasten hielt. Der Gärtner

bekam seine Ration wie ein Soldat und war stets unter der Aufsicht dieser alten Magd, die mit so viel Rücksicht behandelt wurde, daß sie am Tisch mit aß. Während der Mahlzeiten trippelte sie beständig zwischen Küche und Speisezimmer hin und her. Die Heirat von Joseph Blondet mit Fräulein Blaudureau war von den Eltern dieser Erbin von der Ernennung des armen Advokaten ohne Praxis zum Substituten abhängig gemacht worden. Im Bestreben, aus seinem Sohne einen routinierten Juristen zu machen, der sein Amt würde versehen können, plackte er sich ab, ihm die Rechtswissenschaft einzutrichtern. Der junge Blondet verbrachte alle Abende im Hause seiner Zukünftigen, wo auch Fabien du Ronceret seit seiner Rückkehr aus Paris verkehrte, ohne daß weder der alte noch der junge Blondet den geringsten Argwohn deswegen hegten. Die Strenge der ökonomischen Grundsätze des Hauses, wo alles mit der Genauigkeit bemessen war, die des ‚Goldwägers‘ von Gerard Dou würdig gewesen wäre, wo kein Körnchen Salz zu viel gebraucht und kein Vorteil außer acht gelassen wurde, ließ nach, wenn es sich um die Bedürfnisse des Treibhauses und des Gartens handelte. Der Garten sei eine Verrücktheit des Herrn, sagte Fräulein Cadot, die ihre blinde Liebe zu Joseph nicht für eine Verrücktheit ansah. Hinsichtlich dieses Kindes teilte sie ganz die Vorliebe des Vaters; sie verhätschelte ihn, stopfte ihm seine Strümpfe und hätte gern das Geld, das der Blumenzüchtereiz zugute kam, in seinem Interesse verwendet. Dieser Garten, der von einem einzigen Gärtner musterhaft in Ordnung gehalten wurde, hatte mit Flußsand bestreute Wege, die fortwährend geharkt wurden und zu deren beiden Seiten sich Beete voll der seltensten Blumen reiheten. Alle Wohlgerüche, alle Farben, die von den unzähligen kleinen Töpfen an der Sonne, den Eidechsen auf der Mauer, den in Reih und Glied aufgestellten Hacken, Hauen und all den übrigen Gerätschaften ausgingen, übten eine Gesamtwirkung von solcher Anmut aus, daß die Leidenschaft des alten Mannes wohl begreif-

lich werden konnte. Am unteren Ende seines Treibhauses hatte der Richter auf Tritten, die einen riesigen Halbkreis bildeten, fünf- bis sechstausend Töpfe mit Pelargonien aufgestellt, eine glänzende und berühmte Versammlung, die zur Blütezeit viele Besucher aus der Stadt und den benachbarten Departements herbeilockte. Bei ihrer Durchreise durch die Stadt hatte die Kaiserin Marie-Louise dieses sehenswerte Treibhaus mit ihrem Besuch beehrt und einen so starken Eindruck davon bekommen, daß sie zu Napoleon davon sprach, der dem alten Richter einen Orden übersandte. Da der kundige Blumenzüchter in keine Gesellschaft ging, außer in das Haus Blandureau, wußte er nichts von den heimlichen Schritten, die der Präsident gegen ihn unternahm. Diejenigen, die hinter die Absichten des Koncerets gekommen waren, fürchteten ihn zu sehr, um sie den harmlosen Blondets zu hinterbringen.

Was Michu anlangt, so ließ es sich dieser junge Mann, der kräftig protegiert wurde, weit mehr angelegen sein, den Frauen der obersten Gesellschaft, in die ihm die Empfehlungen der Familie Ling-Eygne Zutritt verschafft hatten, zu gefallen, als sich mit den höchst einfachen Streitsachen eines Provinzgerichts abzugeben. Er hatte ein Einkommen von etwa zwölftausend Livres Rente, wurde von den Müttern hofiert und lebte dem Vergnügen. Er tat seine Arbeit auf dem Gericht aus Pflichtgefühl, wie man auf dem Gymnasium seine Aufgaben macht. Er stimmte allem bedingungslos zu mit den Worten: ‚Ja, Herr Präsident.‘ Aber unter diesem anscheinenden Gehorlassen steckte der überlegenere Verstand eines Mannes, der in Paris studiert und sich schon als Amtsvertreter ausgezeichnet hatte. Da er gewohnt war, alle Dinge oberflächlich zu behandeln, tat er rasch, wozu der alte Blondet und der Präsident lange brauchten, und faßte ihnen oft schwer zu lösende Fragen kurz zusammen. Bei einem heiklen Fall zogen der Präsident und der Vizepräsident ihren Hilfsrichter mit in die Beratung und wunderten sich dann immer, mit welcher Gewandtheit er ihnen da zu schaffen machte,

wo der alte Blondet nichts auszusetzen fand. Jung und reich und Schützling der sprödesten Aristokratie, lebte der junge Richter außerhalb der kleinlichen Ränke des Departements. Er war unentbehrlich bei allen Ausflügen, trieb Narrenspossen mit den jungen Mädchen, machte den Müttern den Hof, tanzte auf Bällen und spielte wie ein reicher Mann. Kurzum, er spielte seine Rolle als fashionabler Staatsbeamter vortrefflich, ohne sich doch etwas an seiner Würde zu vergeben, die er als Mann von Geist sogar gelegentlich hervorzukehren wußte. Er gefiel ungemein durch die frische Art, mit der er sich den Provinzsitten angepaßt hatte, ohne sie zu kritisieren. Man bemühte sich auch allerseits, ihm die Zeit seines Exils angenehm zu machen.

Der Staatsanwalt, ein äußerst begabter Jurist, der sich jedoch auf die hohe Politik geworfen hatte, imponierte dem Präsidenten. Ohne seine Abwesenheit wäre es zu dem Vorfall mit Victurnien nicht gekommen. Der Präsident und du Croisier hatten ihr Komplott angezettelt, während er in der Deputiertenkammer weilte, wo er einer der hervorragendsten ministeriellen Redner war; denn sie wußten wohl, daß es kein Aufhalten mehr gab, wenn die Sache erst ruchbar war und sich das Gericht damit befaßte. In der That hätte zu jener Zeit kein Gerichtshof, ohne eine lange Untersuchung und ohne dem Oberstaatsanwalt Bericht zu erstatten, eine Fälschungsklage gegen den Sohn einer der ersten Adelsfamilien des Königreichs angenommen. In solchem Fall hätten die Juristen im Verein mit der Staatsmacht soundso viele Vermittlungen versucht, um eine Klage zu unterdrücken, die einen unklugen jungen Mann auf die Galeeren bringen konnte. Sie hätten vielleicht dasselbe für eine angesehene liberale Familie getan, wenn sie dem Thron und der Kirche nicht gar zu feindlich gegenübergestanden hätte. Es war also nicht leicht gewesen, die Klage du Croisiers und die Verhaftung des jungen Grafen durchzusetzen. Folgendermaßen hatten es du Croisier und der Präsident angestellt, um zu ihrem Ziel zu kommen.

Herr Sauvager, ein junger royalistischer Advokat, der es durch seine Liebedienerei gegenüber dem Ministerium zum Grade des ersten Substituten gebracht hatte, herrschte während der Abwesenheit seines Vorgesetzten im Gerichtssaal. Es hing von ihm ab, einen Antrag zu stellen, daß die Klage du Croisiers zugelassen wurde. Sauvager, von niederer Herkunft und ohne jedes Vermögen, lebte von seiner Stellung. Natürlich rechnete die Regierung ganz und gar auf einen Mann, der alles von ihr erwartete. Der Präsident beutete diese Situation aus. Sobald das als Fälschung erklärte Schriftstück in den Händen du Croisiers war, hatte die Frau Präsidentin du Ronceret, der ihr Mann souffliert hatte, eine lange Unterredung mit Sauvager, dem sie klarmachte, wie unsicher der Stand als ‚absetzbare Gerichtsperson‘ wäre; eine ministerielle Laune, ein einziges Versehen können die Zukunft eines Mannes vernichten.

„Seien Sie ein Mann von Gewissen, äußern Sie eine Meinung, die der Regierung nicht paßt, und Sie sind verloren! Sie können“, sagte sie, „gerade jetzt Ihre Stellung benutzen, um eine günstige Heirat zu machen, die Sie ein für allemal gegen alle Zufälligkeiten sichert und Ihnen ein Vermögen verschafft, wodurch Sie in die Kategorie der unabsetzbaren Richter gelangen können. Die Gelegenheit ist günstig. Herr du Croisier wird niemals Kinder haben, alle Welt weiß warum. Sein Vermögen und das seiner Frau gehen auf seine Nichte, Fräulein Duval, über. Herr Duval ist ein Eisenhammerbesitzer, dessen Börse schon einiges Gewicht hat, und sein Vater, der noch lebt, ist auch reich. Der Vater und der Sohn haben zusammen eine Million, sie werden sie mit Hilfe von du Croisier, der mit der Hochfinanz und den Großindustriellen von Paris in Verbindung steht, verdoppeln. Duval junior und seine Frau werden ihrer Tochter sicherlich den Mann geben, der ihnen von ihrem Onkel du Croisier zugeführt wird, in Anbetracht der zwei Vermögen, die er seiner Nichte hinter-

lassen wird; denn du Croisier wird zweifellos Fräulein Duval das Vermögen seiner Frau, die keine Erben hat, testamentarisch vermachen. Sie kennen den Haß du Croisiers auf die d'Esgrignon; erweisen Sie ihm einen Dienst, seien Sie ein Mann, nehmen Sie eine Fälschungsklage an, die er Ihnen gegen den jungen d'Esgrignon einreichen wird, eröffnen Sie sofort das Verfahren gegen den Grafen, ohne den Staatsanwalt zu fragen. Dann bitten Sie Gott, daß der Minister Sie absetze, weil Sie sich als unparteiischer Anwalt gegen die Willkür der herrschenden Macht gezeigt haben, und Ihr Glück ist gemacht. Sie haben eine reizende Frau und dreißigtausend Livres Rente zur Mitgift, nicht zu reden von den vier Millionen, die Sie in etwa zehn Jahren zu erwarten haben."

In zwei Abenden war der erste Stellvertreter gewonnen worden. Der Präsident und Herr Sauvager hatten die Sache gegen den alten Richter, den Hilfsrichter und den zweiten Substituten geheimgehalten. Da er der Unparteilichkeit Blondets gegenüber den Tatsachen sicher sein konnte, hatte der Präsident die Majorität, ohne Camusot mitzurechnen. Doch alles schlug fehl durch den unvorhergesehenen Abfall des Untersuchungsrichters. Der Präsident wollte eine Versetzung in den Anklagezustand erlangen, bevor der Staatsanwalt etwas davon erführe. Würden Camusot und der zweite Stellvertreter ihn nicht in Kenntniß setzen?

Vielleicht wird man begreifen, warum Chesnel annehmen konnte, daß der Untersuchungsrichter Camusot des d'Esgrignon sicher sei, und was ihm die Kühnheit eingab, diesen jungen Magistratsbeamten auf offener Straße anzustiften, wenn man einen Einblick in dessen Privatleben erhält. Camusot, der Sohn eines angesehenen Seidenwarenhändlers aus der Rue des Bourdonnais, war von seinem Vater, der sehr ehrgeizige Pläne mit ihm hatte, für die Verwaltungslaufbahn bestimmt worden. Dadurch, daß er seine Frau geheiratet hatte, hatte er die Protektion eines Türstehers des Königlichen Kabinetts,

eine zwar stumme, aber wirksame Protektion gewonnen, die ihm seine Ernennung zum Richter und späterhin zum Untersuchungsrichter eingebracht hatte. Sein Vater hatte ihm nur sechstausend Franken Rente, das Vermögen seiner verstorbenen Mutter, mit Abzug des ihm als Vatten zustehenden Erbanteils gegeben; Fräulein Thirion hatte nur zwanzigtausend Franken Mitgift gehabt. So kannte dieser Haushalt die Misere einer versteckten Armut; denn das Gehalt eines Richters in der Provinz beträgt nicht mehr als fünfzehnhundert Franken; die Untersuchungsrichter haben jedoch noch einen Zuschuß von etwa tausend Franken auf Grund der außergewöhnlichen Arbeiten ihres Amtes. Trotz der Strapazen, die damit verbunden sind, sind diese Stellen sehr gesucht, doch sind sie nicht unwiderruflich fest; daher hatte Frau Camusot ihren Mann eben gescholten, daß er dem Präsidenten seinen Gedanken verraten hatte. Marie Lécile Amélie Thirion hatte sich in den drei Jahren ihrer Ehe des Segens zweier glücklichen Niederkünfte mit einem Sohn und einer Tochter erfreut; doch bat sie Gott, sie nicht mehr so reichlich zu bedenken. Noch ein paar solcher Himmelsgeschenke, und die Knappheit wurde Not. Das Vermögen Camusots, des Vaters, dürfte lange auf sich warten lassen. Im übrigen kann von dieser großen Erbschaft nicht mehr als acht- bis zehntausend Franken Rente auf jedes Kind, da sie vier und aus zwei verschiedenen Ehen waren. Und würde der Richter nicht, wenn sich das verwirklichte, was die Heiratsstifter Aussichten nennen, Kinder zu versorgen haben? Jeder wird also die Lage einer resoluten, vernünftigen kleinen Frau, wie Frau Camusot, begreifen. Da sie die ganze Bedeutung, die ein Versehen ihres Mannes für seine Karriere haben konnte, fühlte, konnte sie sich nicht enthalten, sich in die gerichtlichen Angelegenheiten zu mischen.

Als einziges Kind eines ehemaligen Dieners Ludwigs XVIII., eines Kammerdieners, der ihm nach Italien, Kurland, England gefolgt war und den der König mit der einzigen Stelle, die er

ausfüllen konnte, der eines Türstehers seines Kabinetts in vierteljährigem Dienst, belohnte, hatte Amélie gleichsam einen Widerschein des Hofes empfangen. Thirion schilderte ihr die Herren vom Adel, die Minister, die hohen Persönlichkeiten, die er meldete, hineinführte, heraus- und hineingehen sah. So hatte diese junge Frau, die gleichsam am Eingang der Tuileries aufgewachsen war, einen Anstrich der dort herrschenden Sitten bekommen und sich das Dogma des absoluten Gehorsams gegen die herrschende Macht angeeignet. Auch hatte sie die berechnete Vermutung, daß ihr Mann dadurch, daß er sich auf die Seite der d'Esgrignon stellte, der Frau Herzogin von Maufrigneuse zu Gefallen wäre und daß ihr Vater sich einmal, im günstigen Moment, auf zwei einflußreiche Familien beim König würde berufen können. Bei der ersten Gelegenheit konnte Camusot in dem Sprengel von Paris und später in Paris selbst zum Richter ernannt werden. Diese Beförderung, die sie in jedem Augenblick ersehnte und erträumte, mußte sechstausend Franken Gehalt, die Annehmlichkeit, bei ihrem Vater oder den Camusots zu wohnen, und alle Vorteile der beiden väterlichen Vermögen mit sich bringen. Wenn das Sprichwort ‚Aus den Augen, aus dem Sinn‘ für die meisten Frauen gilt, so gilt es auch besonders für Familiengefühle und ministerielle oder königliche Protektion. Die Leute, die im persönlichen Dienst der Könige stehen, kommen immer am besten weg: man interessiert sich für einen Menschen, den man alle Tage sieht, sei es auch nur ein Kammerdiener.

Frau Camusot, die nur auf einen vorübergehenden Aufenthalt rechnete, hatte in der Rue du Cygne ein kleines Haus gemietet. Die Stadt ist nicht verkehrreich genug, daß sich die Sitte der möblierten Wohnungen dort hätte einbürgern können. Und die kleine Familie war nicht reich genug, um, wie Herr Michu, im Hotel zu wohnen. Die Pariserin mußte sich also mit den landesüblichen Möbeln begnügen. Die Bescheidenheit ihrer Mittel hatte sie gezwungen, dieses Haus zu nehmen, das

zwar äußerst häßlich war, aber durch gewisse Drolligkeiten auf-
fiel. Es stand so gegen das Nachbarhaus, daß es seine Vor-
derseite dem Hofe zukehrte, und es hatte in jedem Stockwerk
nur ein Fenster nach der Straße. Der Hof war der Breite
nach von zwei Mauern eingeschlossen, an denen Wegedorn und
Rosen prangten; im Hintergrunde, dem Hause gegenüber, be-
fand sich ein Schuppen, der auf zwei steinernen Bogengängen
ruhte. Eine mittelhohe Thür führte in das dunkle Haus, das
noch von einem großen Nußbaum, der inmitten des Hofes
stand, beschattet wurde. Im Erdgeschoß, in das man über eine
Vortreppe mit schön gearbeitetem, wenn auch rostzerfressenem
eisernen Geländer gelangte, befanden sich das Eßzimmer und die
Küche. Am Ende des Ganges, der diese beiden Räume trennte,
war eine hölzerne Treppe. Die erste Etage bestand aus nur
zwei Zimmern, wovon das eine das Arbeitskabinett des Unter-
suchungsrichters und das andere das Schlafzimmer war. Der
zweite Stock, unter dem Dach, enthielt gleicherweise zwei Zim-
mer, eins für die Köchin, das andere für das Dienstmädchen,
das bei den Kindern schlief. Keins der Zimmer hatte einen
Plafond; alle Decken bestanden aus weißgetünchten Balken,
zwischen denen die Flächen lediglich mit Rohr verschalt waren.
Die beiden Zimmer des ersten Stocks und das Speisezimmer
unten hatten ein schwerfälliges Getäfel, wie es die Tischler
des vorigen Jahrhunderts mit großer Mühe herstellten. Es war
schmutziggrau und recht unansehnlich. Das Arbeitszimmer
des Richters war im Stil eines Provinzbureaus; es enthielt
einen großen Schreibtisch und einen Mahagonistuhl, eine
Bibliothek, wie sie einer braucht, der die Rechte studiert, und
ein paar armselige Möbel, die aus Paris mitgebracht waren.
Das Zimmer der Hausfrau war einheimisches Fabrikat; es
war in Weiß und Blau gehalten, hatte einen Teppich und eine
Einrichtung, die zwar einen modernen Eindruck machte, im
Grunde aber nur verpfushtes Nachwerk war, das in Paris
keinen Abnehmer gefunden hatte. Das Zimmer des Erdge-

schosses war wie alle Zimmer der Provinz ein kahler, kalter Raum mit feuchten, verblichenen Tapeten.

In dieser unwohnlichen Stube, ohne andere Aussicht als auf den Nußbaum, die dunkle Wededornhecke und die fast ganz verödete Straße, mußte eine junge, leichtlebige Frau, die an das Treiben und an die Vergnügungen von Paris gewöhnt war, ihre Tage, größtenteils allein, verbringen, mußte dumme, langweilige Besuche empfangen, deren leerem Geschwätz sie ihre Einsamkeit vorzog, und von denen sie sich zu keiner launigen Bemerkung hinreißen lassen durfte, aus Furcht vor unendlichen Kommentaren, die ihre Lage verschlimmern konnten. Sie beschäftigte sich mit ihren Kindern, weniger aus Neigung, als um überhaupt in ihrem ereignisarmen Leben an etwas Interesse zu haben; und im übrigen richtete sie ihre Gedanken auf die Intrigen, die um sie herum gesponnen wurden, die Schliche der Provinzleute, ihre im engen Kreis eingeschlossenen ehrgeizigen Gelüste. Auch entdeckte sie flugs Geheimnisse, hinter die ihr Mann nicht kam. Wenn sie mit einer Handarbeit am Fenster saß, war es nicht der Holzschuppen, wo das Mädchen mit Waschen beschäftigt war, der ihre Blicke anzog; sie dachte an Paris, wo alles Vergnügen und Bewegung ist, sie träumte von Festen und weinte, daß sie in diesem kalten Provinzgefängnis ausharren mußte. Sie war trostlos, daß sie in dies friedliebende Land verschlagen war, wo es nie zu einer Verschwörung, zu einer großen Intrige kommen würde. Sie sah sich noch lange unter dem Schatten dieses Nußbaums.

Frau Camusot war eine rundliche, frische, blonde kleine Frau mit sehr gewölbter Stirn, eingezogenem Mund und vortretendem Kinn, also mit Zügen, die die Jugend erträglich machte, die ihr aber frühzeitig ein altes Aussehen geben mußten. Ihre klugen, lebhaften Augen, die nur ein wenig zu sehr das unverhohlene Verlangen, hochzukommen, und das Mißvergnügen über den jetzigen niedrigen Stand bekundeten, hoben ihr alltägliches Gesicht und gaben ihm eine gewisse Lebendigkeit des

Ausdrucks, der später, wenn der Erfolg sich eingestellt hat, gelöscht wird. Sie verwandte große Mühe auf ihre Toilette, sie erfand Besätze und stückte sie; sie beriet sich mit ihrem Stubenmädchen, das sie aus Paris mitgebracht hatte, über ihren Staat und machte so dem Ruf der Pariserinnen in der Provinz Ehre. Ihre Spottsucht setzte sie in Respekt, sie war nicht beliebt. Mit der neugierigen Schlaueit unbeschäftigter Frauen, die ihre Zeit totschlagen müssen, hatte sie die heimlichen Absichten des Präsidenten herausgebracht; sie riet seit einiger Zeit Camusot, ihm den Krieg zu erklären. Die Sache des jungen Grafen war eine ausgezeichnete Gelegenheit. Bevor sie sich zu Herrn du Croisier in Gesellschaft begab, fiel es ihr nicht schwer, ihrem Manne klarzumachen, daß der erste Stellvertreter in dieser Sache gegen die Absichten seiner Vorgesetzten handelte. War es nicht die Aufgabe Camusots, diesen Kriminalprozeß als Stufe zum Hochkommen zu benutzen, indem er das Haus d'Esgrignon, das in ganz anderer Weise als die Partei du Croisier mächtig war, begünstigte?

„Sauvager wird niemals Fräulein Duval heiraten, auf die man ihm Hoffnung gemacht hat, er wird von den Machiavelli des Val-Noble, denen er seine Stellung preisgeben wird, zum Narren gehalten werden. Camusot, dieser ganze Handel, der für die d'Esgrignon so schlimme Folgen haben kann und den der Präsident so hinterlistig zugunsten du Croisiers angezettelt hat, wird nur für dich von Nutzen sein.“ So hatte sie auf dem Nachhausewege zu ihm gesagt.

Die schlaue Pariserin war auch hinter die Schliche gekommen, die der Präsident anstellte, um die Bemühungen des alten Blondet bei Blandureau zu hintertreiben; aber sie sah keinen Nutzen darin, den Sohn oder den Vater über die gefährdete Lage aufzuklären. Sie ergötzte sich einstweilen an der begonnenen Komödie, ohne zu ahnen, von welcher Wichtigkeit es sein konnte, daß sie um den Antrag wußte, den der Nachfolger Ehesnels den Blandureau im Namen von Fabien du

Konceret gemacht hatte. Im Falle, daß die Stellung ihres Mannes durch den Präsidenten bedroht wurde, konnte Frau Camusot dem Präsidenten ihrerseits damit drohen, daß sie die Aufmerksamkeit des Blumenzüchters auf den beabsichtigten Raub der Blume, die er in seinen Garten verpflanzen wollte, lenken würde.

Ohne daß Ehesnel, wie Frau Camusot, die Kniffe, vermittelt welcher du Croisier und der Präsident den ersten Stellvertreter gewonnen hatten, durchschaut hätte, glaubte er, in Unbetracht dieser verschiedenen Existenzen und ihrer um den Richterstuhl gruppierten Interessen, auf den Staatsanwalt, Camusot und Michu zählen zu dürfen. Zwei Richter, die für die d'Esgrignon stimmten, würden das Ganze zum Stocken bringen. Ehesnel wußte, daß nichts sonst die Unparteilichkeit des alten Blondet erschüttern könne, als das Ziel seines ganzen Lebens, die Ernennung seines Sohnes zum stellvertretenden Richter. So schloß Ehesnel voller Zuversicht ein mit dem Vorhaben, Blondet aufzusuchen, ihn über die Arglist des Präsidenten du Ronceret aufzuklären und ihm so zur Verwirklichung seiner lange gehegten Hoffnungen die Hand zu bieten. Hatte er erst den alten Richter gewonnen, so wollte er mit dem Untersuchungsrichter verhandeln, und wenn er ihm auch nicht die Unschuld Victurniens beweisen konnte, so hoffte er doch, daß es ihm gelingen würde, dessen Handlungsweise als Unbesonnenheit, als den leichtfertigen Streich eines jungen Mannes hinzustellen. Ehesnel schloß weder lange noch friedlich, denn vor Tag weckte ihn seine Haushälterin, um ihm die entzückendste Person dieser Geschichte, den reizendsten jungen Mann der Welt, die Frau Herzogin von Maufrigneuse zu melden, die allein, als Mann verkleidet, in einer leichten Kalesche angekommen war.

„Ich komme, um ihn zu retten oder mit ihm zu sterben,“ sagte sie zum Notar, der zu träumen glaubte. „Der König hat mir hunderttausend Franken aus seiner Schatulle gegeben, um

die Unschuld Victurniens zu erkaufen, wenn sein Gegner bestechlich ist. Scheitern wir, so habe ich Gift, um ihn allem, selbst der Anklage, zu entziehen. Aber wir werden nicht scheitern. Der Staatsanwalt, dem ich von dem, was hier vorgeht, Mittheilung machen ließ, folgt mir; er hat mich nicht begleiten können, weil er erst noch die Befehle des Justizministers entgegennehmen wollte."

Ehesnel war ganz außer sich vor Freude; er hüllte sich in seinen Schlafrock, fiel vor der Herzogin auf die Knie, küßte ihr die Füße und stammelte Entschuldigungsworte für die Selbstvergessenheit, zu der er sich hinreißen ließ. „Wir sind gerettet!" rief er und gab dann Brigitte Befehle, für die Herzogin alles zu beschaffen, was sie nach einer im Reisewagen verbrachten Nacht brauchen könne. Er appellierte an den Mut der schönen Diana, indem er ihr die Notwendigkeit dartat, gleich am frühen Morgen, damit niemand etwas von diesem Schritt erführe und die Ankunft der Herzogin von Maufrigneuse vermuten könne, zum Untersuchungsrichter zu gehen. „Habe ich denn nicht einen regelrechten Paß?" sagte sie und zog ein Blatt hervor, worin sie als der Herr Vicomte Felix von Vandenesse, Vortragender Rat und Privatsekretär des Königs, bezeichnet war. „Spiele ich meine Männerrolle nicht tadellos?" und sie strich die Stirnlöckchen ihrer Titusperücke zurück und schwang ihre Reitpeitsche. „Ah, Frau Herzogin, Sie sind ein Engel!" rief Ehesnel mit Tränen in den Augen. (Sie war immer ein Engel, selbst als Mann!) „Knöpfen Sie Ihren Mantel zu, mummen Sie sich bis zur Nase ein, nehmen Sie meinen Arm und kommen Sie mit mir zu Camusot, bevor uns jemand begegnen kann."

Obwohl der alte Notar todwund im Herzen war, hielt er es für seine Pflicht, allen Launen der Herzogin zu gehorchen, mit ihr zu lachen, wenn sie lachte, und zu weinen, wenn sie weinte; aber er seufzte im stillen über ihre Leichtfertigkeit, da es ihr möglich war zu scherzen, während sie eine große Sache voll-

bringen wollte. Was hätte er nicht getan, um den jungen Mann zu retten! Während sich Chesnel ankleidete, genoß Frau von Maufrigneuse die Tasse Kaffee mit Sahne, die ihr Brigitte servierte, und stellte dann den Vorrang der Provinzköchinnen vor den Pariser Küchenchefs fest, die sich mit der Zubereitung solcher Kleinigkeiten nur obenhin befassen, auf welche Feinschmecker doch gerade Wert legen. Dank der Fürsorge, die Brigitte der Tafel ihres Herrn angedeihen ließ, konnte sie der Herzogin ein ausgezeichnetes Frühstück bieten. Chesnel und sein reizender Gefährte lenkten ihre Schritte nunmehr zu dem Hause von Herrn und Frau Camusot. „Ah! es gibt auch eine Frau Camusot?“ sagte die Herzogin. „Nun, da kann die Sache gehen!“ „Und um so eher, als sich die gnädige Frau sichtbarlich unter uns Provinzialen langweilt; sie ist aus Paris.“ „Also brauchen wir vor ihr keine Geheimnisse zu haben?“ „Sie werden selbst entscheiden, was zu enthüllen und was zu verschweigen ist,“ erwiderte Chesnel demütig; „ich glaube, sie wird sich sehr geschmeichelt fühlen, der Frau Herzogin von Maufrigneuse Gastfreundschaft zu gewähren. Um nichts aufß Spiel zu setzen, wäre es vielleicht geboten, daß Sie bis zur Nacht in ihrem Hause bleiben — wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, natürlich.“ „Wie ist denn diese Frau Camusot?“ fragte die Herzogin von oben herab. „Nun, sie ist ein wenig Herr im Hause,“ meinte der Notar. „Dann wird sie sich also auch um die Rechtsfachen kümmern,“ erwiderte die Herzogin; „nirgends als in Frankreich, lieber Herr Chesnel, heiraten die Frauen mit ihren Männern zugleich deren Berufe, Ämter und Stellungen. In Italien, England, Spanien lassen die Frauen ihre Männer sich mit den Geschäften herumschlagen; sie ignorieren sie mit derselben Beharrlichkeit, wie sich unsere französischen Bürgerinnen bemühen, auf dem laufenden über die Angelegenheiten des Gemeinwesens zu bleiben. So heißt es doch im Rechtsstil, nicht wahr? Sie sind in der ehelichen Politik von unglaublicher Eifersucht und wollen alles wissen.

Daher findet man auch in Frankreich in allen schwierigeren Fällen des Lebens die Hand der Frau, die ihren Mann leitet, anweist, bedeutet. Die meisten Männer fahren nicht schlecht dabei. In England könnte ein verheirateter Mann vierundzwanzig Stunden im Schuldgefängnis zugebracht haben, und seine Frau würde ihm bei der Rückkehr eine Eifersuchtszene machen." „Da sind wir, ohne jemand begegnet zu sein," sagte Chesnel. „Frau Herzogin, Sie werden schon darum große Macht hier haben, weil der Vater der Frau Camusot, namens Thirion, Türdiener des Kabinetts des Königs ist." „Und der König hat daran nicht gedacht! Er denkt an gar nichts!" rief sie; „Thirion hat den Fürsten von Cadignan, Herrn von Vandenesse und mich eingeführt. Wir sind die Herren hier im Hause. Machen Sie alles mit dem Manne ab, während ich mit der Frau rede."

Das Dienstmädchen, das die Kinder wusch und anzog, führte die beiden Besucher in das ungeheizte kleine Empfangszimmer. „Bringen Sie Ihrer Herrin diese Karte," flüsterte die Herzogin dem Mädchen ins Ohr, „und lassen Sie sie nur von ihr lesen! Wenn Sie verschwiegen sind, Kleine, wird man Sie belohnen." Das Mädchen war wie vom Blitz getroffen, als sie die Frauenstimme vernahm und den reizenden jungen Mann vor sich sah. „Wecken Sie Herrn Camusot," sagte Chesnel zu ihr, „und sagen Sie ihm, daß ich in einer wichtigen Sache mit ihm zu reden habe!"

Das Mädchen stieg die Treppe hinauf. Ein paar Augenblicke später stürzte Frau Camusot in der Frisierjacke die Treppe herunter und holte den schönen Fremdling, nachdem sie Camusot im Hemd mit allen seinen Kleidungsstücken in sein Arbeitszimmer gestoßen und ihm befohlen hatte, sich anzuziehen und sie dort zu erwarten. Dieser Theatercoup war durch die Karte, auf der ‚Frau Herzogin von Maufrigneuse‘ stand, bewirkt worden; die Tochter des Türdieners vom Kabinett des Königs hatte alles begriffen.

„Was, Herr Ehesnel, ist es nicht, als hätte der Blitz hier eingeschlagen?“ sagte das Mädchen leise. „Der Herr zieht sich in seinem Arbeitszimmer an. Sie können hinaufgehen.“ „Schweigen Sie über all dies hier!“ bedeutete sie der Notar.

Da sich Ehesnel unter dem Schutz einer großen Dame fühlte, die für alle zur Rettung des Grafen zu ergreifenden Maßnahmen die mündliche Zustimmung des Königs hatte, nahm er eine überlegene Haltung an, die bei Camusot viel mehr angebracht war, als die Bescheidenheit, mit der er seine Wünsche geäußert hätte, wenn er allein und ohne Unterstützung gewesen wäre. „Herr Camusot,“ begann er, „meine Worte gestern abend haben Sie vielleicht überrascht, aber sie sind ernst gemeint. Das Haus d’Esgrignon rechnet auf Sie bei der Führung einer Sache, aus der es ohne Makel hervorgehen muß.“ „Herr Ehesnel,“ erwiderte der Richter, „ich will nicht weiter darauf eingehen, wie kränkend Ihre Worte für mich sind und welchen Angriff Sie damit auf die Justiz wagen, denn Ihre Stellung zu dem Hause d’Esgrignon entschuldigt Sie; jedoch . . .“ „Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche,“ fiel Ehesnel ihm in die Rede. „Ich komme, Ihnen nur Dinge zu sagen, die Ihre Vorgesetzten denken und nicht einzugestehen wagen, die Männer von Geist jedoch erraten — und Sie sind ein Mann von Geist. Vorausgesetzt, daß der junge Mann unvorsichtig gehandelt hat, glauben Sie denn, daß der König, der Hof, das Ministerium es gern sehen würden, einen Namen wie den der d’Esgrignon vor den Gerichtshof gezerrt zu sehen? Ist es im Interesse des Königtums, im Interesse des Landes, daß die historischen Häuser fallen? Findet die Gleichheit, heute das große Wort der Opposition, nicht eine Garantie in dem Bestehen einer durch die Zeit geheiligten hohen Aristokratie? Nun, es ist nicht nur keine Unvorsichtigkeit begangen worden, sondern wir sind Unschuldige, die in eine Falle geraten sind.“ „Ich bin neugierig, zu erfahren, auf welche Weise,“ versetzte der Richter. „Seit zwei Jahren hat der Herr du Croisier beständig große

Summen in Wechselfn durch den Herrn Grafen d'Esgrignon auf sich ausstellen lassen. Wir werden Tratten über mehr als hunderttausend Taler vorzeigen, die jedesmal von ihm quittiert worden sind und wofür ich ihm . . . merken Sie auf . . . die Summen entweder vor oder nach dem Verfalltage eingehändigt habe. Der Herr Graf d'Esgrignon ist in der Lage, eine Empfangsbestätigung über die von ihm erhobene Summe, die vor dem für falsch erklärten Schriftstück ausgefertigt ist, zu präsentieren. Können Sie nun noch in Abrede stellen, daß die Klage ein Akt der Parteiwut und des Hasses, daß sie eine abscheuliche Verleumdung von seiten der gefährlichsten Gegner des Throns und des Altars gegen die Erben einer alten Familie ist? Es liegt hier ebensowenig eine Fälschung vor, wie in meinem Bureau eine vorgekommen ist. Lassen Sie Frau du Croisier zu sich kommen, die von der Bezichtigung noch nichts weiß; sie wird Ihnen sagen, daß ich ihr die Deckung zugestellt habe und daß sie sie in Verwahrung genommen hat, bis ihr Mann, der verreist war, sie von ihr verlangen würde. Befragen Sie du Croisier hierüber; er wird Ihnen sagen, daß er von meiner Zustellung an seine Frau nichts weiß." „Lieber Herr Ehesnel," entgegnete der Untersuchungsrichter, „Sie können solche Behauptungen vielleicht in dem Salon des Herrn d'Esgrignon oder bei Leuten, die nichts von Geschäften verstehen, vorbringen, man wird Ihnen glauben; aber einem Untersuchungsrichter, wenn er kein Esel ist, können Sie nicht weismachen, daß eine Frau, die ihrem Manne so unterwürfig ist wie Frau du Croisier, hunderttausend Taler in ihrem Schreibfach behält, ohne ihrem Mann etwas zu sagen, oder daß ein alter Notar Herrn du Croisier bei seiner Rückkehr nicht sofort von dieser Zustellung verständigt hat." „Der alte Notar war nach Paris gereist, um den Zerstreuungen des jungen Mannes Einhalt zu tun." „Ich habe den Grafen d'Esgrignon noch nicht darüber befragt," warf der Richter ein; „er wird mich aufklären können." „Er ist in strengem Gewahrsam?" „Jawohl," erwiderte der Richter.

„Herr Richter,“ rief Chesnel, der die Gefahr erkannte, „die Untersuchung kann für oder gegen uns geführt werden; aber Sie haben die Wahl, ob Sie nicht vorher, nach der Aussage der Frau du Croisier, feststellen, daß die Summen tatsächlich vor dem fraglichen Schriftstück eingehändigt wurden, oder ob Sie einen beschuldigten jungen Mann ins Verhör nehmen, der in seiner Verwirrung sich auf nichts mehr besinnen kann und sich vielleicht kompromittiert. Was ist glaubhafter: daß eine in Geschäften unerfahrene Frau vergeßlich war, oder daß ein d'Esgrignon eine Fälschung begangen hat?“ „Um all dies handelt es sich nicht,“ entgegnete der Richter; „es handelt sich darum, zu wissen, ob der Graf d'Esgrignon den unteren Teil eines Briefes, den du Croisier an ihn richtete, in eine Anweisung verwandelt hat.“ „Nun ja, er konnte das!“ rief plötzlich Frau Camusot, die von dem schönen Unbekannten begleitet ins Zimmer trat. „Herr Chesnel hatte das Geld hinterlegt . . .“ Und sie flüsterte ihrem Mann ins Ohr: „Du wirst bei der ersten freien Stelle Hilfsrichter in Paris, du tust dem Könige selbst in dieser Sache einen Dienst, ich bin dessen sicher, man wird dich nicht vergessen. Du siehst in diesem jungen Mann die Herzogin von Maufrigneuse; laß niemals verlauten, daß du sie gesehen hast, und tue, was du kannst für den jungen Grafen, ohne Furcht.“ „Meine Herren,“ sagte der Richter, „wenn die Untersuchung in einem für die Unschuld des jungen Grafen günstigen Sinne geführt würde, kann ich für das Urtheil des Gerichtshofs gutstehen? Herr Chesnel und du, meine Liebe, ihr kennt die Verfügungen des Herrn Präsidenten.“ „Papperlapapp!“ machte Frau Camusot; „geh selbst heute morgen zu Herrn Michu und berichte ihm die Verhaftung des jungen Grafen, da seid ihr schon zwei gegen zwei, ich stehe gut dafür. Michu ist aus Paris, und du kennst seine Ergebenheit gegen den Adel.“

In diesem Augenblick ließ sich Fräulein Cadot an der Thür vernehmen und meldete, daß sie einen Eilbrief bringe. Der

Richter ging hinaus und laß, als er wieder hereinkam, folgende Zeilen:

„Der Herr Vizepräsident des Gerichtshofs bittet Herrn Camusot, heute und an den folgenden Tagen der Verhandlung beizuwohnen, damit der Gerichtshof während der Abwesenheit des Herrn Präsidenten vollzählig sei. Er empfiehlt sich bestens.“

„Keine Untersuchung mehr in der Sache d'Esgrignon!“ rief Frau Camusot; „hatte ich dir nicht gesagt, Lieber, daß sie dir einen Streich spielen werden? Der Präsident wird dich bei dem Oberstaatsanwalt und dem Präsidenten des Obertribunals verleunden. Bevor du die Untersuchung führen kannst, bist du versetzt. Ist das klar?“ „Sie werden bleiben, Herr Richter,“ sagte die Herzogin; „ich hoffe, der Herr Staatsanwalt kommt zur Zeit.“ „Wenn der Staatsanwalt kommt,“ rief die kleine Frau Camusot mit Feuer, „muß er alles fertig vorfinden. — Ja, mein Lieber, ja,“ wandte sie sich an ihren ganz verdugten Mann. — „Ah, du alter Heuchler von Präsident, du willst uns überlisten; warte nur, wir wollen es dir anstreichen! Du willst uns eine Probe deines Handwerks geben, du sollst dafür etwas von deiner Dienerin Cécile Amélie Thirion zu kosten bekommen. — Der arme biedere Blondet! Es ist gut für ihn, daß der Präsident verreist ist, um uns absetzen zu lassen; nun wird sein großer Tölpel von Sohn Fräulein Blandureau heiraten. Ich werde mal Vater Blondet seine Beete umgraben. — Du, Camusot, gehst zu Herrn Michu, während die Frau Herzogin und ich den alten Blondet aufsuchen. Sei darauf gefaßt, daß die ganze Stadt sagen wird, ich sei heute morgen mit einem Liebhaber spazieren gegangen.“

Frau Camusot gab der Herzogin den Arm und führte sie durch die abseits liegenden Teile der Stadt, um ohne gefährliche Begegnung an die Thür des alten Richters zu gelangen. Chesnel begab sich währenddessen ins Gefängniß zum jungen Grafen, wo ihm Camusot heimlich Einlaß verschaffte. Die Köchinnen, die Diener und andere Frühaufsteher, die die Frau

Camusot und die Herzogin in den einsamen Straßen sahen, hielten den jungen Mann für einen Liebhaber aus Paris. Wie es Écile Amélie vorausgesehen hatte, war ihr schlechtes Betragen am Abend schon in aller Munde. Frau Camusot und ihr vorgeblicher Liebhaber trafen den alten Blondet in seinem Treibhaus; er begrüßte die Frau seines Kollegen und Kompagnons und warf auf den reizenden jungen Mann einen unruhigen und prüfenden Blick.

„Ich habe die Ehre, Ihnen einen Vetter meines Mannes vorzustellen,“ sagte Frau Camusot zu Blondet und deutete auf die Herzogin, „einen hervorragenden Blumenzüchter aus Paris, der aus der Bretagne kommt und nur diesen einen Tag bei uns verbringt. Der Herr hat von Ihren Blumen und Sträuchern sprechen hören, und ich habe mir die Freiheit genommen, Sie schon am frühen Morgen aufzusuchen.“ „So! Der Herr ist Blumenzüchter?“ fragte der alte Blondet. Die Herzogin verneigte sich, ohne zu sprechen. „Hier ist mein Kaffeebaum und mein Teebaum.“ „Warum ist denn der Herr Präsident weggerafft?“ ließ sich Frau Camusot vernehmen; „ich wette, seine Abwesenheit betrifft meinen Mann.“ „Allerdings... Hier ist der originellste Kaktus, den es gibt,“ sagte er und deutete auf eine Pflanze, die aussah wie ein mit Lepra bedecktes spanisches Rohr; „er kommt aus Neuholland. — Sie sind sehr jung für einen Blumenzüchter, mein Herr.“ „Lassen Sie Ihre Blumen, lieber Herr Blondet!“ fiel Frau Camusot ein; „es handelt sich um Sie, um Ihre Hoffnungen, um die Heirat Ihres Sohnes mit Fräulein Blandureau. Sie werden vom Präsidenten zum besten gehalten.“ „Na, na!“ meinte der Richter ungläubig. „Jawohl,“ versetzte sie; „wenn Sie sich ein bißchen mehr um die Welt und ein bißchen weniger um Ihre Blumen kümmern, wüßten Sie, daß die Hoffnungen, die Sie gehegt, genährt, bebaut und gewartet haben, in Gefahr sind, von schlaunen Händen eingeheimst zu werden.“ „Nun, nun!“ „Ja! Niemand in der Stadt würde wagen, es mit dem

Präsidenten zu verderben und Sie aufmerksam zu machen. Ich aber, die ich nicht aus dieser Stadt bin und mit Hilfe dieses braven jungen Mannes bald wieder in Paris sein werde, ich sage Ihnen, daß der Nachfolger Chesnels für den kleinen du Ronceret, dem seine Eltern fünfzigtausend Taler mitgeben, in aller Form um die Hand von Claire Blandureau angehalten hat. Was Fabien angeht, so will er sich erst als Advokat niederlassen, um dann später zum Richter ernannt zu werden." Der alte Richter ließ den Topf, den er der Herzogin hatte zeigen wollen, zu Boden fallen. „Ach, mein Kaktus! Ach, mein Sohn! Fräulein Blandureau! Da, die Blüte ist abgebrochen!" „Nein, alles läßt sich gutmachen," meinte Frau Camusot lachend; „wenn Sie Ihren Sohn heute in einem Monat als Richter sehen wollen, werden wir Ihnen sagen, wie Sie es anstellen müssen . . ." „Gehen Sie hier hinein, Herr, Sie werden meine Pelargonien sehen, ein magisches Schauspiel zur Blütezeit. — Warum", sagte er zu Frau Camusot, „reden Sie vor Ihrem Vetter von diesen Angelegenheiten mit mir?" „Alles hängt von ihm ab," gab Frau Camusot zurück; „die Ernennung Ihres Sohnes wird niemals statthaben, wenn Sie ein Wort von diesem jungen Manne verlauten lassen." „Was nicht gar!" „Dieser junge Mann ist eine Blume." „Ah!" „Es ist die Herzogin von Maufrigneuse, die der König hierher gesandt hat, um den jungen d'Esgrignon zu retten, der gestern wegen einer Fälschung, deren du Croisier ihn bezichtigt, verhaftet worden ist. Die Frau Herzogin hat das Wort des Justizministers, er wird die Versprechungen einlösen, die sie uns macht . . ." „Mein Kaktus ist gerettet!" versetzte der Richter, der seine kostbare Pflanze untersucht hatte. — „Nun also, ich höre." „Beraten Sie sich mit Camusot und Michu über die Art, wie diese Sache niederzuschlagen ist, und Ihr Sohn bekommt seinen Posten. Seine Ernennung wird dann zeitig genug eintreffen, damit Sie die Intrigen der du Ronceret bei den Blandureau zum Scheitern bringen können. Ihr Sohn

wird noch mehr als bloßer Stellvertreter werden, er wird im Laufe des Jahres die Stelle Camusots bekommen. Der Staatsanwalt kommt heute; Herr Sauvager wird wahrscheinlich wegen seiner Haltung in dieser Sache seinen Abschied nehmen müssen. Mein Mann wird Ihnen im Gerichtssaal Schriftstücke vorlegen, die die Unschuld des Grafen dartun und beweisen, daß die angebliche Fälschung eine von du Croisier gelegte Falle ist." Der alte Richter trat in den amphitheatralischen Aufbau seiner sechstaufend Pelargonien und verbeugte sich vor der Herzogin. „Wenn das, was Sie wünschen, nicht wider das Gesetz ist, wird es sich machen lassen." „Mein Herr," erwiderte die Herzogin, „reichen Sie bei Herrn Chesnel morgen Ihr Abschiedsgesuch ein, so verspreche ich Ihnen, daß Sie in einer Woche die Ernennung Ihres Sohnes erhalten; aber tun Sie es nicht, bevor Ihnen der Herr Staatsanwalt meine Worte bestätigt hat. Sie von der Justiz verstehen sich besser untereinander. Doch lassen Sie ihn wissen, daß Ihnen die Herzogin von Maufrigneuse ihr Wort gegeben hat. Über meine Reise hierher bewahren Sie Schweigen."

Der alte Richter küßte ihr die Hand; dann pflückte er ohne Erbarmen die schönsten Blumen, um sie ihr zu überreichen. „Was denken Sie, geben Sie sie der Dame," sagte die Herzogin; „es ist nicht in der Ordnung, daß ein Mann, der eine hübsche Frau am Arme führt, Blumen trägt. Bevor Sie sich in das Gerichtsgebäude begeben, lassen Sie sich von dem Nachfolger Chesnels sagen, was für Anträge er im Namen von Herrn und Frau du Ronceret zu stellen hatte."

Der alte Richter, den das falsche Spiel des Präsidenten aufs höchste verblüffte, blieb wie angewurzelt an seinem Gitter stehen und sah den beiden Frauen nach, die sich auf Seitenwegen schleunigst entfernten. Er sah das Gebäude, an dem er zehn Jahre für sein geliebtes Kind gebaut hatte, zusammenstürzen. War es möglich? Er argwöhnte eine List und lief zu dem Nachfolger Chesnels. Um halb zehn Uhr, vor der Verhand-

lung, fanden sich der Vizepräsident Blondet, der Richter Camusot und Michu mit einer erstaunlichen Pünktlichkeit in dem Beratungszimmer ein, dessen Thür der alte Richter, nachdem Camusot und Michu zusammen eingetreten waren, sorgfältig schloß.

„Nun, Herr Vizepräsident,“ sagte Michu, „Herr Sauvager hat einen Verhaftungsbefehl gegen den Grafen d’Esgrignon erlassen, ohne den Staatsanwalt zu befragen, um der Rachgier eines gewissen du Croisier, der ein Feind der Regierung ist, Vorschub zu leisten. Es ist ein rechtes Drunter und Drüber. Der Präsident seinerseits reißt fort und hält so die Untersuchung auf! Und wir wissen nichts von diesem Prozeß. Wollte man vielleicht einen Druck auf uns ausüben?“

„Das ist das erste Wort, das ich darüber höre,“ brummte der alte Richter, der über die Schritte des Präsidenten bei den Blandureau wütend war. Der Nachfolger Chesnels, der Mann der du Ronceret, war soeben dem alten Richter, der eine List gebraucht hatte, um die Wahrheit zu erfahren, auf den Leim gegangen; er hatte das Geheimnis preisgegeben.

„Gut, daß wir davon sprechen,“ sagte Camusot zu Blondet, „sonst hätten Sie ein für allemal darauf verzichten können, daß Ihr Sohn den liliengeschmückten Sessel einnimmt und Fräulein Blandureau heiratet.“ „Aber es handelt sich nicht um meinen Sohn und seine Heirat,“ wandte der Richter ein; „es handelt sich um den jungen Grafen d’Esgrignon: ist er schuldig oder nicht?“ „Es scheint,“ meinte Michu, „daß Frau du Croisier die Deckung von Chesnel in Empfang genommen hat; man hat aus einer einfachen Unregelmäßigkeit ein Verbrechen gemacht. Der junge Mann soll, wie die Anklage behauptet, den untern Teil eines Briefes mit der Unterschrift du Croisiers benutzt haben, um eine Anweisung auf die Kellers daraus zu machen.“ „Eine Unbesonnenheit! Aber wenn du Croisier das Geld eingesteckt hat, warum klagt er?“ „Er weiß noch nicht, daß die Summe seiner Frau zugestellt worden

ist, oder er tut, als ob er es nicht wüßte," antwortete Camusot. „Die Rache von Provinzleuten," äußerte Michu. „Das sieht mir aber doch wie eine Fälschung aus," ließ sich der alte Blondet vernehmen, der sich die Klarheit seines Rechtsbewußtseins von keiner Leidenschaft trüben ließ. „Sie glauben?" meinte Camusot achselzuckend. „Gesetzt, der junge Graf hätte nicht das Recht gehabt, einen Wechsel auf du Croisier zu ziehen, so läge noch immer keine Fälschung einer Unterschrift vor. Aber er glaubte dieses Recht zu haben, auf Grund einer Mitteilung von Chesnel, daß er, Chesnel, eine Einzahlung für ihn gemacht habe." „Also, wo ist dann die Fälschung?" sagte der alte Richter; „das Wesen der Fälschung bei privaten Urkunden besteht darin, daß einem andern ein Schaden verursacht wird." „Nun, es ist klar, daß nach der Auffassung du Croisiers die Unterschrift dazu mißbraucht worden ist, um trotz des Verbots, das du Croisier seinen Bankiers erteilt hatte, die Summe zu erheben," erklärte Camusot. „Das, meine Herren, ist eine Lappalie, eine Wortklauberei," brauste Blondet auf; „sie hatten die Summe, man hätte vielleicht auf eine Anweisung von jener Seite warten sollen; aber ich, Graf d'Esgrignon, war in einer dringlichen Lage, ich habe . . . Gehen Sie! Ihre Anklage entspringt dem Haß, der Rache! Unter einer Fälschung versteht das Gesetz die Absicht, eine Summe zu unterschlagen, sich einen Vorteil zu verschaffen, zu dem man kein Recht hat. Hier liegt keine Fälschung vor, weder nach dem Wortlaut des römischen Rechts, noch im Geiste der gegenwärtigen Rechtswissenschaft; es ist eine bloße Privaturkunde; es handelt sich ja nicht um ein öffentliches Schriftstück. Bei Privaturkunden schließt die Fälschung die Absicht des Diebstahls mit ein; aber wo ist hier Diebstahl nachzuweisen? In welcher Zeit leben wir, meine Herren! Der Präsident reißt fort, um eine Untersuchung zu vereiteln, die schon beendet sein sollte. Ich kenne den Herrn Präsidenten erst seit heute; aber er soll sich in mir getäuscht haben. Künftighin soll er seine Urteile allein aufsetzen. Sie

müssen die Erledigung dieser Sache möglichst beschleunigen, Herr Camusot." „Ja. Meine Meinung“, sagte Michu, „ist, den jungen Mann ohne Kaution sofort in Freiheit zu setzen. Alles hängt von dem Verhör du Croisiers und seiner Frau ab. Sie können sie während der Sitzung vorladen, Herr Camusot, ihre Aussagen vor vier Uhr zu Protokoll nehmen, heute nacht Ihren Bericht ausarbeiten, und wir verhandeln die Sache morgen vor der Sitzung.“ „Während die Advokaten plädieren, beschließen wir über das Weitere,“ sagte Blondet zu Camusot.

Die drei Richter zogen ihre Roben an und begaben sich in den Sitzungssaal.

Um Mittag langten der Bischof und Fräulein Armande im Hotel d'Esgrignon an, wo sich bereits Chesnel und Herr Couturier befanden. Nach einer ziemlich kurzen Unterredung zwischen dem Beichtvater von Frau du Croisier und dem Prälaten begab sich der Priester sofort zu seinem Beichtkind.

Um elf Uhr vormittags erhielt du Croisier eine gerichtliche Vorladung, die ihn zwischen ein und zwei Uhr in das Bureau des Untersuchungsrichters bestellte. Er ahnte nichts Gutes. Der Präsident, der weder die Ankunft der Herzogin von Maufrigneuse und des Staatsanwalts, noch das plötzliche Bündnis der drei Richter voraussehen konnte, hatte vergessen, du Croisier für den Fall, daß die Untersuchung eingeleitet wurde, für sein Verhalten Anweisungen zu geben. Sie glaubten beide nicht an solche Eile. Du Croisier beeilte sich, der Vorladung nachzukommen, um die Anstalten Camusots kennen zu lernen. Er war also genötigt, Fragen zu beantworten. Der Richter stellte ihm summarisch die folgenden sechs Fragen:

„Trug das als Fälschung bezeichnete Schriftstück nicht die echte Unterschrift? — Hat er vor diesem Wechsel mit dem Grafen d'Esgrignon schon in geschäftlicher Verbindung gestanden? — Hat der Graf d'Esgrignon nicht mit oder ohne Avis Wechsel auf ihn gezogen? — Hat er Herrn d'Esgrignon nicht einen Brief geschrieben, in welchem er ihm versicherte,

daß er immer auf ihn ziehen könne? — Hat Chesnel nicht schon mehrmals seine Rechnungen saldiert? — War er nicht zu der und der Zeit abwesend gewesen?

Diese Fragen wurden von du Croisier bejahend beantwortet. Trotz wortreicher Erklärungen brachte der Richter den Bankier immer zu einem einfachen Ja oder Nein. Nachdem die Fragen und Antworten zu Protokoll genommen worden waren, schloß der Richter mit der niederschmetternden Frage: „Wußte du Croisier, daß die Summe, auf die der als Fälschung bezeichnete Wechsel lautete, gemäß einer Erklärung von Chesnel und einem Avis des besagten Chesnel an den Grafen d'Esgrignon, fünf Tage vor dem Datum des Wechsels in seinem Hause deponiert worden war?“

Diese letzte Frage erschreckte du Croisier aufs äußerste. Er fragte, was ein solches Verhör zu bedeuten habe, ob er der Schuldige und der Graf d'Esgrignon der Kläger sei. Er erklärte, daß, wenn das Geld bei ihm deponiert worden wäre, er keine Klage eingereicht hätte. „Das Gericht muß sich informieren,“ versetzte der Richter und verabschiedete ihn, nachdem er diese letzte Aussage du Croisiers protokolliert hatte. „Aber, das Geld . . .“ „Das Geld befindet sich in Ihrem Hause,“ schloß der Richter.

Chesnel, der gleichfalls vorgeladen war, erschien, um die Sache aufzuklären. Die Wahrheit seiner Behauptungen wurde durch die Aussage von Frau du Croisier bestätigt. Der Richter hatte den Grafen d'Esgrignon schon verhört, der, auf Einflüsterung von Chesnel, den ersten Brief von du Croisier vorlegte, in welchem ihm dieser anheimstellte, Wechsel auf ihn zu ziehen, ohne zu verlangen, daß er die Summen vorher deponiere. Außerdem zeigte er einen Brief Chesnels, worin der Notar ihm die Zahlung von hunderttausend Talern an du Croisier meldete. Mit solchen Unterlagen mußte die Unschuld des jungen Grafen vor dem Gericht triumphieren. Als du Croisier aus dem Gerichtsgebäude nach Hause kam, schäumte er vor

Wut und war freidebleich. Er fand seine Frau im Salon vor dem Kamin, damit beschäftigt, ihm Pantoffeln zu sticken. Sie zitterte zwar, als sie sein Gesicht sah, doch war sie gefaßt. „Was für eine Aussage hast du vor dem Richter gemacht?“ stieß er hervor; „du hast mich entehrt, verraten, ins Verderben gestürzt!“ „Ich habe dich gerettet,“ gab sie zur Antwort; „wenn du eines Tages die Ehre haben wirst, dich durch die Heirat deiner Nichte mit dem jungen Grafen mit den d'Esgrignon zu verbinden, verdankst du es meinem heutigen Verhalten.“ „Ein Wunder! Bileams Eselin hat gesprochen!“ rief er; „nun setzt mich nichts mehr in Erstaunen. Und wo sind die hunderttausend Taler, die sich bei mir befinden sollen?“ „Hier!“ erwiderte sie und zog den Pack Banknoten unter dem Kissen ihres Divans hervor. „Ich habe keine Todsünde begangen, als ich sagte, daß Herr Chesnel sie mir gegeben hatte.“ „In meiner Abwesenheit?“ „Du warst nicht da.“ „Du schwörst es mir bei deinem Seelenheil?“ „Ich schwöre es,“ erklärte sie ruhig. „Und warum hast du mir nichts davon gesagt?“ „Das war unrecht von mir,“ versetzte die Frau; „aber mein Vergehen wird dir zugute kommen. Deine Nichte wird eines Tages Marquise d'Esgrignon werden, und vielleicht wirst du Deputirter, wenn du dich in dieser beklagenswerten Sache gut benimmst. Du bist zu weit gegangen. Es ist Zeit, den Rückzug anzutreten.“

Du Croisier ging in schrecklicher Erregung in seinem Salon auf und ab, und seine Frau, die nicht minder erregt war, wartete auf das Ergebnis dieser Wanderung. Schließlich klingelte du Croisier. „Ich empfangе heute abend niemand. Schließen Sie die Haustür!“ befahl er seinem Kammerdiener. „Allen denen, die kommen, sagen Sie, daß die gnädige Frau und ich auf dem Lande sind. Wir fahren gleich nach dem Essen, das eine halbe Stunde früher aufgetragen werden soll.“

Am Abend sprach die ganze Stadt, sprachen die Krämer, die Armen, die Bettler, die Adligen in den Salons, die Kaufleute von der großen Neuigkeit: der Verhaftung des Grafen

d'Esgrignon unter dem Verdacht der Fälschung. Der Graf d'Esgrignon wird vor Gericht kommen, wird verurteilt, gebrandmarkt werden. Die meisten Leute, denen die Ehre des Hauses d'Esgrignon teuer war, leugneten die Tatsache. Als es dunkel wurde, holte Chesnel den jungen Unbekannten von Frau Camusot ab und führte ihn in das Hotel d'Esgrignon, wo Fräulein Armande ihn erwartete. Das arme Fräulein führte die schöne Maufrigneuse in ihr Zimmer. Der Herr Bischof hielt sich in Victurniens Zimmer auf. Als die edle Armande mit der Herzogin allein war, warf sie ihr einen jammervollen Blick zu. „Es war wohl Ihre Pflicht, dem armen Jungen zu helfen, der sich um Ihetwillen ins Verderben gebracht hat,“ sagte sie; „jeder opfert sich hier für ihn.“

Die Herzogin hatte mit dem Blick der verwöhnten Frau das Zimmer von Fräulein d'Esgrignon gemustert, das in seiner Kahlheit und strengen Einfachheit an die Zelle einer Nonne erinnerte. Sie war tief bewegt, als sie so einen Einblick in dieses entsagungsreiche Leben gewann, zu dem ihre Person einen unerhörten Kontrast bildete, und sie konnte die Tränen nicht zurückhalten, die über ihre Wangen rollten und ihr als Antwort dienten.

„Oh! verzeihen Sie mir, Frau Herzogin, ich hatte unrecht, so zu sprechen!“ rief Fräulein Armande, in der die Milde der Christin über die Liebe zu Victurnien siegte; „Sie wußten nichts von unserer Armut; mein Nefse hatte nicht den Mut, sie Ihnen zu bekennen. Und wenn man Sie sieht, begreift man alles, auch daß man um Ihetwillen ein Verbrechen begehen kann!“ Auch Fräulein Armande, die in ihrer Hagerkeit und Blässe jenen schönen strengen Gestalten glich, wie sie die deutschen Meister so unvergleichlich darzustellen wußten, weinte. „Beruhigen Sie sich, Liebe,“ tröstete die Herzogin, „er ist gerettet!“ „Ja, aber die Ehre, seine Zukunft! Chesnel hat es mir gesagt: der König weiß die Wahrheit.“ „Wir wollen den Schaden wieder gutmachen,“ tröstete die Herzogin.

Fräulein Armande ging in den Salon hinunter und fand das Antiquitätenkabinett vollzählig beisammen. Sowohl dem Bischof zu Ehren als auch um dem Marquis d'Esgrignon zur Seite zu stehen, hatten sich alle Stammgäste eingefunden. Chesnel, der im Vorzimmer Posto gefaßt hatte, empfahl jedem Ankömmling das tiefste Schweigen über das Vorkommnis, damit der ehrwürdige Marquis niemals etwas davon erführe. Der alte Franke war imstande, seinen Sohn oder du Croisier zu töten; in diesem Falle wäre der eine oder der andere sicher für ihn ein Verbrecher gewesen. Seltsamer Zufall: der Marquis, der über die Rückkehr seines Sohnes nach Paris glücklich war, sprach heute mehr als gewöhnlich von Victurnien. Victurnien würde nun bald von dem König ein Amt bekommen, der König kümmere sich endlich um die d'Esgrignon. Jedermann lobte, mit wundem Herzen, das gute Betragen Victurniens. Fräulein Armande bereitete ihren Bruder auf die plötzliche Ankunft Victurniens vor, indem sie davon sprach, daß Victurnien sie besuchen wolle und wahrscheinlich schon unterwegs sei. „Ach was!“ sagte der Marquis, der vor dem Kamin stand, „wenn er seine Sache da, wo er ist, gut macht, soll er bleiben und nicht daran denken, wie sich sein alter Vater freuen würde, ihn zu sehen. Der Dienst des Königs geht allem vor.“

Alle, die diese Rede hörten, schauderten. Der Prozeß konnte die Schulter eines d'Esgrignon dem glühenden Eisen des Henkers überliefern! Es entstand ein Moment fürchterlichen Schweigens. Die alte Marquise von Castéran wandte den Kopf zur Seite, um eine Träne zu verbergen, die über ihre Schminke herabfloß.

Am andern Tage um zwölf Uhr, bei herrlichem Wetter, war die ganze Bevölkerung in Aufregung und in Gruppen über die Straße verstreut, welche die Stadt durchquerte; es war von nichts anderem als von der großen Sache die Rede. War der junge Graf im Gefängnis oder nicht? In diesem Augenblick sah man das wohlbekannte Tilbury des Grafen d'Esgrignon.

gnon von der Präfektur her die Rue Saint-Blaise herunterkommen. Das Tilbury wurde vom Grafen kutschiert, der sich in Gesellschaft eines reizenden unbekannten jungen Mannes befand. Alle beide lachten, plauderten und hatten Rosen im Knopfloch. Es war ein Theatercoup von einer Wirkung, wie sie kaum zu schildern ist. Um zehn Uhr hatte eine gut motivierte Erklärung des Gerichts, daß kein Grund zur Einleitung eines Prozesses vorliege, den jungen Grafen in Freiheit gesetzt. Du Croisier mußte den Schlag hinnehmen, daß dem Grafen d'Esgrignon freigestellt wurde, ihn wegen Verleumdung zu belangen. Der alte Chesnel kam wie zufällig durch die Hauptstraße und sagte jedem, der es hören wollte, daß du Croisier auf die infamste Weise dem Hause d'Esgrignon eine Falle gelegt habe und daß er es nur dem Edelmute dieser Herrschaften zu danken habe, wenn er dafür nicht gerichtlich verfolgt würde. Am Abend dieses denkwürdigen Tages, nachdem sich der Marquis zur Ruhe begeben hatte, befanden sich der junge Graf, Fräulein Armande und der hübsche junge Mann, der im Begriff stand abzureisen, allein in der Gesellschaft des Chevaliers. Dieser war der einzige in der Stadt, dem man das Geschlecht des reizenden Kavaliers nicht hatte verbergen können, und der einzige, außer den drei Richtern und Frau Camusot, der wußte, daß es die Herzogin von Maufrigneuse war.

„Das Haus d'Esgrignon ist gerettet,“ sagte Chesnel, „aber es wird sich von diesem Schlag in hundert Jahren noch nicht erholen können. Es heißt jetzt, die Schulden zu bezahlen, und es bleibt Ihnen nun nichts anderes übrig, Herr Graf, als eine reiche Erbin zu heiraten.“ „Und sie da zu nehmen, wo Sie sie finden.“ „Eine zweite Mesalliance!“ rief Fräulein Armande. Die Herzogin lachte. „Es ist besser, zu heiraten, als zu sterben.“ Und sie zog ein kleines Flakon aus ihrer Westentasche, das aus der Apotheke des Tuilerienschlusses stammte. Fräulein Armande machte eine Bewegung des Entsetzens. Der alte Chesnel nahm die Hand der schönen Maufrigneuse und küßte sie.

„Seid ihr denn alle närrisch hier?“ fuhr die Herzogin fort; „wollt ihr denn im fünfzehnten Jahrhundert bleiben, während wir im neunzehnten sind? Liebe Kinder, es gibt keinen Adel mehr, es gibt nur noch Aristokratie. Das Bürgerliche Gesetzbuch Napoleons hat die Pergamente vernichtet, wie die Kanonen schon vorher dem Feudalismus ein Ende gemacht haben. Ihr werdet weit adliger sein, als ihr es seid, wenn ihr Geld habt. Heiraten Sie, wenn Sie wollen, Victurnien. Sie werden Ihre Frau in den Adel erheben, das ist das solideste Privileg, das dem Adel Frankreichs geblieben ist. Hat nicht Herr Talleyrand Frau Grandt geheiratet, ohne sich etwas zu vergeben? Denken Sie an Ludwig XIV., der die Witwe Scarron geheiratet hat.“ „Er hat sie nicht wegen ihres Geldes geheiratet.“ „Würden Sie die Gräfin d'Esgrignon empfangen, wenn sie die Nichte eines du Croisier wäre?“ fragte Chesnel. „Vielleicht,“ erwiderte die Herzogin; „aber der König würde sie ohne Zweifel gern sehen. Ihr wißt also nicht, was vorgeht?“ rief sie, als sie das Erstaunen sah, das sich auf allen Gesichtern zeigte. „Victurnien war in Paris, er weiß, wie es dort zugeht. Wir waren mächtiger unter Napoleon. Heiraten Sie Fräulein Duval, Victurnien, sie wird so gut Marquise d'Esgrignon sein, wie ich Herzogin von Maufrigneuse bin.“ „Alles ist verloren, selbst die Ehre!“ erklärte der Chevalier mit ausdrucksvoller Gebärde. „Leben Sie wohl, Victurnien!“ sagte die Herzogin und küßte ihn auf die Stirn; „wir werden uns nicht wiedersehen. Das Beste, was Sie tun können, ist, auf Ihren Gütern zu leben; die Pariser Luft taugt nicht für Sie.“ „Diana!“ rief der junge Graf in Verzweiflung. „Mein Herr, Sie vergessen sich,“ sagte die Herzogin kalt, indem sie sich ihrer Rolle als Mann und Geliebte entledigte und nicht nur wieder zum Engel, sondern auch zur Herzogin, nicht nur zur Herzogin, sondern zu Molières Celimene wurde. Die Herzogin von Maufrigneuse grüßte würdevoll die vier Personen und erlangte vom Chevalier die letzte Träne der Bewunderung, die er im Dienst des schönen

Geschlechts vergoß. „Wie sie der Fürstin Goritza ähnlich ist,“ murmelte er vor sich hin.

Diana war verschwunden. Die Peitsche des Postillions verkündete Victurnien, daß der Roman seiner ersten Leidenschaft zu Ende war. Solange der junge Graf in Gefahr war, konnte Diana in ihm noch ihren Geliebten sehen; doch nachdem sie ihn gerettet wußte, verachtete sie ihn als den Schwächling, der er war.

Sechs Monate darauf wurde Camusot zum stellvertretenden Richter in Paris ernannt und später zum Untersuchungsrichter. Michu wurde Staatsanwalt, der biedere Blondet Rathsherr beim Gericht zweiter Instanz; er blieb dort so lange als nöthig war, um sich pensionieren lassen zu können, und bezog dann wieder sein hübsches kleines Haus. Joseph Blondet saß sein Leben lang auf dem Richterstuhl seines Vaters, jedoch ohne jede Aussicht auf Beförderung. Er wurde der Gatte von Fräulein Blandureau, die sich heute in dem Backsteinhause mit den vielen Blumen langweilt wie ein Hecht in einem Marmorbassin. Michu und Camusot bekamen schließlich noch das Kreuz der Ehrenlegion und der alte Blondet das Offizierskreuz. Was den ersten stellvertretenden Staatsanwalt, Herrn Sauvager, betrifft, so schickte man ihn zur großen Zufriedenheit du Croisiers, der ihm keinesfalls seine Richte geben wollte, nach Korsika.

Du Croisier legte, vom Präsidenten du Ronceret aufgehetzt, gegen den Beschluß auf Nichteröffnung des Verfahrens beim Gericht zweiter Instanz Berufung ein und wurde abgewiesen. Im ganzen Departement blieben die Liberalen dabei, der kleine d'Esgrignon hätte eine Fälschung begangen. Die Royalisten ihrerseits verbreiteten die Mär von schrecklichen Verschwörungen, die der schändliche du Croisier aus Rache angezettelt hätte. Zwischen du Croisier und Victurnien fand ein Duell statt. Die Waffe entschied für den ehemaligen Lieferanten, der den jungen Grafen gefährlich verwundete und seine Behauptungen aufrechterhielt. Der Kampf zwischen den beiden Parteien wurde

durch diese Sache, die die Liberalen bei jeder Gelegenheit aufs Tapet brachten, nur noch erbitterter. Du Croisier, der jedesmal bei den Wahlen durchfiel, sah schließlich keine Möglichkeit mehr, seine Nichte an den jungen Grafen zu verheiraten, besonders nach dem Duell.

Einen Monat nach der Bestätigung des Urteils in letzter Instanz starb Chesnel, den dieser schreckliche Kampf seelisch und körperlich gebrochen hatte, als Sieger: wie ein alter treuer Hund, dem ein wilder Eber die Hauer in den Leib gerannt hat. Er starb so zufrieden, wie er angesichts des beinahe ganz ruinierten Hauses und des jungen Mannes sein konnte, den die Langeweile plagte und der keine Aussichten hatte, sich zu verheiraten. Dieser letztere Umstand warf den schon sowieso erschöpften alten Mann vollends ganz darnieder. In all seinem Kummer wurde ihm ein großer Trost zuteil: der alte Marquis, den seine Schwester dazu bewegt hatte, schenkte ihm seine ganze Freundschaft wieder. So kam diese hohe Persönlichkeit in das kleine Haus der Rue du Bercail und setzte sich neben das Bett seines alten Dieners, dessen Opfer ihm unbekannt waren. Chesnel richtete sich im Bette auf und stimmte das Loblied Simeons an; der Marquis gab ihm die Erlaubnis, in der Schloßkapelle quer am Fußende des Grabes, wo er selbst ruhen wollte, begraben zu werden.

So starb einer der letzten Repräsentanten jenes schönen und großen Standes feudaler Dienerschaft, eine Bezeichnung, die oft im üblen Sinne ausgelegt wird und der wir hier ihre wirkliche Bedeutung, die Anhänglichkeit des Dienstmannen für den Lehnsherrn, geben wollen. Dieses Gefühl, das nur noch im Innern der Provinz bei einigen alten Dienern des Königtums existierte, ehrte gleicherweise den Adel, der es einflößte, wie den Bürgerstand, der es hegte. Diese prachtvolle Art der Hingebung ist heutzutage unmöglich. Die Adels Häuser haben keine Diener mehr, ebensowenig wie es noch einen König von Frankreich, eine erbliche Pairswürde oder Besitztümer gibt, die an die

historischen Familien unabänderlich gebunden sind und deren nationalen Ruhm verkünden. Ehesnel war nicht nur einer von jenen unbekannten großen Männern des Privatlebens, er war auch die Verkörperung einer großen Sache. Gibt ihm seine unablässige Aufopferung nicht eine gewisse Erhabenheit? Übertrifft sie an Heroismus nicht das Wohltun, das immer nur ein augenblickliches Einspringen ist? Die Tugend Ehesnels ist eine Eigentümlichkeit jener Klasse, die zwischen der Armseligkeit des niedern Volkes und der Bornehmheit der Aristokratie die Mitte hält, einer Klasse, die die bescheidenen Tugenden des Bürgers mit den hochfliegenden Gedanken des Edelmanns vereinigt und den Verstand an einer guten Bildung geschult hat.

Victurnien, der sich bei Hofe um alles Ansehen gebracht hatte, konnte dort weder mehr auf eine Stellung noch auf ein reiches Mädchen hoffen. Der König weigerte sich fortgesetzt, den d'Esgrignon die Pairswürde zu verleihen, die einzige Gunst, die Victurnien aus aller Not hätte befreien können. Bei Lebzeiten seines Vaters war es unmöglich, den jungen Grafen mit einem reichen Bürgermädchen zu verheiraten; er mußte kümmerlich im väterlichen Hause leben, mit den Erinnerungen an die zwei Jahre seines Pariser Glanzes und die aristokratische Liebe. So vegetierte er trübselig und schweigsam dahin zwischen seinem Vater, der in Verzweiflung über den Zustand seines Sohnes war, den er einer Nervenschwäche zuschrieb, und seiner Tante, die sich vor Kummer verzehrte. Ehesnel war nicht mehr da. Der Marquis starb 1830, nachdem er dem König Karl X. in Nonancourt, wohin er sich mit dem noch rüstigen Adel des Antiquitätenkabinetts begeben hatte, seine Huldigungen dargebracht und sich dem dürftigen Gefolge der besiegten Monarchie angeschlossen hatte. Ein Akt des Mutes, der heute sehr einfach erscheint, der aber, vom Enthusiasmus der Empörung getragen, etwas Großes hatte. „Die Gallier triumphieren!“ war das letzte Wort des Marquis.

Nunmehr errang du Croisier einen vollständigen Sieg; denn

acht Tage nach dem Tode seines alten Vaters verlobte sich der neue Marquis d'Esgrignon mit Fräulein Duval; sie hatte drei Millionen Mitgift, du Croisier und seine Frau vermachten ihr testamentarisch ihr Vermögen. Bei der Hochzeitsfeier erklärte du Croisier, daß das Haus d'Esgrignon das ehrenwerteste aller Adels Häuser Frankreichs sei. Jeden Winter kann man den Marquis d'Esgrignon, der eines Tages mehr als hunderttausend Taler Rente zu verzehren haben wird, in Paris sehen, wo er das lustige Leben eines Junggesellen führt. Er hat vom Grandseigneur der alten Zeit nichts mehr als eine große Gleichgültigkeit gegen seine Frau, um die er sich überhaupt nicht kümmert.

„Was Fräulein d'Esgrignon angeht,“ sagte Emil Blondet, dem wir die Einzelheiten dieser Geschichte verdanken, „wenn sie auch nicht mehr der himmlischen Erscheinung aus meiner Kinderzeit gleicht, so ist sie doch noch heute, mit siebenundsechzig Jahren, die interessanteste Figur des Antiquitätenkabinetts, in dem sie noch immer regiert. Ich sah sie bei meiner letzten Reise in meine Heimat, wohin ich mich begab, um die für meine Heirat nötigen Papiere zu beschaffen. Als mein Vater hörte, daß ich heiraten wollte, war er ganz sprachlos und faßte sich erst wieder, als ich ihm sagte, daß ich Präsekt geworden bin. „Du bist ein geborener Präsekt,“ antwortete er mir lächelnd.

Bei einem Streifzug durch die Stadt traf ich Fräulein Armande, die mir größer als je erschien. Mir war, als sähe ich Marius auf den Trümmern von Karthago. Überlebt sie nicht ihre Religionen, ihren untergegangenen Glauben? Sie glaubt nur noch an Gott. Sie ist für gewöhnlich traurig und stumm und hat von ihrer ehemaligen Schönheit nur noch die Augen bewahrt, die einen überirdischen Glanz haben. Als ich sie mit ihrem Buche in der Hand in die Messe gehen sah, bekam ich den Eindruck, als bäte sie Gott, er möge sie aus dieser Welt nehmen.“

Die Lilie im Tal

*

An die Frau Gräfin Natalie von Manerville!

Ich bin Deinem Wunsche nachgekommen. Es ist das Vorrecht der Frau, die wir mehr lieben, als sie uns liebt, daß sie uns bei jeder Gelegenheit zwingen kann, Vernunftgründe außer acht zu lassen. Wir geben unser Blut her, wir verschwenden die Zukunft, nur um nicht sehen zu müssen, wie sich eine Falte in eure Stirn gräbt; wir überwinden wunderbarerweise alle Entfernungen, nur um den schmollenden Ausdruck eurer Lippen zu verwischen, der Lippen, die der geringste Widerstand betrübt. Du wünschst meine Vergangenheit zu kennen; hier ist sie. Aber Du sollst wissen und es bedenken, Natalie: als ich Dir gehorchte, mußte ich einen großen, bis dahin niemals überwundenen Widerwillen besiegen. Sag, warum beargwöhntest Du auch die plötzlichen und langen Träumereien, in die ich manchmal, mitten in unserm Glück, versiel? Wozu dieser schöne Zorn einer geliebten Frau, der keines andern Vorwandes bedurfte als eines Schweigens? Hättest Du Dich nicht spielend mit den Widersprüchen meines Charakters abfinden können, ohne nach Erklärungen zu suchen? Oder birgst Du in Deinem Herzen Geheimnisse, die Du Dir nicht verzeihen kannst, ohne die meinen zu kennen? Jedenfalls hast Du es erraten, Natalie, und vielleicht ist es besser, Du erfährst alles: ja, mein Leben wird von einem einzigen Bilde beherrscht; es erhebt sich in unbestimmten Umrissen beim geringsten Wort, das daran erinnert, und oft steht es, voll eines eigenen, unabhängigen Lebens, über mir und bewegt sich. Auf dem Grund meiner Seele sind gewichtige Erinnerungen begraben, gleich jenen unterseeischen Gewächsen, die bei ruhigem Wetter sichtbar sind und die der Sturm stückweise an den Strand wirft. Obwohl ich in der Arbeit, die immer nötig ist, um Gedanken in Ausdrücke zu verwandeln, alle jene früheren Empfindsamkeiten, die mir so weh tun, wenn sie allzu unerwartet erwachsen, gewaltsam eingeschlossen habe, so wäre es doch möglich, daß Du

durch irgendeine unvorhergesehene Entladung meiner Gefühle verletzt werdest. Aber dann erinnere Dich, daß Du mich mit Drohungen gezwungen hast, Dir zu gehorchen. Und Du wirst mich doch nicht dafür bestrafen, daß ich Dir gehorcht habe? Ich wünschte, daß mein Vertrauen Deine Zärtlichkeit verdopple. Auf heute abend!

Felix.

Welchem mit Tränen genährten Talent werden wir eines Tages die rührendste Elegie zu danken haben, die Schilderung schweigend gelittener Qualen, die jene Seelen erduldet haben, deren erste zarte Wurzeln nur auf harte Steine im mütterlichen Boden stoßen, deren erste Triebe von gehässigen Händen zerstört werden, auf deren eben erstandene Blüten sich der Frost legt? Welcher Dichter wird uns von den Leiden eines Kindes sprechen, dessen Lippen an bitteren Brüsten trinken und dessen Lächeln vom verzehrenden Feuer eines strengen Auges verschluckt wird? Die Erzählung, worin diese armen Herzen geschildert wären, und ihre Unterdrückung durch ihre Nächsten, die doch in Wahrheit berufen sind, die Ausbildung der Empfindsamkeit in den Kleinen zu begünstigen — : das wäre die wahrhafte Geschichte meiner Jugend. Welche Eitelkeit konnte ich Neugeborenes verletzen? War es ein körperlicher oder geistiger Fehler, der mir die Kälte meiner Mutter eintrug? War ich denn ein Kind der bloßen Pflichterfüllung, ein solches, dessen Geburt ein Zufall wollte, oder eins, dessen Leben einen Vorwurf bedeutet? Ich wurde zu einer Amme aufs Land gegeben und blieb dort drei Jahre, von meiner Familie vergessen. Als ich nach Hause zurückkam, galt ich für so wenig, daß alle Leute mich bemitleideten. Ich kenne weder die Empfindung noch den glücklichen Zufall, mit deren Hilfe ich mich von diesem ersten Verlust habe erholen können: das Kind in mir ist unwissend, und der Mann erinnert sich nicht. Mein Bruder und meine beiden Schwestern waren weit davon entfernt, mein Geschick zu mildern; es war ihnen ein Vergnügen, mich leiden zu

machen. Das Bündnis, auf Grund dessen die Kinder ihre kleinen Sünden verbergen und das sie schon frühzeitig den Begriff der Ehre lehrt, galt nicht für mich. Im Gegentheil, ich wurde oft für die Vergehen meines Bruders bestraft, ohne mich dieser Ungerechtigkeit widersetzen zu können. War es der schon in den Kindern keimende Schmeicheltrieb, der ihnen riet, sich an den gegen mich gerichteten Verfolgungen zu betheiligen, um sich auf diese Weise die Gnade einer auch von ihnen gefürchteten Mutter zu sichern? War es nur Nachahmungstrieb? Verspürten sie das Verlangen, ihre Kraft zu erproben, oder fehlte es ihnen an Mitgefühl? Vielleicht hatten sich alle diese Gründe vereinigt, um mich der Süße geschwisterlicher Zuneigung zu berauben. Ein Enterbter aller Liebe, fand ich nichts, das ich hätte lieben dürfen, und die Natur hat mich zum Lieben geschaffen! Ob wohl die Engel die Seufzer einer unaufhörlich zurückgestoßenen Zärtlichkeit sammeln? Es gibt Seelen, in denen die verkannten Gefühle sich in Haß verwandeln; in der meinen schwellen sie, bohrend, an und schufen sich ein Bett, woraus sie sich später über mein Leben ergossen. Je nach den Charakteranlagen spannt die Gewohnheit, zu zittern, die Fibern ab, erzeugt die Furcht, und die Furcht zwingt sie zur Nachgiebigkeit. Daraus entsteht eine Schwäche, die den Menschen entnervt und ihm irgend etwas vom Sklaven aufsprägt. Aber mich haben die ewigen Leiden daran gewöhnt, eine Kraft zu entfalten, die in der Übung wuchs und meine geistige Widerstandsfähigkeit gründete. In der steten Erwartung eines neuen Schmerzes, nicht anders, als wie die Märtyrer immer einen Schlag erwarteten, mußte mein ganzes Wesen natürlich eine stumpfe Ergebenheit ausdrücken, wovon die Anmut und die schönen Regungen eines kindlichen Gemüths erstickt wurden, eine Haltung, die für ein Merkmal der Blödigkeit angesehen wurde und die unheil kündenden Prophezeiungen meiner Mutter zu rechtfertigen schien. Dies Bewußtsein, unverdiente Qualen erdulden zu müssen, ließ vorzeitig in mir die Frucht der Erkenntnis,

den Stolz, reifen und setzte sich zweifellos einer Entwicklung meiner schlechten Veranlagungen entgegen, die eine derartige Erziehung natürlich hätte begünstigen müssen. Obwohl meine Mutter mich vernachlässigte, scheine ich doch manchmal der Gegenstand ihrer Besorgnisse gewesen zu sein; sie sprach zuweilen von meiner Bildung und äußerte den Wunsch, sich darum zu kümmern. Schreckliche Schauer überliefen mich bei dem Gedanken, welche Qualen mir ein tägliches und langes Zusammensein mit ihr brächten. Ich segnete meine Vernachlässigung und war glücklich, daß man mich im Garten mit Rieseln spielen und die Insekten beobachten und in den blauen Himmel blicken ließ. Meine Einsamkeit mußte mich wohl zum Träumer machen; aber mein ausgesprochener Hang, mit mir allein lange Betrachtungen anzustellen, rührt doch von einem Abenteuer her, das Ihnen meine ganze unglückliche Lage in jener Zeit beweisen wird. Ich galt so wenig, daß meine Gouvernante oft vergaß, mich ins Bett zu bringen. Eines Abends saß ich zusammengekauert unter einem Feigenbaum und betrachtete einen Stern mit der seltsamen Leidenschaftlichkeit, die sich eines Kindes bemächtigen kann und zu der noch, insolge meiner frühreifen Melancholie, eine Art sentimentaler Verständigkeit hinzukam. Meine Schwestern lachten und lärmten; ich hörte ihr fernes Rumoren wie eine Begleitmusik zu meinen Gedanken. Der Lärm hörte auf, und es wurde Nacht. Durch einen Zufall bemerkte meine Mutter meine Abwesenheit. Und weil unsere Gouvernante, ein furchtbares Fräulein Karoline, nicht wollte, daß man ihr Vorwürfe mache, schürte sie noch die falschen Besorgnisse meiner Mutter und behauptete, daß ich meine Familie haßte und ohne ihre Wachsamkeit schon längst entflohen wäre; daß ich kein Dummkopf, aber ein Heimtücker sei; niemals habe sie, so viele Kinder ihr auch schon anvertraut gewesen seien, einen Jungen mit so schlechten Anlagen angetroffen, wie sie täglich sie an mir beobachten müsse. Sie tat, als ob sie nach mir suchte, und rief. Ich antwortete, und sie

kam zum Feigenbaum, wo ich, wie sie wohl wußte, lag und träumte.

„Was hast du hier getrieben?“ fragte sie. „Ich habe einen Stern betrachtet.“ „Du hast keinen Stern betrachtet,“ sagte meine Mutter, die auf dem Balkon zuhörte; „verstehst man in deinem Alter etwas von Astronomie?“ „O gnädige Frau,“ rief nun Fräulein Karoline, „er hat den Hahn des Wasserbehälters geöffnet, der Garten steht unter Wasser!“

Es setzte einen gewaltigen Lärm ab. Meine Schwestern hatten sich damit belustigt, den Hahn zu öffnen, um das Wasser laufen zu sehen; aber ein hervorschießender Strahl hatte sie übergossen, sie hatten den Kopf verloren und waren davongelaufen, ohne den Hahn wieder schließen zu können. Nun wurde ich beschuldigt, diesen Streich ausgeheckt zu haben. So wie ich meine Unschuld beteuerte, wurde ich ein Lügner genannt. Schon galt ich für überführt und wurde streng bestraft. Die schrecklichste Strafe aber war, daß man mich wegen meiner Vorliebe für Sterne aufzog und meine Mutter mir verbot, abends im Garten zu bleiben. Mehr noch als Männer werden Kinder durch tyrannische Verbote aufgebracht. Die Kinder haben vor den Männern voraus, daß sie ausschließlich an die verbotene Sache denken, die deshalb einen unwiderstehlichen Reiz auf sie ausübt. So kam es, daß ich viel Prügel für meinen Stern erhielt. Da ich mich niemand anvertrauen konnte, klagte ich ihm meine Leiden, mit jenem entzückenden inneren Gemurmeln, in dem ein Kind seine ersten Gedanken ausdrückt, auf dieselbe Weise, wie es einmal seine ersten Worte gestammelt hat. Im Alter von zwölf Jahren, auf der Schule, betrachtete ich ihn noch mit unsäglichem Entzücken; so tiefe Spuren lassen die Eindrücke zurück, die wir in der Frühe des Lebens empfangen haben.

Charles ist fünf Jahre älter als ich; er war ebenso schön als Kind, wie er als Mann ist; er war der Liebling meines Vaters, der Augapfel meiner Mutter, die Hoffnung der Familie.

Also regierte er das Haus. Er war gut gewachsen, kräftig und hatte einen Hauslehrer. Ich dagegen, im Alter von fünf Jahren, war schmal und schwächlich und wurde als Externer in eine Stadtpension geschickt. Der Kammerdiener meines Vaters brachte mich morgens hin und holte mich abends wieder ab. Ich bekam einen wenig gefüllten Korb mit, indes meine Kameraden immer mit reichlichen Eßwaren ankamen. Dieser Gegensatz zwischen meiner Armlichkeit und ihrem Überfluß hatte tausend Leiden zur Folge. Den Hauptbestandteil der Mahlzeit, die wir um Mittag, zwischen dem ersten Frühstück zu Hause und dem Mittagessen in der Anstalt, bei der Rückkehr aus der Schule abhielten, bildeten die berühmten Tourer Schmalzklöße. Dies von einigen Feinschmeckern so geschätzte Gericht kommt in Tours selten auf eine aristokratische Tafel; und wenn ich von ihm schon vor meinem Eintritt in die Anstalt gehört hatte, so war mir doch nie das Glück des Anblicks zuteil geworden, wie diese braune Konfitüre für einen auf eine Brotschnitte gestrichen wird. Aber selbst wenn sie in der Pension nicht Mode gewesen wäre, meine Lust danach wäre doch nicht geringer gewesen; denn sie war für mich etwas wie eine fixe Idee geworden, so wie eine der elegantesten Fürstinnen von Paris vom Verlangen nach den Ragouts der Hausleute verzehrt wurde und als Frau auch nicht abzuhalten war, ihren Wunsch zu befriedigen. Kinder erraten die Begehrlichkeit in Blicken mit derselben Sicherheit, wie ihr darin Liebe lest: so wurde ich die ausgezeichnete Zielscheibe des Spottes. Meine Kameraden, die fast alle aus dem Mittelstand waren, hielten mir ihre köstlichen Klöße hin und fragten, ob ich wüßte, wie man sie zubereitete, wo sie verkauft würden, warum ich keine mitbrächte. Sie rühmten, wenn sie sich während der Mahlzeit mit der Zunge den Mund wischten, ihre Klöße, ein feingehacktes Schweinefleisch, das in seinem eigenen Fett geschmort wird und ähnlich aussieht wie gekochte Trüffeln. Sie untersuchten meinen Korb, fanden nichts als Käse oder trockene Früchte und marterten mich

mit einem ‚Bist du so arm?‘, das mich den ganzen Unterschied zwischen meinem Bruder und mir ermessen ließ. Dieser Gegensatz zwischen meiner Armlichkeit und dem Glück der andern hat die Rosen meiner Kindheit beschmutzt und meine grüne Jugend geschändet. Das erstemal, als ich im Glauben an ein hochherziges Gefühl die Hand ausstreckte, um den so sehr begehrten Leckerbissen entgegenzunehmen, den mir jemand mit einer scheinheiligen Miene hinhielt, zog der Spatzvogel die Brotschnitte unter dem Gelächter der darauf vorbereiteten Kameraden zurück. Wenn selbst die hervorragendsten Geister der Eitelkeit zugänglich sind, warum sollte man einem Kinde nicht verzeihen, das weint, weil es sich verachtet und verspottet sieht? Wie viele Kinder wären dabei Schlemmer, Schnorrer, Feiglinge geworden! Um den Verfolgungen zu entgehen, schlug ich um mich. Die Wut der Verzweiflung machte mich gefürchtet; aber zugleich wurde ich eine Zielscheibe des Hasses und der Hinterlist. Eines Abends, auf dem Heimweg, erhielt ich rücklings einen Schlag mit einem Taschentuch, dessen Knoten Kieselsteine enthielt. Als der Kammerdiener, der mich ausgiebig gerächt hatte, meiner Mutter das Ereignis mittheilte, brach sie in die Worte aus: ‚Mit diesem verfluchten Kinde werden wir nichts als Sorgen haben.‘

Ich verbohrte mich in ein ungeheures Mißtrauen gegen mich selbst, als ich wahrnahm, daß ich in der Anstalt denselben Widerwillen einflößte wie zu Hause. Und so wie zu Hause zog ich mich dort in mich zurück.

Ein zweiter Schneefall hielt die Blüte der in meine Seele gesäten Keime auf. Ich sah, daß die, die geliebt wurden, ausgewachsene Taugenichtse waren; auf diese Beobachtung baute ich meinen Stolz: ich blieb allein. So war es mir immer versagt, die Gefühle auszuströmen, von denen mein armes Herz geschwellt war. Mein Lehrer, der sah, daß ich immer düster, verhaßt und einsam war, bekräftigte die falschen Mutmaßungen meiner Familie und erklärte mich ebenfalls für einen schlechten

Charakter. Sowie ich lesen und schreiben konnte, ließ mich meine Mutter nach Pont-le-Voy schaffen, einer von Dratorianern geleiteten Schule, die Kinder meines Alters in eine Klasse aufnahmen, die die Klasse der ‚Lateinischen Schritte‘ hieß und in der auch die Schüler verblieben, deren schwerfälliger Verstand sich den Anfangsgründen widersetzte. Hier verbrachte ich acht Jahre, ohne jemand zu sehen, behandelt wie ein Paria, und zwar aus folgenden Gründen. Ich bekam nur drei Franken monatliches Taschengeld, eine Summe, die kaum für Federn, Federmesser, Lineale, Tinte und Papier ausreichte, die wir selbst anschaffen mußten. Ich konnte weder Stelzen noch Seile, noch eins der andern Dinge kaufen, mit denen Schüler sich vergnügen, und blieb deshalb von den Spielen ausgeschlossen. Um zugelassen zu werden, hätte ich den Reichen den Hof machen oder den Starken meiner Abteilung schmeicheln müssen. Die geringste solcher kleinen Feigheiten, zu denen sich Kinder so leicht verleiten lassen, widerte mich an. Ich blieb unter einem Baume liegen, in wehmütigen Träumen verloren; dort las ich auch die Bücher, die der Bibliothekar alle Monate austeilte. Wie viele Schmerzen lagen auf dem Grunde dieser ungeheuerlichen Einsamkeit verborgen, welche Ängste erstanden in meiner Verlassenheit! Denken Sie, was ich mit all meiner Zärtlichkeit bei der ersten Preisverteilung empfinden mußte, bei der ich die beiden am meisten geschätzten Preise erhielt: den für den Aufsatz und den für Übersetzungen. Als ich unter Beifallsrufen und Trompetengeschmetter auf die Bühne hinaufstieg, um die Preise entgegenzunehmen, fehlten mir ein Vater und eine Mutter, die mich gefeiert hätten, und doch war der ganze Raum dicht besetzt mit den Angehörigen meiner Kameraden. Es gehörte sich, daß man den Lehrer, der die Preise verteilte, küßte; ich aber warf mich an seine Brust und brach in Tränen aus. Die Angehörigen der Schüler kamen die Woche vor der Preisverteilung, während der die Prüfungen stattfanden, in die Stadt, und so zogen meine Kameraden jeden Morgen fröhlich

von dannen, wogegen ich, dessen Eltern nur wenige Stunden entfernt wohnten, allein mit den ‚Überseeischen‘ in den Höfen zurückblieb; so nannte man die Schüler, deren Angehörige auf den Inseln und im Ausland wohnten. Am Abend, während des Gebets, rühmten sich die Barbaren vor uns der guten Mahlzeiten, die sie mit ihren Verwandten eingenommen hatten. Sie werden sehen, daß mein Unglück immer mehr anwächst, je größer der soziale Kreis wird, der mich aufnimmt. Was habe ich nicht alles versucht, um endlich dem Schicksal zu entgehen, das mich dazu verurteilte, immer nur auf mich allein angewiesen zu sein. Wie viele Hoffnungen habe ich, wie lange sie inbrünstig genährt, die an einem Tage zerrannen! Ich wollte meine Eltern bewegen, in die Schule zu kommen, und schrieb ihnen lange, gefühlvolle Briefe, deren Sprache vielleicht übertrieben war. Aber mußten denn diese Briefe mir gleich die Vorwürfe meiner Mutter zuziehen, die mir ironische Verweise wegen meines Stils erteilte? Ich ließ mich trotzdem nicht entmutigen und versprach, alle Bedingungen zu erfüllen, die Vater und Mutter an ihre Zusage knüpften; ich bat flehentlich um die Teilnahme meiner Schwestern, denen ich regelmäßig zu ihren Geburtstagen und Namensfesten schrieb, mit der Pünktlichkeit armer, verlassener Kinder und mit einer Geduld, die niemals belohnt wurde. Als der Tag der Preisverteilung herannahte, verdoppelte ich meine Bitten; ich sprach von Triumphen, die ich ahnte . . . Schließlich ließ ich mich durch das Schweigen meiner Eltern täuschen; ich erwartete sie mit einer überschwenglichen Freude, die ich täglich höher schraubte, kündigte sie meinen Kameraden an, und wenn dann beim Eintreffen der Angehörigen der Schritt des alten Pförtners, der die Schüler benachrichtigte, in den Höfen widerhallte, verspürte ich ein krankhaftes Erzittern des Herzens. Niemals sprach der Alte meinen Namen aus. Am Tage, wo ich mich anklagte, das Leben verflucht zu haben, wies mein Beichtvater in den Himmel, wo die Palme blühe, die uns durch das ‚Beati qui lucent‘

des Erlösers versprochen ist. So warf ich mich denn bei meiner ersten Kommunion in die geheimnißvollen Abgründe des Gebets und überließ mich den religiösen Gedanken, deren moralische Zaubereien ein junges Gemüt entzücken. Ich war von einem inbrünstigen Glauben beseelt und bat Gott, er möge für mich die bestrickenden Wunder erneuern, von denen ich in der Geschichte der Märtyrer las. Mit fünf Jahren entflog ich zu einem Stern, mit zwölf Jahren klopfte ich an die Pforten des Allerheiligsten. Die Entzückung weckte in mir unsagbare Träume, die meine Einbildung bevölkerten, meine Zärtlichkeit vertieften und meine Denkkraft stärkten. Ich habe oft gedacht, daß diese erhabenen Gesichte mir von Engeln kamen, die nach göttlichem Ratschluß meine Seele formten: sie haben meinen Augen die Fähigkeit gegeben, den heimlichen Sinn der Dinge zu erkennen, und mein Herz mit jenen Zauberkräften ausgestattet, die aus dem Dichter einen Unglücklichen machen, wenn er die verhängnisvolle Gabe besitzt, seine Gefühle mit der Wirklichkeit, die großen Absichten mit dem Wenigen zu vergleichen, das er erreicht; sie haben in meinen Geist Worte und Sätze gegraben, die mir vorschrieben, was ich auszudrücken hatte; sie haben meine Lippen mit der feurigen Beredsamkeit des Erfinders begabt.

Meinem Vater stiegen über den Wert des Unterrichts bei den Dratorianern Zweifel auf; er nahm mich aus der Schule in Pont-le-Voy, und ich kam nun in eine Pariser Erziehungsanstalt, die im Marais gelegen war. Ich war damals fünfzehn Jahre alt. Nach einer eingehenden Prüfung wurde der Rhetorikschüler von Pont-le-Voy würdig erachtet, in die dritte Klasse einzutreten. Die Leiden, die ich in meiner Familie, in der Schule und im Internat durchgekostet hatte, erfuhr ich in erneuter Form während meines Aufenthalts in der Pension Lepitre. Mein Vater hatte mir kein Geld gegeben. Es genügte meinen Eltern, zu erfahren, daß ich genährt und gekleidet sowie mit Latein und Griechisch übersättet würde, und sie entschlossen

sich, mich dort zu lassen. Im Laufe meines Schülerlebens habe ich etwa tausend Kameraden kennen gelernt. Nie wieder habe ich ein solches Beispiel elterlicher Gleichgültigkeit gesehen. Als fanatischer Anhänger der Bourbonen hatte Herr Lepître Beziehungen zu meinem Vater gehabt zu der Zeit, als treue Royalisten Marie-Antoinette aus dem Temple zu retten versuchten. Sie hatten ihre Bekanntschaft erneuert. Herr Lepître glaubte sich daher verpflichtet, die Gleichgültigkeit meines Vaters wieder gutzumachen; aber die Summe, die er mir monatlich zur Verfügung stellte, war unzureichend; er konnte ja auch nicht wissen, was meine Familie mit mir vorhatte. Das Internat befand sich im alten Hotel Joyeuse, das, wie alle herrschaftlichen Häuser früherer Zeiten, eine Portierloge hatte. In der Pause vor der Stunde, für die der Hilfslehrer uns ins Lycée Charlemagne begleitete, gingen meine begüterten Kameraden zu Doisy, dem Portier, um bei ihm zu frühstücken. Herr Lepître drückte ein Auge zu oder wußte überhaupt nichts von den Besuchen bei Doisy, einem ausgemachten Schmuggler, mit dem alle Schüler auf möglichst gutem Fuß zu stehen suchten: er deckte unsere heimlichen Ausschreitungen, er wußte um unser spätes Nachhausekommen, er vermittelte uns verbotene Lektüre. Eine Tasse Milchkaffee galt für einen aristokratischen Luxus, was sich daraus erklärt, daß Kolonialwaren zur Zeit Napoleons gewaltig im Preise gestiegen waren. Wenn der Genuß von Zucker und Kaffee schon bei den Eltern einen Luxus bedeutete, so war er bei uns Kindern nichts als eitle Großtuerei. Allein die Seltenheit des Genusses hätte unsere Begehrlichkeit reizen müssen, wenn nicht Nachahmungstrieb, Naschhaftigkeit und Modesucht genügt hätten. Doisy gab uns Kredit; er dichtete uns allen irgendwelche Schwestern oder Tanten an, die unsere Großmannsucht gutheißen und unsere Schulden bezahlen sollten. Ich widerstand lange den Lockungen des Ausschankes. Wenn meine Richter die Macht der Versuchung, die heldenhaften Anläufe meiner Seele zum Stoizismus, den verhaltenen

Grimm meines langen Widerstandes gekannt hätten, — sie hätten meine Tränen getrocknet, statt erst recht mich zum Weinen zu bringen. Doch wie konnte ich als Kind die seelische Größe haben, die uns die Verachtung anderer verachten lehrt? Zudem verspürte ich vielleicht schon damals die Symptome mehrerer sozialer Laster, deren Macht durch meine Begehrlichkeit noch gesteigert wurde.

Gegen Ende des zweiten Schuljahres kamen mein Vater und meine Mutter nach Paris. Der Tag ihrer Ankunft wurde mir von meinem Bruder mitgeteilt. Er lebte in Paris und hatte mich nicht ein einziges Mal besucht. Meine Schwestern nahmen an der Reise teil, und wir sollten zusammen Paris besichtigen. Am ersten Tage wollten wir im Palais-Royal zu Abend essen, um in nächster Nähe des Théâtre-Français zu sein. Trotz der Trunkenheit, die mich bei diesem unerwarteten Festprogramm erfaßte, wurde meine Freude doch durch die Gewitterschwüle beeinträchtigt, die so gern auf den Gemütern der mit dem Unglück Vertrauten lastet. Ich hatte meinen Eltern hundert Franken Schulden einzugestehen, da Meister Doisy damit drohte, daß er selbst sich sonst an sie wenden werde. Ich ersann den Ausweg, meinen Bruder als Unterhändler mit Doisy, als Dolmetsch meiner Reue und als Fürsprecher für meine Verzeihung vorzuschieben. Mein Vater neigte zur Nachsicht, aber meine Mutter war unerbittlich. Der Blick ihrer dunkelblauen Augen ließ mich erstarren. Sie stieß schreckliche Prophezeiungen aus. „Wo sollte es mit mir noch hinaus, wenn ich schon im Alter von siebzehn Jahren mir derartige Streiche zuschulden kommen ließe; ob ich tatsächlich ihr Sohn sei; ob ich meine Familie ins Unglück stürzen wolle; ob ich denn der einzige zu Hause sei; verlangte nicht die Laufbahn, die mein Bruder Charles eingeschlagen hätte, schon genügend große Geldopfer, deren er sich aber würdig gezeigt habe durch ein Betragen, das seiner Familie zur Ehre gereiche, während ich ihr Schandfleck sei? Ob etwa meine Schwestern ohne Mitgift

heiraten sollten; ob ich denn den Wert des Geldes nicht konnte und nicht wüßte, wieviel ich kostete? Was denn Kaffee und Zucker mit meiner Erziehung zu tun hätten; sei ein solches Benehmen nicht aller Laster Anfang? Im Vergleich zu mir war Marat ein Engel!... Als ich diesen Sturzbach, der tausend Schrecknisse in meine Seele wälzte, über mich hatte ergehen lassen, führte mich mein Bruder in die Anstalt zurück. Ich kam um das Diner bei den Frères Provençaux und um das Vergnügen, Talma im ‚Britannicus‘ zu sehen. Das war mein Wiedersehen mit meiner Mutter nach zwölfjähriger Trennung!

Als ich meine humanistischen Studien beendet hatte, überließ mich mein Vater auch weiterhin der Fürsorge des Herrn Lepître. Ich sollte höhere Mathematik treiben, ein Jahr lang Jurisprudenz studieren und mich dann einer ernststen wissenschaftlichen Arbeit widmen. Zwar war ich Interner, aber schulfrei, und so wagte ich zu glauben, daß zwischen dem Elend und mir ein Waffenstillstand eingetreten sei. Aber trotz meiner neunzehn Jahre, oder vielleicht wegen meiner neunzehn Jahre blieb mein Vater bei dem System, wonach ich früher ohne Mundvorräte in die Schule geschickt, im Internat aller kleinen Freuden beraubt und zum Schuldner Doisys gemacht worden war. Ich hatte nur wenig Geld zur Verfügung. Was sollte ich in Paris ohne Geld anfangen? Ubrigens wurde meine Freiheit mit Vorbedacht an die Kette gelegt. Herr Lepître ließ mich in die juristische Fakultät begleiten, durch einen Bonzen, der mich in die Hände des Professors ablieferte und wieder abholte. Ein junges Mädchen wäre mit weniger Sorgfalt gehütet worden. Aber die Sorge meiner Mutter um mein Seelenheil wollte es so. Freilich, die Angst meiner Eltern vor Paris war berechtigt: die Studenten beschäftigten sich im geheimen mit dem, was auch die jungen Mädchen in ihren Pensionaten in Anspruch nimmt. Wie man auch anfängt, die Mädchen werden immer vom Liebhaber, die jungen Männer stets vom Weibe reden. Aber im damaligen Paris waren die Gespräche

unter Studiengenossen ganz beherrscht von den Bildern orientalischen Seraillebens, wie sie das Palais=Royal vorführte. Das Palais=Royal war ein Liebesdorado, wo des Abends ganze Berge Gold kreisten. Dort hörten die keuschesten Zweifel auf, dort konnten die entfachten Begierden Befriedigung finden. Das Palais=Royal und ich, wir waren zwei Pole, die einander anzogen, ohne sich treffen zu können. Folgendermaßen vereitelte das Schicksal meine Pläne. Mein Vater hatte mich bei einer meiner Tanten, die in Isle=Saint=Louis wohnte, eingeführt, und dort mußte ich jeden Donnerstag und Sonntag zu Tisch erscheinen. Frau oder Herr Lepître, die an diesen Tagen ausgingen, begleiteten mich hin und holten mich abends auf dem Rückweg wieder ab, — für mich ein zweifelhaftes Vergnügen! Die Marquise von Listomère war eine sehr formelle große Dame, die niemals auf den Gedanken kam, mir einen Taler zu schenken. Sie war alt wie eine Kathedrale, gemalt wie eine Miniatur, sehr reich gekleidet und lebte in ihrem herrschaftlichen Hause, als ob Ludwig XV. nie gestorben wäre. Sie empfing nur alte Damen, Herren von gutem Adel, eine Gesellschaft von Fossilien, in der ich mir wie in einer Gruft vorkam. Niemand richtete ein Wort an mich, und ich hatte nicht den Mut, jemand anzusprechen. Feindliche oder kalte Blicke beschämten mich, meine Jugend schien allen ein Ärgernis zu sein. Von dieser Gleichgültigkeit erhoffte ich das Gelingen meines Fluchtplanes: ich nahm mir vor, mich eines Tages gleich nach Tisch wegzuschleichen und zu den „Holzgalerien“ zu eilen. Wenn meine Tante erst einmal in das Whistspiel vertieft war, gab sie nicht mehr auf mich acht. Johann, ihr Kammerdiener, kümmerte sich wenig um Herrn Lepître; aber solch ein unseliges Diner zog sich infolge des Alters der Raupenwerkzeuge oder der Unvollkommenheit der künstlichen Gebisse furchtbar in die Länge. Endlich, eines Abends zwischen acht und neun Uhr, hatte ich die Treppe erreicht, vor Erregung zitternd, wie Bianca Capello am Tage ihrer Flucht. Aber als

der Portier mir die Thür geöffnet hatte, sah ich den Wagen des Herrn Lepitre auf der Straße und ihn selbst, den Edeln, der mit keuchender Stimme nach mir fragte. Dreimal schob sich der Zufall in verhängnisvoller Weise zwischen die Hölle des Palais=Royal und das Paradies meiner Jugend. Am Tage, da ich, zwanzigjährig, mir mit Beschämung meine Unwissenheit eingestand, beschloß ich, allen Gefahren die Stirn zu bieten, um zum Ziel zu kommen. Im Augenblick, da ich Herrn Lepitre entwischte, als er eben in den Wagen stieg — und das war keine Kleinigkeit, denn er war so dick wie Ludwig XVIII. und hatte einen Klumpfuß —, ja, da erschien meine Mutter in der Postkutsche. Ihr Blick kannte mich, ich blieb bewegungslos wie der Vogel vor der Schlange. Durch welchen Zufall ich sie traf? Nichts ist leichter zu erklären. Napoleon wagte die letzten Entscheidungsschläge. Mein Vater, der die Rückkehr der Bourbonen ahnte, kam, um meinen Bruder, der schon im Dienste der kaiserlichen Diplomatie stand, zu warnen. Er hatte Tours mit meiner Mutter verlassen. Meine Mutter hatte es übernommen, mich dorthin zurückzubringen und mich so den Gefahren zu entziehen, die nach dem Dasürhalten aller intelligenten Beobachter die Hauptstadt bedrohten. In wenigen Minuten wurde ich aus Paris entführt, gerade als mir der dortige Aufenthalt verhängnisvoll werden sollte. Die Qualen einer Phantasie, die durch fortwährend zurückgedrängte Begierden überreizt war, die Mühsale eines Lebens, das ständige Entbehrungen verdüsterten, hatten mich gezwungen, im Studium unterzugehen, wie die ihres Geschickes Überdrüssigen sich früher in ein Kloster vergruben. Mir war das Studium zur Leidenschaft geworden; es konnte mir gefährlich werden, denn es schlug mich in Fesseln zu einer Zeit, wo junge Leute dem berausenden Tatendrang ihrer jungen Kraft freien Lauf lassen sollen.

Diese leicht hingeworfene Skizze einer Jugend, die Sie zahllose Elegien erraten läßt, war nötig, um den Einfluß meiner ersten Jahre auf mein späteres Leben zu erklären. Durchseucht

von so vielen Krankheitskeimen, war ich mit gut zwanzig Jahren noch klein, mager und blaß. Meine Seele, voll von Willenskräften, rang mit einem scheinbar schwächlichen Körper, der aber, nach der Aussage eines alten Arztes von Tours, ein eisernes Temperament umschloß. An Körper ein Kind, an Geist ein Greis, hatte ich so viel gelesen, so viel geforscht, daß ich theoretisch das Leben in seinen höchsten Höhen kannte, und jetzt erst sollte ich die schwierigen Wirrsale seiner Engpässe und die sandigen Pfade seiner Niederungen kennen lernen. Seltsame Schicksalsfügungen hatten mich in jener reizvollen Entwicklungsphase festgehalten, wo erste Wallungen die Seele aufrühren, wo sie zur Wollust erwacht, wo alles schmackhaft und frisch ist. Ich stand auf der Schwelle zwischen künstlich hingezogener Pubertät und einer Mannbarkeit, die erst spät trieb und grünte. Nie ward ein Jüngling besser vorbereitet zum Fühlen, zum Lieben. Um meine Erzählung gut zu verstehen, denken Sie sich zurück in jenes schöne Alter, da der Mund noch nicht durch Lügen entweiht und der Blick offen ist, wenn auch scheue Lider sich wie Schleier vor seine Begierden legen, da der Geist listiger Weltweisheit sich nicht fügen will und die Feigheit des Herzens ebenso groß ist, wie die erste unwillkürliche Regung heldenhafte.

Ich will Ihnen nicht von der Reise nach Tours erzählen. Die kühle Zurückhaltung meiner Mutter drängte jede zärtliche Anwandlung in mir zurück. Nach jeder Unterbrechung der Fahrt nahm ich mir vor, zu sprechen; aber ein Blick, ein Wort jagten mir Sätze, die ich mir sorgfältig als Einleitung zurechtgelegt hatte, in die Kehle zurück. In Orleans, beim Gutenachtsagen, warf mir meine Mutter meine Einsilbigkeit vor. Ich ließ mich vor ihre Füße fallen, umklammerte ihre Knie und vergoß heiße Tränen; ich eröffnete ihr mein von Liebe überströmendes Herz. Ich suchte sie durch eine beredte Verteidigung zu rühren: meine Worte schrien nach Liebe und hätten in ihrer Eindringlichkeit eine Rabenmutter bis ins Mark erschüt-

tern müssen. Meine Mutter antwortete, daß ich ein Schauspieler sei. Ich hielt ihr vor, sie habe mich vernachlässigt, — da nannte sie mich einen entarteten Sohn. Mein Herz krampfte sich derart zusammen, daß ich in Blois zur Brücke lief und in die Loire springen wollte. Mein Selbstmord wurde nur durch die Höhe des Brückengeländers vereitelt.

Bei meiner Ankunft kamen mir meine Schwestern, die mich nicht kannten, eher neugierig als zärtlich entgegen. Immerhin erschien es mir später, als seien sie verhältnismäßig recht freundlich zu mir gewesen. Ich wurde in einem Zimmer im dritten Stockwerk untergebracht. Sie werden verstehen, wie ärmlich es mit mir bestellt war, wenn ich Ihnen sage, daß meine Mutter mir, dem Zwanzigjährigen, keine andere Wäsche als meine geringe Internatsausstattung bewilligte, keine andere Garderobe als meine Pariser Kleider. Wenn ich durch das ganze Wohnzimmer flog, um ihr Taschentuch aufzuheben, ward mir nur der kalte Dank zuteil, den eine Frau für ihre Diener übrig hat. Ich war darauf angewiesen, sie zu beobachten, um in ihrem Herzen etwa weichen Boden zu entdecken, wo mein Zärtlichkeitsbedürfnis hätte Wurzel schlagen können, sah aber in ihr nur eine große, hagere Frau, die spielerisch, selbstfüchtig, anmaßend war wie alle Listomères, bei denen die Anmaßung zur Mitgift gehört. Es gab für sie im Leben nur Pflichten zu erfüllen. Alle kalten Frauen, die mir begegnet sind, hatten sich, wie sie, eine Religion der Pflichterfüllung zu rechtgezimmeret. Sie ließ unsere Huldigungen zu sich emporsteigen wie der Priester in der Messe den Weihrauch. Mein älterer Bruder schien das bißchen Mütterlichkeit in ihrem Herzen aufgebraucht zu haben. Sie verletzte uns fortwährend mit den Pfeilen beißender Spöttelei, die ja die Waffe des Herzlosen ist, und deren sie sich uns Wehrlosen gegenüber bediente. Trotz solcher abstoßenden Härten sind instinktive Empfindungen so tief eingewurzelt; die fromme Scheu vor einer Mutter, an der man nicht irre werden will noch kann, ist ein so festes

Band, daß der erhabene Irrtum unserer Liebe fort dauert, bis wir eines Tages, durch das Leben gereift, dazu kommen, sie mit ganzer Überlegenheit zu verurtheilen. Da beginnt die Rache der Kinder. Ihre Gleichgültigkeit, aus Enttäuschung geboren, schleppt traurige Trümmer gescheiterter Hoffnungen mit sich und wälzt sich, immer wachsend, bis zum Grabe. Die schreckliche und unbedingte Herrschaft meiner Mutter verscheuchte die wollüstigen Anwandlungen, denen ich Tor in Tours hatte freien Lauf lassen wollen. Ich verschanzte mich leidenschaftlich in der Bibliothek meines Vaters, wo ich anfang, alle mir unbekannten Bücher zu lesen. Meine langen Arbeitsstunden ersparten mir jegliche Berührung mit der Mutter, aber sie verschlimmerten meine Seelenverfassung. Manchmal versuchte meine ältere Schwester, die nämliche, die später unsern Vetter, den Marquis von Listomère, heiratete, mich zu trösten, aber ohne mich von meiner Verbitterung heilen zu können. Ich wollte sterben.

Damals bereiteten sich große Ereignisse vor, von denen ich übrigens nichts verstand. Der Herzog von Angoulême hatte Bordeaux verlassen, um in Paris mit Ludwig XVIII. zusammenzutreffen. Auf seiner Durchreise wurden ihm in jeder Stadt Ovationen dargebracht; denn Begeisterung erfaßte bei der Rückkehr der Bourbonen das alte Frankreich. Die Touraine in Aufregung um ihrer angestammten Fürsten willen, die Stadt im Freudentaumel, die bannergeschmückten Fenster, die Bewohner im Sonntagsstaat, die Vorbereitungen zum Fest und ein unbestimmtes Etwas, das berauschend in der Luft lag, all dies weckte in mir die Lust, dem Ball, der dem Prinzen zu Ehren veranfalet wurde, beizuwohnen. Als ich mir ein Herz faßte und vor meiner Mutter diesen Wunsch aussprach — sie selbst war zu krank, um das Fest zu besuchen —, geriet sie in große Wut: Ob ich etwa frisch vom Kongo herkäme, daß ich gar nichts wüßte? Wie ich mir denn einbilden könnte, daß unsere Familie bei diesem Ball nicht vertreten sein werde? Ob es denn nicht an mir sei, in Abwesenheit meines Vaters

und meines Bruders hinzugehen? Hätte ich nicht eine Mutter? Dächte sie nicht an das Glück ihrer Kinder? . . . Im Handumdrehen wurde der bis dahin verleugnete Sohn eine gewichtige Persönlichkeit. Meine neue Würde verwirrte mich ebensosehr wie die Flut spöttischer Beweisgründe, womit meine Mutter meine Bitte beantwortet hatte. Ich befragte meine Schwester und erfuhr, daß meine Mutter, der solche Knalleffekte Spaß machten, sich schon eifrig um meine Toilette bemüht hatte. Die Schneider von Tours wurden von ihren Kunden derart bestürmt, daß keiner meine Ausstattung übernehmen konnte. Meine Mutter hatte dann ihre Schneiderin, die im Tagelohn arbeitete und nach Provinzsitte in jeder Art Näharbeit bewandert war, zu sich beordert. Ein kornblumenblauer Anzug wurde im geheimen, so gut es eben ging, zurechtgeschneidert. Seidene Strümpfe und neue Stiefeletten waren leicht aufzutreiben. Die Weste trug man damals kurz, und so konnte ich eine Weste meines Vaters anziehen. Zum erstenmal in meinem Leben trug ich ein Hemd mit einem Jabot, dessen Streifen sich auf meiner Brust bauschten und sich in meiner Krawattenschleife verfingen. Als ich fertig angezogen war, glich ich mir selbst so wenig, daß erst die Komplimente meiner Schwestern mir Mut machten, vor der versammelten Touraine zu erscheinen. Schwieriges Unterfangen! Dieses Fest vereinigte zu viele Berufene, als daß viele Ausgewählte hätten sein können. Dank meiner schwächtigen Figur schlängelte ich mich in ein Zelt, das in den Gärten des Hauses Bapion errichtet war, und gelangte bis zum Thronessell des Prinzen. Gleich war ich vor Hitze wie erstickt, geblendet von den Lichtern, den roten Zeltwänden, den vergoldeten Wappen, den Toiletten und den Diamanten des ersten öffentlichen Festes, dem ich beiwohnte. Ich wurde durch eine Menge von Männern und Frauen geschoben, die einander drängten und, in eine Staubwolke gehüllt, heftig aufeinander stießen. Das Gellen der Beckenschläge, das Geschmetter der Militärmusik wurden überdröhnt von Hurrarufen: „Es lebe

der Herzog von Angoulême! Es lebe der König! Hoch die Bourbonen!"

Dieses Fest war ein Begeisterungsausbruch, bei dem jeder bemüht war, es dem andern zuvorzutun und in wildem Ueber-eifer die aufgehende Sonne der Bourbonen zu begrüßen; überall Parteiegoismus, der mich kalt ließ, mich demütigte und in mich selber zurückwarf.

Wie ein Strohhalbm vom Strudel fortgerissen, empfand ich den kindlichen Wunsch, selbst der Herzog von Angoulême zu sein, mich unter diese Fürsten zu mischen, die vor dem staunenden Publikum umherstolzten. Der kleinliche Neid meiner Landsleute rief in mir einen Ehrgeiz wach, den mein Charakter und die Zeitumstände veredelten. Wer hätte nicht Eifersucht empfunden vor dieser Anbetungsszene, die sich wenige Monate später in großartiger Weise von neuem mir darbot, als ganz Paris dem von Elba zurückkehrenden Kaiser entgegenjubelte? Diese Gewalt über die Massen, deren Gefühle und Lebens-äußerungen sich in einer einzigen Seele zusammenziehen, trieb mich plötzlich der Ehrfurcht in die Arme, jener Priesterin, die heutzutage die Franzosen erwürgt, wie die Druidinnen ehemals die Gallier schlachteten. Und dann auf einmal traf ich die Frau, die meine ehrgeizigen Wünsche anstacheln und sie erfüllen sollte, indem sie mich in das monarchische Lager stieß. Da ich zu schüchtern war, eine Dame zum Tanz aufzufordern, und außerdem fürchtete, die Tanzfiguren zu stören, wurde ich naturgemäß bald sehr mißmutig und wußte nichts mit mir anzufangen. Während ich mich treiben ließ und es unangenehm empfand, von der Menge geschoben zu werden und keinen Augenblick stillstehen zu können, trat mir ein Offizier auf die Füße, die durch den Druck des Leders und die Hitze angeschwollen waren. Diese letzte Unannehmlichkeit verleidete mir das Fest. Es war unmöglich, herauszukommen. Ich flüchtete mich in eine Ecke, setzte mich auf die Kante einer verlassenen Bank, wo ich starren Blickes, bewegungslos und mürrisch verharrte. Durch meine

schmächtige Gestalt irregeführt, nahm mich eine Dame für ein Kind, das dem Einschlafen nahe war, während es auf seine Mutter wartete; sie setzte sich zu mir mit der Gebärde eines Vogels, der sich schützend auf sein Nest niederläßt. Als bald streifte mich ein weiblicher Duft, der mich berauschte, wie mich später die orientalische Poesie berauscht hat. Ich blickte meine Nachbarin an: sie blendete mich, mehr als das ganze Fest mich geblendet hatte. Sie wurde mein ganzes Fest. Wenn Sie mein bisheriges Leben richtig beurteilt haben, werden Sie erraten, welche Gefühle da in meinem Herzen aufstiegen. Meine Blicke wurden gebannt von ihren vollen weißen Schultern, auf denen ich mich hätte zusammenrollen mögen, ihren mattrosigen Schultern, die zu erröthen schienen, als seien sie zum erstenmal unverhüllt, ihren keuschen Schultern, Schultern, die eine Seele hatten und deren weiche Haut wie ein seidenes Gewebe im Lichte schimmerte. Längs der Senkung zwischen ihren Schultern glitt mein Blick, der kühner war als meine Hand. Ich reckte mich bebend, um ihre Büste zu sehen, und ward gebannt durch den Anblick eines keusch in Gaze gehüllten Busens, dessen bläulich geäderte, vollendet schöne Rundungen in einer Flut von Spitzen wohligh gebettet lagen. Die geringsten Einzelheiten ihres Kopfes lösten in mir unendliche Wonnen aus: der Glanz des Haares, das über einem samtweichen mädchenhaften Halse lag, die weißen Linien, die der Kamm gezogen hatte, und auf denen meine Phantasie wie auf lauschigen Pfaden lustwandelte, all das raubte mir die Sinne. Nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß mich niemand sah, vergrub ich mein Haupt zwischen ihren Schultern, wie ein Kind, das sich in den Schoß seiner Mutter flüchtet; ich drehte den Kopf hin und her und küßte ihre Schultern wieder und wieder. Sie stieß einen gellenden Schrei aus, den die Musik überdröhnte; sie wandte sich um, erblickte mich und rief: „Mein Herr! . . .“ Ach, wenn sie gesagt hätte: ‚Mein lieber Junge, was fällt Ihnen denn ein!‘ ich hätte sie vielleicht getötet; aber bei diesem ‚Mein Herr!‘

stürzten mir heiße Tränen aus den Augen. Ich war versteinert durch einen Blick, den heilige Entrüstung entfachte, durch ein überirdisches Haupt, das ein Diadem aschblonden Haares krönte und das sich so gut mit ihrem wollüstigen Rücken vertrug. Das Rot verletzten Schamgefühls färbte ihr Gesicht; aber da entwaffnete sie auch schon das Mitleid der Frau, die eine Leidenschaft immer versteht, wenn sie selbst sie erregt hat, und die aus Reuetränen grenzenlose Anbetung herausliest. Sie entfernte sich mit der Haltung einer Königin. Da erst fühlte ich, wie lächerlich meine Lage war. Ich sah ein, daß ich so komisch wie der Affe eines Savoyarden sei. Ich schämte mich und blieb ganz verstört sitzen, mit dem süßen Nachgeschmack des gestohlenen Apfels im Munde. Auf den Lippen fühlte ich die Wärme des Blutes, das ich geatmet hatte . . . Mein Blick folgte der Frau, die nur vom Himmel stammen konnte. Ergriffen von der ersten fleischlichen Offenbarung, die das fiebernde Verlangen meines Herzens bloßgelegt hatte, irrte ich durch die nunmehr verödeten Ballsäle, ohne meine Unbekannte wiederfinden zu können. Ich kehrte völlig umgewandelt nach Hause zurück.

Eine neue Seele, eine Seele mit farbenschillernden Flügeln hatte sich aus der Larve erhoben. Aus den blauen Fernen, wo ich ihn bewunderte, war mein lieber Stern heruntergefallen und hatte die Gestalt einer Frau angenommen, ohne seine Klarheit, sein Funkeln, seinen Glanz einzubüßen. Ich liebte plötzlich, ohne von der Liebe etwas zu wissen. Ist es nicht etwas Seltsames um den ersten Ausbruch des stärksten menschlichen Gefühls? Ich hatte im Salon meiner Tante einige hübsche Frauen gesehen. Keine hatte den geringsten Eindruck auf mich gemacht. Gibt es denn im Lebensalter, da Leidenschaftlichkeit das ganze Geschlechtsleben beherrscht, eine Stunde, eine besondere Konstellation von Gestirnen, ein einzigartiges Zusammentreffen von Umständen, eine Frau unter allen, etwas, das ganz allein bestimmt ist, eine ausschließliche Leidenschaft hervorzurufen?

Wenn ich bedachte, daß meine Auserwählte in der Touraine lebte, atmete ich beglückt die Luft ein; ich entdeckte zum erstenmal, wie strahlend blau und einzig dieser Himmel war. Meine Verzücung glich sehr einer ernsthaften Krankheit und erregte bei meiner Mutter Befürchtungen, die zweifellos mit Gewissensbissen vermischt waren. Gleich den Tieren, die ein Leiden herannahen fühlen, verkroch ich mich in einem Winkel des Gartens, um dort von dem gestohlenen Kuß zu träumen.

Wenige Tage nach diesem denkwürdigen Ball erklärte sich meine Mutter die Vernachlässigung meiner Arbeit, meine Gleichgültigkeit vor ihren tyrannischen Blicken, meine Teilnahmslosigkeit gegen ihre spöttelnden Ausfälle und mein finstereß Wesen als Äußerungen der Entwicklungskrisen, die ein junger Mann in meinem Alter durchzumachen hat. Ein Aufenthalt auf dem Lande, dies ewige Heilmittel gegen alle Leiden, denen die Medizin nicht beikommt, galt für geeignet, mich aus meiner Gleichgültigkeit zu befreien. Meine Mutter bestimmte, daß ich einige Tage in Grapezle, einem Schloß an der Indre, zwischen Montbazon und Azay=le=Rideau, bei einem ihrer Freunde zubringen sollte: dem hatte sie wahrscheinlich geheime Anweisungen gegeben. Aber als mir endlich die Freiheit geschenkt wurde, hatte ich schon so kräftig im Ozean der Liebe geschwommen, daß ich ans andere Ufer gelangt war. Ich kannte den Namen meiner Freundin nicht. Wie sollte ich sie bezeichnen? Wie sie wiederfinden? Mit wem konnte ich über sie sprechen? Meine Schüchternheit vermehrte noch die unerklärlichen Angstgefühle, die sich junger Herzen beim Nahen der Liebe bemächtigen, und so kostete ich gleich zu Anfang die tiefe Trauer, die sonst den Abschluß unglücklicher Leidenschaften bildet. Nichts war mir lieber, als planlos die Felder zu durchstreifen. Mit dem Mute des Kindes, das vor nichts zurückschreckt und wahrhaft etwas Ritterliches an sich hat, nahm ich mir vor, die Schlösser der Touraine zu durchstöbern; zu Fuß wollte ich reisen und mir vor jedem hübschen Türmchen sagen: „Hier! ...“

So schritt ich denn eines Donnerstagsmorgens durch das Thor Saint-Eloi, ließ Tours hinter mir, ging über die Saint-Sauveurbrücken, gelangte nach Boncher, wobei ich an jedem Haus hinauffah, und schlug die Richtung nach Chinon ein. Zum erstenmal in meinem Leben konnte ich unter einem Baume stehen bleiben, nach Wunsch langsam oder schnell gehen, ohne jemand Rechenschaft abzulegen. Für ein armes Wesen, das sich unter den vielen Gewaltthaten, die mehr oder minder eines jeden Jugend bedrohen, hatte ducken müssen, wirkte der erste Gebrauch des Selbstbestimmungsrechts, und wenn es sich nur um Nichtigkeiten handelte, so befreiend wie ein glücklicher Rausch. Vieles kam zusammen, um aus jenem Tag ein wunderbares Freudenfest zu machen . . . In meiner Kindheit hatten mich meine Spaziergänge nie mehr als eine Meile weit vor die Stadt geführt. Meine Wanderungen in der Umgebung von Pont-le-Voy oder in Paris hatten mich in meinen Ansprüchen an ländliche Naturschönheit nicht verwöhnen können. Aber ich hatte aus meinen ersten Jugenderinnerungen das Verständnis für die Schönheit der mir vertrauten Landschaft um Tours herübergerettet. Obwohl mein Empfinden für die Natur völlig ungeschult war, stellte ich doch unbewußt hohe Anforderungen an die Landschaft, wie alle, denen ein Kunstideal vorschwebt, ohne daß sie praktische Erfahrung besäßen. Um zum Schloß Frapesle zu gelangen, kürzen Fußgänger und Reiter den Weg ab und durchqueren die sogenannte Charlemagne-Heide, ein Brachland, das oben auf der Wasserscheide zwischen Indre und Cher liegt, und worüber auch ein Pfad nach Champy führt. Diese flachen, sandigen Gelände, die sich eine Meile weit trostlos hindehnen, münden in einem kleinen Gehölz auf die Straße von Saché; so heißt das Dorf, in dessen Bezirk Frapesle liegt. Dieser Weg, der sich jenseits von Ballan mit der Straße von Chinon vereinigt, läuft am Rand einer sanft gewellten Ebene hin, bis zu dem kleinen Gebiet von Artanne. Von dort blickt man in ein Thal, das bei Montbazon beginnt und sich bis zur

Loire erstreckt. Es sieht aus, als ob es sich unter den Schlössern bäumte, die auf seinem doppelten Hügelsum lasten: eine wundervolle Smaragdschale, auf deren Grunde sich die Indre mit Schlangenbewegungen hinzieht. Bei diesem Anblick packte mich ein wohliges Staunen, das die Eintönigkeit der Heide und die Wandermüdigkeit vorbereitet hatten.

„Wenn jene Frau, die Blüte ihres Geschlechts, irgendwo auf dieser Welt wohnt, so muß es hier sein!“

Dabei lehnte ich mich an einen Nußbaum, unter dem ich seither jedesmal rastete, wenn ich in mein geliebtes Tal zurückkehre. Unter jenem Baum, dem Vertrauten meiner Gedanken, sinne ich den Veränderungen nach, die mit mir vorgegangen sind, seit ich zuletzt dort war. Sie wohnte dort, mein Herz trog mich nicht. Das erste Schloß, das ich am Abhang sah, war ihr Heim. Als ich mich unter meinen Nußbaum setzte, leuchteten die Schiefer ihres Daches und glitzerten ihre Fenster in der Mittagsonne. Ihr Leinenkleid war der weiße Punkt, den ich in ihren Reben unter einem Pfirsichbaum gewahrte. Sie war, wie Sie schon ahnen, die „Lilie dieses Tales“, wo sie für den Himmel blühte, und das sie mit dem Duft ihrer Tugenden erfüllte ... Die unendliche Liebe, die keine andere Nahrung fand als den weißen Punkt, den sie von fern erblickte und der meine Seele ausfüllte, diese Liebe fand ich versinnbildlicht in dem langen Wasserbande, das sich zwischen grünen Ufern sonnenbeschiedenen hinschlängelt, in der Pappelzeile, deren schwanke Spitzengewebe dieses Liebestal schmücken, in den Eichenwäldchen, die sich in die Weinberge hineinschieben, in den Abhängen, die des Flusses wechselreiche Windungen umspielen, in den blauen Horizonten, die verdämmernd ineinandergreifen. Wollen Sie die Natur schön und jungfräulich wie eine Braut sehen, so gehen Sie an einem Frühlingstag dorthin. Wollen Sie die blutenden Wunden Ihres Herzens lindern, so kehren Sie in den letzten Herbsttagen dahin zurück. Im Frühling streicht die Liebe dort mit vollen Flügelschlägen durch den Himmel; im

Herbst denkt man dort derer, die nicht mehr sind. Die kranke Lunge atmet dort wohlthuende Frische; der Blick ruht auf übergoldetem Gebüsch, das der Seele seine friedliche Milde mittheilt. — In diesem Augenblick verliehen die Mühlen, die von den Fällen der Indre getrieben wurden, dem erschauernden Thal eine Stimme; die Pappeln wiegten sich lachend. Keine Wolke am Himmel. Die Vögel sangen, die Grillen zirpten, alles war Musik. Fragen Sie mich nicht, warum ich die Touraine liebe! Ich liebe sie weder so, wie man eine Wiege liebt, noch wie man eine Oase in der Wüste liebt. Ich liebe sie, wie ein Künstler die Kunst liebt. Ich liebe sie weniger, als ich Sie liebe, aber ohne die Touraine lebte ich vielleicht nicht mehr . . . Ohne zu wissen warum, kehrten meine Augen zu dem weißen Punkt zurück, zu der Frau, die in diesem weiten Garten erglänzte, wie inmitten grüner Büsche der leuchtende Kelch einer Winde, die die leiseste Berührung zum Welken bringt. Mit bewegter Seele stieg ich hinab in die Thalmulde, und bald erblickte ich ein Dorf, das meinem überschäumenden Poetenherzen unvergleichlich schön zu sein schien. Stellen Sie sich drei Mühlen zwischen anmutig ausgebuchteten, baumgekrönten Inseln vor, umgrünt von einer blühenden Wasserwiese . . . Wie sollte man sie anders bezeichnen, jene Wasserpflanzen, die lebensfroh und farbenprächtigt den Fluß überkleiden, die aus den Fluten empor tauchen, sich auf ihnen wiegen, sich ihren Launen anpassen, und die im Gischt des vom Mühlrad gepeitschten Flusses schwanken? . . . Hier und da erheben sich Kieselbänke, das Wasser bricht sich daran und bildet lange Fransen, in denen die Sonne leuchtet. Amaryllis, Seerosen, Seelilien und Schilfrohre bedecken die Ufer mit ihren herrlichen Stickerien. Eine morsche Brücke aus verfaulten Balken, deren Pfähle blumenüberwachsen sind, deren Brüstung frisches Gras und samtweiches Moos polstern, neigt sich zum Wasser und steht doch fest. Altersschwache Rähne, Fischernetze, der eintönige Gesang eines Hirten; Enten, die zwischen den Inseln hin und

her schwimmen oder auf dem groben Sand, den die Loire mit sich führt, ihre Federn glätten; Müllerburschen, die Mütze auf einem Ohr, mit ihren Maultieren beschäftigt: jede dieser Einzelheiten verlieh dem Bild einen überraschenden Reiz. Denken Sie sich jenseits der Brücke zwei oder drei Bauernhöfe, einen Taubenschlag, Turteltauben, etliche dreißig baufällige Hütten, die durch Gärten, Geißblatt-, Jasmin- und Klematishecken getrennt waren, und vor allen Türen blütenbunte Düngerhaufen, Hühner auf allen Wegen: da haben Sie Pont-de-Ruan, ein hübsches Dorf, das eine alte, eigenartige Kirche überragt, eine Kirche aus der Zeit der Kreuzzüge, wie sie Maler für ihre Bilder suchen. Denken Sie sich das Ganze umrahmt von alten Nußbäumen und jungen Pappeln mit mattgoldenem Laub, und mitten in diesen weiten Wiesen, über denen der warme, dunstige Himmel sich wölbt, freundliche Fabriken, dann werden Sie eine Vorstellung haben von den tausend landschaftlichen Schönheiten dieses Landes. Ich folgte dem Wege nach Saché auf dem linken Flußufer, behielt aber die Hügel auf dem andern Ufer aufmerksam im Auge. Und endlich gelangte ich an einen Park mit uralten Bäumen, der mir die Nähe des Schlosses Grapeisle verriet. Ich kam gerade an, als die Glocke zum Mittagessen rief. Nach Tisch ließ mich mein Gastgeber, der nicht vermutete, daß ich von Tours zu Fuß gekommen sei, die Umgebung durchstreifen, wo ich allenthalben das Thal in seiner mannigfachen Schönheit betrachten konnte; bald sah ich nur einen Ausschnitt, bald das ganze Bild. Oft hefteten sich meine Blicke auf das flüssige Gold der Loire am Horizont, wo weiße Segel phantastische Gestalten annahmen, die vom Winde auseinandergetrieben wurden. Ich erklimmte einen Hügel und bewunderte von dort zum erstenmal das Schloß von Azay: es schien mir ein geschliffener Diamant mit vielen Facetten, den die Indre einfaßte, den blumenverdeckte Pfeiler trugen. Dann sah ich in einem Talgrund den massiven Bau des romantischen Schlosses von Saché, ein schwermütiges Stück Erde, voll-

kommen in seiner Traurigkeit, zu ernst für den oberflächlichen Beschauer und nur dem Dichter teuer, dessen Herz krank ist. Wie lernte ich später seinen Frieden lieben, die großen kahlen Bäume und das geheimnisvolle Etwas, das in seinem Tale wob. Aber jedesmal, wenn ich wieder auf dem Abhang des benachbarten Hügels das anmutige kleine Schloß erblickte, das meine Augen gleich angezogen hatte, verweilten dort meine Gedanken und waren voll Liebe.

„Aha,“ sagte mein Gastgeber, der in meinen Blicken einen jener feurigen Wünsche las, die sich in meinem Alter so naiv äußern, „Sie riechen von weitem eine hübsche Frau, wie ein Hund Wild wittert.“

Die Äußerung gefiel mir nicht; aber ich fragte nach dem Namen des Schlosses und dem des Eigentümers.

„Das ist Elohégourde,“ antwortete er, „ein hübsches Haus, das dem Grafen von Mortsauf gehört, dem Sproß einer alten Adelsfamilie der Touraine, die auf Ludwig XI. zurückgeht und deren Name auf das seltsame Ereignis hinweist, dem sie Ruhm und Wappen verdankt. Der Graf stammt von einem, der dem Galgen entrann. Deshalb führen die Mortsauf im Wappen auf Goldgrund ein schwarzes Kreuz aus übereinandergelegten Galgen und am Schnittpunkt eine goldene Lilie, darunter die Devise: ‚Gott schütze den König, unsern Herrn!‘ Der Graf hat sich nach der Rückkehr der Emigranten aus der Verbannung hier niedergelassen. Dies Besitztum gehört seiner Frau, einer geborenen von Lenoncourt, aus dem Geschlecht der Lenoncourt-Givry, das am Erlöschen ist. Frau von Mortsauf ist das einzige Kind. Die bescheidenen Vermögensverhältnisse dieser Familie stehen in so seltsamem Widerspruch mit dem Ruhm ihrer Namen, daß sie, aus Stolz oder vielleicht der Not gehorchend, Elohégourde nicht verläßt und niemand empfängt. Bisher konnte ihre Anhänglichkeit an die Bourbonen ihre Vereinsamung rechtfertigen; aber ich glaube nicht, daß die Rückkehr des Königs ihre Lebensweise irgendwie ändern wird.“

Als ich mich im vorigen Jahre hier niederließ, machte ich ihnen einen Anstandsbesuch; sie haben meinen Besuch erwidert und mich zu Tisch geladen. Der Winter hat uns mehrere Monate getrennt. Dann haben politische Ereignisse meine Rückkehr verzögert; ich bin erst seit kurzem wieder in Grapecle. Aber Frau von Mortsauf ist eine Dame, die überall den ersten Platz einnehmen könnte." „Kommt sie oft nach Tours?" „Niemals! Das heißt: ja doch," verbesserte er sich; „neulich war sie dort, bei der Durchreise des Herzogs von Angoulême, der gegen Herrn Mortsauf sehr freundlich gewesen ist." „Sie ist's!" rief ich aus. „Wer: sie?" „Eine Frau mit wunderbaren Schultern." „Sie werden in der Touraine viele Frauen mit schönen Schultern treffen," sagte er lachend; „aber wenn Sie nicht müde sind, wollen wir über den Fluß hinüber nach Blochegourde gehen, dort können Sie versuchen, die bewußten Schultern wiederzuerkennen."

Ich nahm den Vorschlag, vor Freude und Scham errötend, an. Gegen vier Uhr erreichten wir das kleine Schloß, das meine Blicke schon so lange liebkost hatten. Das Gebäude, das sich in der Landschaft so stolz ausnimmt, ist in Wirklichkeit recht bescheiden. Es hat fünf Fenster Front. Die beiden Eckfenster der Südfassade schieben sich um drei bis vier Ellen vor, und diese kunstvoll gebauten Erker erwecken die Vorstellung von Seitenflügeln und verleihen dem Ganzen einen besonderen Reiz. Das Mittelfenster dient als Thür, und durch die Glastür gelangt man über eine Doppelterrasse in die Gärten, die sich, sanft absteigend, bis zu einer schmalen Wiese längs der Indre hinziehen. Obwohl ein Gemeinweg diese Wiese von der untern, mit schattigen Akazien und japanischen Firnisbäumen bepflanzten Terrasse trennt, scheint sie von weitem doch zu den Gärten zu gehören; denn der Weg ist ein Hohlweg, den auf der einen Seite die Terrasse überragt und der auf der andern von einer lebenden Hecke eingesäumt ist. Durch die sanften Abhänge ist so viel Zwischenraum zwischen Haus und Fluß

geschaffen, daß alle Unannehmlichkeiten allzu nahen Wassers beseitigt sind, die Vorzüge einer solchen Lage aber gewahrt bleiben. Im Erdgeschoß befinden sich Remisen, Ställe, Schuppen, Küchen mit rundbogigen Fensteröffnungen. Die Dächer sind an den Winkeln zierlich geschweift, von Mansarden mit geschnitztem Fachwerk belebt; bleierne Akroterien schmücken die Giebel. Das Dachwerk, das wahrscheinlich während der Revolution gelitten hat, ist mit rötlichbraunem Moos wie mit einer Rostkruste überwachsen. Über der großen Glastür der Terrasse ragt ein Türmchen, und hier findet sich das steingehauene Wappen der Blamont-Chauvry: vier Felder in Rot, in der Mittelsenkrechten das Pfahlfeld, rechts und links offene Handflächen in Gold und Infarnat, die zwei sich kreuzende schwarze Speere halten. Darunter die Devise ‚Sehts alle, keiner rühre dran!‘ machte auf mich tiefen Eindruck . . . Das Wappen ruhte auf einem Greif und einem Drachen, die an goldener Kette lagen und hübsch gemeißelt waren. Die Revolution hatte die gräfliche Krone und die aus einer grünen Palme und goldenen Früchten bestehende Krönung beschädigt. Der Sekretär des Wohlfahrtsausschusses, Senart, war vor 1781 Dorfrichter von Saché gewesen. Das erklärt alles.

Die ganze Anlage trägt dazu bei, dem Schloß ein vornehmes Gepräge zu geben. Es ist kunstvoll gearbeitet wie eine Blüte, die nicht viel Schwerkraft hat. Vom Tal aus gesehen scheint das Erdgeschoß der erste Stock zu sein, aber nach dem Hofe zu liegt es zu ebener Erde, und hier führt eine breite sandbestreute Allee vorbei, die auf einen mit Blumenbeeten geschmückten Rasenplan mündet. Rechts und links senken sich Weinberge, Obstgärten und einige mit Nußbäumen bepflanzte Streifen Ackerlandes steil zum Tal, umrahmen das Haus mit ihren Laubmassen und erreichen das Ufer der Indre, das an dieser Stelle von Baumgruppen geschmückt ist; ihre grünen Farbtöne sind kunstvoll abgestuft. Auf dem Wege, der an Elohégourde vorbeiführt, bewunderte ich die wohlverteilten

Laubmassen, ich atmete eine glückgesättigte Luft . . . Hat denn die psychische Natur wie die physische ihre elektrischen Strömungen und ihre raschen Temperaturwechsel? Mein Herz schlug höher beim Nahen der geheimnisvollen Ereignisse, die es auf alle Zeiten hinaus umgestalten sollten, wie Tiere fröhlich werden, wenn sie schönes Wetter ahnen. Dieser für mein Leben so bedeutungsvolle Tag entbehrte keiner der Einzelheiten, die ihn zu einem Festtag machen konnten. Die Natur hatte sich geschmückt wie eine Frau, die ihrem Geliebten entgegengeht; meine Seele hatte zum erstenmal ihre Stimme gehört; meine Augen hatten sie zum erstenmal bewundert, so fruchtbar, so wechselreich, wie sie meine Phantasie in meinen Knabenträumen erschaut hatte, Knabenträume, deren Einfluß ich Ihnen mit unbeholfenen Worten zu schildern versucht habe. Denn sie waren wie eine Apokalypse, die mein Leben in Gleichnissen festlegte: jedes glückliche oder unglückliche Ereignis knüpft sich an seltsame Bilder aus meiner Kinderzeit mit unsichtbaren Bänden, die nur dem innern Auge erkennbar sind. — Wir durchschritten zunächst einen Hof, der von Wirtschaftsgebäuden, einer Scheune, einer Kelter, von Kuh- und Pferdeställen eingefast war. Hundegekläff kündete uns an. Der Diener, der uns entgegenkam, teilte uns mit, daß der Graf schon am Morgen nach Azay aufgebrochen sei, aber wahrscheinlich bald zurückkehren werde, daß aber die Gräfin zu Hause sei. Mein Begleiter sah mich an. Ich fürchtete, daß er Frau von Mortsauf in Abwesenheit ihres Gemahls nicht auffuchen wolle; aber er bat den Diener, uns anzumelden. Von kindlicher, unbezähmbarer Ungeduld getrieben, stürzte ich in den langgestreckten Flur.

„Treten Sie bitte näher, meine Herren!“ sagte eine Stimme, die wie Gold klang.

Obwohl Frau von Mortsauf auf dem Ball nur ein einziges Wort gesprochen hatte, erkannte ich ihre Stimme; sie drang mich und erfüllte mich ganz, wie der Sonnenstrahl die Kerkerzelle des Gefangenen mit goldenem Licht erfüllt. Bei

dem Gedanken, daß sie sich meiner Züge erinnern könnte, wäre ich am liebsten geflohen . . . Es war zu spät, sie erschien auf der Türschwelle, unsere Blicke begegneten einander. Ich weiß nicht, wer von uns beiden am tiefsten errötete. Sie war zu sehr verwirrt, um auch nur ein Wort hervorbringen zu können. Der Diener schob zwei Sessel heran, und sie setzte sich wieder an ihren Sticfrahmen. Sie zog, um einen Vorwand für ihr Schweigen zu haben, die Nadel sehr langsam, zählte einige Stiche, wandte dann ihr mildes, stolzes Haupt Herrn von Chessel zu und fragte ihn, welchem glücklichen Zufall sie unsern Besuch verdanke. Obwohl sie gespannt war, den wirklichen Grund meines Erscheinens zu erfahren, sah sie keinen von uns beiden an. Ihre Augen hefteten sich beständig auf den Fluß; aber so, wie sie zuhörte, schien es, als könne sie, den Blinden gleich, jede seelische Regung in den Schwingungen der Stimme erkennen. Und es war in der That so. Herr von Chessel nannte meinen Namen und teilte ihr einiges aus meinem Leben mit. Ich sei vor wenigen Monaten nach Tours gekommen, wohin mich meine Eltern geführt hätten, als der Krieg Paris bedrohte. Sie sähe in mir, dem Kind der Touraine, dem die Touraine noch unbekannt sei, einen jungen Mann, der, von übermäßiger Arbeit angegriffen, nach Grapezle geschickt worden sei, um sich dort zu erholen, und dem er seine Besitzungen gezeigt habe. Ich sei zum erstenmal hier. Erst am Fuß des Hügels hätte ich ihm mitgeteilt, daß ich die Reise von Tours nach Grapezle zu Fuß gemacht hätte, und aus Angst für meine ohnehin schwächliche Gesundheit sei er auf den Gedanken gekommen, in Elogourde einzufehren, in der Hoffnung, daß sie mir eine kurze Rast gönnen werde. Herr von Chessel sagte die Wahrheit; aber ein glücklicher Zufall scheint immer gefunden: Frau von Mortsauf blieb mißtrauisch. Sie richtete auf mich so kalte und strenge Blicke, daß ich die Lider senkte aus einem unbestimmten Gefühl von Scham, aber auch, um Tränen zu verbergen, die an meinen Wimpern zitterten. Die hoheitsvolle Schloßherrin sah die

Schweißperlen an meiner Stirn; vielleicht erriet sie auch meine Tränen, denn sie bot mir alles an, was ich brauchte, mit tröstender Güte, die mir die Sprache wiederschenkte. Ich errötete wie ein junges Mädchen, das man bei einem Fehler ertappt, und antwortete mit greisenhaft unsicherer Stimme. Ich dankte.

„Das einzige, um was ich bitte,“ sagte ich, meine Augen zu ihr erhebend (zum zweitenmal traf mich ihr Blick, aber nur für eine Sekunde), „das einzige, was ich wünsche, ist, daß ich von hier nicht vertrieben werde. Ich bin von Müdigkeit so gelähmt, daß ich nicht weiter kann.“ „Warum verdächtigen Sie die Gastfreundschaft unseres schönen Landes?“ antwortete sie mir. „Sie werden uns doch das Vergnügen machen, zum Abendbrot in Elochegourde zu bleiben?“ fuhr sie, zu meinem Begleiter gewandt, fort.

Ich richtete an meinen Begleiter einen so flehenden Blick, daß er bereit schien, auf ihren Vorschlag einzugehen, der doch, so wie er gefaßt war, eine Absage zu fordern schien. Herrn von Chessel ermöglichte es seine Weltgewandtheit, diese feinen Nuancen zu unterscheiden; aber ich junger Mann ohne Erfahrung glaubte so fest an die Übereinstimmung von Wort und Gedanken bei einer schönen Frau, daß ich höchlich überrascht war, als mir mein Gastgeber abends auf dem Heimweg sagte: „Ich bin geblieben, weil Sie vor Verlangen vergingen. Aber wenn Sie die Sache nicht wieder einrenken, habe ichs vielleicht mit meinem Nachbarn verdorben.“

Dies ‚Wenn Sie die Sache nicht wieder einrenken‘ gab mir viel zu denken. Wenn ich Frau von Mortsauf gefiel, so konnte sie dem nicht gram sein, der mich bei ihr eingeführt hatte. Herr von Chessel traute mir also die Fähigkeit zu, ihr Interesse zu erregen; und hieß das nicht so viel wie: mir diese Fähigkeit verleihen? Das bestärkte meine Hoffnung, und ich hatte es gerade jetzt sehr nötig, daß man mir helfe.

„Das scheint mir schwierig,“ antwortete er, „Frau von Chessel erwartet uns.“ „Sie hat Sie alle Tage,“ entgegnete

die Gräfin, „und dann können wir sie ja auch benachrichtigen. Ist sie allein?“ „Der Abbé von Quélus ist bei ihr.“ „Also gut,“ sagte sie, indem sie aufstand, um zu klingeln, „Sie essen bei uns!“

Diesmal hielt Herr von Chessel sie für aufrichtig und warf mir einen beifälligen Blick zu. Sobald ich die Gewißheit hatte, daß ich einen ganzen Abend unter diesem Dache zubringen würde, glaubte ich, eine Ewigkeit vor mir zu haben. Für viele Unglückliche entbehrt das Wort ‚morgen‘ jeglichen Sinnes, und ich gehörte damals zu denen, die zum Morgen keinerlei Zutrauen haben. Wenn ich einige Stunden für mich hatte, so drängte ich eine Welt von Wonnen in ihnen zusammen . . . Frau von Mortsauß schnitt eine Unterhaltung über das Land, über die Ernten, über die Reben an. Ich verstand von alledem gar nichts. Bei einer Gastgeberin zeugt ein derartiges Verhalten von Mangel an Lebensart oder von ihrer Geringschätzung für den, den sie von der Unterhaltung ausschließt. Aber bei der Gräfin war es Verlegenheit. Ich glaubte, daß sie es darauf abgesehen hatte, mich als Kind zu behandeln. Ich beneidete den Vorzug erwachsener Männer, die, wie Herr von Chessel, ihre Nachbarin von ernstern Dingen, die mir verborgen waren, unterhalten konnten; ich ärgerte mich, weil alles nur ihm zugute kam; aber wenige Monate später erfuhr ich, wie vielsagend das Schweigen einer Frau ist, und wie viele Gedanken sie unter einer oberflächlichen Unterhaltung verbergen kann. Zuerst versuchte ich mirs auf meinem Sessel gemächlich zu machen; dann erkannte ich die Vorzüge meiner Lage und gab mich dem Zauber ihrer Stimme hin. Wie Flötentöne schmelzend sich aneinanderbinden, so wob ein seelenweicher Hauch durch ihre Silben, er brandete sanft ans Ohr und beschwingte den Rhythmus des Blutes. Ihre Art, die Endungen auf *i* auszusprechen, gemahnte an Vogelgesang; das *ch*, wie sie es sprach, kam einer Liebkosung gleich; ihre Aussprache des *t* ließ auf ein tyrannisches Herz schließen. Ohne es zu wissen,

verlieh sie den Worten eine höhere Bedeutung und riß die Seele mit sich in eine übersinnliche Welt. Wie oft ließ ich sie eine Diskussion weiterführen, die ich leicht hätte beschließen können! Wie oft ließ ich mich zu Unrecht von ihr tadeln, nur um diese Konzerte menschlicher Sprachlaute zu hören, um von ihren Lippen die Lust zu atmen, auf der ihre Seele sich wiegte, um das lichtgewordene Wort zu fassen mit derselben Inbrunst, mit der ich die Gräfin selbst ans Herz gedrückt hätte! Welch fröhliches Schwalbengezwitscher, wenn sie lachte. Aber wie glich ihre Stimme der des Schwans, der seine Gefährten ruft, wenn sie von ihrem Kummer sprach. Die geringe Beachtung, die ich erfuhr, ermöglichte es mir, die Gräfin genauer zu beobachten. Mein Blick labte sich, wenn er an der schönen Sprecherin herabglitt; er umfaßte ihre Taille, küßte ihr die Füße und spielte in ihren Locken. Zugleich war ich das Opfer einer Herzensangst, die jeder verstehen wird, der in seinem Leben die unbegrenzten Wonnen einer aufrichtigen Leidenschaft gekannt hat. Ich fürchtete, sie möchte mich dabei ertappen, wie mein Blick sich an ihre Schultern heftete, wo ich sie so heiß geküßt hatte. Diese Befürchtung verdoppelte noch die Macht der Versuchung, ich erlag ihr, ich sah nichts anderes mehr. Mein Blick zerriß den Stoff, ich fand das Mal, das den Anfang der Nackenfurche bezeichnete, eine Fliege in lauter Milch. Dies Mal brannte seit dem Ballabend immer vor meinen Blicken, in jenem Dunkel, in dem der Schlaf der jungen Leute wie Wasser rinnt, deren Phantasie heiß und deren Leben keusch ist.

Ich kann wohl die Hauptzüge andeuten, die überall bewundernde Aufmerksamkeit auf die Gräfin gelenkt hätten, aber die genaueste Zeichnung, die wärmsten Farben wären ihrer Schönheit nicht gerecht geworden. Um ein durchaus ähnliches Bild von ihr zu schaffen, hätte es des unmöglichen Künstlers bedurft, dessen Hand den Widerschein innerer Glut und jenen schwebenden Glanz zu malen wüßte, den die Kunst nicht kennt,

den Worte nicht aussprechen können, den nur das Auge des Liebenden sieht. Ihr feines aschblondes Haar verursachte ihr oft Schmerzen, die wahrscheinlich von einem plötzlichen Blutandrang zum Kopfe herrührten. Die wohlgeformte Stirn war gewölbt wie die der Mona Lisa und schien Welten unausgesprochener Gedanken und verhaltener Gefühle zu verbergen, wie Blüten, die unter bitteren Fluten begraben sind. Ihre grünlichen, mit Goldpunkten übersäten Augen schienen immer fahl. Aber wenn es sich um ihre Kinder handelte, wenn sie sich zu einem heftigen Ausbruch der Freude oder des Leides hinreißen ließ, so brach aus ihren Augen ein innerliches Leuchten, das sich an den Quellen des Lebens zu entzünden schien und sie ausdörrte. Dieser Blitz hatte mir Tränen entlockt, als sie mich mit ihrer furchtbaren Verachtung strafte, er zwang die Kühnsten, die Augen niederzuschlagen. Die griechische Nase, die von Phidias hätte gemeißelt sein können, vergeistigte das Oval ihres Gesichts, von den Nasenflügeln liefen feine Linien um die geschweiften Lippen. Ihre Hautfarbe erinnerte an die zarten Blütenblätter weißer Kamelien und ging auf den Wangen in zartes Rosa über. Ihre vollentwickelten, üppigen Körperformen hatten alle jugendliche Anmut bewahrt. Sie mögen den vollen Umfang ihrer Schönheit ermessen, wenn ich Ihnen sage, daß Arm und Schulter, die mich so geblendet hatten, faltenlos glatt waren. Hals und Nacken zeigten keine der Unebenheiten, die den Hals mancher Frauen zu einem Baumstrunk machen; ihre Muskeln traten nicht wie Stränge hervor. Alle Linien waren weich und fließend, weder dem Auge noch dem Pinsel faßbar. Ein zarter Flaum lag wie ein Hauch über ihren Wangen, ihrem Nacken und hielt das Licht fest, das dort ganz seidig war. Ihre kleinen, hübsch modellierten Ohren waren, wie sie selbst sagte, die einer Sklavin und Mutter. Später, als ich ihrem Herzen nahestand, sagte sie oft: „Da kommt Herr von Mortsauf.“ Sie hatte recht; aber ich hatte nichts gehört, obwohl doch mein Gehör sehr scharf ist.

Ihre Arme waren schön, die Hand war lang, mit geschweiften, spitz zulaufenden Fingern, und wie bei antiken Statuen überragte das Fleisch ein klein wenig den Nagel. Ich mißfiel Ihnen, wenn ich flachen Taillen den Vorzug vor runden gäbe, wenn Sie selbst nicht eine Ausnahme wären. Die runde Taille ist ein Zeichen von Kraft, aber die so gebauten Frauen sind herrschsüchtig, gebieterisch, mehr wollüstig als zärtlich. Dagegen sind die Frauen mit flachen Taillen aufopferungsfähig, sehr feinführend, mit einem Hang zur Schwermut. Sie sind in einem besseren Sinne Frauen als die andern. Die flache Taille ist weich und schmiegsam, die runde unbeugsam und selbstsüchtig. Nun wissen Sie, wie sie gebaut war. Sie hatte den Fuß einer vornehmen Frau, einen Fuß, der wenig angestrengt wird, der leicht ermüdet und das Auge erfreut, wenn er unter dem Rande des Kleides hervorsieht. Obwohl sie Mutter zweier Kinder war, habe ich keine ihres Geschlechts gekannt, die ein mädchenhafteres Aussehen gehabt hätte. In ihrem Wesen lag Anmut, gepaart mit einem Zug von Staunen und Verträumtheit, der immer zu ihr hinzwang, wie es uns immer wieder zu dem Bilde eines Malers hinzieht, in dem sein Genius eine Welt von Gefühlen Gestalt werden ließ. Ihre Eigenschaften lassen sich übrigens nur in Vergleichen begreiflich machen. Erinnern Sie sich des wilden und herben Duftes des Heidekrauts, das wir auf dem Rückweg von der Villa Diodati brachen, denken Sie an die Blüte, deren schwarze und rosige Farbtöne Ihnen so sehr gefielen, dann werden Sie verstehen, wie jene Frau fern von der Welt elegant sein konnte, natürlich in ihren Äußerungen, und wählerisch in den Dingen, die sie zu den ihren machte, zugleich rosig und schwarz. Ihr Leib hatte die frische Jugendkraft, die wir am zarten Frühlingslaub bewundern. Ihr Geist hatte die tiefe Einfalt des Naturmenschen, sie war dem Gefühl nach Kind, durch Leiden ernst gestimmt, gleichzeitig Schloßherrin und kleines Mädchen. Auch gefiel sie ohne jeden Aufwand von Ziererei, rein durch ihre Art, sich zu setzen, auf=

zustehen, zu schweigen oder ein Wort hinzuwerfen. Sie war meist andächtig, achtsam wie ein Wachtposten, dem das Wohl aller anvertraut ist und der immer nach einem drohenden Unheil späht. Doch huschte manchmal unversehens ein Lächeln über ihre Züge, das ihre im Grunde fröhliche, nur von den Härten des Lebens umdüsterte Natur durchschimmern ließ. Ihre Koketterie war zum Mysterium geworden, sie stimmte träumerisch, statt, wie die anderer Frauen, galante Aufmerksamkeit zu erregen; sie ließ ihre ursprüngliche Blutnatur, ihre blauen Kinderträume erraten, wie ein Himmel, der durch Wolkenlichtungen strahlt. Die Spärlichkeit ihrer Gesten und besonders ihrer Blicke — außer ihren Kindern sah sie niemand an — verlieh allem, was sie sagte und tat, eine unglaubliche Feierlichkeit, selbst wenn sie etwas mit der Miene einer Frau sagte oder vornahm, die tut, als ob sie ihre Würde durch ein Geständnis aufs Spiel setzte. — An jenem Tage trug Frau von Mortsauf ein rosa Kleid mit vielen Streifen, eine Krause mit breitem Saum, einen schwarzen Gürtel und Schuhe von gleicher Farbe. Die Haare waren in einen einfachen Knoten gelegt und durch einen Schildpattkamm zusammengehalten.

Dies ist die unvollkommene Skizze, die ich Ihnen versprach. Aber das stete Walten ihrer Güte unter den Ihrigen, diese wohlthätige Ausstrahlung von Licht, so warm wie Sonnenglanz, ihr innerstes Wesen, ihr Verhalten in den glücklichen Stunden, ihre Resignation in den umwölkten: alle diese Wirbel des Lebens, wo der Charakter sich entfaltet, hängen wie Himmelserscheinungen von unerwarteten und flüchtigen Umständen ab, die nur in ihrer letzten Ursache wesensverwandt sind und deren Darstellung naturgemäß mit den Geschehnissen dieser Geschichte verflochten sein wird. Ein wahres Familiendrama, diese Geschichte! — in den Augen des Weisen ebenso bedeutungsvoll, wie ein Trauerspiel es für die Menge ist, und deren Verlauf Sie fesseln wird durch den Anteil, den ich daran genommen habe, dann auch durch ihre Verwandtschaft mit so vielen Frauenschicksalen.

Alles in Elohegourde trug den Stempel wahrhaft engländischer Sauberkeit. Das Zimmer, in dem die Gräfin sich aufhielt, war ganz mit Holz getäfelt und in zwei grauen Farbtönen gehalten. Den Kamin zierte eine Standuhr mit Mahagonigestell, das von einer Schale und zwei weißen goldgeäderten Porzellanvasen überragt war, in denen Heidekraut stak. Auf dem Sims stand eine Lampe, vor dem Kamin war ein Spieltisch. Zwei breite Baumwollstreifen rafften die weißen, unbefranzten Leinenvorhänge der Fenster zusammen. Graue Möbelschoner mit grüner Tresse verhüllten die Sitze, und die Stickerei, die auf den Rahmen der Gräfin gespannt war, erklärte zur Genüge, weshalb ihre Möbel verdeckt waren. Diese Einfachheit grenzte an Größe. Von den Wohnungen, die ich später sah, hat keine in mir so fruchtbare, so reiche Empfindungen ausgelöst, wie sie mich in Elohegourde überwältigten, in dem Heim, das friedlich und andachtsvoll wie das Leben der Gräfin war, und wo alles die klösterliche Regelmäßigkeit ihres Lebens spiegelte. Die meisten meiner Ideen, selbst die kühnsten, die ich mir über die Wissenschaft und die Politik gebildet habe, haben dort ihre Heimat, sie gehören dorthin wie der Duft zu den Blumen. Dort gedieh die unbekannte Pflanze, die ihren befruchtenden Staub in meine Seele streute, dort strahlte die Sonne, die meine guten Eigenschaften reifte und die schlechten ausdörrte . . . Vom Fenster aus umfaßte der Blick das ganze Thal, vom Hügel, den Pont-de-Ruan krönt, bis zum Schloß Azay, er konnte der Wellenlinie des gegenüberliegenden Höhenzuges mit den Türmen von Grapegle folgen, weiterhin kamen die Kirche, der Flecken und Saché, das alte Schloß, dessen schwere Massen die Wiesen überragen. Diese Landschaft erfüllte das Herz mit ihrem Frieden. Sie war ruhig wie das Leben in diesem Hause und kannte keine andern Erregungen als die des Familienlebens. Wäre ich ihr dort zum erstenmal begegnet, dort beim Grafen und ihren beiden Kindern, statt sie in ihrem herrlichen Ballkleid zu sehen,

so hätte ich ihr wahrscheinlich den trunkenen Kuß nicht geraubt, der mir jetzt Gewissensbisse verursachte, weil er mir jede Aussicht auf Erwidern meiner Liebe zu nehmen schien. Nein, in den trüben Stimmungen, in die mich mein Unglück stürzte, wäre ich vor ihr niedergekniet, hätte ihren Schuh geküßt, hätte ihn mit meinen Tränen benetzt und wäre dann gegangen, mich in die Indre zu stürzen. Aber seit meine Lippen ihre wie Jasmin so frische Haut berührt und die Milch aus dieser Liebeschale geschlürft hatten, war ich von Sehnsucht und der Hoffnung auf menschliche Wollust besessen, ich wollte leben und die Stunde des Genusses erwarten, wie der Wilde lauernd auf die Stunde der Rache harrt. Ich wollte mich im Geäst der Bäume verkriechen, durch die Weinberge schleichen, mich in die Indre betten. Ich wollte mich mit der Stille der Nacht, dem Lebensüberdruß, der Sonnenglut verschwören, um die wonnige Frucht zu Ende zu genießen, in die ich einmal gebissen hatte. Hätte sie von mir die singende Wunderblume, die vergrabenen Schätze Morgans, des Vernichters, gefordert, ich hätte sie ihr gebracht, um in den Besitz der sichern Schätze und der stummen Blüte zu gelangen, nach denen ich mich verzehrte. Als der Traum verslog, in dem ich beim staunenden Anblick meines Idols schwebte, und währenddessen ein Diener im Zimmer gewesen war und mit ihr gesprochen hatte, hörte ich plötzlich, wie sie etwas vom Grafen sagte. Jetzt erst kam mir der Gedanke, daß eine Frau ihrem Manne gehört. Dieser Gedanke machte mich schwindlig. Dann faßte mich eine wütende und finstere Neugierde, den zu sehen, dem dieser Schatz gehörte. Zwei Gefühle beherrschten mich: Haß und Angst; ein Haß, der keinen bestimmten Widerstand erkannte, aber alle Hindernisse erwog, ohne vor ihnen zurückzuschrecken; eine unbestimmte, aber wesenhafte Angst vor dem Kampf, vor seinem Ausgang, vor ihr besonders. Ich war ein Raub der schlimmsten Ahnungen. Mir graute vor jenem Händedrücken, das entehrt. Ich sah im voraus die kaum greifbaren Schwierigkeiten,

gegen die sich die stärksten Energien stoßen und die die stärksten Energien abstumpfen. Ich fürchtete die Macht der Trägheit, denn sie beraubt das heutige soziale Leben der Katastrophen, die leidenschaftliche Seelen herbeiwünschen.

„Da kommt Herr von Mortsauf,“ sagte sie.

Ich richtete mich auf wie ein erschrockenes Pferd. Diese Bewegung entging zwar weder Herrn von Chessel noch der Gräfin, aber ich zog mir trotzdem keinen stummen Verweis zu, denn die Aufmerksamkeit wurde von mir abgelenkt durch ein kleines Mädchen, das ich für sechsjährig hielt, und das eintrat und rief: „Vater kommt!“ „Nun, Madeleine?“ sagte die Mutter.

Und das Kind reichte Herrn von Chessel die Hand und sah mich sehr aufmerksam an, nachdem es mir einen kurzen erstaunten Gruß zugewandt hatte.

„Sind Sie mit ihrer Gesundheit zufrieden?“ fragte Herr von Chessel die Gräfin. „Es geht ihr besser“, antwortete sie, indem sie liebevoll mit der Hand über das Haar der Kleinen strich, die sich in ihren Schoß geschmiegt hatte.

Aus einer Frage Herrn von Chessels ging hervor, daß Madeleine neun Jahre alt war. Ich sagte, daß ich erstaunt sei, aber meine Verwunderung verdüsterte die Stirn der Mutter. Mein Begleiter warf mir einen jener vielsagenden Blicke zu, durch die Leute von Welt uns eine zweite Erziehung angedeihen lassen. Hier lag offenbar der wunde Punkt im Herzen der Mutter, an den man nicht rühren durfte. Schwächlich, wie sie war, mit ihren verwaschenen Augen, mit ihrer Haut, so blaß wie Porzellan, durch das Licht schimmert, hätte Madeleine in der Luft der Großstadt überhaupt nicht leben können. Die Landluft, die Pflege ihrer Mutter, die sie wie mit Fittichen zu beschützen schien, erhielten das Leben in ihrem Körperchen, das so zart war wie eine Pflanze, die trotz der Unbilden eines rauen Klimas im Treibhaus groß geworden ist. Obwohl sie in nichts ihrer Mutter glich, schien Madeleine doch ihre Seele zu haben,

und diese Seele hielt sie aufrecht. Ihr spärliches schwarzes Haar, ihre tiefliegenden Augen, ihre hohlen Wangen, ihre dünnen Armchen, die schmale Brust — alles wies auf einen Kampf zwischen Leben und Tod, ein endloses Ringen, in dem die Gräfin bisher siegreich geblieben war. Die Kleine zwang sich, lebhaft zu sein, wahrscheinlich um der Mutter keinen Kummer zu machen; denn sobald sie nicht auf sich achtete, glich sie einer Trauerweide. Man hätte sie für ein hungerleidendes Zigeunermädchen halten können, das sich aus seiner Heimat hierher durchgebettelt hatte, das erschöpft, aber mutig für sein Publikum gepußt war.

„Wo hast du Jacques gelassen?“ fragte die Mutter sie und drückte ihr einen Kuß auf den weißen Scheitel, der ihr Haar — Rabenflügeln ähnlich — in zwei Hälften teilte. „Er kommt mit Vater.“

Da trat der Graf ein. Er hielt seinen Sohn an der Hand. Jacques, das wahre Ebenbild seiner Schwester, war ebenso schwächlich wie sie. Wer diese beiden überzarten Kinder neben einer so strahlend schönen Mutter sah, mußte die Quellen des Kummers ahnen, der die Stirn der Gräfin umflorte, und der sie Gedanken verschweigen hieß, die nur Gott zum Vertrauten haben, die aber furchtbar auf ihrer Stirn lasteten. Bei der Begrüßung warf mir Herr von Mortsauß einen nicht gerade forschenden, aber ungeschickt befangenen Blick zu, wie das den meisten Leuten eigentümlich ist, deren Mißtrauen von einem Mangel an Menschenkenntnis herrührt. Nachdem sie ihm das Nötige mitgeteilt und ihm meinen Namen genannt hatte, trat die Gräfin ihrem Manne den Platz ab und ging hinaus. Die Kinder, deren Blicke fortwährend an den Augen der Mutter hingen, als ob sie aus ihnen Licht sögen, wollten ihr folgen. Sie sagte ihnen: „Bleibt nur, meine Lieblinge!“ und legte den Finger auf den Mund. Sie gehorchten, aber ihre Blicke umschleierten sich. Ach! was hätte ich nicht unternommen, um diese Anrede ‚Lieblinge‘ zu verdienen. Es ging mir wie den

Kindern: mir war weniger warm, als sie nicht mehr da war. Mein Name schien die Gesinnung des Grafen gegen mich umgewandelt zu haben. War er vorhin kalt und herablassend gewesen, so wurde er nun, wenn nicht gerade herzlich, so doch höflich und zuvorkommend. Er zeichnete mich aus und schien hochofrennt, mich bewillkommen zu können. Mein Vater hatte sich ehemals aufgeopfert, um unsern Herren große, aber unauffällige Dienste zu leisten. Es war ein gefährliches Unternehmen, das aber gewichtige Erfolge haben konnte! Als dann durch Napoleons Aufstieg zur höchsten Gewalt alles verloren schien, hatte er sich, wie viele geheime Verschwörer, in die Ruhe der Provinz und des Privatlebens zurückgezogen und war genötigt gewesen, ebenso harte wie unverdiente Anschuldigungen über sich ergehen zu lassen. Denn darin besteht der unausbleibliche Lohn der Spieler, die ihr alles dranwagen und verlieren, nachdem sie die Haupttriebkraft einer politischen Unternehmung gewesen sind. Da ich nichts von den Verhältnissen, von der Vergangenheit und den Aussichten meiner Familie wußte, waren mir auch die Einzelheiten dieser gescheiterten Existenz verborgen, deren Graf von Mortsauf sich erinnerte. Gewiß, das Alter meines Namens, die wertvollste Auszeichnung in den Augen eines solchen Mannes, rechtfertigte schon allein die verwirrende Hochachtung, womit er mich begrüßt hatte; aber den wirklichen Grund dafür erfuhr ich erst später. Vorläufig nahm mir dieser plötzliche Umschwung alle Scheu. Als die Kinder sahen, daß die Unterhaltung zwischen uns dreien wieder in Fluß gekommen war, löste sich Madeleine aus der Liebkosung ihres Vaters, blickte nach der offenen Thür und glitt hinaus wie ein Al. Jacques folgte ihr. Beide liefen zur Mutter, und ich hörte, wie sie sich rührten, und vernahm ihre Stimmen, die in der Entfernung dem Summen der Bienen um ihr geliebtes Haus glichen.

Ich sah mir den Grafen an und versuchte, mir ein Bild von seinem Wesen zu machen. Aber einige Hauptzüge fesselten mich

so lebhaft, daß ich über eine oberflächliche Betrachtung seiner Physiognomie nicht hinauskam. Kaum fünfundvierzigjährig, schien er nahe den Sechzigern zu sein, so schnell war er gealtert in dem großen Schiffbruch, der das achtzehnte Jahrhundert beschloß. Der Haarfranz, der, nach Mönchsart, seinen fahlen Hinterkopf umsäumte, lichtete sich an den Schläfen, wo spärliche Büschel schwarzen, grau melierten Haares saßen. Sein Gesicht erinnerte entfernt an das eines weißen Wolfes, der Blut an der Schnauze hat. Seine Nase war rot angelaufen wie die eines Mannes, dessen Lebenskraft in ihren Tiefen erschüttert, dessen Magen geschwächt ist und den Krankheiten auf immer verdorben haben. Seine flache Stirn war zu breit für sein spitz zulaufendes Gesicht und von unregelmäßigen Quersalten durchfurcht. Es verriet seine Gewohnheit, im Freien zu leben, und zugleich den Mangel an geistigen Anstrengungen, es zeugte von der Last ständigen Unglücks und nicht vom Willensaufwand, seiner Herr zu werden. Seine vorspringenden Backenknochen stachen als braune Punkte aus den fahlen Tönen seines Teints heraus und bekundeten einen Knochenbau, stark genug, ihm ein langes Leben zu sichern. Sein heller Blick richtete sich auf den Beschauer, gelb und hart, wie ein Strahl der Winter-sonne, leuchtend ohne Wärme, unruhig ohne Gedanken und mißtrauisch ohne einen bestimmten Grund. Sein Mund war leidenschaftlich und gebieterisch, sein Kinn eckig und lang. Mager und von hoher Gestalt, hatte er das Auftreten eines Edelmannes, der sich auf seinen gesellschaftlichen Wert stützt, der sich von Rechts wegen über andere erhaben, in der Wirklichkeit ihnen unterlegen fühlt. Der Schlendrian des Landlebens hatte ihn dazu gebracht, sein Äußeres zu vernachlässigen. Sein ganzer Aufzug war der des Krautjüngers, an dem die Bauern, ebenso wie seine Nachbarn, nur noch den Grundbesitzer schätzten. Seine braunen, sehnigen Hände zeigten, daß er nur zu Pferde oder Sonntags, um zur Messe zu gehen, Handschuhe trug; sein Schuhwerk war grob. Obwohl die zehn Jahre Emigrantentum

und zehn Jahre Landwirtschaft ihre Spuren in seinem Außern zurückgelassen hatten, war ihm doch ein Rest von aristokratischen Bewegungen geblieben. Der gehässigste Liberale — das Wort war aber damals noch nicht geprägt — hätte ihm gewiß seine fernhafte Ritterlichkeit angemerkt, dazu die unerschütterlichen Überzeugungen eines unentwegten Lesers der „Quotidienne“. Er hätte in ihm die Stütze von Thron und Altar gesehen, den Mann, der leidenschaftlich für seine Sache eintritt, der aus seiner politischen Gesinnungstüchtigkeit kein Hehl macht, der zwar selbst unfähig ist, seiner Partei zu dienen, aber sehr wohl fähig ist, sie zu gefährden, und der im übrigen der französischen Verhältnisse durchaus unkundig war. Der Graf war in der That einer jener aufrechten Männer, die sich zu nichts eignen und sich überall eigensinnig in den Weg stellen, immer bereit, die Waffe in der Hand, auf dem ihnen zugewiesenen Posten zu sterben; aber geizig genug, ihr Leben lieber als ihr Geld zu opfern. Während des Mahles bemerkte ich auf seinen hohlen, welken Wangen und in gewissen Blicken, die er verstohlen auf seine Kinder warf, die Spuren peinlicher Empfindungen, deren Aufzucken an der Oberfläche erstarb. Wer ihn so sah, verstand ihn, und jeder hätte ihm vorgeworfen, seinen Kindern diese armseligen, leblosen Körper vererbt zu haben. Wenn er sich selbst verurteilte, so wollte er damit den andern das Recht absprechen, dasselbe zu tun. Herb wie jede Gewalt, die sich im Unrecht weiß, aber ohne genügend Seelengröße oder Lebenswürdigkeit, um die Summe von Leiden, die er in die Wagschale gesenkt hatte, wieder aufzuwiegen, wies er in seinem Privatleben die Rauheiten auf, die man aus seinen eckigen Zügen und dem allzeit unruhigen Blick herauslesen konnte. Als seine Frau eintrat, gefolgt von den beiden Kindern, die sich an sie klammerten, überkam mich die Ahnung einer Familientragödie, wie der Fuß, der über ein Kellergewölbe hinschreitet, gewissermaßen die Tiefe ermißt. Wie ich diese vier Personen vereint sah, meine Blicke von einem zum andern

gingen und ich ihren Ausdruck und ihr Verhalten zu verstehen suchte, fielen schwermutgesättigte Gedanken auf mein Herz, wie feiner grauer Regen eine liebliche Landschaft nach einem strahlenden Sonnenaufgang verschleiert. Als der Gesprächsgegenstand erschöpft war, rückte mich der Graf wieder auf Unkosten Herrn von Chessels in den Vordergrund des Interesses, indem er seiner Frau Einzelheiten über meine Familie mittheilte. Ich selbst kannte sie nicht. Er erkundigte sich nach meinem Alter. Ich nannte es, und da gab mir die Gräfin mein Staunen über das Alter ihrer Tochter zurück; sie hielt mich, glaube ich, für vierzehnjährig. Dies war, wie ich seither erfuhr, das zweite Band, das sie so stark an mich knüpfte. Ich las in ihrer Seele. Ihr Muttergefühl erbebt freudig, erhellt von einem späten Hoffnungsstrahl. Wie sie mich, den gut Zwanzigjährigen, so schwächlich, so zart und doch so sehnig sah, schrie es vielleicht in ihr: „Sie werden leben!“ Sie betrachtete mich neugierig, und ich fühlte, daß in diesem Augenblick das Eis zwischen uns schmolz. Es war, als wollte sie tausend Fragen an mich richten, aber sie behielt sie alle für sich.

„Wenn das Studium Sie krank gemacht hat,“ sagte sie, „so wird die Luft unsres Tales Ihnen die Gesundheit wiedergeben.“ „Die moderne Erziehung ist ein Verderb für die Kinder“, fiel der Graf ein. „Wir pflöpfen ihnen den Kopf voll Mathematik, wir bringen sie um mit Keulenschlägen von Wissenschaft, wir machen sie vor der Zeit alt. Sie müssen sich hier ausruhen!“ sagte er zu mir. „Sie sind erdrückt von der Ideenlawine, die über Sie weggeegt ist. Welch ein Jahrhundert wird uns der Unterricht bereiten, der jetzt jedem zugänglich ist, wenn man nicht dem Ubel entgegenarbeitet und den Unterricht wieder geistlichen Orden in die Hand gibt!“

Diese Worte stimmten durchaus überein mit dem, was er eines Tages bei den Wahlen sagte, als er einem Manne seine Stimme versagte, dessen Talente der royalistischen Sache hätten von Nutzen sein können. „Ich werde immer Mißtrauen gegen

außergewöhnlich fluge Leute hegen', antwortete er dem Wahlvermittler . . . Er schlug uns vor, einen kleinen Gang durch den Garten zu machen; damit erhob er sich.

„Der junge Herr . . .“ sagte die Gräfin. „Nun, und, meine Liebe?“ antwortete er und wandte sich um, mit der herrischen Schroffheit, die besagte, wie sehr er absoluter Herr im Hause sein wollte und wie wenig er es dann war. „Der junge Herr ist von Tours zu Fuß gekommen. Herr von Chessel wußte nichts davon und hat ihm die Umgegend von Frapesle gezeigt.“ „Sie haben eine Unvorsichtigkeit begangen,“ sagte er mir, „obwohl in Ihrem Alter . . .“ Und er schüttelte zum Zeichen des Bedauerns den Kopf.

Die Unterhaltung wurde wieder aufgenommen. Ich merkte alsbald, wie kitzlig seine Königstreue war und wie vieler Schonung es bedurfte, um nicht mit ihm zusammenzugeraten. Der Diener, der schnell in seine Livree gefahren war, meldete das Diner. Herr von Chessel führte Frau von Mortsauß zu Tisch, und der Graf nahm mich lachend beim Arm, um ins Eßzimmer zu gehen, das in der Anordnung der Räume des Erdgeschosses das Gegenstück zum Wohnzimmer bildete.

Mit weißen, in der Touraine gebrannten Kacheln ausgelegt und bis zur Brusthöhe getäfelt, hatte das Eßzimmer eine gefirniste Tapete, die von Blumen- und Fruchtgirlanden umrankte Felder darstellte. Die Fenster hatten Perkalvorhänge mit roten Borten. Die Möbel waren alte Wertstücke aus der Werkstatt André Beuls, und die mit Handstickereien aufgemachten Stühle waren aus geschnitzter Eiche. Der gedeckte Tisch war reich, aber prunklos: alte Erbstücke von Silberzeug in verschiedenem Stil, Meißener Porzellan, das damals noch nicht wieder Mode geworden war; achteckige Karaffen, Messer mit Achatgriffen, und unter den Flaschen Untersätze aus China-lack; Blumen in gefirnisten Töpfen mit vergoldeten Zacken. Mir gefiel dieser Altväterhausrat. Ich fand die altmodische Tapete mit den Blumengirlanden wundervoll. Die Freudigkeit,

die mich ganz erfüllte, ließ mich die unübersteigbaren Schwierigkeiten nicht sehen, die das eng umgrenzte Leben in der Einsamkeit und auf dem Lande zwischen der Gräfin und mir aufgerichtet hatte. Ich war nahe bei ihr, zu ihrer Rechten, ich goß ihr ein, ja ich hatte das unerhoffte Glück, ihr Kleid zu streifen, ich aß von ihrem Brote. Nach drei Stunden hatten sich unsere Lebenspfade verschlungen. Ueberdies verband uns noch jener schreckliche Kuß wie ein Geheimniß, dessen sich ein jeder schämte. Ich legte eine großartige Feigheit an den Tag und nahm mir vor, dem Grafen zu gefallen, der auch willig auf alle meine Avancen einging. Ich hätte den Hund gestreichelt, hätte jedem Wunsch der Kinder mit Freuden willfahrt, hätte ihnen Reisen und Klicker gebracht, ich hätte sie auf mir herumreiten lassen; fast zürnte ich ihnen, daß sie sich meiner noch nicht wie ihres Eigentums bemächtigt hatten... Die Liebe hat ihre Eingebungen wie das Genie, und ich hatte die unklare Ahnung, daß Gewaltthätigkeit, mürrisches Wesen und feindliche Gesinnung meine Hoffnungen zerstören würden. Das Mahl verfloß für mich in eitel Herzenswonnen. Wenn ich mich so bei ihr sah, konnte ich weder an ihre kalte Zurückhaltung denken, noch an die Ungültigkeit, die sich hinter der Höflichkeit des Grafen verbarg. Die Liebe kennt, wie das Leben, eine Pubertät; während deren sie sich selbst genügt. Ich gab einige ungeschickte Antworten, die dem geheimen Tumult der Leidenschaft in mir entsprangen, die aber niemand deuten konnte, selbst sie nicht, die ja von Liebe nichts wußte. Die übrige Zeit verstrich wie im Traume. Dieser schöne Traum verflog, als ich beim Mondlicht an einem schönen, duftschweren Abend die Indre überschritt, umringt von Nebelgebilden, die Wiesen, Ufer und Hügel umstrichen. Ich hörte den lauten Ton, die eintönig melancholische Note, die ein Laubfrosch — seinen wissenschaftlichen Namen weiß ich nicht — bei gleichmäßiger Witterung ertönen läßt, und den ich seit jenem feierlichen Tage nie ohne tiefes Entzücken höre. Ich erkannte etwas später, hier wie sonstwo, die marmorne Gefühlslosigkeit,

an der bisher meine Gefühle sich zerrieben hatten; ich fragte mich, ob das immer so bliebe, ich glaubte unter einem verhängnisvollen Einfluß zu stehen. Die düstern Ereignisse der Vergangenheit schlugen sich mit den Freuden, die ich nur aus mir selbst geschöpft hatte. Kurz vor Trapesle blickte ich hinüber nach Elohegourde und sah auf dem Fluß ein Boot liegen, das man in der Touraine 'toute' nennt. Es war an einer Esche befestigt und wurde vom Wasser gewiegt. Es gehörte Herrn von Mortsauf, der es zum Fischen benutzte.

„Nun, wie stehts?“ fragte mich Herr von Eessel, als wir außer Hörweite waren; „ich brauche mich wohl nicht zu erkundigen, ob Sie Ihre schönen Schultern wiedergefunden haben. Ich kann Ihnen zu dem Empfang, den Herr von Mortsauf Ihnen bereitet hat, nur Glück wünschen. Weiß Gott, Sie haben sein Herz im Ansprung erobert!“

Dieser Satz, im Zusammenhang mit dem früher erwähnten, flogte mir neuen Mut ein. Ich hatte seit Elohegourde kein Wort mehr gesprochen, und Herr von Eessel dachte wohl, mein Schweigen sei lauter Glück.

„Wie meinen Sie das?“ entgegnete ich mit einem Anflug von Spott, was aber ebenfogut für verhaltene Leidenschaft gelten konnte. „Er hat niemals irgendwen so freundlich empfangen.“ „Ich muß gestehen, daß ich selbst erstaunt bin“, antwortete ich, denn ich fühlte aus seinen letzten Worten eine geheime Unzufriedenheit heraus.

Obwohl ich der aristokratischen Anschauungen zu unfundig war, um Herrn von Eessel zu verstehen, fiel mir doch der Ton auf, mit dem er sich verraten hatte. Mein Gastgeber war mit dem Namen Durand behaftet und machte sich dadurch lächerlich, daß er den Namen seines Vaters verleugnete, eines großen Fabrikbesizers, der sich während der Revolution ungeheuer bereichert hatte. Seine Frau war alleinige Erbin der Eessel, eines alten Parlamentariergeschlechts, das unter Heinrich IV. noch bürgerlich war, wie die meisten Pariser Magistratspersonen.

Von hochstrebendem Ehrgeiz beseelt, wollte Herr von Chessel den ursprünglichen Durand aus der Welt schaffen, um so dem Ziel seiner Träume näher zu kommen. Er nannte sich zuerst Durand von Chessel, dann D. von Chessel, schließlich war er nur noch Herr von Chessel. Während der Restauration gründete er auf Grund eines Adelsbriefes, den ihm Ludwig XVIII. verlieh, ein Majorat mit dem Grafentitel. Seine Kinder ernteten die Früchte seines Mutes, ohne dessen ganzen Umfang zu kennen. Oft hat der Ausspruch eines spottlustigen Prinzen schwer auf ihm gelastet, der von ihm sagte: „Herr von Chessel kehrt den Durand nur selten heraus.“ Dieser Satz hat lange Zeit die Touraine entzückt. Emporkömmlinge sind wie die Affen, deren Geschicklichkeit sie besitzen: man sieht sie steigen, man bewundert ihre Gelenkigkeit, solange sie klettern, aber wenn sie zu oberst angelangt sind, gewahrt man nur noch ihre ekle Rückseite! Die Kehrseite meines Gastgebers, das waren all seine kleinlichen Züge, die der Neid noch verstärkte. Die Pairswürde und er waren bisher unvereinbar gewesen. Ansprüche haben und sie durchsetzen, macht die Impertinenz der Kraft aus; aber seinen offen eingestandenen Ansprüchen nicht genügen, bedeutet eine beständige Lächerlichkeit, an der kleine Geister sich weiden. Herr von Chessel hat nicht den geraden Weg des starken Mannes verfolgt. Zweimal wurde er in die Kammer gewählt, zweimal fiel er bei der Wahl durch. Gestern war er noch Generaldirektor, heute nichts, nicht einmal Präsekt. So hatten Erfolge und Niederlagen seinen Charakter verdorben und ihm die ganze Herbheit machtlosen Ehrgeizes gegeben. Im Grunde war er ein liebenswürdiger Mensch, geistvoll und großer Dinge fähig. Aber vielleicht war ihm der Neid verderblich, der das Leben in der Touraine beherrscht, wo jeder seinen Geist benutzt, um über den andern herzufallen. Das schadete ihm in den hohen gesellschaftlichen Kreisen, wo die schlecht bestehen, denen der Erfolg anderer Grimassen verursacht, wo man nicht gern trotzige Lippen sieht, die mit Komplimenten

menten fargen, aber von bissigen Bemerkungen übersprudeln. Hätte er weniger gewollt, so hätte er vielleicht mehr erreicht; aber zu seinem Unglück war er überlegen genug, immer eine aufrechte Haltung zu wahren. Damals sah er gerade die Morgenröthe seiner ehrgeizigen Hoffnungen: königliche Gunst lächelte ihm. Gewiß spielte er gern den großen Herrn, aber für mich war er vollendet. Ubrigens gefiel er mir aus einem sehr einfachen Grunde: bei ihm fand ich zum erstenmal Ruhe und Behagen. Das an und für sich vielleicht geringe Interesse, das man mir erwies, schien dem unglücklichen, vernachlässigten Kinde das Bild elterlicher Liebe. Die warme Gastfreundschaft stand so sehr im Gegensatz zu der Gleichgültigkeit, die mich bisher gequält hatte, daß ich wie ein Kind dafür dankbar war, ohne Ketten und gewissermaßen gehegt leben zu dürfen. Auch sind die Herren von Frapesle so eng mit dem Anfang meines Glückes verknüpft, daß meine Gedanken sie mit einschließen in die Erinnerungen, die lauter Freude für mich sind. Später, eben in der Angelegenheit der Adelsbriefe, hatte ich das Vergnügen, meinem Gastgeber einige Dienste erweisen zu können . . . Herr von Eessel genoß sein Vermögen mit einem Aufwand, an dem sich einige seiner Nachbarn stießen. Er konnte es sich leisten, seine schönen Pferde und eleganten Wagen immer wieder zu ersetzen; seine Frau trug ausgesucht schöne Toiletten. Er machte ein großes Haus, und seine Dienerschaft war zahlreicher, als es die hergebrachten Sitten des Landes zuließen. Er spielte sich ein wenig als Fürst auf . . . Das Gebiet von Frapesle war riesengroß. Dem Luxus seines Nachbarn gegenüber mußte sich der Graf von Mortsauf mit einem simplen Familienwagen begnügen, der in der Touraine ein Mittelding zwischen Omnibus und Postkutsche ist. Seine Vermögenslage nötigte ihn, Clochegourde so ertragreich wie möglich zu machen; und so blieb er ein bescheidener Grundbesitzer, wie es in der Touraine viele gibt, bis zu dem Tage, wo königliche Gunst seiner Familie einen Glanz verlieh, auf den er vielleicht nicht

einmal mehr gehofft hatte. Durch die Art, wie er den jüngeren Sohn einer verarmten Familie empfing, deren Wappen man aber schon zur Zeit der Kreuzzüge gekannt hatte, setzte er den Wert eines großen Vermögens herunter und demüthigte seinen Nachbarn, der Wälder, Felder und Wiesen besaß, aber nicht von altem Adel war. Herr von Chessel hatte den Grafen wohl verstanden. So verkehrten sie auch späterhin immer sehr höflich miteinander, ohne daß es zwischen ihnen zu den regelmäßigen Beziehungen und dem herzlichen Verhältniß gekommen wäre, die zwischen Elohegourde und Graepesle hätten bestehen sollen; waren doch die Gebiete nur durch die Indre getrennt, so daß beide Schloßherrinnen sich von ihren Fenstern hätten zuwinken können.

Neid war nicht der einzige Grund der Einsamkeit, in die der Graf von Mortsauf sich verschanzte. Seine erste Erziehung war die der meisten Söhne aus vornehmen Familien: ein unvollständiger, oberflächlicher Unterricht, zu dem gesellschaftlicher Drill, höfische Bräuche, Ausübung großer Hofämter oder die Bürden hoher Staatsstellen als ergänzende Erziehungsmittel hinzukamen. Herr von Mortsauf war gerade in dem Augenblick ausgewandert, als diese seine zweite Erziehung hätte beginnen sollen; sie fehlte ihm. Er gehörte zu denen, die an eine schnelle Wiederherstellung der Königsgewalt glaubten, und dank dieser Überzeugung war sein Exil eine Zeit jämmerlichen Nichtstuns gewesen. Als die Armee Condés sich auflöste, in der er sich durch seine Tapferkeit außerordentlich hervorgetan hatte, rechnete er damit, bald wieder unter der weißen Fahne kämpfen zu können, und versuchte auch gar nicht, sich, wie andere Emigranten, durch Arbeit eine neue Existenz zu gründen. Vielleicht hielt ihn auch die Furcht, seinen Namen zu kompromittieren, davon ab, sein Brot durch entwürdigende Arbeit im Schweiße seines Angesichts zu verdienen. Seine Hoffnungen, die immer auf morgen rechneten, vielleicht auch seine Ehre, hielten ihn davon ab, in den Dienst einer fremden Macht zu

treten. Das Elend untergrub seinen Mut. Lange Märsche mit leerem Magen und am Ziel stets getäuschte Hoffnungen schädeten seiner Gesundheit und entmutigten ihn. Nach und nach geriet er in die ärgste Armut. Während das Elend für viele Menschen ein Kräftigungsmittel ist, wirkt es auf andere zersetzend, und zu diesen gehörte der Graf. Wenn ich an den armen Edelmann der Touraine dachte, wie er durch Ungarn streifte, einen Fetzen Hammelfleisch mit den Hirten des Fürsten Esterházy theilte, wie er sie als Fremdling um das Stück Brot bat, das der Edelmann von ihrem Herrn nicht angenommen hätte, und es manchemal zurückstieß, wenn es ihm von Feinden Frankreichs geboten wurde, sooft ich daran dachte, schwand in mir der Haß gegen den Emigranten, selbst wenn ich sah, daß er sich in seinem Triumph lächerlich machte. Die weißen Haare Herrn von Mortsauß sprachen von gräßlichen Leiden, und ich habe zuviel Mitgefühl für den Verbannten, als daß ich ihn verurteilen könnte . . . Die französische Heiterkeit versiegte beim Grafen, er wurde mürrisch und krank und fand in irgendeinem deutschen Hospiz aus Gnade und Barmherzigkeit Pflege. Er litt an einer Bauchfellentzündung, einer meist tödlichen Krankheit, die im Falle der Heilung meistens das Wesen eines Menschen verändert und oft Hypochondrie zur Folge hat. Seine Liebesabenteuer, die tief in seiner Seele eingesargt waren und die ich allein entdeckt habe, waren niedrigster Art, sie zehrten an seiner Lebenskraft und lähmten ihn. Nach zwölf Jahren tiefften Elends wandte er seine Blicke nach Frankreich, wohin zurückzukehren ihm Napoleons Dekret erlaubte. Als der kranke Wanderer den Rhein überschritt und an einem schönen Abend den Turm des Straßburger Münsters auftauchen sah, brach er zusammen.

„Frankreich! Frankreich! rief ich aus. Heil Frankreich! — wie ein verwundetes Kind ‚ach, Mutter!‘ schreit.“ So erzählte er mir.

Vor seiner Geburt war er reich; als Armer betrat er Frank-

reichs Boden. Geschaffen, um ein Regiment zu befehligen oder einen Staat zu lenken, stand er da, machtlos und ohne Zukunft. Obwohl von Geburt gesund und kräftig, kehrte er nun krank und verbraucht zurück. In einem Lande, wo Menschen und Dinge fortgeschritten waren, konnte er ohne Bildung notgedrungen keinerlei Einfluß ausüben. Er war aller Mittel beraubt, selbst der körperlichen und seelischen Kräfte. Die Armut ließ ihn seinen Namen als eine Last empfinden. Seine unerschütterlichen Überzeugungen, seine Dienstzeit in der Armee Condés, seine Sorgen, seine Erinnerungen, seine verlorene Gesundheit verliehen ihm eine Reizbarkeit, die in Frankreich, dem Lande der Spottlust, wenig geschont wurde. Halbtot gelangte er in die Maine, wo durch einen Zufall, der vielleicht mit dem Bürgerkriege zusammenhing, die revolutionäre Regierung vergessen hatte, ein ausgedehntes Gut zu verkaufen, dessen Pächter es für den Grafen verwaltete, indem er vorgab, selbst der Eigentümer zu sein. Als die Familie Lenoncourt, die Givry, ein Schloß in der Nähe jenes Gutes, bewohnte, die Ankunft des Grafen erfuhr, schlug ihm der Herzog von Lenoncourt vor, in Givry zu wohnen, bis sein Haus wieder instand gesetzt wäre. Die Familie Lenoncourt erwies sich edel und großmütig gegen den Grafen, der sich dort während eines mehrmonatigen Aufenthalts erholte und sein mögliches tat, um während dieses ersten Aufenthalts seine Schmerzen zu verbergen. Die Lenoncours hatten ihre riesigen Besitztümer verloren. Mit seinem Namen war Herr von Mortsauf eine standesgemäße Partie für ihre Tochter. Statt sich der Verheiratung mit einem fünfunddreißigjährigen kränklichen und gealterten Manne zu widersetzen, schien Fräulein von Lenoncourt im Gegenteile beglückt darüber. Die Ehe verschaffte ihr das Recht, mit ihrer Tante, der Herzogin von Verneuil, der Schwester des Prinzen von Blamont-Chauvry, zu leben, die für sie eine Adoptivmutter war.

Frau von Verneuil war eine vertraute Freundin der Her-

zogin von Bourbon und gehörte einem religiösen Klub an, dessen Seele Herr Saint-Martin war, der aus der Touraine stammte und den Beinamen ‚der unbekannte Philosoph‘ führte. Die Jünger dieses Philosophen übten die Tugenden, die die hohen Spekulationen der Mystiker vorschreiben. Diese Lehre liefert einen Schlüssel zur jenseitigen Welt, erklärt das Dasein als eine Reihe von Wandlungen, durch die der Mensch allmählich zu seiner höchsten Bestimmung gelangt, nimmt dem Gehorsam das Entwürdigende der Pflichterfüllung, trägt in die Mühen des Lebens eine unwandelbare Quäkergelassenheit und verordnet Geringschätzung des Leidens, indem sie so etwas wie ein mütterliches Gefühl eingibt für den Engel in uns, den wir gen Himmel tragen. Es ist eine Art Stoizismus, der ein Jenseits kennt. Tatkräftiges Beten und reine Liebe sind die Elemente jenes Glaubens, der sich vom Katholizismus der römischen Kirche trennt und zum primitiven Christentum zurückkehrt. Fräulein von Lenoncourt blieb nichtsdestoweniger im Schoß der apostolischen Kirche, der ihre Tante stets treu ergeben war. Durch die Stürme der Revolution hart geprüft, hatte die Herzogin von Verneuil in den letzten Tagen ihres Lebens eine leidenschaftliche Frömmigkeit an den Tag gelegt, die — wie Saint-Martin sich ausdrückt — in die Seele ihres geliebten Kindes ‚das Licht himmlischer Liebe‘ und ‚das Öl innerer Wonne‘ goß. Nach dem Tode ihrer Tante, bei der Saint-Martin viel verkehrt hatte, beherbergte die Gräfin mehrmals diesen Mann des Friedens und der Tugendweisheit. Von Elohegourde aus überwachte Saint-Martin das Erscheinen seiner letzten Bücher, die bei Letourmy in Tours gedruckt wurden. Erleuchtet durch die Weisheit alter Frauen, die des Lebens stürmische See kennen, vermachte Frau von Verneuil der jungen Frau Elohegourde, um ihr auf diese Weise ein Heim zu schaffen. Mit der anmutigen Opferfreudigkeit edler Greise trat die Herzogin alles, was sie besaß, an ihre Nichte ab und begnügte sich mit einem Zimmer über dem, das

sie früher bewohnt hatte und das jetzt das Zimmer der Gräfin war. Ihr unerwarteter Tod warf Trauerschleier über die Freuden dieses Bundes und drückte Elochegourde und der abergläubischen Seele der jungen Frau den Stempel unauslöschlicher Trauer auf. Die ersten Tage ihres Aufenthalts waren für die Gräfin die einzige, wenn nicht glückliche, so doch sorgenlose Zeit ihres Lebens.

Nach den Irrfahrten seines Aufenthalts in der Fremde war Herr von Mortsauf beglückt, eine milde Zukunft vor sich zu sehen, und es kam wie eine seelische Genesung über ihn. In diesem Thal atmete er den berausenden Duft einer voll erblühten Hoffnung. Weil er immer rechnen und peinlich haushalten mußte, vertiefte er sich in die Vorbereitungen auf seinen neuen Beruf und fand einiges Vergnügen daran. Aber die Geburt Jacques' war ein Blitzstrahl, der zerstörend in Gegenwart und Zukunft fiel: der Arzt gab den Neugeborenen auf. Der Graf verschwieg der Mutter das Todesurteil. Dann ließ er sich selbst untersuchen und erhielt einen vernichtenden Bescheid, der durch die Geburt Madeleines bestätigt wurde. Diese beiden Ereignisse, eine Art innerer Gewißheit, die die verhängnisvolle Aussage bestätigte, verschlimmerten noch die krankhaften Anlagen des Emigranten. Sein Name würde auf ewig erlöschen. Eine reine junge Frau, ohne Makel, war unglücklich an seiner Seite, war den Qualen der Mutterschaft preisgegeben, ohne deren Freuden zu kosten. Dieser Humus seines früheren Lebens, aus dem neue Leiden keimten, lastete schwer auf seinem Herzen und vernichtete ihn vollends. Die Gräfin erriet aus der Gegenwart die Vergangenheit und las in der Zukunft. Obwohl es nichts Schwereres gibt, als einen Mann, der sich schuldig weiß, glücklich zu machen, unternahm die Gräfin diesen Versuch, der eines Engels würdig gewesen wäre. In einem Tage wurde sie stoisch. Nachdem sie hinabgestiegen war in den Abgrund, aus dessen Tiefe sie zum Himmel empor sah, widmete sie sich für einen einzigen Menschen

dem Beruf, den die Krankenpflegerin für alle ausübt; und um ihren Mann mit sich selbst zu versöhnen, verzieh sie ihm, was er selbst sich nicht verzeihen konnte. Der Graf wurde geizig. Sie nahm alle ihr auferlegten Entbehrungen hin. Aber er lebte in der steten Furcht, hintergangen zu werden, wie alle, die aus ihrer Kenntniß der Welt nur Ekel geschöpft haben; sie blieb in der Einsamkeit und beugte sich ohne Murren seinen mißtrauischen Anwandlungen. Sie führte all ihre Frauenlist ins Feld, um ihm den Willen zum Guten einzulösen: so glaubte er eigene Gedanken zu haben und kostete Genüsse, deren er von Haus aus unfähig gewesen wäre. Dann, nach längerem Eheleben, beschloß sie, Elohegourde nie zu verlassen. Sie hatte des Grafen hysterische Natur erkannt, deren Willkür in einem Lande der böshaftern Klatschsucht ihren Kindern hätte schaden können. Niemand ahnte die tatsächliche Unfähigkeit Herrn von Mortsaufs. Sie hatte die Ruinen mit einem dichten Efeu-mantel umkleidet. Das unharmonische Wesen des Grafen, der nicht unzufrieden, aber mißvergnügt war, stieß bei seiner Frau auf sanfte Nachgiebigkeit, und er stellte sich unter ihren Schutz, weil er bei ihr lindernden Balsam für seine geheimen Schmerzen fand.

Das alles ist eine kurze Zusammenfassung der Gespräche, die Herr von Eessel, seinem geheimen Unwillen nachgebend, mit mir führte. Seine Weltkenntniß hatte ihn einige der Geheimnisse enträtseln lassen, die in Elohegourde begraben lagen. Aber wenn es Frau von Mortsauf dank ihrer heldenhaften Selbstbeherrschung gelang, die Welt zu täuschen, so vermochte sie nicht, den untrüglichen Instinkt zu überlisten. Als ich allein in meinem kleinen Zimmer war, trieb mich die Ahnung des wirklichen Sachverhalts aus dem Bett; ich hielt es nicht aus, in Trapezle zu sein, wenn ich anderswo die Fenster ihres Zimmers sehen konnte. Ich kleidete mich an, schlich mich hinunter und verließ das Schloß durch die Thür eines Turmes, der eine Wendeltreppe hatte. Die Kühle der Nacht beruhigte

mich. Ich überschritt die Indre auf der Moulin=Rouge=Brücke und gelangte zum glückseligen Boot in der Nähe Cloche=gourdes, dessen letztes Fenster, nach Azay zu, beleuchtet war. Ich fand meine früheren Verzückungen wieder, aber sie waren friedlicher, und darin klang das Schlagen der Nachtigall, der Sängerin der Liebesnächte, deren langgezogene Töne über dem Wasser schwebten. In mir erwachten Gedanken, die gespensterhaft über meine Seele glitten, die Trauerschleier lüftend, die mir bisher meine schöne Zukunft verhüllt hatten. Seele und Sinne waren in gleichem Maß entzückt. Mit welcher Leidenschaftlichkeit stieg mein Sehnen bis zu ihr empor. Wie oft sagte ich mir, wie ein Verrückter, immer dasselbe: Werde ich sie besitzen? Während der vorhergehenden Tage war die Welt mir gewachsen, in einer einzigen Nacht ordnete sie sich für mich um einen Mittelpunkt. An sie knüpften sich meine Willensregungen, meine ehrgeizigen Gedanken; ich wünschte, alles für sie zu sein, um ihr zermartertes Herz zu heilen und es auszufüllen. Herrlich war jene Nacht, die ich unter ihren Fenstern verbrachte, umrauscht von den Wassern der Mühl Schleusen, während vom Turm zu Saché der Stundenschlag die Stille unterbrach. In jener lichtgebadeten Nacht, wo sie, meine Blume, mein Stern, in mein Leben hineinleuchtete, vermählte ich ihr meine Seele mit der Inbrunst, die wir beim armen kastilischen Ritter des Cervantes verlachen, die aber aller Liebe Anfang ist. Beim ersten Morgengrauen, beim ersten Vogelgeschrei flüchtete ich mich in den Park von Gravesle; niemand gewahrte mich, niemand ahnte meinen nächtlichen Spaziergang. Ich schlief, bis die Glocke Mittag läutete. Trotz der Hitze stieg ich nach Tisich hinunter in die Wiese, um die Indre und ihre Inseln, das Thal und die Hügellketten wiederzusehen, als deren leidenschaftlicher Bewunderer ich galt. Aber flinker als ein entronnenes Pferd eilte ich zu meinem Boot, meinen Weiden und meinem Clochegourde. Es war ganz still, und die heiße Mittagsluft zitterte. Regungslose Blätter hoben sich scharf

vom blauen Himmel ab. Insekten, die vom Lichte leben, grüne Libellen und Wasserfliegen flogen von Esche zu Esche, von Schilf zu Schilf. Die Herden ruhten wiederkäugend im Schatten, die rote Weinbergerde glühte, Blindschleichen glitten die Böschung entlang.

Welch ein Wechsel in dieser Landschaft, die vor meinem Schlaf so frisch, so anmutig war! Plötzlich sprang ich aus dem Boot und stieg den Weg nach Elohegourde hinan. Kam dort nicht der Graf? Ich irrte mich nicht, er ging an einer Hecke entlang und wollte wahrscheinlich zu einer Tür, die auf den Uferweg nach Azay führte.

„Wie geht es Ihnen heute, Herr Graf?“ Er sah mich beglückt an, denn er war diese Anrede nicht gewöhnt. „Gut!“, sagte er. „Sie lieben wohl die Natur sehr, daß Sie bei dieser Hitze spazieren gehen?“ „Hat man mich nicht hierher geschickt, damit ich möglichst viel im Freien sei?“ „Schön! Wollen Sie mit mir kommen und zusehen, wie man meinen Roggen mäht?“ „Aber gern,“ sagte ich. „Ich muß gestehen, daß ich von einer unglaublichen Unwissenheit bin. Ich kann Roggen von Weizen, eine Pappel von einer Espe nicht unterscheiden. Ich weiß nichts vom Landbau und von den verschiedenen Methoden, wie man die Felder bewirtschaftet.“ „Gut!“ sagte er, „kommen Sie!“ Und fröhlich kehrte er um. „Gehen Sie durch das obere Pförtchen!“ Wir stiegen den Pfad hinauf, er jenseits, ich diesseits der Hecke. „Sie würden bei Herrn von Chessel von alledem nichts lernen,“ sagte er mir. „Er spielt zu sehr den großen Herrn und tut nichts, als höchstens die Rechnungsbücher seiner Verwalter durchsehen.“

So zeigte er mir denn seine Höfe und Wirtschaftsgebäude, die Ziergärten, die Obst- und Gemüsegärten. Endlich führte er mich zu der langen Akazienallee am Bachrand, an deren entgegengesetztem Ende auf einer Bank ich Frau Mortsauf erblickte; sie war mit ihren beiden Kindern beschäftigt. Eine Frau ist im Rahmen feinen, zitternden Laubwerks wundervoll!

Sie mochte wohl über meine kindliche Hast erstaunt sein, aber sie erhob sich nicht, da sie wohl wußte, daß wir zu ihr hinkämen. Der Graf hieß mich die Aussicht aufs Thal bewundern, das von diesem Punkt aus ein ganz anderes Bild bot als das bekannte, das ich bisher von der Höhe gesehen hatte. Fast glaubte man ein Stückchen Schweiz vor sich zu haben. Die Wiesen, von Bächen, die sich in die Indre stürzen, durchfurcht, strecken sich lang hin und verschwimmen in nebelhaften Fernen. Auf der Seite von Montbazou dehnt sich eine riesige grüne Fläche; überall sonst nur Hügel und Felsen. Wir beschleunigten den Schritt, um Frau von Mortsauf zu begrüßen, die plötzlich das Buch, in dem Madeleine las, fallen ließ und Jacques, der von einem heftigen Hustenanfall geschüttelt wurde, auf die Knie nahm.

„Was fehlt ihm?“ rief der Graf erbleichend. „Er hat Halsschmerzen,“ antwortete die Mutter, die mich nicht zu sehen schien; „es hat nichts zu bedeuten.“

Sie hielt ihm gleichzeitig Kopf und Rücken. Aus ihren Augen drangen zwei Strahlen, die Lebenswärme über dieses elende kleine Geschöpf ergossen.

„Sie sind von einem unverantwortlichen Leichtsinn!“ sagte der Graf bitter. „Sie setzen ihn der Kälte am Bach aus und erlauben ihm, auf einer Steinbank zu sitzen.“ „Aber Vater, die Bank ist ja brennend heiß!“ rief Madeleine. „Da oben ersticken sie vor Hitze,“ sagte die Gräfin. „Die Frauen wollen doch immer recht haben“, sagte er zu mir gewandt.

Um nicht zu erwidern und ihm nicht durch einen zustimmenden oder mißbilligenden Blick antworten zu müssen, beobachtete ich Jacques, der über Halsschmerzen klagte und den seine Mutter wegführte. Beim Weggehen konnte sie die Worte ihres Mannes hören: „Wenn man so fränkliche Kinder zur Welt gebracht hat, sollte man es wenigstens verstehen, sie zu pflegen!“

Abscheulich ungerechte Worte! Aber seine Selbstliebe trieb ihn dazu, sich auf Kosten seiner Frau zu rechtfertigen. Die

Gräfin flog die Treppen und die Terrassen hinauf. Ich sah sie durch die Glastür verschwinden. Herr von Mortsauf hatte sich auf die Bank gesetzt, nachdenklich und gesenkten Hauptes. Meine Lage wurde unerträglich. Er sah mich weder an, noch sprach er. Es war aus mit dem Spaziergang, den ich hatte benutzen wollen, um mich endgültig in seiner Sympathie einzunisten . . . Ich erinnere mich nicht, in meinem Leben eine abscheulichere Viertelstunde verbracht zu haben. Der Schweiß stand mir in hellen Tropfen auf der Stirn, ich fragte mich: „Soll ich gehen, soll ich nicht gehen?“ Wie viel traurige Gedanken müssen in ihm aufgestiegen sein, daß er vergaß, nach dem Befinden seines Sohnes zu sehen! Er stand unvermittelt auf und kam zu mir. Wir drehten uns um und betrachteten das fröhliche Tal.

„Wir wollen unsern Spaziergang auf einen andern Tag verlegen, Herr Graf,“ sagte ich dann freundlich. „Nein, gehen wir!“ antwortete er. „Ich bin leider an derartige Krisen gewöhnt, ich, der ich ohne Bedenken mein Leben hingäbe, um dieses Kind zu erhalten.“

„Jacques geht es besser, mein Freund, er schläft,“ sagte die Goldstimme.

Frau von Mortsauf tauchte plötzlich am Ende der Allee auf. Sie kam ohne Bitterkeit, ohne Groll und antwortete auf meinen Gruß: „Ich sehe mit Freuden, daß Sie Elochegourde lieben.“

„Liebe, wünschen Sie, daß ich ein Pferd nehme und Herrn Deslandes hole?“ fragte der Graf, um Verzeihung für seine Ungerechtigkeit von vorhin zu erlangen. „Machen Sie sich keine Sorgen!“ sagte sie. „Jacques hat die letzte Nacht nicht geschlafen, das ist alles. Das Kind ist furchtbar nervös, es hat einen bösen Traum gehabt, und ich habe lange Zeit gebraucht, um es durch Geschichtenerzählen wieder zum Schlafen zu bringen. Es hat einen rein nervösen Husten. Ich habe ihm ein Hustenbonbon gegeben, und es ist gleich eingeschlafen.“

„Arme Frau!“ sagte er, ihre Hände ergreifend. Er blickte sie mit Thränen in den Augen an. „Ich wußte nichts davon.“ „Wozu sich über Kleinigkeiten aufregen? Gehen Sie zu Ihrem Roggen! Sie wissen, daß in Ihrer Abwesenheit die Pächter fremde Aehrenleserinnen auf das Feld lassen, ehe noch die Garben entfernt sind.“

„Ich werde meine erste landwirtschaftliche Vorlesung hören,“ sagte ich. „Sie sind in eine gute Schule geraten!“ antwortete sie und wies dabei auf den Grafen. Dieser verzog seinen Mund zu einem zufriedenen Lächeln: er machte ein Rußmäulchen, wie man so sagt.

Zwei Monate später erst erfuhr ich, daß sie diese Nacht in schrecklichen Ängsten verbracht hatte; sie fürchtete, daß ihr Sohn den Keuchhusten bekäme. Und ich, ich saß im Boot, von Liebesgedanken sanft gewiegt; ich bildete mir ein, daß sie mich von ihrem Fenster aus sähe, wie ich den Schein der Kerze anbetete, die gerade ihre von Todesangst durchfurchte Stirn beleuchtete. Damals herrschte in Tours Keuchhusten und richtete furchtbares Unheil an.

Als wir an der Thür waren, sagte mir der Graf mit gerührter Stimme: „Frau von Mortsauf ist ein Engel.“ Dieses Wort machte mich schwankend. Ich kannte die Familie erst oberflächlich, und das so natürliche Bedenken, das eine junge Seele bei ähnlichen Anlässen befällt, rief mir zu: „Mit welchem Recht trübst du diesen tiefen Frieden?“

Der Graf war erfreut, einen jungen Mann zum Zuhörer zu haben, dem er leicht imponieren konnte. Er sprach von der Zukunft Frankreichs, wie sie die Rückkehr der Bourbonen gestalten würde. Wir führten eine zersaprene Unterhaltung, in deren Verlauf ich wahre Kindereien zu hören bekam, die mich seltsam überraschten. Dem Grafen waren Tatsachen von einleuchtender Beweiskraft unbekannt. Er fürchtete Leute, die viel wissen; jegliche Art von Überlegenheit verleugnete er; er verspottete, vielleicht mit Recht, den Fortschritt; endlich entdeckte

ich in ihm eine große Anzahl wunder Stellen, die zu äußerst schonender Vorsicht zwangen, so daß eine längere Unterhaltung ein wahres Kunststück wurde. Als ich seine Mängel gewissermaßen betastet hatte, paßte ich mich ihnen an mit derselben Geschmeidigkeit, mit der die Gräfin sie liebte. Zu einer andern Zeit meines Lebens hätte ich ihn höchstwahrscheinlich verletzt; da ich aber schüchtern war wie ein Kind und mir einbildete, nichts zu wissen, oder doch glaubte, daß fertige Männer alles wissen müßten, blickte ich voller Staunen auf die wunderbaren Resultate, die der geduldige Landwirt in Elochegourde erzielt hatte. Voller Bewunderung hörte ich seinen Plänen zu. Schließlich trug mir eine unwillkürliche Schmeichelei das Wohlwollen des alten Edelmannes ein: ich sagte ihm, daß ich ihn um seine hübsche Besitzung und ihre Lage beneide, dieses Paradies auf Erden, das ich hoch über Grapeöle stellte.

„Grapeöle“, sagte ich, „ist ein massives Silbergefäß, aber Elochegourde ist ein Kästchen voll köstlicher Edelsteine.“ Diesen Satz hat er seither, mit Angabe des Autors, oft genug wiederholt. „Ja, ehe wir hierher kamen, war es eine Wüste,“ antwortete er.

Ich war ganz Ohr, wenn er von seinen Saaten, von seinen Baumschulen sprach. Ein Neuling in allen landwirtschaftlichen Dingen, überhäufte ich ihn mit Fragen über Preise, über Ausbeutung des Bodens, und er schien beglückt, mich über so viele Einzelheiten belehren zu können.

„Was bringt man Ihnen denn in Schulen bei?“ fragte er mich verwundert.

Schon an jenem ersten Tage sagte der Graf bei der Rückkehr zu seiner Frau: „Herr Felix ist ein reizender junger Mann.“

Am Abend schrieb ich meiner Mutter, bat sie, mir Kleider und Wäsche zu schicken, und teilte ihr mit, daß ich in Grapeöle bliebe. Ich wußte nichts von den großen Umwälzungen, die damals vor sich gingen, und ahnte nicht, welchen Einfluß sie

auf meine Geschichte haben sollten. So glaubte ich, daß ich nach Paris zurückkehren würde, um mein juristisches Studium zu beenden, und die Vorlesungen fingen erst Anfang November wieder an; es lagen also zweieinhalb freie Monate vor mir.

Zu Anfang meines Aufenthalts versuchte ich, in ein vertrautes Verhältniß zum Grafen zu kommen, und es war eine Zeit peinlicher Eindrücke. Ich entdeckte eine Reizbarkeit, die sich, ohne jeden Grund, verletzt fühlte, überhasteten Tatendrang in verzweifelten Fällen: das alles erschreckte mich. Bisweilen loderte in ihm plötzlich der Mut des Edelmannes auf, der sich in der Armee Condés ausgezeichnet hatte. Wie Kometen schossen Willensblitze in ihm auf, so wie sie in Zeiten des Auf- ruhrs bombengleich in die politische Welt hineinsausen, und die, wenn sie sich von ungefähr mit Mut und Ehrenhaftigkeit verbinden, aus einem schlichten Landedelmann, der zu einem zurückgezogenen Leben gezwungen war, einen d'Elbée, Bon- champ oder Charette machen. Bei gewissen Vermutungen spitzte sich seine Nase zu, seine Stirn erhellte sich, seine Augen schleuderten Blitze, die alsbald wieder abflauten. Ich fürchtete, daß, wenn Herr Mortsauf die Sprache meiner Augen ent- zifferte, er mich auf der Stelle totschrüge. Damals war ich nur zärtlich: der Wille, der die Menschen so wunderbar ver- wandelt, begann sich in mir erst zaghaft zu regen. Meine maß- losen Süchte versetzten meine Empfindsamkeit in rasche Schwin- gungen, die oft einem Angstzittern glichen. Ich schreckte vor dem Kampfe nicht zurück, aber ich wollte das Leben nicht ver- lieren, ohne das Glück einer erwiderten Liebe gekannt zu haben. Die Schwierigkeiten und meine Wünsche wuchsen in gleichem Maße. Wie sollte ich von meinen Gefühlen sprechen? Ich war ein Raub der traurigsten Verwirrung. Ich wartete auf einen Zufall, ich beobachtete; ich befreundete mich mit den Kin- dern und gewann ihre Liebe; ich versuchte, mich dem Ton des Hauses anzupassen. Schon hielt sich der Graf weniger vor

mir zurück. Ich bemerkte seinen plötzlichen Stimmungswechsel, seine unbegründeten Anfälle von Schwermut, seine raschen Aufwallungen, seine bitteren und schneidenden Klagen, seine gehässige Kälte, seine zurückgedämmten Wahnsinnsausbrüche, seine unberechenbaren wütenden Ausfälle. Ich hörte ihn ächzen wie ein Kind und schreien wie einen Verzweifelten.

Die seelische Welt unterscheidet sich von der physischen dadurch, daß es in ihr keine absoluten Gesetze gibt: die Nachdrücklichkeit der Wirkungen ist abhängig von der Beschaffenheit der Charaktere oder von den Ideen, die wir um eine Tatsache gruppieren. Mein Verhalten in Elohegourde, meine ganze Zukunft hingen von dem unberechenbaren Willen des Grafen ab. Es läßt sich nicht beschreiben, welch quälende Angst meine Seele zusammenschnürte — meine Seele, die sich gleich schnell öffnete und verschloß —, wenn ich mir beim Eintreten sagte: ‚Wie wird er mir begegnen?‘ Welche Beklemmung erdrückte mein Herz, wenn ich plötzlich auf seiner weißen Stirn Gewitterwolken sich ansammeln sah. Ich war immer auf dem Sprung. Ich erlag dem Despotismus dieses Menschen, und meine eigenen Leiden gaben mir den Maßstab für die, die Frau von Mortsau ausstand. Wir fingen an, verständnisvolle Blicke zu tauschen, meine Tränen flossen oft, wenn sie die ihren zurückhielt. Die Gräfin und ich, wir maßen uns im Leid. Wie viele Entdeckungen machte ich doch während jener ersten vierzig Tage voll wirklicher Schmerzen und unausgesprochener Freuden, voll Hoffnungen, die bald in den Grund gebohrt wurden, bald obenaufl schwammen! Eines Abends fand ich sie in Andacht versunken vor einem Sonnenuntergang, der die Gipfel in wollüstiges Rot tauchte, während er das Thal wie ein Lager im Dämmer ließ, so daß es unmöglich war, nicht die Klänge des ewigen Liedes der Lieder herauszuhören, mit dem die Natur ihre Geschöpfe zur Liebe lädt. Fand das junge Mädchen seine verschwundenen Illusionen wieder? Schmerzte die Frau ein heimlicher Vergleich? Ich glaubte, in ihrer Hal-

tung eine gewisse Abspannung zu bemerken, die den ersten Geständnissen dienlich schien, und sagte: „Es gibt im Leben so schwere Tage!“ „Sie haben in meiner Seele gelesen,“ sagte sie; „aber wie war es möglich?“ „Es gibt zwischen uns so viele Berührungspunkte“, antwortete ich. „Gehören wir nicht zu der kleinen Zahl bevorzugter Wesen, die für Leid und Freude doppelt empfänglich, deren Gemütsfalten alle aufeinander abgestimmt sind und durch ihre gleichen Schwingungen große, volle Töne hervorrufen, und deren Nervenleben in stetem Einklang mit dem Urgrund aller Dinge steht? . . . Wenn solche Menschen in einem Konzert von Mißklängen leben, leiden sie furchtbar, wie anderseits ihre Freude bis zur Verzückung sich steigert, wenn sie Gedanken, Empfindungen oder Wesen begegnen, die ihnen innerlich verwandt sind. Aber es ist für uns ein dritter Zustand möglich, dessen Leiden nur den Seelen bekannt sind, die an derselben Krankheit leiden und bei denen sich brüderliches Verstehen findet. Wir können guten wie schlimmen Eindrücken verschlossen sein. Eine Orgel, reich an klangvollen Registern, spielt in der Leere unsers Herzens, braust in gegenstandsloser Leidenschaft, bringt Töne hervor, ohne sie zu Melodien zu formen, und wirft ihre Klänge hinaus in lautlose Stille. Das ist der furchtbare Widerstreit in einer Seele, die sich gegen die Nutzlosigkeit des Nichts aufbäumt. Das sind die aufreibenden Spiele, in denen unsere Kraft sich vergeudet, wie das Blut aus einer unbekannten Wunde sickert. Ströme von Empfindungen werden vergossen, das führt zu furchtbarer Entkräftung, zu namenloser Schwermut, für die der Beichtstuhl kein Gehör hat. Habe ich nicht unsere gemeinsamen Leiden geschildert?“ Sie erbehte, und ohne den Blick vom Abendrot zu wenden, antwortete sie: „Woher wissen Sie das alles? Sie sind so jung. Waren Sie denn einmal ein Weib?“ „Ach,“ antwortete ich ihr mit Rührung in der Stimme, „meine Kindheit war nur eine lange Krankheit.“ „Ich höre Madeleine husten,“ sagte sie und stürzte davon.

Die Gräfin sah meine Bemühungen um sie, ohne daran Anstoß zu nehmen, — und das aus zwei Gründen. Zunächst war sie rein wie ein Kind, und ihre Gedanken gerieten nie auf Abwege. Außerdem zerstreute ich den Grafen. Ich war für diesen Löwen ohne Krallen und Mähne eine willkommene Beute. Schließlich fand ich einen Grund, häufig zu kommen, der allen einleuchtete. Ich konnte nicht Tricktrick spielen; Herr von Mortsauß schlug mir vor, es mir beizubringen, und ich ging darauf ein. Im Augenblick, da wir diese Abmachung trafen, konnte die Gräfin nicht umhin, mir einen mitleidsvollen Blick zuzuwenden, der besagen sollte: ‚Aber Sie stürzen sich ja in den Rachen des Wolfes!‘ . . . Nach drei Tagen wußte ich, wozu ich mich verpflichtet hatte. Meine unermüdliche Geduld, diese Frucht meiner Kindheit, reifte in jener Zeit der Prüfung. Es war für den Grafen ein wahres Glück, sich in grausamen Spötteleien zu ergehen, wenn ich die Grundsätze und Regeln, die er mir auseinandergesetzt hatte, nicht in die Tat umsetzte. Wenn ich nachdachte, klagte er über die Langweile, die ein langsames Spiel verursache; wenn ich schnell spielte, ärgerte er sich, weil er sich beeilen mußte; wenn ich zu viele Points zeichnete, zog er daraus Nutzen und warf mir vor, daß ich zu eilig sei. Es war die reinste Schulmeisterthyrannei, eine Herrschaft mit der Rute, wovon ich Ihnen nur eine Vorstellung geben kann, wenn ich mich mit Epiktet vergleiche, der in das Joch eines ungezogenen Kindes geraten war. Wenn wir um Geld spielten, verursachten ihm seine ständigen Gewinne eine unvornehme, kleinliche Freude. Ein Wort von seiner Frau war mir Trost für alles und führte ihn schnell zu Höflichkeit und Anstand zurück. Bald fiel ich in den Feuerofen eines ungeahnten Martyriums: ich büßte all mein Geld ein. Obwohl der Graf immer zwischen seiner Frau und mir stand, bis zu dem Augenblick, wo ich sie — oft spät abends — verließ, hatte ich doch immer die Hoffnung, eine Gelegenheit zu finden, mich in ihr Herz einzuschleichen. Um jedoch

diese Stunde zu verdienen, auf die ich mit der peinvollen Geduld des Jägers lauerte, mußte ich jene aufregenden Spiele fortsetzen, die meine Seele zerrieben und all mein Geld wegschwemmten. Wie oft waren wir schweigend beieinander gewesen, vertieft in den Anblick einer eigenartigen Beleuchtung der Wolken am grauen Himmel, der dunstigen Hügel oder des zitternden Mondlichts, das über die Steine im Bach huschte! Wir sagten weiter nichts als: „Die Nacht ist schön.“ „Die Nacht ist ein Weib, Madame.“ „Welcher Friede!“ „Ja, hier kann man nicht ganz unglücklich sein.“

Danach ging sie zu ihrem Stickerahmen zurück. Endlich fühlte ich, wie in ihrem Innern ein Gefühl der Zuneigung sich festsetzte und Wurzeln schlug. Ohne Geld war es vorbei mit den Spielabenden. Ich hatte meiner Mutter geschrieben, sie möge mir Geld schicken; sie schalt mich und gab mir so wenig, daß es keine acht Tage reichte. An wen sollte ich mich wenden? Es handelte sich um mein Leben. So fand ich in meinem ersten großen Glück die Leiden wieder, die mir überall zugesetzt hatten. Aber in Paris, in der Schule, im Internat war ich ihnen durch wohlüberlegte Enthaltksamkeit aus dem Wege gegangen. Mein Unglück war nur negativ gewesen; in Grapesle wurde es wirklich. Damals überkam mich die Lust zum Stehlen. Ich lernte jene Gedankenverbrechen kennen, jene furchtbaren Versuchungen, die die Seele durchwühlen und die wir niederkämpfen müssen, wenn wir nicht unsere Selbstachtung verlieren wollen. Die Erinnerung an die grausamen Erwägungen und Seelenängste, denen mich die Sparwut meiner Mutter auslieferte, hat mir immer der Jugend gegenüber die fromme Nachsicht derer eingegeben, die, ohne gefallen zu sein, bis an den Rand des Abgrundes gelangt sind, wie um dessen ganze Tiefe zu ermessen. Zwar festigte sich mein mit Angstschweiß getränktes Ehrgefühl in jenen Augenblicken, wo das Leben vor uns gähnt und uns das harte Geröll auf seinem Grunde sehen läßt; und doch — jedesmal, wenn die menschliche Gerechtigkeit ihr Rache=

schwert über dem Haupt eines Menschen zückt, sage ich mir: ‚Das Strafrecht ist von Leuten verfaßt, die das Unglück nicht gekannt haben.‘ In dieser äußersten Notlage entdeckte ich in der Bibliothek Herrn von Chessels eine Abhandlung über das Tricktrickspiel und studierte sie. Zudem hatte mein Gastgeber die Güte, mir einige Stunden zu geben. Unter seiner freundlicheren Führung machte ich Fortschritte und lernte die Regeln, die ich auswendig wußte, anwenden. In wenigen Tagen war ich so weit, daß ich meinen Meister bezwang. Aber wenn ich gewann, wurde seine Laune abscheulich; seine Augen glitzerten wie Tigeraugen, sein Gesicht verzerrte sich, seine Augenbrauen zuckten, wie ich nie jemandes Augenbrauen habe zucken sehen. Seine Klagen waren die eines verwöhnten Kindes. Manchmal warf er die Würfel fort, geriet in Wut, stampfte, biß in seinen Würfelbecher und überhäufte mich mit Beleidigungen. Diese heftigen Ausbrüche fanden bald ein Ende. Bald beherrschte ich das Spiel so vollkommen, daß ich die Schlacht ganz nach meinem Willen lenkte. Ich richtete es so ein, daß wir am Ende des Spieles ungefähr gleichstanden, indem ich ihn am Anfang gewinnen ließ und am Ende dann das Gleichgewicht wiederherstellte. Der Untergang der Welt hätte den Grafen weniger überrascht, als die schnell erworbene Ueberlegenheit seines Schülers. Aber er erkannte sie niemals an. Der immer gleiche Ausgang unsers Spieles war für ihn eine neue Veranlassung, sich und andere zu quälen.

„Entschieden wird mein armer Kopf müde,“ sagte er. „Sie gewinnen immer gegen Ende des Spieles, weil meine Kräfte dann erschöpft sind.“

Die Gräfin, die das Spiel kannte, durchschaute meine Kunstgriffe gleich beim erstenmal und erriet in ihnen große Beweise von Zuneigung. Diese Einzelheiten können nur von denen richtig eingeschätzt werden, die die furchtbaren Schwierigkeiten des Tricktricks kennen. Was sagte diese Kleinigkeit doch alles! Aber die Liebe stellt, gleich dem Gotte Bossuets, über die glän=

zendsten Siege das Glas Wasser, das dem Armen gereicht wird, und die heldenhafte Anstrengung des Soldaten, der einen unbeachteten Tod stirbt. Die Gräfin warf mir einen jener dankerfüllten Blicke zu, die ein junges Herz fröhlich bewegen. Sie gönnte mir den Blick, den sie sonst nur ihren Kindern schenkte. Seit diesem glückseligen Abend sah sie mich beim Sprechen immer an. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, in welcher Verfassung ich sie verließ. Meine Seele hatte meinen Körper aufgesogen, ich hatte keine Schwere mehr. Ich ging nicht, ich flog, ich fühlte in mir jenen Blick, der mich in Licht getaucht hatte. Ihr Lebewohl — ‚Auf Wiedersehen, mein Herr!‘ — rauschte in mir wie die Auferstehungsmusik der Ostermesse: ‚O filii, o filiae . . .‘ Ich ward zu einem neuen Leben geboren . . . Denn nun wußte ich, daß ich etwas für sie bedeutete! Ich schlief in Purpur gebettet ein. Flammen tanzten vor meinen geschlossenen Augen und jagten einander im Dunkeln, wie die hübschen Feuerschlangen, die im verkohlenden Papier hintereinander herlaufen. In meinen Träumen wurde ihre Stimme etwas Greifbares, eine Atmosphäre von Duft und Licht, die mich einhüllte, eine liebkoosende Melodie. Ihr Empfang am nächsten Tage beschwor noch einmal in aller Wirklichkeit die Gesichte meiner Träume: von da an war ich in die Geheimnisse ihrer Stimme eingeweiht. Dieser Tag sollte einer der wichtigsten meines Lebens werden. Nach Tisch gingen wir auf den Hügeln spazieren, wir überschritten eine Heide, wo nichts gedieh: der Boden war steinig, ausgedörrt, ohne eine einzige fruchtbare Erdschicht. Nichtsdestoweniger standen einige Eichen dort, aber an Stelle des Grases dehnte sich ein Teppich braunroten krausen Mooßes, das die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldete und auf dem der Fuß ausglitt. Ich hielt Madeleine bei der Hand, um sie zu stützen, und Frau von Mortsauf gab Jacques den Arm. Der Graf, der vor uns herging, drehte sich um, schlug mit dem Stock auf den Boden und sagte mit schrecklicher Stimme: „Das ist das Bild meines

Lebens! bevor ich Sie kennen lernte," verbesserte er sich mit einem Blick, der seine Frau um Verzeihung bat. Die Reue kam zu spät. Die Gräfin war erbلاßt, und welche Frau hätte nicht wie sie unter einem solchen Schlage gewankt!

"Welch wonnige Düfte!" rief ich aus. "Oh, und diese prächtige Beleuchtung! Ich wollte, diese Heide gehörte mir! Vielleicht fände ich beim Nachgraben Schätze darin; aber der sicherste Reichtum wäre mir Ihre Nähe; und wer möchte eine dem Auge so wohltuende Aussicht nicht teuer bezahlen, dort den sich schlängelnden Fluß, wo man in Gedanken zwischen Eschen und Erlen badet. Sehen Sie, wie verschieden die Auffassungen sind! Für Sie ist dieser Fleck Erde eine trostlose Heide, für mich ist er ein Paradies." Sie warf mir einen dankbaren Blick zu. "Gemütsmensch!" sagte er bitter. "Das ist nicht der Schauplatz für das Leben eines Mannes, der Ihren Namen trägt." Dann unterbrach er sich und sagte: "Hören Sie die Glocken von Azay? Ich höre tatsächlich Glockengeläute."

Frau von Mortsauf sah mich entsetzt an, und Madeleine drückte meine Hand.

"Sollen wir nach Hause gehen und eine Partie Tricktrac spielen?" fragte ich ihn. "Das Klappern der Würfel wird Sie verhindern, Glocken zu hören."

Wir kehrten nach Clohegourde zurück. Kaum daß wir einige Worte wechselten: der Graf beklagte sich über heftige Schmerzen, ohne sie näher zu bestimmen. Als wir im Salon beisammensaßen, herrschte eine unerklärlich beklommene Stimmung. Der Graf saß in einen Sessel vergraben, versunken in tiefes Nachdenken, das seine Frau nicht stören wollte; denn sie verstand sich auf die Symptome der Krankheit und sah die Anfälle voraus. Ich tat wie sie und schwieg. Da sie mich nicht bat, fortzugehen, glaubte sie vielleicht, das Tricktracspiel würde den Grafen erheitern und seine unselige nervöse Reizbarkeit vertreiben, deren Ausbrüche sie zu Tode quälten. — Nichts war

schwieriger, als den Grafen zu diesem Spiel zu bewegen, das er doch immer mit Vorliebe spielte. Einem eitlen Dämchen gleich wollte er gebeten sein, wollte sich nötigen lassen, damit es nicht aussehe, als tue man ihm einen Gefallen, vielleicht gerade, weil es sich so verhielt. Wenn ich im Eifer einer anregenden Unterhaltung einen Augenblick meine demütige Pose vergaß, so wurde er mürrisch, schroff, beleidigend, ärgerte sich über die Unterhaltung und widersprach allem, was man sagte. Wenn ich durch seine schlechte Laune so gewarnt war, schlug ich ihm ein Spielchen vor. Er zierte sich, — ‚erstens sei es zu spät‘, meinte er, ‚und zweitens liege mir ja doch nichts daran‘. Kurzum, er zierte und wand sich wie eine Frau, bei der man schließlich nicht mehr weiß, was sie will. Ich demütigte mich und flehte ihn an, mich nicht eine Kunst vergessen zu lassen, in der man so leicht aus der Übung kommt. — Diesmal bedurfte es einer ausgelassenen Heiterkeit, um ihn zum Spielen zu bringen. Er beklagte sich über Schwindelanfälle, die ihn am Rechnen hinderten, sein Schädel sei wie in einen Schraubstock gespannt, er höre schrille Töne . . . Dabei atmete er schwer und stieß tiefe Seufzer aus. Endlich gab er nach und setzte sich zurecht. Frau von Mortsauf verließ uns, um die Kinder zu Bett zu bringen und die Dienstboten ans Abendgebet zu erinnern. Solange sie fort war, ging alles gut. Ich richtete mich so ein, daß Herr von Mortsauf gewann; und bald hatte sein Glück ihm die Stirn geglättet. Der plötzliche Übergang von einer Schwermut, die ihn die düstersten Prophezeiungen ausstoßen ließ, zu dieser trunkenen Freude, zu diesem ausgelassenen und fast sinnlosen Gelächter beunruhigte mich. Es überlief mich eisig. Ich hatte ihn nie in einem so unzweideutigen Anfall gesehen. Unsere engen Beziehungen hatten ihre Frucht getragen, er nahm sich vor mir nicht mehr zusammen. Jeden Tag versuchte er mehr, mich seiner Tyrannei zu unterwerfen und mich immer von neuem zum Opfer seiner Launen zu machen. Es scheint eben, als seien geistige Krankheiten Ge-

schöpfe, die ihre Begierden und ihre Instinkte haben, die ihre Macht ausdehnen wollen, wie ein Gutsbesitzer darauf aus ist, sein Land zu vergrößern. — Die Gräfin kam herunter, setzte sich an den Spieltisch, um beim Sticken besser zu sehen. Aber sie konnte ihre Furcht nur schlecht verhehlen. Ein verhängnisvoller Zug, den ich nicht hindern konnte, änderte den Gesichtsausdruck des Grafen. War er heiter gewesen, so wurde er jetzt finster; vorhin noch hochrot, wurde er jetzt gelb; seine Augen flackerten. Und dann geschah ein letztes Unglück, das ich weder ahnen noch abwenden konnte. Herr von Mortsauf tat einen für ihn verhängnisvollen Wurf, der sein Geschick entschied. Als bald sprang er auf, stieß mit dem Spieltisch nach mir, warf die Lampe auf die Erde, schlug mit der Faust auf die Konsole und raste durch den Salon — ‚gehen‘ wäre kein Wort dafür. Der Sturzbach von Beleidigungen, Verwünschungen, unflätigen Anreden, unzusammenhängenden Sätzen, der aus seinem Munde drang, hätte die Vorstellung erwecken können, als sei ich nach mittelalterlichem Brauch etwa sein Leibeigener. Was sollte ich tun?

„Gehen Sie in den Garten!“ sagte sie und drückte mir die Hand.

Ich verließ das Zimmer, ohne daß der Graf mich bemerkte. Von der Terrasse aus, wohin ich langsamen Schrittes gegangen war, hörte ich seine laute Stimme und sein Achzen, das aus der Stube neben dem Eßzimmer drang. Durch den Sturm hindurch vernahm ich auch die Stimme des Engels, die von Zeit zu Zeit ertönte wie Nachtigallengesang nach Regenschauern. Ich ging unter den Akazien auf und ab, in einer wundervollen Spätagustnacht, und wartete auf die Gräfin. Sie würde kommen, irgendeine ihrer Bewegungen hatte es mir versprochen.

Seit einigen Tagen lag eine Aussprache zwischen uns in der Luft. Sie wurde unvermeidlich beim ersten Wort, das den übervollen Born unserer Herzen erschließen mußte. Welche Scheu verzögerte die Stunde unserer völligen Vertrautheit?

Vielleicht liebte sie wie ich das Erbeben, das einem Angstschauer gleicht, das die Empfindsamkeit zermartert in den Augenblicken, wo man sein überströmendes Gefühl zurückhält, wo man zögert, sein Innerstes zu offenbaren, dem Schamgefühl gehorchend, das die Jungfrau beseelt, ehe sie sich vor dem geliebten Gatten enthüllt. Unsere Gedanken, die sich stets mit dieser unvermeidlichen ersten vertraulichen Aussprache beschäftigten, ließen uns ihre Tragweite noch größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit war. Eine Stunde verstrich. Ich saß auf der Backsteinbalustrade, — da belebte der Hall ihrer Schritte und das leise Rascheln ihres fließenden Gewandes die Stille der Nacht . . . Das sind Empfindungen, denen das Herz nicht gewachsen ist.

„Herr von Mortsauf ist eingeschlafen,“ sagte sie. „Wenn er so ist, gebe ich ihm eine Tasse Mohntee; denn die Anfälle kehren so selten wieder, daß dies überaus einfache Mittel immer seine Wirkung tut.“ Und mit veränderter Stimme und ihrem überzeugendsten Tonfall fuhr sie fort: „Herr von Vandenesse, ein unglücklicher Zufall hat Ihnen Geheimnisse ausgeliefert, die bisher sorgsam verborgen waren. Versprechen Sie mir, die Erinnerung an diesen Vorfall in Ihrem Herzen zu begraben! Tun Sie es um meinetwillen, ich bitte Sie darum! Ich fordere kein Gelübde von Ihnen, mit dem Jawort eines Ehrenmannes will ich mich zufriedengeben.“ „Brauche ich denn dieses ‚Ja‘ auszusprechen? Haben wir uns nicht schon verstanden?“ sagte ich. „Urteilen Sie nicht zu hart über Herrn von Mortsauf. Sie sehen hier die Folgen der langen Mühsale, die er in der Fremde erlitten hat,“ fuhr sie fort. „Morgen wird er das, was er heute gesagt hat, vollständig vergessen haben, und Sie werden ihn als einen lebenswürdigen, freundlichen Menschen wiedersehen.“ „Hören Sie auf, Madame, den Grafen zu rechtfertigen!“ antwortete ich. „Ich werde alles tun, was Sie wollen, ich würde mich im Augenblick in die Indre stürzen, wenn ich dadurch Herrn von Mortsauf die Gesundheit und

Ihnen ein glückliches Leben zurückgewinnen könnte. Das einzige, was ich nicht ändern kann, ist meine Meinung. Nichts an mir ist dauerhafter. Ich würde Ihnen mein Leben opfern, mein Gewissen kann ich nicht aufgeben; ich brauche seiner Stimme nicht zu lauschen, aber kann ich es hindern zu sprechen? Nun aber ist meiner Ansicht nach Herr von Mortsauf . . .” „Ich verstehe Sie,” unterbrach sie mich mit ungewohnter Schroffheit, „Sie haben recht. Der Graf ist nervös wie eine zimperliche Frau,” fuhr sie fort, und mit dem Wort milderte sie zugleich den Charakter seiner Krankheit, „aber es ist nur zeitweise so, höchstens alle Jahre einmal, während der größten Hitze. Wie viele Leiden hat nicht die Emigration verschuldet! Wie viel schönes Leben hat sie nicht vernichtet! Er wäre, ich bin dessen gewiß, ein großer Kriegsheld und der Ruhm seines Vaterlandes geworden!” „Ich weiß es,” unterbrach ich sie nun meinerseits und gab ihr so zu verstehen, daß es zwecklos sei, mich täuschen zu wollen.

Sie machte eine Pause, legte ihre Hand auf die Stirn und sagte dann: „Wer hat Sie so in unser Leben treten heißen? Will mir Gott etwa Hilfe schicken? Eine starke Freundschaft, die mich stütze?” Und ihre Hand fest auf die meine legend, fuhr sie fort: „Denn Sie sind gut, edel . . .”

Sie hob den Blick gen Himmel, als wollte sie ein sichtbares Zeichen erslehen, das ihre Hoffnungen bestätigte. Dann sah sie mich wieder an. Erschüttert von ihrem Blick, der eine fremde Seele mit der meinen vermengte, ließ ich mich hinreißen, eine Taktlosigkeit — oder doch einen Verstoß gegen landläufige Anstandsregeln — zu begehen. Aber deutet das nicht bei manchen so viel als den heldenhaften Drang, der Gefahr entgegenzustürmen, den Wunsch, einen Zusammenprall abzuwenden, die Furcht vor einem Unglück, das nicht eintrifft, und häufiger noch die jähe Frage eines Herzens an ein anderes Herz, ein Schrei, der Antwort verlangt? Mancherlei Gedanken stiegen in mir auf, leuchtend, und raunten mir zu, den Fleck zu

tilgen, der meine Reinheit beschmutzte, jetzt, wo ich dem Tiefsten dieser Frau am nächsten sei.

„Bevor ich weiterspreche,“ sagte ich mit verschleierter Stimme, deren Beben in der tiefsten Stille hörbar war, „erlauben Sie mir, etwas gutzumachen.“ „Schweigen Sie!“ sagte sie erregt und legte mir den Finger auf die Lippen. Sie zog ihn gleich wieder weg.

Sie sah mich stolz an, wie eine Frau, die zu hoch steht, als daß eine Beleidigung an sie heranreichen könnte, und mit zitternder Stimme sagte sie: „Ich weiß, wovon Sie sprechen wollen. Es ist der erste, der letzte — der einzige Schimpf, den man mir angetan hat. Sprechen Sie nie von diesem Ball! Die Christin hat Ihnen verziehen, die Frau leidet noch darunter.“ „Seien Sie nicht unbarmherziger als Gott selbst,“ sagte ich, die Tränen zurückhaltend, die mir an den Wimpern hingen. „Ich muß strenger sein, denn ich bin schwächer,“ antwortete sie. „Aber“, entgegnete ich in einer Aufwallung kindlichen Trostes, „hören Sie mich an, und wäre es das erste, das letzte und einzige Mal in Ihrem Leben!“ „Gut denn,“ sagte sie, „so sprechen Sie, sonst könnten Sie glauben, daß ich mich fürchte, Sie anzuhören.“

Da ich fühlte, daß dieser Augenblick nie wiederkehren würde, sagte ich ihr in einem Ton, der Aufmerksamkeit erzwang, daß mich alle Frauen auf dem Ball und alle, die ich vorher je gesehen, durchaus kalt gelassen hätten; aber als ich sie erblickt, da sei ich, der Lerneifrige, der Schüchterne, von einem Strudel fortgerissen worden, den nur die verdammen könnten, die ihn nie gekannt hätten; daß nie das Herz eines Mannes so erfüllt gewesen sei von der Lust, der nichts widersteht, die alles überwindet, selbst den Tod . . .

„Und die Verachtung?“ unterbrach sie mich. „Haben Sie mich denn verachtet?“ fragte ich. „Sprechen wir nicht mehr davon,“ sagte sie. „Im Gegentheil! Sprechen wir davon!“ antwortete ich in meiner Erregung, die übermenschlichem

Schmerz entsprang. „Es handelt sich um mein ganzes Sein, um mein innerstes Leben, um ein Geheimnis, das Sie wissen müssen, wenn ich nicht vor Verzweiflung sterben soll. Und handelt es sich nicht auch um Sie, die, ohne es zu wissen, die Frau sein sollte, in deren Händen die dem Sieger im Turnier versprochene Krone leuchtet?“

Ich erzählte ihr meine Kindheit, meine Jugend, nicht wie ich sie Ihnen, aus der Entfernung urteilend, erzählt habe, sondern mit den glühenden Worten des Jünglings, dessen Wunden noch bluteten. Meine Stimme dröhnte wie die Art des Holzhauers im Walde. Vor ihr fielen krachend die toten Jahre zusammen, die langen Leiden, die an ihnen wie blattlose Äste starren. Ich malte ihr mit fiebernder Stimme tausend schreckliche Einzelheiten, die ich Ihnen erspart habe. Ich breitete vor ihr den Schatz meiner schillernden Wünsche aus, das lautere Gold meiner Begierden, ein Herz, das glühend blieb unter den Eisbergen, die ein ewiger Winter aufgetürmt hatte. Als ich, gebeugt unter der Last meiner Leiden, die ich mit des Jesaias Flammenworten geschildert hatte, auf ein Wort von der Frau wartete, die mir mit gesenktem Haupte zuhörte, da strahlte plötzlich ihr Blick in meine Finsternis hinein, da beseelte sie mir Himmel und Erde mit einem einzigen Wort: „Wir haben die gleiche Kindheit verlebt,“ — und um ihr Haupt leuchtete die Strahlenkrone der Märtyrer.

Unsere Seelen vermählten sich in dem tröstlichen Gedanken: „So war ich denn nicht der einzige, der litt!“ Nach einer Pause sagte mir die Gräfin mit der Stimme, die sonst nur ihren Kindern gehörte, daß sie das Unglück gehabt hätte, als Mädchen zur Welt zu kommen, nachdem die Söhne gestorben waren; sie erklärte mir den Unterschied zwischen den Leiden eines Mädchens, das an den Rößen seiner Mutter hängt, und denen des Knaben, der in das Internatleben hineingestoßen wird. Meine Einsamkeit erschien mir wie ein Paradies, verglichen mit den Mühlsteinen, zwischen denen ihre Seele zerrieben wurde, bis

zu dem Tage, wo ihre wirkliche Mutter, ihre gütige Tante, sie gerettet und den Martern entrissen hatte, deren nie versiegende Qualen sie mir schilderte. Es waren die tausend unnennbaren kleinen Reibereien, unerträglich für zart besaitete Naturen, die vor einem Dolchstich nicht zurückschrecken, aber unter dem Schwert des Damokles zugrunde gehen: bald waren es Aufwallungen kindlichen Edelmutts, die ein eifriger Befehl zurückdämmte, bald ein Kuß, der nur lau erwidert wurde, bald ein Schweigen, das erst befohlen, dann getadelt wurde, hinuntergewürgte Tränen, die ihr auf dem Herzen lasteten, endlich die Nörgeleien des Klosters, die sich für Außerhalbstehende hinter dem Schein glorreichster mütterlicher Liebe verbergen. Ihre Mutter prahlte mit ihr und rühmte sie, aber am nächsten Tage mußte sie diese Schmeicheleien, die ihre gute Erziehung rühmen sollten, teuer bezahlen. Wenn sie glaubte, durch Gehorsam und Sanftmut das Herz ihrer Mutter bezwungen zu haben, und sich ihr anvertraute, erschien wieder der Tyrann in der Mutter und bediente sich ihres Vertrauens als einer Waffe. Ein Spion wäre nicht so feig, nicht so verräterisch gewesen. Alle ihre Mädchenfreuden, alle Feste wurden ihr vergällt, denn man warf ihr vor, fröhlich zu sein, als ob sie es eines geheimen Vergehens wegen wäre. Nie wurden ihr die Lehren ihrer vornehmen Erziehung mit Liebe gegeben, sondern stets mit beißender Ironie. Sie war ihrer Mutter deshalb nicht gram; aber sie warf sich vor, für sie weniger Liebe als Furcht zu empfinden. ‚Vielleicht‘, dachte dieser Engel, ‚ist solche Strenge notwendig.‘ War das nicht eine gute Vorschule zu ihrem jetzigen Leben gewesen? . . . Wie ich ihr so zuhörte, schien es mir, als würde die Harfe Hiobs, der ich nur wilde Akkorde entlockt, von einer christlichen Hand berührt und sänge die Litaneien der heiligen Jungfrau am Fuße des Kreuzes.

„Wir lebten in derselben Sphäre, ehe wir uns hier wiederfanden, Sie kamen von Sonnenaufgang, ich vom Niedergang.“ Sie schüttelte verzweifelt den Kopf. „Ihnen gehört der Auf-

gang, mir der Niedergang," sagte sie. „Sie werden glücklich leben, ich werde vor Schmerzen sterben. Männer schaffen sich selbst die Ereignisse ihres Lebens. Das meine ist auf alle Zeiten festgelegt, keine Macht kann die schwere Kette brechen, an die die Frau durch einen Goldreif geschmiedet ist, das Sinnbild der Gattinnenreinheit."

Da wir uns als Zwillinge fühlten, wollte sie nicht, daß zwischen Geschwistern, die aus denselben Lebensquellen geschöpft haben, nur halbes Vertrauen herrsche. Sie seufzte, wie ein reines Herz seufzt, bevor es sich einem andern erschließt, und dann erzählte sie mir von den ersten Tagen ihrer Ehe, von ihren ersten Enttäuschungen, von der Wiederkehr ihres Unglücks. Sie hatte, wie ich, die kleinen Zwischenfälle des Lebens gekannt, die so groß sind für Seelen, deren spiegelklare Wasser bei der geringsten Erschütterung bis auf den Grund getrübt werden: Zwischenfälle, die wirken wie der Stein, den man in einen See wirft und der gleichzeitig seine Oberfläche und seine Tiefen verwirrt. Als sie sich verheiratete, besaß sie kleine Ersparnisse, das bißchen Gold, das fröhliche Stunden bedeutet und die tausend Wünsche der Jugend. Am Tage der Not hatte sie es großmütig hingegeben, ohne zu sagen, daß es Erinnerungen und nicht Goldstücke waren. Ihr Mann sah darin nichts Besonderes: er fühlte sich nie als ihr Schuldner. Als Entgelt für diesen Schatz, der von den schlafenden Wassern des Vergessens verschlungen wurde, ward ihr nicht einmal der feuchte Blick geschenkt, mit dem alles belohnt ist und der für hochherzige Menschen wie ein Edelstein ist, dessen Feuer in dunkeln Tagen leuchtet. Sie wanderte von Schmerz zu Schmerz. Herr von Mortsau vergaß, ihr das nötige Haushaltungsgeld zu geben, er schien aus einem Traum zu erwachen, wenn sie schließlich ihre Scheu überwand und ihn darum bat. Und nie hatte er ihr eine einzige dieser grausamen Demütigungen erspart! Wie erschrak sie, als ihr die krankhafte Natur dieses verbrauchten Mannes offenbar wurde. Der erste Ausbruch

seiner wahnsinnigen Wut hatte sie zerschmettert. Wie viele herbe Überlegung hatte es sie gekostet, um dahin zu gelangen, ihren Mann als eine Null zu betrachten, die gebieterische Erscheinung zu übersehen, die das Leben einer Frau beherrscht. Welch namenloses Elend hatten ihre beiden Entbindungen nach sich gezogen! Welche Zerknirschung beim Anblick der beiden sozusagen totgeborenen Kinder! Welch ein Mut gehörte dazu, sich zu sagen: „Ich werde ihnen Leben einhauchen, ich werde sie jeden Tag von neuem gebären!“ Und dann, welche Verzweiflung, als sie einen Widerstand fühlte in dem Herzen und in der Hand, woraus die Frau ihre Kraft zieht! Sie hatte nach jeder überwundenen Schwierigkeit das gewaltige Unglück seine dornigen Wüsten vor ihr ausbreiten sehen. Sie erklimmte einen Felsen und sah nur neue Einöden vor sich liegen, die durchpilgert werden mußten, bis sie ihren Mann, den Organismus ihrer Kinder und das Land, worin sie leben sollte, gründlich kennen würde; bis sie wie die Kinder, die Napoleon der Pflege ihrer Mutter und ihrem Herd entriß, ihre Füße gelehrt hätte, durch Schmutz und Schnee zu schreiten; bis ihre Stirn an das Gauseln der Kugeln und ihr ganzes Wesen an den blinden Gehorsam des Soldaten gewöhnt wäre. All diese Dinge, die ich hier kurz zusammenfasse, erzählte sie mir damals in ihrer düsteren Breite. Sie sprach von der langen Reihe trostloser Ereignisse, von den vergeblichen Anstrengungen in ihrer Ehe, von fruchtlosen Bemühungen.

„Kurz,“ sagte sie zum Schluß, „man mußte viele Monate in Elohegourde wohnen, um zu wissen, wie viel Mühe mich jede Verbesserung hier gekostet hat, wie viel ermüdender, schmeichlerischer Überlistung es bedurfte, bis er das Allernötigste tat! Welch kindliche Schadenfreude ergreift ihn, wenn etwas, wozu ich geraten, nicht gleich glücklich ausfällt! Mit welcher Freude schreibt er sich alles Gute zu. Wie viel Geduld gehört dazu, immer seine Klagen zu hören, während ich mich umbringe, um das Unkraut aus seinen Tagen zu jäten, um die Luft, die er

atmet, mit Balsam zu füllen, um die Wege, die er mit Steinen besät, mit Sand zu decken und mit Blumen zu schmücken! Mein Lohn ist der schreckliche Kehrreim: „Ich werde sterben, das Leben lastet auf mir!“ Wenn er das Glück hat, Menschen um sich zu sehen, so gleicht sich alles aus. Er ist liebenswürdig und höflich; aber warum ist ers nicht zu seiner Familie? Ich weiß nicht, wie ich mir diesen Mangel an Anstand bei einem Mann erklären soll, der oft tatsächlich ritterlich ist. Er ist imstande, heimlich nach Paris zu galoppieren, um mir ein Geschmeide zu holen, wie er es neulich zum Ball in der Stadt getan hat. So geizig er für das Haus ist, so verschwenderisch wäre er für mich, ich brauchte nur zu wollen. Es sollte umgekehrt sein. Ich brauche nichts, aber der Haushalt ist teuer. In dem Wunsche, sein Leben glücklich zu gestalten, und ohne zu bedenken, daß ich einmal Mutter würde, habe ich ihn vielleicht daran gewöhnt, mich als sein Opfer zu behandeln; mich, die ihn mit einiger List führen würde wie ein Kind, wenn ich mich so weit erniedrigen könnte, eine Rolle zu spielen, die mir unwürdig scheint. Aber im Interesse des Hauses muß ich mich zwingen, ruhig und streng wie eine Statue der Gerechtigkeit zu sein, und doch habe auch ich eine liebebedürftige und zärtliche Seele.“ „Und warum“, sagte ich, „machen Sie nicht Ihren Einfluß geltend, um seine Herrin zu sein und ihn zu leiten?“ „Wenn es sich nur um mich handelte, so könnte ich weder sein hartnäckiges Schweigen bezwingen, das er stundenlang triftigen Gründen entgegensezt, noch auf seine unlogischen, oft geradezu kindischen Ausführungen antworten. Ich habe Schwachen und Kindern gegenüber keinerlei Mut. Sie können mir wehtun, ohne daß ich ihnen Widerstand leiste. Vielleicht würde ich Kraft gegen Kraft ausspielen; aber denen gegenüber, die ich beklage, bin ich kraftlos. Wenn ich Madeleine zu etwas zwingen müßte, um sie zu retten, würde ich mit ihr sterben. Das Mitleid macht meine Muskeln schlaff und spannt meine Nerven ab. Auch haben mich die heftigen Erschütterungen der

letzten zehn Jahre gebeugt. Mein Gefühlsleben, das so viele harte Stöße erfahren hat, ist jetzt oft kraftlos, feige, und nichts hilft ihm auf. Die Energie, mit der ich Stürmen trotzte, fehlt mir jetzt manchmal; ja, bisweilen unterliege ich sogar. Aus Mangel an Ruhe und Seebädern, wo ich meine Kraft stählen könnte, werde ich umkommen. Herr von Mortsauf wird mich töten und an meinem Tode selbst zugrunde gehen." „Warum gehen Sie nicht auf einige Monate aus Elochegourde? Könnten Sie nicht mit Ihren Kindern ans Meer gehen?" „Zunächst hielte sich Herr von Mortsauf für verraten und verkauft, sobald ich wegginge. Obwohl er an seine traurige Lage nicht glauben will, ist er sich ihrer sehr bewußt. In ihm streiten der Mensch und der Kranke miteinander, zwei verschiedene Naturen, deren Widersprüche manche Wunderlichkeiten erklären. Zudem hätte er recht, zu zittern. Alles würde hier schief gehen. Sie sehen vielleicht in mir die Mutter, die ihre Kinder vor dem Habicht schützt, der über ihnen kreist. Es ist eine drückende Pflicht, die noch schwerer gemacht wird durch die Pflege, die Herr von Mortsauf erfordert. Immer läuft er durchs Haus und fragt: ‚Wo ist Madame?‘ Das wäre noch nichts. Aber ich bin auch der Hauslehrer Jacques' und die Erzieherin Madeleines. Auch das wäre noch nicht viel. Aber ich bin Verwalter und Aufseher. Sie werden einmal einsehen, was das bedeuten will, wenn Sie erst wissen, wie ungemein schwierig die Bewirtschaftung eines Gutes ist. Wir haben wenig Bareinkünfte, unsere Felder sind nur zur Hälfte bebaut, eine Wirtschaftsform, die einen immer in Atem hält. Man muß sein Getreide, sein Vieh und alle seine andern Erträgnisse selbst verkaufen. Unsere eigenen Pächter sind unsere Konkurrenten; sie verständigen sich im Wirthshaus mit den Käufern, bestimmen die Preise, je nachdem sie selbst verkauft haben. Ich würde Sie langweilen, wollte ich Ihnen die tausend Schwierigkeiten unseres Betriebes auseinandersetzen. Wie sehr ich mich auch opfern mag, ich kann nicht hindern, daß unsere Bauern

ihr eigenes Land mit unserm Dünger düngen. Ich kann nicht nachsehen, ob unsere Pächter bei der Theilung der Ernte nicht gemeinsame Sache mit ihnen machen; auch kann ich nicht wissen, wann der geeignete Augenblick zum Verkauf gekommen ist. Wenn Sie nun an die Gedächtnißschwäche Herrn von Mortsauß denken, an die Mühe, die es mich kostet, ihn bei seinen Geschäften festzuhalten, dann werden Sie verstehen, wie schwer mein Joch ist, wie unmöglich es mir ist, es auch nur für einen Monat abzuschütteln. Meine Abwesenheit müßte uns ins Verderben stürzen. Niemand würde auf ihn hören; meist widersprechen sich seine Befehle. Ubrigens liebt ihn niemand, er schilt zuviel und kehrt den unumschränkten Herrn heraus. Und außerdem hört er zu leicht auf seine Untergebenen, wie alle schweren Naturen, so daß er unter seinesgleichen kaum Freundschaft erwirbt, wie sie sonst Familien zusammenschließt. Wenn ich wegginge, würde kein Dienstbote auch nur acht Tage hier bleiben. Sie sehen also, daß ich so fest mit Elochegourde verwachsen bin wie die Bleiakroterien mit unsern Dächern . . . Ich habe jetzt rückhaltlos zu Ihnen gesprochen, Herr von Vandennesse. Niemand in der Umgebung weiß etwas von den Geheimnissen Elochegourdes, Ihnen sind sie bekannt. Sagen Sie nur Gutes und Vorteilhaftes von uns, so können Sie meiner Achtung und meiner Dankbarkeit versichert sein!" fügte sie mit sanfterer Stimme hinzu. „Und Sie können immer wieder nach Elochegourde kommen, Sie werden da Freunde finden." „Aber", sagte ich, „ich — ich habe nie gelitten, Sie allein . . ." „Nein?" erwiderte sie, und das Lächeln einer in Trauer ergebeneu Frau huschte über ihre Züge, jenes Lächeln, das Steine erweichen könnte. „Wundern Sie sich nicht über meine Rede; sie zeigt Ihnen das Leben, wie es ist, und nicht, wie es Ihre Phantasie erhofft hatte. Wir haben alle unsere Fehler und unsere Tugenden. Hätte ich einen Verschwender geheiratet, so hätte er mein Vermögen durchgebracht. Hätte man mich einem jungen, leidenschaftlichen Lebemann gegeben, so hätte er nach

mir andere Eroberungen gemacht; vielleicht hätte ich ihn nicht dauernd fesseln können, er wäre mir untreu geworden, und ich wäre vor Eifersucht gestorben. Denn ich bin eifersüchtig," sagte sie mit erregt eindringlicher Stimme, die dem Donnerrollen eines vorüberziehenden Gewitters glich. „Herr von Mortsauf liebt mich, so sehr er nur lieben kann. Alles, was sein Herz an Zärtlichkeiten faßt, das gießt er zu meinen Füßen aus, wie Magdalena ihre Narden zu Füßen des Heilands. Glauben Sie mir, ein Leben in Liebe ist eine seltene Ausnahme. Jede Blume verblüht. Die großen Freuden haben ein graues Morgen, wenn sie überhaupt ein Morgen haben. Das wirkliche Leben ist voller Qualen; sein Bild ist diese Nessel unten an der Terrasse, die auch ohne Sonne grün bleibt. Hier wie in den nördlichen Gegenden gibt es einen lächelnden Himmel, selten zwar, aber er wiegt viel Trübes auf. Sind nicht die Frauen, die ausschließlich Mütter sind, mehr durch Opfer als durch Freuden gebunden? Hier ziehe ich alle Blitze an, die auf mein Gefinde oder meine Kinder zu fallen drohen, und während ich sie von ihnen abwende, habe ich ein unbeschreibliches Gefühl, das mir geheime Kraft verleiht. Die Ergebung von gestern hat immer der von morgen vorgearbeitet. Gott läßt mich auch nicht ganz hoffnungslos. Zuerst war der Gesundheitszustand meiner Kinder zum Verzweifeln, jetzt werden sie mit jedem Tage kräftiger. Schließlich hat sich auch unsere Wohnung verschönert, unsere Vermögensverhältnisse bessern sich. Wer weiß, ob ich nicht Herrn von Mortsauf ein glückliches Alter bereiten werde. Glauben Sie mir, der Mensch, der mit einer grünen Palme in der Hand vor den großen Richter tritt und ihm die getröstet zuführt, die das Leben verfluchten, dieser Mensch hat seine Leiden in Wonnen verwandelt. Wenn meine Schmerzen dem Glück meiner Familie dienen, sind es dann überhaupt noch Schmerzen?" „Ja," sagte ich, „aber sie waren notwendig, wie die meinen nötig sind, um mich die Frucht genießen zu lehren, die in unsern Felsen gereift ist;

jetzt werden wir sie vielleicht zusammen genießen, ihre Wunder bestaunen, die Ströme von Liebe, die sie in die Seelen gießt, und jenen Saft, der verdorrnde Blätter neu belebt. Dann lastet das Leben nicht mehr auf uns, es gehört uns nicht mehr.

— Ach Gott, hören Sie mich nicht?" fuhr ich fort in der geheimnisvollen Sprache, mit der unsere religiöse Erziehung uns vertraut gemacht hatte. „Sehen Sie doch, auf welchen Wegen wir einer zum andern geführt worden sind, welcher Magnet uns über den Ozean bitterer Gewässer zu einer Quelle süßen Wassers hingezogen hat, die am Fuß der Berge, über goldenem Sand, zwischen grünen, blühenden Ufern rieselt. Sind wir nicht, wie die Weisen, demselben Stern gefolgt? Hier stehen wir nun vor der Krippe, worin das himmlische Kind erwacht, das seine Lichtpfeile gegen die kahlen Bäume schleudern wird, das die Welt mit seinen fröhlichen Rufen erfüllen wird, das durch unversiegbare Freuden dem Leben Reiz, unsern Nächten Schlaf, unsern Tagen Seligkeit verleiht. Wer hat denn jedes Jahr neue Bande zwischen uns geknüpft? Sind wir einander nicht mehr denn Bruder und Schwester? Scheiden Sie nicht, was Gott zusammengefügt hat! Die Leiden, wovon Sie sprechen, sind der Samen, den der Säemann mit vollen Händen ausgestreut hat, damit die Saat keime, die schon der hellste Sonnenschein golden reift. — Oh, nicht wahr, wir wollen zusammen Halm um Halm pflücken? Welche Kraft ist in mir, daß ich so zu Ihnen zu sprechen wage? So antworten Sie mir doch! Eher werde ich die Indre nicht überschreiten!" „Sie haben mich mit dem Wort ‚Liebe‘ verschont," unterbrach sie mich mit strenger Stimme, „aber Sie haben von einem Gefühl gesprochen, von dem ich nichts weiß und nichts wissen darf. Sie sind ein Kind. Ich will Ihnen noch einmal verzeihen, aber es ist das letztemal. Sie müssen wissen, daß mein Herz von Muttergefühlen wie berauscht ist. Ich liebe Herrn von Mortsauf, nicht weil es meine gesellschaftliche Pflicht ist, noch aus Berechnung um der ewigen Seligkeit

willen, sondern aus einem unwiderstehlichen Gefühl, das alle Fasern meines Herzens mit ihm verknüpft. War es denn Vergewaltigung, als ich ihn heiratete? Nein, ich heiratete ihn, weil ich mit Unglücklichen Mitleid habe. War es nicht die Pflicht der Frauen, die Leiden einer kritischen Zeit zu mildern, die zu trösten, die in die Bresche getreten und verwundet zurückgekehrt waren? Wie soll ich es Ihnen nur erklären? Ich habe ein gewisses egoistisches Gefühl der Befriedigung gehabt, als ich sah, daß Sie ihn zerstreuten. Ist das nicht ein ganz mütterliches Gefühl? Hat Sie mein Bekenntnis nicht belehrt, daß ich drei Kinder habe, denen ich mich nicht entziehen darf, für die ich wie lindernder Tau bin, und denen ich Licht spenden muß, denen ich nichts von mir und meinen Gefühlen entziehen darf? Machen Sie die Milch einer Mutter nicht gerinnen! Die Gattin in mir ist unantastbar, aber sprechen Sie nicht mehr in dieser Weise mit mir! Sollten Sie dies so einfache Verbot nicht einhalten, so müßte sich Ihnen dieses Haus für immer verschließen. Ich glaubte an reine Freundschaften, an Wahlverwandtschaften, die lebensfähiger wären als die von der Natur uns auferlegten. Ich habe mich geirrt. Ich wünschte mir einen Freund, der kein Richter wäre, einen Freund, der mir in jenen Stunden zuhörte, da eine grollende Stimme tödlich ist, einen heiligen Freund, bei dem ich nichts zu fürchten hätte. Die Jugend ist edel, aufrichtig, opferfähig, selbstlos. Als ich Ihre Beharrlichkeit sah, glaubte ich an eine Fügung des Himmels. Ich hoffte eine Seele gefunden zu haben, die mir allein das wäre, was der Priester allen ist, ein Herz, in das ich den Überschwalm meiner Leiden ergießen, in das ich meinen Schmerz hineinschreien könnte, so oft meine Dual unbezwinglich wäre und mich ersticken würde, wollte ich sie noch länger hinunterwürgen. So hätte mein Leben, das für diese Kinder so wertvoll ist, sich weiterfristen können bis zu dem Tage, wo Jacques erwachsen wäre. Aber dieser Wunsch ist reine Selbstsucht, die Laura Petrarca's läßt sich nicht noch einmal

verwirklichen. Ich habe mich getäuscht. Gott will es nicht! Ich werde auf meinem Posten sterben müssen wie ein Soldat, ohne daß mir ein Freund hilft. Mein Beichtvater ist schroff, unerbittlich, und meine Tante lebt nicht mehr."

Ich sah in einem Mondstrahl zwei schwere Tränen aus ihren Augen dringen und die Wangen hinabrollen. Aber ich streckte meine Hand schnell genug aus, um die Tränen aufzufangen, und trank sie mit der frommen Gier, die ihre Worte geschürt hatten, — Worte, die zehn Jahre heimlichen Weinens, überreicher Empfindung, ständiger Sorge, ewiger Aufregung, die der höchste Heldenmut ihres Geschlechts bereits gezeichnet hatte. Sie sah mich mit einem Blick voll süßer Ergebenheit an.

"Dies ist", sagte ich ihr, "die erste, die heilige Kommunion der Liebe. Ja, ich habe Ihre Schmerzen miterlebt, bin mit Ihrer Seele eins geworden, wie wir mit Christus eins werden, wenn wir seinen heiligen Leib genießen. Ohne Hoffnung zu lieben, ist doch noch ein Glück. Ach, welche Frau auf Erden könnte mir eine Wonne bereiten wie die, daß ich Ihre Tränen schlürfte! Ich füge mich diesem Verbot, das für mich nichts als Tränen enthält, ich gebe mich Ihnen rückhaltlos hin und werde so sein, wie Sie mich wünschen."

Sie unterbrach mich und sagte mit ihrer tiefen Stimme: "Ich gehe auf den Vertrag ein, wenn Sie nie versuchen wollen, die Bande, die uns verknüpfen, enger zu schließen." "Ja," sagte ich, "aber je weniger Sie mir gewähren, desto sicherer muß ich das Wenige besitzen." "Sie fangen mit Mißtrauen an," antwortete sie mit dem Ausdruck schwermütigen Zweifels. "Nein, vielmehr mit einem reinen Genuß. Hören Sie! Ich möchte Sie bei einem Namen nennen, der nur für uns beide gilt, so wie das Gefühl, das wir einander versprechen wollen." "Sie fordern viel," sagte sie, "aber ich bin weniger kleinlich, als Sie glauben. Herr von Mortsauf nennt mich Blanche. Ein einziger Mensch auf der Welt, der, den ich am meisten ge-

liebt habe, meine unvergeßliche Tante, nannte mich Henriette. Für Sie werde ich wieder Henriette sein."

Ich ergriff ihre Hand und küßte sie. Sie überließ sie mir, erfüllt von dem Vertrauen, das der Frau so viel Überlegenheit gibt und das uns niederdrückt. Sie lehnte sich gegen die Balustrade und sah hinab auf die Indre.

"Tun Sie nicht unrecht, mein Freund," sagte sie, "wenn Sie mit dem ersten Schritt gleich den ganzen Weg durchmessen wollen? Sie haben beim ersten Zug die Schale geleert, die Ihnen arglos geboten wurde. Aber ein wahres Gefühl ist unteilbar, es muß ganz sein, oder es besteht nicht. Herr von Mortsauf", fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, "ist vor allen Dingen ritterlich und stolz. Vielleicht möchten Sie versuchen, seine Worte um meinetwillen zu vergessen; aber wenn er sich nicht erinnert, dann werde ich ihn schon morgen daran erinnern. Bleiben Sie einige Tage weg, er wird Sie dafür um so mehr schätzen! Nächsten Sonntag, nach der Kirche, wird er von selbst auf Sie zukommen. Ich kenne ihn, er wird sein Unrecht wieder gutmachen und Ihnen Dank dafür wissen, daß Sie ihn wie einen für seine Taten und Worte verantwortlichen Menschen behandeln." „Fünf Tage, ohne Sie zu sehen, ohne Sie zu hören!" „Legen Sie nie solche Wärme in die Worte, die Sie an mich richten!" sagte sie.

Schweigend schritten wir zweimal die Terrasse auf und ab; dann sagte sie mir mit gebieterischem Tone, der bewies, daß sie von meiner Seele Besitz ergriff: „Es ist spät. Wir müssen uns trennen." Ich wollte ihr die Hand küssen, sie zögerte, reichte sie mir und sagte mit bittender Stimme: „Nehmen Sie sie nur, wenn ich sie Ihnen gebe: lassen Sie mir mein Selbstbestimmungsrecht; sonst wäre ich Ihr Eigentum, und das darf nicht sein." „Leben Sie wohl!" sagte ich.

Ich ging durch eine kleine Seitentür, die sie mir öffnete. Als ich sie gerade schließen wollte, öffnete sie sie wieder und reichte mir ihre Hand mit den Worten: „Sie sind heute abend

wirklich sehr lieb gewesen; Sie haben mich getröstet und mir für die Zukunft Mut gemacht. Hier, mein Freund, hier."

Ich küßte ihre Hand zu wiederholten Malen, und als ich auffah, hatte sie Tränen in den Augen. Sie ging wieder die Terrasse hinauf und sah mir nach, während ich die Wiese durchschritt. Noch auf dem Wege nach Grapeſle ſah ich ihr weißes Kleid im Mondlicht, dann, einige Augenblicke ſpäter, war ihr Zimmer erleuchtet.

„O meine Henriette," ſagte ich zu mir, „dir ſei die reinſte Liebe geweiht, die je auf Erden geſtrahlt hat."

Ich gelangte endlich nach Grapeſle. Auf dem Wege hatte ich mich bei jedem Schritte umgedreht. Nun fühlte ich eine unausſprechliche Seligkeit in mir. Eine glänzende Laufbahn eröffnete ſich dem Aufopferungsdrang, der jedes junge Herz erfüllt und der bei mir ſo lange eine brachliegende Kraft geweſen war. Dem Prieſter gleich, der mit einem Schritt in ein neues Leben eintritt, war ich geweiht und durch ein Gelübde gebunden. Ein einfaches „Ja, Madame" hatte mich verpflichtet, eine unwiderſtehlliche Liebe in meinem Herzen zu verſchließen und niemals die Rechte der Freundschaft dazu zu mißbrauchen, um dieſe Frau allmählich, ſchrittweiſe zur Liebe hinüberzuleiten. Alle edeln Gefühle waren erwacht und tönnten in ſanft verſchwommener Muſik. Ehe ich in die Enge meines Zimmers zurückkehrte, wollte ich wollüſtig den Anblick des ſternübersäten Himmels genießen, in mir den Sang der verwundeten Taube hören, den ſchlichten Klang ihres unſchuldigen Geſtändniſſes, wollte mit der Luft die Ausſtrahlungen ihrer Seele einſaugen, die alle mir gehören ſollten. Wie groß mir dieſe Frau in ihrer völligen Aufopferung erſchien, mit ihrer Religion des Mitleids für Verwundete, Schwache und Kranke, und ihrer Ergebenheit, die nicht die Feſſeln des Geſetzes brauchte. So ſtand ſie, verklärt, auf dem Scheiterhaufen der Heiligen und der Märtyrer. Ich bewunderte ihr Antlitz, das mich aus Dunkelheiten anſtrahlte; da vermeinte ich plötzlich in ihren Worten einen

neuen Sinn zu entdecken, eine geheimnisvolle Bedeutung, die sie mir völlig überirdisch erscheinen ließ. Vielleicht wünschte sie, daß ich für sie sei, was sie für ihre kleine Welt war; vielleicht wollte sie aus mir Kraft und Trost schöpfen und hob mich so in ihre Sphäre zu sich hinauf und höher noch. Die Sterne, sagen gewisse kühne Welterklärer, teilen sich so Bewegung und Licht mit. Dieser Gedanke hob mich in himmlische Höhen. Ich fand mich wieder im Himmel meiner früheren Träume und maß die Leiden meiner Jugend an dem unendlichen Glück, worin ich trieb.

Genien, die ihr von Schmerzen erdrückt wurdet, verkannte Herzen, ihr heiligen, namenlosen Klarissa Harlows, ihr verstoßenen Kinder, unschuldig Geächtete, ihr alle, die ihr von der Wüstenseite ins Leben gelangt seid, die ihr überall kalten Blicken, verschlossenen Herzen, tauben Ohren begegnet seid — beklagt euch nie! Ihr allein könnt die Unendlichkeit der Wonnen ermessen, wenn sich euch ein Herz erschließt, ein Ohr euch lauscht, ein Blick euch antwortet! Ein einziger Tag löscht alle trüben Tage aus. Schmerzen, Grübeleien, Verzweiflung und Schwermut der Vergangenheit, die noch nicht vergessen sind, bedeuten ebenso viele Bande, die die Seele mit der Schwesterseele verknüpfen. Geschmückt mit unsern unverwelkten Wünschen, tritt eine Frau dann das Erbe verlorener Seufzer und Lieben an und gibt uns alle betrogenen Zärtlichkeiten vermehrt zurück. Sie lehrt uns, frühere Kummernisse als den Entgelt auszuliegen, den das Geschick für die unendlichen Wonnen forderte, die sie uns am Tage der Seelenverlobung schenkt. Die Engel allein kennen den neuen Namen, der diese heilige Liebe bezeichnen könnte, und ihr allein, geliebte Märtyrer, werdet ermessen, was Frau von Mortsauf für mich, den Elenden, den Einsamen, plötzlich geworden war!

Diese Ereignisse spielten an einem Dienstag; ich wartete bis zum folgenden Sonntag, ehe ich wieder die Indre überschritt. Während jener fünf Tage hatten sich große Dinge in

Elochegourde zugetragen. Der Graf erhielt den Titel ‚Feldmarschall‘, den St.=Louis-Orden und eine Jahresrente von viertausend Franken. Der Herzog von Lenoncourt-Givry, der zum Pair von Frankreich erhoben wurde, bekam zwei Wälder zurück, nahm sein Amt bei Hofe wieder auf, und seine Frau trat den Besitz der nicht verkauften Güter an, die ein Teil der kaiserlichen Krondomänen gewesen waren. So wurde die Gräfin von Mortsauf eine der reichsten Erbinnen in Maine. Ihre Mutter hatte ihr hunderttausend Franken gebracht, die sie von den Einkünften von Givry gespart hatte: es war der Betrag ihrer Mitgift, die nicht zur Auszahlung gelangt war und die der Graf trotz seiner Notlage nie erwähnt hatte. In äußern Lebensangelegenheiten zeigte sein Betragen die stolzeste Uneigennützigkeit. Wenn der Graf zu dieser Summe seine eigenen Ersparnisse legte, so konnte er sich zwei benachbarte Güter kaufen, die etwa neuntausend Franken Jahresrente abwarfen. Da sein Sohn dem Großvater in der Pairswürde folgen sollte, dachte er plötzlich daran, ihm ein Majorat einzurichten, das aus dem Territorialbesitz der beiden Familien bestände. Aber auch Madeleine sollte nicht zu kurz kommen. Das Ansehen des Herzogs von Lenoncourt würde ihr wahrscheinlich zu einer guten Partie verhelfen. Diese Bestimmungen und das Glück legten sich wie ein mildernder Balsam auf die Wunden des Emigranten. Die Herzogin von Lenoncourt in Elochegourde war ein Ereignis für das ganze Land. Ich dachte schmerzlich daran, daß diese Frau eine große Dame sei, und sogleich entdeckte ich auch in ihrer Tochter den Kastengeist, den ihre vornehme Art meinen Blicken zu verbergen wußte. Was war ich Armer, der ich keine andere Zukunft hatte als meinen Mut und meine Fähigkeiten? Ich dachte weder für mich noch für andere an die möglichen Folgen der Restauration. Sonntags in der Kirche, als ich mit Herrn und Frau von Chessel und dem Abbé von Quélus im Chorstuhl saß, warf ich gierige Blicke hinüber zu einer andern Loge, wo die Herzogin und ihre Tochter, der

Graf und die Kinder saßen. Der Strohhut, der mir meine Göttin verbarg, regte sich nicht, und es war mir, als fesselte mich dies Mein=Vergessen stärker als alles Vergangene. Die große Henriette von Lenoncourt, die jetzt meine liebe Henriette war und deren Leben ich verschönern wollte, betete inbrünstig. Die Andacht goß über sie den Hauch gebetverlorener Verzückung, den Zauber einer Heiligenstatue, der mich glorreich durchdrang. Der Sitte der Dorfsparreien gemäß sollte der Nachmittagsgottesdienst gleich der Messe folgen. Nach der Kirche schlug Frau von Chessel natürlich ihren Nachbarn vor, die beiden Zwischenstunden in Grapesle zu verbringen, statt zweimal in der Hitze über die Indre zu setzen und durch die Wiese zu gehen. Die Einladung wurde angenommen. Herr von Chessel bot der Herzogin den Arm, Frau von Chessel nahm den des Grafen, ich führte die Gräfin und fühlte zum erstenmal ihren schönen weichen Arm an meiner Seite. Stolzgefühle und Gedanken ließen mein Herz höher schlagen, während wir von der Kirche nach Grapesle zurückkehrten. Der Weg führte durch die Wälder von Saché. Das Licht sickerte durch das Laubwerk und malte auf dem Sand der Alleen hübsche Lichtkringel, die wie bunte Seide schillerten.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte sie mich, nachdem wir einige Schritte gegangen waren, ohne daß ich das Schweigen zu brechen wagte. „Ihr Herz schlägt so schnell . . .“ „Ich habe von Ihrem Glück erfahren,“ sagte ich ihr; „und wie alle, die wirklich lieben, leide ich an einer unbestimmten Furcht. Wird Ihre Größe nicht Ihre Freundschaft beeinträchtigen?“ „Das glauben Sie von mir? Psui!“ rief sie; „noch ein solcher Gedanke, und ich würde Sie nicht verachten, aber Sie wären für mich vergessen!“

Ich sah sie an. Ein Glückstaumel überkam mich, der nun auch sie zu ergreifen schien.

„Wir genießen die Vorteile von Gesetzen, die wir weder herbeigeführt noch verlangt haben, aber wir werden uns nicht wie

Bettler oder Hierige darauffstürzen. Und übrigens wissen Sie wohl," fuhr sie fort, „daß weder Herr von Mortsauf noch ich von Elohegourde los können. Auf meinen Rat hat er das Kommando im ‚Roten Haus‘, das ihm zukam, abgelehnt. Wir sind zufrieden, daß mein Vater seine Charge hat. Unsere erzwungene Bescheidenheit", sagte sie, ohne Bitterkeit lächelnd, „ist unserm Sohne schon zugute gekommen. Der König, in dessen Diensten mein Vater steht, hat huldvoll versichert, daß er auf Jacques die Gunst übertragen werde, von der wir keinen Gebrauch machen wollen. Die Erziehung Jacques', an die wir jetzt denken müssen, ist der Gegenstand ernster Erwägung; er wird zwei Familien zu vertreten haben: die Lenoncourts und die Mortsaufs. Ich muß meinen ganzen Ehrgeiz in ihn setzen, und darum sind meine Besorgnisse größer denn je. Nicht nur, daß Jacques dem Leben erhalten bleiben muß, er soll auch seines Namens würdig werden; aber diese beiden Forderungen widersprechen einander. Bisher habe ich seiner Erziehung genügen können, indem ich seine Arbeiten nach seinen Kräften bemaß. Aber wo soll ich nun einen Hauslehrer finden, der mir geeignet erscheint? Und später: welcher Freund wird ihn mir in dem schrecklichen Paris überwachen, wo alles Fallstrick für die Seele und Gefahr für den Leib ist? Mein Freund," sagte sie mit Rührung in der Stimme, „wer Ihre Stirn und Ihre Augen sieht, errät der nicht in Ihnen den Adler, der auf Höhen horsten wird? Breiten Sie Ihre Schwingen aus! Seien Sie eines Tages unserm lieben Kinde Freund und Führer! Gehen Sie nach Paris; wenn Ihr Bruder und Ihr Vater Sie nicht unterstützen, wird meine Familie, vor allem meine Mutter mit ihrem außerordentlichen organisatorischen Talent ihren Einfluß für Sie geltend machen! Berufen Sie sich in allem auf uns; dann wird Ihnen weder Unterstützung noch Hilfe fehlen, gleichviel welche Laufbahn Sie einschlagen! Legen Sie das Uebermaß Ihrer Kräfte in einem edeln Ehrgeiz an!" „Ich verstehe Sie," unterbrach ich sie, „die Ehrsucht sollte meine Geliebte

sein. Aber ich bedarf ihrer nicht, um ganz Ihr eigen zu sein. Nein, ich mag nicht, daß man mir meine Anhänglichkeit mit Günstbezeugungen lohne. Ich werde gehen. Ich will mich allein in die Höhe arbeiten, durch eigene Kraft. Von Ihnen nähme ich alles, von andern will ich nichts!" „Kindereien!" murrte sie, aber sie verhehlte nur schlecht ein Lächeln der Zufriedenheit. „Ubrigens habe ich ein Gelübde abgelegt," sagte ich; „ich habe über uns nachgedacht und mir vorgenommen, mich mit Banden an Sie zu knüpfen, die niemals gelöst werden können."

Ein leises Zittern befiel sie. Sie stand still und sah mich an. „Was meinen Sie?" flüsterte sie und ließ die beiden Paare vorangehen, während sie die Kinder zurückbehielt.

„Sagen Sie mir zuerst offen, wie Sie von mir geliebt sein wollen!" „Lieben Sie mich, wie meine Tante mich liebte, deren Rechte ich Ihnen eingeräumt habe, indem ich Ihnen erlaubte, mich bei dem Namen zu nennen, den sie für mich ausgesucht hatte." „So werde ich also ohne Hoffnung und mit völliger Hingebung lieben. Ja, ich werde für Sie tun, was der Mensch für Gott tut. Haben Sie es nicht gefordert?! Ich werde in ein Priesterseminar eintreten und nach der Priesterweihe Jacques' Erziehung leiten. Ihr Jacques wird mein anderes Ich sein; politische Ansichten, Gedanken, Willenskraft, Geduld, ich werde ihm alles geben. So werde ich bei Ihnen bleiben, ohne daß meine Liebe verdächtigt werden könnte, meine Liebe, die ganz in Heiligkeit gefaßt sein wird, wie ein silbernes Bild in Kristall. Sie brauchen nicht die zügellose Glut zu fürchten, die den Menschen ergreift und der ich schon einmal erlegen bin, ich will mich in meinem eigenen Feuer verzehren und Sie mit einer geläuterten Liebe lieben!" Sie erblaßte und sagte mit fliegendem Atem: „Felix, binden Sie sich nicht mit Fesseln, die eines Tages Ihrem Glücke hinderlich sein könnten! Ich müßte vor Kummer sterben, wenn ich an einem solchen Selbstmord schuld wäre. Kind, bedeutet denn Verzweiflung aus unglücklicher Liebe so viel wie ein Ruf von oben? War-

ten Sie die Erfahrungen des Lebens ab, ehe Sie sich ein Urtheil über das Leben bilden! Ich will es! Ich befehle es! Vermählen Sie sich weder mit der Kirche noch mit einer Frau! Binden Sie sich in keiner Weise! Bleiben Sie frei! Sie sind einundzwanzig Jahre alt. Kaum wissen Sie, was die Zukunft für Sie in Bereitschaft hält. Ach Gott! sollte ich Sie falsch beurteilt haben? Und doch habe ich geglaubt, daß zwei Monate genügen, um gewisse Menschen kennen zu lernen." „Welche Hoffnungen hegen Sie?" sagte ich, und ich fühlte, wie meine Augen blitzten. „Mein Freund, nehmen Sie meine Hilfe an! Arbeiten Sie sich in die Höhe, machen Sie Ihr Glück! Und Sie werden erfahren, was meine Hoffnung ist. Kurz," sagte sie in einem Tone, als ließe sie ein Geheimniß durchblicken, „halten Sie stets Madeleines Hand fest, die Sie jetzt in der Ihren haben." Sie neigte sich zu mir herüber, um mir diese Worte ins Ohr zu flüstern, die bewiesen, wie sehr sie an meine Zukunft dachte. „Madeleine," rief ich aus, „niemals!"

Diese beiden Worte senkten ein erregtes Schweigen zwischen uns, wir waren die Beute einer Erschütterung, wie sie das Wesen zutiefst durchwühlt und ewige, unaustilgbare Spuren zurückläßt... Wir standen vor einer Holztür, die in den Park von Grapesle führte: noch ist mir, als sähe ich ihre zwei verwitterten Pfeiler, die von Schlingpflanzen, Moosen, Gräsern und Brombeerranken überwuchert waren. Plötzlich durchschloß mich blitzschnell der Gedanke an den möglichen Tod des Grafen. Ich sagte: „Ich verstehe Sie." „Das ist mir lieb," antwortete sie in einem Tone, der mich erkennen ließ, daß ich ihr einen unwürdigen Gedanken zutraute.

Sie war so rein, daß ich hätte weinen mögen, aber die Leidenschaft verbitterte mich. Wenn ich an mich selbst dachte, mußte ich mir eingestehen, daß sie mich nicht genügend liebte, um sich ihre Freiheit zu wünschen. Solange die Liebe vor einem Verbrechen zurückschreckt, scheint sie Schranken zu haben, und die Liebe soll keine Grenzen kennen. Mein Herz krampfte

sich schmerzhaft zusammen: ‚Sie liebt mich nicht‘, dachte ich. Um sie nicht in meinen Gedanken lesen zu lassen, küßte ich Madeleine aufs Haar. „Ich fürchte mich vor Ihrer Mutter,“ sagte ich zur Gräfin, um die Unterhaltung wieder aufzunehmen. „Ich nicht minder,“ antwortete sie mit der übermütigen Gebärde eines Kindes. „Aber vergessen Sie nicht, sie immer ‚Frau Herzogin‘ und in der dritten Person anzureden! Die heutige Jugend hat sich diese höflichen Formen abgewöhnt. Nehmen Sie sie wieder an! Tun Sie das für mich! Zudem ist es ein Zeichen von Bildung, die Frauen jeden Alters zu ehren und die bestehenden sozialen Unterschiede anzuerkennen, ohne sie in Frage zu stellen. Sind nicht die Ehrenbezeugungen, die Sie Höherstehenden erweisen, ein Unterpfand für die, die Ihnen zukommen? Alles greift in der Gesellschaft ineinander. Der Kardinal della Rovera und Raffael von Urbino waren zwei gleich geehrte Mächte. Sie haben in Ihren Schulen die Milch der Revolution eingesogen, und Ihre politischen Ideen mögen davon beeinflusst sein. Aber je weiter Sie sich im Leben umsehen, desto mehr werden Sie erkennen, wie wenig unklare Freiheitsideen die Völker beglücken. Ganz abgesehen davon, was ich als eine Lenoncourt vom Wesen der echten Aristokratie denke, sagt mir auch mein gesunder Bauernverstand, daß eine Gesellschaft nur auf hierarchischer Grundlage bestehen kann. Sie sind in einer Phase Ihres Lebens, wo Sie sich entscheiden müssen. Schlagen Sie sich zu Ihrer Partei! Besonders“, fügte sie lachend hinzu, „wenn sie die Oberhand hat.“

Ich war tief gerührt von diesen Worten, die politischen Scharfsinn unter warmer Freundschaft verbargen, Mischung, die den Frauen eine so große Überredungskraft verleiht. Sie verstehen es, die schneidigsten Beweisführungen in die Form einer Gefühlsäußerung zu kleiden. Es schien, als habe Henriette in ihrem Wunsch, alle Handlungen des Grafen zu rechtfertigen, vorausgesehen, was für Betrachtungen ich anstellen würde, wenn ich zum erstenmal das Kriechertum des Grafen

durchschaute. Herr von Mortsauf, König in seinem Schlosse, umstrahlt von seinem historischen Glorienschein, war in meinen Augen ins Fabelhafte gewachsen, und ich muß gestehen, daß der Abstand, den er zwischen die Herzogin und sich legte, und seine fast aufdringliche Höflichkeit mich seltsam berührten. Auch der Sklave hat seine Eitelkeit, er will niemand als dem mächtigen Despoten gehorchen. Ich fühlte mich gewissermaßen gedemütigt durch die Selbsterniedrigung dessen, vor dem ich zitterte, weil er Herr über meine Liebe war. Diese Regung ließ mich die Qualen einer Frau erraten, deren große Seele mit der eines Mannes verkettet ist, dessen Gemeinheiten sie täglich vergraben muß. Achtung ist eine Schranke, die den Großen und den Kleinen in gleichem Maße schützt; jeder kann auf seiner Seite dem andern in die Augen sehen. Ich war ehrerbietig gegen die Herzogin, das verlangte meine Jugend; aber da, wo andere die Herzogin sahen, sah ich Henriettens Mutter, und ich legte in meine Hochachtung eine andächtige Ehrfurcht... Wir traten in den großen Hof von Trapezele ein, wo die Gesellschaft vereinigt war. Der Graf von Mortsauf stellte mich freundlich der Herzogin vor, die mich mit kalten, ablehnenden Blicken maß. Frau von Lenoncourt war damals eine Frau von sechsundfünfzig Jahren, sehr vornehm, sehr gut erhalten. Als ich ihre stahlblauen Augen sah, ihre geäderten Schläfen, ihr hageres asketisches Gesicht, ihre hoheitsvolle aufrechte Gestalt, ihre spärlichen Bewegungen, ihren fahlweißen Teint, der sich bei ihrer Tochter so leuchtend wiederfand, da erkannte ich die kalte Rasse, der meine Mutter entstammte, mit eben der Sicherheit, womit ein Mineraloge schwedisches Eisen erkennt. Ihre Sprache war die des alten Hofes; sie sprach die Laute ,oit' wie ,ait' aus, sagte ,frait' statt ,froid', ,paiteux' statt ,poiteux'. Ich war weder kriecherisch noch steif. Ich traf so ganz den richtigen Ton, daß die Gräfin auf dem Wege zur Vesper mir zuraunte: „Das haben Sie ganz vorzüglich gemacht!“

Der Graf kam auf mich zu, schüttelte mir die Hand und sagte: „Wir sind doch nicht böse, Felix? Wenn ich etwas zu lebhaft war, so müssen Sie das Ihrem alten Kameraden nachsehen. Wir werden wahrscheinlich zu Tisch hier bleiben und Sie dann auf Donnerstag, den Vorabend der Abreise der Herzogin, einladen. Ich reise in Geschäften nach Tours. Vergessen Sie Clocogourde nicht! Meine Schwiegermutter ist eine vortreffliche Bekanntschaft für Sie; ich empfehle Ihnen, sie nicht zu vernachlässigen. Ihr Salon wird in Faubourg Saint-Germain tonangebend sein. Sie hat die Traditionen der großen Welt, besitzt ein ausgedehntes Wissen, kennt alle Wappen von dem des ersten bis zu dem des letzten Edelmannes in Europa.“

Der gesellschaftliche Takt des Grafen, vielleicht auch die Ratschläge seines guten Hausgeistes bewährten sich in der neuen Lage, die der Triumph seiner Partei geschaffen hatte. Er war weder anmaßend noch von beleidigender Herablassung, ohne Wichtigtuerei; und die Herzogin setzte keine ihrer Gönnermienen auf. Herr und Frau von Chessel nahmen dankbar die Einladung für den kommenden Donnerstag an. Ich gefiel der Herzogin, und ihre Blicke verrieten mir, daß sie mich auf das hin untersuchte, was ihre Tochter ihr von mir gesagt hatte. Auf dem Rückwege von der Kirche fragte sie nach meiner Familie und erkundigte sich, ob der junge Vandenesse, der bereits im diplomatischen Dienst stehe, ein Verwandter von mir sei.

„Er ist mein Bruder,“ sagte ich.

Da wurde sie beinahe herzlich. Sie teilte mir mit, daß meine Großtante, die alte Marquise von Listomère, eine geborene Grandlieu sei. Sie behandelte mich mit derselben Höflichkeit wie Herr von Mortsauf am Tage unserer ersten Begegnung. Ihr Blick verlor den hoheitsvollen Ausdruck, womit uns die Herren dieser Welt den Abstand zwischen ihnen und uns fühlen lassen. Ich war schlecht über meine Familie unterrichtet. Die Herzogin teilte mir mit, daß mein Großonkel, ein alter Abbé,

dessen Namen ich nicht einmal kannte, Mitglied des ‚Conseil privé‘ gewesen sei; mein Bruder war befördert worden; schließlich hatte ein Artikel der ‚Charte‘, den ich noch nicht kannte, meinen Vater wieder zum Marquis von Vandenesse ernannt.

„Ich bin nur eins, der Sklave von Clochegourde,“ sagte ich ganz leise zur Gräfin.

Der Zauberschlag der Restauration vollzog sich mit einer Geschwindigkeit, die uns Kinder der Kaiserzeit überraschte. Diese Umwälzung bedeutete nichts für mich. Das kleinste Wort, die einfachste Bewegung Frau von Mortsauß waren die einzigen Ereignisse, denen ich Wichtigkeit beimaß. Ich kümmerte mich nicht um den Conseil privé, ich wußte nichts von Politik, noch von den Dingen dieser Welt. Mein einziger Ehrgeiz war, Henriette zu lieben, mehr als Petrarca Laura geliebt hatte. Diese Gleichgültigkeit ließ mich in den Augen der Herzogin als ein Kind erscheinen. Es kamen viele Leute nach Trapesle, wir waren dreißig Personen bei Tisch. Welche Trunkenheit für einen jungen Mann, die Frau, die er liebt, als die Schönste von allen zu sehen, wie sie das Ziel glühender Blicke wird, und zu wissen, daß man der einzige ist, dem sie den keuschen Glanz ihrer Blicke zuwendet. Man kennt jeden Ton ihrer Stimme und hört in ihren scheinbar leicht hingeworfenen Scherzworten den Grundton ihres Denkens schwingen. Und doch wird das Herz von Eifersucht verzehrt, weil sie einem nicht allein gehört. In seinem Glück über die Aufmerksamkeit, die ihm zuteil wurde, erschien der Graf fast jugendlich. Die Gräfin erhoffte von alledem eine Veränderung seiner seelischen Verfassung. Ich lachte mit Madeleine, die wie viele Kinder, bei denen der Geist auf Kosten des Körpers sich entwickelt, mich durch überraschende Bemerkungen ergötzte; ihr harmlos spöttischer Sinn verschonte niemanden. . . Es war ein schöner Tag. Ein Wort, eine Hoffnung, in der Frühe erblüht, hatte die ganze Natur verklärt; und da sie mich fröhlich sah, war Henriette auch fröhlich.

„Dies Glück, mitten in seinem grauen, überwölkten Leben, schien ihm recht wohltuend,“ sagte sie mir am folgenden Tage.

Den nächsten Tag verbrachte ich natürlich in Clohegourde. Ich war fünf Tage von dort verbannt gewesen und dürstete nach meiner gewohnten Lebensweise. Der Graf war schon um sechs Uhr aufgebrochen, um in Tours seine Kaufverträge ausfertigen zu lassen. Zwischen der Mutter und der Tochter hatte sich eine schwerwiegende Meinungsverschiedenheit erhoben: die Herzogin wollte, daß die Gräfin ihr nach Paris folge, dort wollte sie ihr ein Hofamt verschaffen, und der Graf konnte seinen Verzicht widerrufen und eine hohe Stellung einnehmen. Henriette, die für eine glückliche Frau galt, wollte niemandem, auch nicht der Mutter, ihre furchtbaren Leiden enthüllen und die Unfähigkeit ihres Mannes verraten. Damit ihre Mutter nicht in die Geheimnisse ihres häuslichen Lebens eindringe, hatte sie Herrn von Mortsauf nach Tours geschickt; er sollte sich dort mit den Notaren herumschlagen. Ich allein kannte, wie sie gesagt hatte, die Geheimnisse von Clohegourde. Da sie aus Erfahrung wußte, wie sehr die reine Luft, der blaue Himmel ihres Tales die Reizbarkeit des Grafen und seine schweren körperlichen Leiden milderte, und welchen Einfluß der Aufenthalt in Clohegourde auf die Gesundheit ihrer Kinder hatte, nannte sie der Herzogin allerhand triftige Gründe, die diese wiederum zu widerlegen suchte; sie war eine Frau, die ihre Umgebung beherrschte; die bescheidene Ehe ihrer Tochter verstimmt sie, sie empfand sie als eine Art Demütigung. Henriette erkannte, daß ihrer Mutter an Jacques und Madeleine wenig lag. Es war eine schreckliche Entdeckung. Wie alle Mütter, die gewöhnt sind, die verheiratete Tochter ebenso herrisch zu behandeln, wie sie das junge Mädchen behandelt haben, arbeitete die Herzogin mit Erwägungen, die keine Widerrede duldeten. Bald heuchelte sie verfängliche Freundlichkeit, um ihr eine Zustimmung zu entlocken, bald kühle Bitterkeit, um durch Einschüchterung zu erlangen, was sie durch Milde nicht erreichte;

schließlich, als alle ihre Bemühungen sich als vergeblich erwiesen, entfaltete sie dieselbe Ironie, die ich von meiner Mutter kannte. In zehn Tagen lernte Henriette alle seelischen Qualen kennen, die junge Frauen der Kampf um ihre Unabhängigkeit kostet . . . Sie, die Sie zu Ihrem Glück die beste aller Mütter haben, können das nicht verstehen. Um sich den Kampf zwischen einer spröden, kalten, berechnenden Frau und ihrer Tochter vorzustellen, die von mild herzlicher, nie versiegender Güte überfloß, denken Sie sich die Lilie, der ich sie immer vergleiche, zer-malmt vom Räderwerk einer blinkenden Stahlmaschine. Es gab kein inneres Band zwischen dieser Mutter und ihrer Tochter. Sie erriet keine der wirklichen Schwierigkeiten, die Frau von Mortsauß zwangen, ihr Leben in Einsamkeit fortzusetzen, statt von den Vorteilen der Restauration Gebrauch zu machen. Sie schloß auf irgendeine Liebelei zwischen ihrer Tochter und mir. Dies Wort, dessen sie sich bediente, um ihren Verdacht zu äußern, riß unüberbrückbare Abgründe zwischen den beiden Frauen auf. Zwar ist es Familienbrauch, solch unerträgliche Spaltungen zu überdecken, aber dringen Sie nur tiefer ein, so werden Sie in den meisten tiefe, unheilbare Wunden entdecken, die die natürlichen Gefühle angreifen. Es gibt entweder wirkliche, ergreifende Leidenschaften, denen eine tiefst innerliche Gleichheit der Wesen ewigen Bestand verleiht; dann ist der Tod ein Schicksalsschlag, dessen düstere Folgen nicht mehr gutzumachen sind. Oder es gibt verborgenen Haß, der die Herzen allmählich vereist und der am Tage der ewigen Trennung die Tränen gefrieren läßt. Gestern gepeinigt, heute gepeinigt, von allen geschlagen, selbst von ihren beiden Leidensengeln, die unschuldig waren an den Schmerzen, die sie erduldeten, wie an denen, die sie verursachten: wie hätte diese arme Seele den nicht lieben sollen, der sie nicht schlug, der sie vielmehr mit einer dreifachen Hecke umringen wollte, um sie vor Stürmen, vor jeder unsanften Berührung, vor jeder Verwundung zu schützen! Zwar litt ich unter all diesen Reibereien; aber manchmal freuten

sie mich, weil ich dann fühlte, daß Henriette sich auf meine Liebe stützte. Denn Henriette vertraute mir ihre neuen Leiden an. Da konnte ich ihr Ausdauern im Schmerz, ihre geduldige Energie bewundern. Mit jedem Tage lernte ich den Sinn ihrer Worte besser verstehen: „Lieben Sie mich, wie ich meine Tante liebt!“

„Haben Sie denn keinerlei Ehrgeiz?“ sagte mir bei Tisch die Herzogin mit harter Miene. „Madame,“ antwortete ich und warf ihr einen ernsten Blick zu, „ich fühle in mir Kraft genug, die Welt zu bezwingen, aber ich bin erst einundzwanzig Jahre alt und ganz auf mich angewiesen.“

Sie blickte ihre Tochter erstaunt an, denn sie glaubte ja, daß ihre Tochter, um mich festzuhalten, jeden Funken Ehrgeiz in mir erstickte. Der Aufenthalt der Herzogin von Lenoncourt in Blochegourde war eine Zeit ständigen Zwanges. Die Gräfin empfahl mir, sorgsam den Schein zu wahren, ein leiseres Wort erschreckte sie, und ihr zuliebe mußte ich den Harnisch der Verstellung anlegen. Der große Donnerstag kam. Es war ein Tag langweiligen Zeremoniells, wie ihn die Liebenden hassen, die an das sanfte Sichgehenlassen des Alltags gewöhnt sind, die ihren angestammten Platz haben und sonst die Herrin des Hauses für sich in Anspruch nehmen. Die Liebe verabscheut alles, was nicht sie selbst ist. Die Herzogin ging, den Pomp des Hofes zu genießen, und alles in Blochegourde kehrte in die alte Ordnung zurück.

Mein kleiner Zwist mit dem Grafen hatte zur Folge, daß ich noch mehr Boden gewann: ich konnte nun jederzeit kommen, ohne das geringste Mißtrauen zu erregen, und ich durfte wie eine Kletterpflanze die schöne Seele umranken, die mir die Zauberwelt erwideter Liebe erschloß. Mit jeder Stunde, mit jedem Augenblick wurde unsere Seelenehe, die auf Vertrauen gegründet war, unlöslicher. Jeder von uns festigte seine Stellung: die Gräfin hüllte mich in ihren wärmenden Schutz, in die weißen Schleier wahrhaft mütterlicher Liebe, indes meine Liebe,

die in ihrer Gegenwart seraphisch war, fern von ihr sich in etwas schmerzend Heißes, wie glühendes Eisen, verwandelte. Ich liebte sie mit einer doppelten Liebe, die bald mit den tausend Pfeilen der Begierde brannte, bald im unerreichbar fernen Aether verging. Wenn Sie mich fragen, warum ich trotz meiner Jugend und meiner ungestümen Wünsche beim trügerischen Glauben an eine platonische Liebe verharrte, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich noch nicht Mann genug war, um diese Frau zu quälen, die in steter Furcht vor einer Katastrophe bei ihren Kindern lebte; die immerfort auf einen Ausbruch, einen stürmischen Stimmungswechsel bei ihrem Manne gefaßt war; die von ihm gepeinigt wurde, wenn nicht die Krankheit Jacques' und Madeleine's sie quälte; die sich ans Bett eines ihrer Kinder setzte, sobald ihr Mann zu sich gekommen war und ihr etwas Zeit zur Ruhe ließ. Der Klang eines zu heftigen Wortes erschütterte ihr ganzes Wesen, jede Begierde beleidigte sie. Für sie mußte man ganz verschleierte Liebe sein, eine Mischung von Kraft und Zärtlichkeit, kurz alles, was sie selbst für andere war. Und endlich — muß ich es Ihnen erst sagen, die Sie so ganz Weib sind — schloß diese Lage wonnige Ermattungen, Augenblicke himmlischer Milde und das Glück in sich, das stumme Opfer lohnt. Ihre Gewissenhaftigkeit wirkte ansteckend, ihr Opfermut, der auf keine irdische Belohnung rechnete, nötigte durch seine Beständigkeit Hochachtung ab. Dies lebendige und geheime Mitleid, das alle ihre Tugenden miteinander verband, wirkte wie ein seelischer Weihrauch. Zudem war ich jung, jung genug, mein ganzes Wesen in den Ruß zusammenzudrängen, den sie mir nur allzu selten auf ihre Hand zu drücken erlaubte: sie reichte mir stets nur den Handrücken, nie das Handinnere, als glaubte sie, daß dies die Grenze der sinnlichen Wollust sei. Vielleicht haben andere Seelen sich glühender umschlungen, aber nie wurde das Fleisch mutiger und siegreicher niederkämpft. Viel später habe ich erkannt, weshalb dies Glück so ungetrübt war . . . Damals wurde ich durch kein anderes Inter-

esse abgelenkt, keine Leidenschaft durchkreuzte den Lauf dieses Gefühls, das stromgleich alles mit sich forttriß. Ja, später lieben wir das Weib in der Frau, aber bei der ersten geliebten Frau lieben wir alles, was ihr gehört: ihre Kinder sind unsere Kinder, ihr Haus ist unser Haus, ihre Interessen sind unsere Interessen, ihr Unglück ist unser größtes Unglück; wir lieben ihr Kleid und ihre Möbel; es ärgert uns mehr, ihr Getreide verhagelt zu sehen, als unser Geld verloren zu wissen; wir sind imstande, den Besucher zu schelten, der unsere Nippsachen auf dem Kaminsims verstellt. Diese heilige Liebe läßt uns in einem andern Menschen leben, aber später ziehen wir ein anderes Leben in uns hinein und verlangen von der Frau, daß sie mit ihren Zwischengefühlen unsere verarmten Empfindungen bereichere.. Bald gehörte ich zum Hause und empfand zum erstenmal die unendlichen Wonnen, die für die gequälte Seele so viel sind wie ein Bad für den ermüdeten Körper; die Seele erfrischt sich dann über und über und fühlt sich bis in ihre tiefsten Falten geliebkost. Sie können das nicht verstehen, denn Sie sind ein Weib, und es handelt sich hier um ein Glück, das Sie geben, aber nie im selben Maße empfangen können. Ein Mann allein kennt das köstliche Vergnügen, in einem fremden Hauswesen der Liebling der Herrin, der geheime Mittelpunkt ihrer gütigen Gedanken zu sein: die Hunde bellen einen nicht mehr an, die Dienerschaft erkennt ebenso wie die Hunde die geheimen Abzeichen, die man trägt, die Kinder, deren Empfinden noch unverdorben ist und die wissen, daß ihr Teil nie geschmäleret werden kann, und daß man sie hütet und ihnen wohlthut... Die Kinder besitzen eine Sehergabe; sie schmiegen sich Katzenartig an, sie üben die sanfte Tyrannei aus, die sie nur für Anbetende und Angebetete übrig haben, sie sind zartfühlend und feinsinnig und rücksichtsvolle und unschuldige Mitwisser; auf den Zehenspitzen schleichen sie heran, lächeln einen an und entfernen sich geräuschlos. Alles bemüht sich um einen, alles lacht einem liebevoll zu. Wahre Leidenschaften sind wie schöne Blumen, deren An-

blick desto mehr erfreut, je undankbarer der Boden ist, auf dem sie wachsen. Ich genoß die wonnigen Vorteile dieser Einverleibung in eine Familie, in der ich Verwandte nach meinem Herzen fand; aber ich nahm auch Verpflichtungen auf mich. Bis dahin hatte sich Herr von Mortsauf vor mir beherrscht: ich hatte nur seine größten Fehler gesehen; jetzt fühlte ich ihre Einzelanwendung in ihrem ganzen Umfang und sah, wie nachsichtig die Gräfin gewesen war, als sie mir ihre täglichen Kämpfe beschrieb. Ich lernte alle Kanten seines unerträglichem Charakters kennen, ich hörte seine steten Schreiereien um nichts und wieder nichts, seine Klagen über Schmerzen, für die man doch keine äußern Anzeichen bemerken konnte, die tief wurzelnde Unzufriedenheit, die jede Fröhlichkeit mordete, und das unersättliche Bedürfnis, zu tyrannisieren, das ihn immer auf neue Opfer hetzte. Wenn wir abends spazieren gingen, bestimmte er allein das Ziel, aber gleichviel, wohin es ging — stets war er gelangweilt; zu Hause angelangt, lud er auf andere die Last seiner Müdigkeit ab; seine Frau war schuld daran, sie hatte ihn gegen seinen Willen geführt, wohin es ihr gefiel. Da er sich nicht mehr erinnerte, daß er uns geführt hatte, beklagte er sich darüber, bis ins kleinste unter dem Pantoffel seiner Frau zu stehen, keinen eigenen Willen und Gedanken mehr zu haben, eine Null in seinem Hause zu sein. Wenn seine Ungerechtigkeiten auf geduldiges Schweigen stießen, wurde er wütend, weil er die Grenzen seiner Macht erkannte. Erbittert fragte er, ob die Religion den Frauen nicht vorschriebe, sich ihren Männern zu fügen; ob es sich denn gehöre, den Vater der Kinder zu verachten. Schließlich gelang es ihm immer, eine empfindsame Saite im Herzen seiner Frau zu treffen, und wenn er sie erzittern fühlte, saß er da und genoß hochofrenut seine nichtige Überlegenheit. Manchmal kehrte er den dumpfen Schweiger heraus, den krankhaft Entmutigten. Das erschreckte seine Frau, die ihm dann die rührendste Pflege angedeihen ließ. Einem verwöhnten Kinde gleich, das seine Macht mißbraucht,

ohne sich um die Bestürzung der Mutter zu kümmern, ließ sich der Graf verhätscheln, genau wie Jacques und Madeleine, auf die er außerdem eifersüchtig war. Kurz, ich entdeckte allmählich, daß der Graf im großen und im kleinen mit seinen Diensthofen, seinen Kindern und seiner Frau so umging, wie mit mir beim Tridtrack. Mehr und mehr erkannte ich in ihren Wurzeln und Zweigen die Schwierigkeiten, die, Lianen gleich, Bewegung und Atmung der Familie beengten und erstickten, die den Gang des Hauswesens mit zahlreichen feinen, unzerreißbaren Fäden umspannen und den wachsenden Wohlstand behinderten, indem sie die einfachsten Handlungen unnötig erschwerten. Mit dieser Erkenntnis wuchs die ehrfürchtig scheue Bewunderung für Henriette. Sie lehrte mich, meine Liebe zu beherrschen und sie fest in meinem Herzen zu verschließen. Gott, was war ich denn? Die Tränen, die ich geschlürft hatte, erzeugten in mir eine erhabene Trunkenheit, und ich empfand es als ein Glück, die Leiden dieser Frau zu den meinen zu machen. Früher hatte ich mich den herrischen Launen des Grafen gefügt, wie ein Schmuggler seine Strafe bezahlt; künftighin wollte ich mich den Schlägen des Despoten aussetzen, um mich Henriette ganz nahe zu fühlen. Die Gräfin durchschaute mich, räumte mir einen Platz an ihrer Seite ein und gab mir als Lohn die Erlaubnis, ihre Schmerzen zu teilen, wie vor Zeiten dem reumütigen Befehten, der darauf brannte, gleichzeitig mit seinen Brüdern den Himmel zu erlangen, die Gnade zuteil ward, im Zirkus zu sterben.

„Ohne Sie wäre ich diesem Leben erlegen,“ sagte mir Henriette eines Abends, als der Graf, wie die Fliegen bei großer Hitze, bissiger, peiniger und unruhiger denn je gewesen war.

Der Graf war zur Ruhe gegangen. Henriette und ich verbrachten einen Teil des Abends unter unsern Akazien; die Kinder spielten um uns her, sie waren in die Strahlen der untergehenden Sonne getaucht. Unsere spärlichen Worte, unsere Ausrufe sprachen die Gedanken aus, in denen wir uns von

gemeinsamen Leiden ausruhten. Wenn Worte versagten, half uns das Schweigen, und unsere Seelen hielten ungehindert beieinander Einklehr, wir brauchten einander nicht zu küssen. Beide genossen sie den Reiz eines gedankenvollen Halbschlafs, folgten den Windungen einer gleichen Träumerei, tauchten zusammen in den Fluß und stiegen wieder erfrischt empor, zwei Nymphen gleich, die so eng miteinander vereint sind, wie ihr Sehnen es nur verlangen mag, doch ohne jedes irdische Band. Wir sanken in abgründige Tiefen, wir kamen mit leeren Händen wieder an die Oberfläche und fragten uns mit einem Blick: Wird wohl einer unter so vielen Tagen uns gehören? Warum sind unsere Sinne doppelt unruhig, wenn die Wollust solch wurzellose Blüten treibt? Trotz der erschlaffenden Poesie des Abends, der der Backsteinbalustrade so wohlthuende und reine Drangetöne auftrug, trotz dieser andächtigen Atmosphäre, durch die das Schreien der Kinder gedämpft zu uns herüberdrang, trotz der Stille, die uns umringte, kreiste die Begierde wie die Flamme eines Freudenfeuers in meinen Adern. Nach drei Monaten gab ich mich mit dem, was mir eingeräumt war, nicht mehr zufrieden, und ich streichelte sanft die Hand Henriettes mit dem Wunsch, meine reiche, voll erglühte Lust möge in sie überströmen. Henriette wurde dann wieder Frau von Mortsauf und entzog mir ihre Hand. Tränen traten mir ins Auge; sie sah sie, warf mir einen milden Blick zu und führte ihre Hand an meine Lippen.

„So bedenken Sie doch,“ sagte sie, „wie viel Tränen mich das kostet! Die Freundschaft, die so große Gunst verlangt, ist zu gefährvoll.“

Ich konnte mich nicht mehr zurückhalten: ich erging mich in Vorwürfen, ich sprach von meinen Qualen und von dem bißchen Trost, das ich verlangte, um sie zu tragen. Ich wagte ihr zu sagen, in meinem Alter seien zwar die Sinne ganz Seele, aber die Seele sei nicht geschlechtlos, ich könnte wohl sterben, aber nicht mit verschlossenen Lippen. Sie gebot mir Schweigen

mit ihrem stolzen Blicke, worin ich Caciques „Und ich, bin ich auf Rosen gebettet?“ zu lesen glaubte. Vielleicht war ich auch in einem Irrtum befangen. Seit dem Tage, wo ich ihr vor den Thoren von Grapeisle zu Unrecht den Gedanken zugetraut hatte, daß unser Glück auf einem Grab aufgerichtet würde, seit jenem Tage schämte ich mich, ihre Seele mit meinen rohen, leidenschaftlichen Begierden zu beflecken. Sie ergriff das Wort und sagte mir — ihr Mund war so süß —, daß sie mir nicht alles sein könne, daß ich dies wissen müsse. Da sie diese Worte sprach, war mir klar, daß ich Abgründe zwischen uns aufrisse, wenn ich ihr nicht folgte. Ich neigte den Kopf. Sie fuhr fort und sagte, daß sie die fromme Gewißheit habe, einen Bruder lieben zu können, ohne Gott und die Menschen zu verletzen; daß es süß sei, diese Liebe zu einem wirklichen Abbild der göttlichen Liebe zu machen, die nach den Worten des trefflichen Saint-Martin das Leben der Welt ist. Wenn ich für sie nicht in gewissem Sinne dasselbe sein könne wie ihr alter Beichtvater, weniger als ein Liebhaber, aber mehr als ein Bruder, so müßten wir unsern Verkehr abbrechen. Sie fühlte sich stark genug, zu sterben und das Uebermaß ihrer quälenden, unter Tränen und Martern erduldeten Leiden zu Gott zu tragen.

„Ich habe schon mehr gegeben, als ich geben sollte,“ sagte sie schließlich, „mehr darf ich mir nicht nehmen lassen. Schon für das Wenige bin ich gestraft.“

Ich mußte sie beruhigen, ihr versprechen, sie nie zu betrüben, und sie als Zwanzigjähriger zu lieben, wie Greise ihr letztes Kind lieben.

Tags darauf kam ich frühzeitig an. Sie hatte keine Blumen mehr für die Vasen ihres grauen Salons. Ich lief in die Weinberge und suchte dort Blumen, um ihr zwei Sträuße zu binden. Aber während ich eine nach der andern pflückte, sie an der Wurzel abschnitt und bewunderte, da bedachte ich, daß Farben und Laubwerk ihre eigene Musik haben, eine Poesie, die der Verstand begreift, indem das Auge entzückt wird, —

so, wie Musik in Liebenden und Geliebten tausend Erinnerungen wachruft. Da Farbe organisches Licht ist, muß sie da nicht eine Bedeutung haben, wie sie die Luftschwingungen im Ton haben? Mit Jacques' und Madeleines Hilfe, die, wie ich, glücklich waren, unserm Liebling eine Überraschung zu bereiten, begann ich auf den untersten Stufen der Terrasse, wo wir das Hauptquartier der Blumen eingerichtet hatten, zwei Sträuße zu binden, die meine Gefühle sichtbar ausdrücken sollten. Stellen Sie sich eine Quelle von Blumen vor, die aus zwei Vasen hervorquillt, in flockigen Wogen sich senkt, und aus deren Mitte meine Wünsche in weißen Rosen und silberkelchigen Lilien steigen. Auf diesem hellen Grund erglänzten Kornblumen, Vergißmeinnicht, lauter blaue Blumen, deren Himmelsfarbe sich gern mit Weiß vermählt; sind es nicht zwei Arten der Unschuld, die nichts weiß, und die alles weiß, die eine ein Kinder- gedanke, die andere ein Märtyrergedanke? Die Liebe hat ihre Wappenkunde, und die Gräfin entzifferte sie im stillen. Sie warf mir einen jener durchdringenden Blicke zu, die dem Schrei eines Kranken gleichen, an dessen Wunde man rührt: sie war gleichzeitig beschämt und entzückt. Welcher Lohn lag in diesem Blick! Sie beglücken, ihr Herz erlaben — welcher Sporn war das! Ich erfand die Theorie des guten Père Castel noch einmal für die Liebe, ich entdeckte für sie eine Wissenschaft wieder, die Europa abhanden gekommen ist, wo tintige Stilblüten die blühende, balsamgetränkte Blumensprache des Orients verdrängt haben. Wie reizvoll ist es, als Dolmetscher für seine Gefühle die Töchter der Sonne zu haben, die Schwestern der Blumen, die die Sonne der Liebe blühen ließ. Bald lernte ich die Sprache der Feldblumen verstehen, wie ein Mann, den ich später in Grandlieu traf, die Sprache der Bienen verstand.

Zweimal wöchentlich während meines ganzen übrigen Aufenthalts in Grapesle machte ich mich von neuem an dies langwierige poetische Werk; zu seiner Vollendung waren alle Arten

von Gräsern erforderlich, die ich eingehend studierte, nicht als Botaniker, sondern als Dichter, denn ich drang mehr in ihren Geist als in ihre Formen ein. Um eine Blume da zu finden, wo sie wuchs, ging ich oft viele Meilen weit, an den Rand des Wassers, in die Täler, auf den Grat der Felsen, mitten in die Heide, und wie eine Biene sammelte ich Gedanken in Wald und Flur. Auf diesen Gängen machte ich mich mit Freuden vertraut, die dem Gelehrten verschlossen sind, der in der Abstraktion lebt, dem Landmann, der sich nur um bestimmte Pflanzen kümmert, dem Handwerker, der an die Stadt gekettet ist, dem Kaufmann, den sein Kontor festhält; aber es gibt Forstleute, Holzhauer und Träumer, die kennen sie. Es finden sich in der Natur Erscheinungen, deren Ausdeutungsmöglichkeiten unbegrenzt sind und in denen man die höchsten seelischen Werte lesen kann. Bald ist es eine blühende Heide, von Taudiamanten übersät, darin die Sonnenstrahlen spielen, eine Unendlichkeit für den Blick, der zur rechten Zeit darauffällt. Bald ist es ein von Felsstrümmern eingeschlossenes Stück Wald; sandig und moosbewachsen, mit Wacholderbüschen geschmückt, vom Schrei des Adlers durchäczt, ergreift es uns durch seinen wilden, schroffen, erschreckenden Charakter. Bald ist es eine heiße, unfruchtbare, steinige Heide mit jähem Abhängen, deren Horizonte wüstenähnlich verschwimmen: dort fand ich eine erhabene einsame Blume, eine Pulsatilla, deren Banner aus violetter Seide sich um den goldenen Blütenstaub breitete, — ein ergreifendes Bild meines weißen Idols, das einsam in seinem Tale stand. Bald sind es große Wasserlachen, die die Natur mit grünen Flecken überzieht, einem Mittelding zwischen Pflanze und Tier, wo das Leben in wenigen Tagen keimt und Pflanzen und Insekten treibt, wie die großen Welten eine Welt für sich. Bald auch ist es eine Hütte mit ihrem Garten voller Kohlköpfe, ihren Reben, ihren Zäunen, die über eine Schlucht hängt und von mageren Roggenfeldern umringt ist: das Ebenbild so vieler bescheidener Existenzen. Bald ist es eine lange Wald=

allee, die dem Schiff eines Domes gleicht, wo die Bäume Pfeiler sind, wo die Äste die Gewölbebogen bilden; eine ferne Lichtung, wo helle und dunkle Töne ineinander übergehen oder die der Sonnenuntergang in einen roten Schein taucht, ist zwischen dem Laubwerk am Ende der Allee sichtbar und erinnert an die gemalten Fensterscheiben eines Chors voll singender Vögel. Und tritt man aus diesen frischen schattigen Wäldern heraus, so liegt da ein freidiges Brachland, wo über das glühende, raschelnde Moos satte Blindschleichen sich hinschlängeln und ihre anmutigen feinen Köpfe in die Höhe heben. Denken Sie sich über diese Bilder Ströme von Sonnenlicht ausgegossen, lebenspendende Fluten, oder graue Wolken gehäuft, die sich aneinanderreihen wie Runzeln auf der Stirn eines Greises, oder die kalten Töne eines mattgelben Himmels, den blaßblaue Streifen durchfurchen, und dann horchen Sie hin: Sie werden die unbeschreiblichen Melodien einer überwältigenden Stille hören. Während der Monate September und Oktober habe ich keinen Strauß zusammengestellt, der mich weniger als drei Stunden sorgfältigen Suchens gekostet hätte, so sehr bewunderte ich mit dem wohligen Sichgehenlassen des Dichters die flüchtigen Gleichnisse, die mir die widerstrebendsten Formen des menschlichen Lebens malten, erhabene Schauspiele, aus denen meine Erinnerung jetzt schöpft. Noch heute sehe ich oft jene großen Ereignisse im Schimmer der Seele, die damals über die Natur ausgebreitet war. Noch sehe ich dort die königliche Herrin wandeln, deren weißes Kleid durch das Dickicht glitt und über Wiesen hinflatterte . . . Jedem Kelch voll liebedurstigen Blütenstaubes entstieg der Gedanke an sie, wie die verheißene Frucht.

Keine Liebeserklärung, keine Äußerung sinnloser Leidenschaft war je unwiderstehlicher und überzeugender als diese Blumensymphonien, worin meine ungestillte Begierde mich eine seelische Kraft entfalten ließ, wie sie Beethoven in Noten kundgab; war doch seine Musik tiefe Einklehr in sich selbst,

himmelsstürmende Wucht. Frau von Mortsauß war beim Anblick der Blumen nur noch Henriette, immer wieder kehrte sie zu ihnen zurück, sie nährte sich von ihnen; sie enträtselte die Gedanken, die ich hineingelegt hatte, wenn sie von ihrem Stickerahmen auffah, und sagte: „Gott, wie schön das ist!“ — Sie werden den liebreizenden Verkehr, dessen sich jede einzelne Blume im Strauß bediente, an einem Beispiel verstehen, wie Sie nach einem Bruchstück die Dichtungen Saadis beurteilen könnten. Ist Ihnen im Mai auf den Wiesen der Duft aufgefallen, der allen Wesen trunkene Liebeslust einflößt, der, wenn Sie im Boote sitzen, Sie die Hand ins Wasser tauchen, Ihr Haar dem Winde preisgeben heißt, und der Ihre Gedanken wieder grünen macht wie die Bäume im Wald? Ein kleines duftendes Gras bildet den Grundton dieser symbolischen Harmonie; auch kann es niemand ungestraft bei sich tragen. Fügen Sie seine glänzenden, gestreiften Halme, die einem Gewebe mit grünen und weißen Strichen gleichen, in einen Strauß, so werden unversiegbare Duftströme die Rosenknospen auf dem Grund Ihres Herzens wachküssen, die sich dort schamhaft duckten. Denken Sie sich um die weite Öffnung der Porzellanvase einen Wulst, ausschließlich aus den weißen Büscheln des in den Weinbergen der Touraine heimischen Hauswurzels gebildet: eine Ahnung der begehrten Formen, die zusammengekauert liegen wie die einer gehorsamen Sklavin. Aus diesem Unterbau streben in Spiralen weißglockige Winden empor, dazu rosiger Ochsenbrach mit einigen Farnkräutern und jungem Eichlaub, wunderbar an Farbe und Glanz. Das alles kommt heran, demütig gebeugt wie Trauerweiden, zaghaft und flehend wie Gebete. Darüber hinausragend die schlanken wehenden Gräser des purpurbühenden Zittergrases, von dem der gelbliche Blütenstaub niederrieselt, die schneeigen Pyramiden des Feld- und Wasserrispengrases, das grüne Haar der fruchtlosen Trespel, die schlanken Federbüsche der Feldgräser, die man Windähren nennt: blaßviolette Hoffnungen, die erste Träume krönen und

die sich vom blaugrauen Grunde abheben, wo das Licht um blühende Gräser spielt. Etwas höher ragen einige bengalische Rosen, im krausen Spitzenwerk des Möhrenkrauts verstreut, die Marabukrausen der Spierstauden, die Dolden des wilden Korbels, das Blondhaar der reifen Klematisfrucht, die niedlichen Kreuzchen des milchweißen Kreuzblattes, die Doldentrauben der Scharfgarben, die weitverzweigten Stengel des Erdrauchs mit seinen rosa und schwarzen Blüten, die Ringelranken der Rebe, die schlangenartigen Geißblattzweige — kurz, was diese naiven Blumenkinder nur Zerzaustes und Zerrissenes haben, Flammen und dreifach geschliffene Dolche, lanzettförmige und ausgezackte Blätter, qualvoll gewundene Stiele, gleich Wünschen, die auf dem Grund der Seele durcheinanderwirren... Mitten aus diesem reichen überschäumenden Sturzbach von Liebe reckt sich ein wundervoller gefüllter Mohn zwischen seinen zum Bersten reifen Kapseln; seine leuchtenden Flammen züngeln über weißen Jasminsternen und überragen den unaufhörlichen Blütenstaubregen, der einer schönen Wolke gleich in der Luft glitzert und in seinen tausend glänzenden Stäubchen das Licht fängt. Welche Frau, die der Liebesduft blühender Gräser berauscht, würde diesen Überschwall zärtlich ergebener Gedanken nicht verstehen, die weiße Liebkosung, die Regungen einer unbezähmbaren Leidenschaft durchbrechen, und die rote Bier der Liebe, die nach einem Glück verlangt, das ihr verweigert wird in den hundertmal durchfochtenen Kämpfen der verhaltenen, unermüdlichen, ewigen Leidenschaft? Stellen Sie diese Rede in das Licht eines Fensters, damit alle ihre frischen Einzelheiten, ihre zarten Gegensätze, ihre Arabesken klar werden: dann wird die gerührte Herrin einer voll erblühten Blume eine Träne entfallen sehen, sie wird nahe daran sein, zu erliegen, und es wird eines Engels oder der Stimme ihres Kindes bedürfen, um sie am Rande des Abgrunds festzuhalten. Was opfert man Gott? Düfte, Licht und Lieder, die lautersten Gaben der Natur. Und das alles, was man Gott opfert, ward

der Liebe dargebracht in diesem lichten Blumengedicht, das seine unaufhörlichen Melodien in ihr Herz summt und verborgene Wollüste liebte, uneingestandene Hoffnungen und Wünsche, die auftauchen und wieder verschwinden wie Marienfäden in einer lauen Sommernacht.

Diese sachlichen Freuden halfen uns über die Gereiztheit unserer Sinne hinweg, die unvermeidlich war, da wir uns einer in den andern versenkten mit Blicken, die genießen, indem sie den andern bis in sein innerstes Wesen wollüstig durchstrahlen. Sie waren für mich — ich wage nicht zu sagen: für sie — wie Risse in einem unüberwindlichen Wehr, die ein wenig von dem gestauten Wasser durchlassen und so ein Unglück abwenden können, da sie nicht die ganze Kraft sich unvermindert ansammeln lassen. Die Enthaltbarkeit hat ihre tödlichen Erschlaffungen, doch erhalten sie wenige Krümchen, die eins nach dem andern von dem Himmel fallen, der von Dan bis zur Sahara dem Wanderer Manna spendet. Trotzdem habe ich Henriette oft mit schlaff herabhängenden Armen überrascht, in eine stürmische Träumerei verloren, die die Brust in schweren Gedanken hebt, die auf der Stirn gewittert, die in schäumenden Wogen herandrängt, droht und schließlich eine entnervende Mattigkeit zurückläßt. Nie wieder habe ich seitdem für irgendwen einen Strauß gewunden. Als wir uns diese Sprache für unsern einzigen Gebrauch geschaffen hatten, empfanden wir die Freude eines Sklaven, der seinen Herrn hintergeht.

Den ganzen Monat über konnte ich bisweilen schon von weitem ihr Gesicht sehen, das an der Fensterscheibe lehnte, und wenn ich in das Zimmer trat, fand ich sie über ihren Stickerahmen gebeugt. Wenn ich nicht zur wortlos verabredeten Stunde erschien, irrte manchmal ihre weiße Gestalt über die Terrasse, und wenn ich sie dort überraschte, sagte sie: „Ich bin Ihnen entgegengegangen. Muß man nicht ein bißchen nett sein zu seinem Jüngsten?“

Die grausamen Tricktrickpartien zwischen dem Grafen und

mir waren unterbrochen worden; seine letzten Käufe erforderten eine Menge von Gängen, von Besichtigungen, Nachprüfungen, Grenzsteinsetzungen und Messungen. Er hatte Befehle zu geben, er war von allerhand Feldarbeiten in Anspruch genommen, die das Auge des Herrn brauchten und die er mit seiner Frau besprach. Oft suchten die Gräfin und ich ihn auf seinen neuen Besitzungen auf. Die beiden Kinder begleiteten uns dann, machten Jagd auf Insekten, Grasmücken, ließen Drachen steigen und banden auch Sträuße oder, genauer gesagt, Blumenbüschel. Mit der Frau, die man liebt, lustwandeln, ihr den Arm geben, für sie den Weg wählen, diese wechselvollen Freuden würden einem ganzen Leben genügen. Die Unterhaltung ist dann so vertrauensvoll. Allein gingen wir hin, und zurück kamen wir mit dem General, wie wir den Grafen scherzhaft nannten, wenn er gut gelaunt war. Diese beiden Arten, den Weg zurückzulegen, brachten Abwechslung in unsere Freude durch Gegensätze, wie sie nur die kennen, deren Liebe voller Wechselfälle ist. Auf dem Heimweg waren dieselben Glückseligkeiten, ein Blick, ein Händedruck mit Aufregungen verknüpft. Das Wort, das auf dem Hinweg so frei war, nahm auf dem Rückweg einen geheimnisvollen Sinn an, wenn einer von uns nach einigem Nachdenken auf versängliche Fragen die Antwort fand oder ein begonnenes Gespräch mit rätselhaften Worten fortgesetzt wurde. Zu dieser Gesprächsform eignet sich unsere Sprache vorzüglich, und gerade die Frauen verstehen sie überaus ersfinderisch zu handhaben. Wer hätte nicht das Glück empfunden, sich so gewissermaßen in einer unbekannten Sphäre zu verständigen, wo Eingeweihte sich von der Menge sondern und sich gemeingültigen Regeln zum Trotz enger miteinander verbinden. Eines Tages stieg mir eine verwegene Hoffnung auf, die zu schnell zerrann — als auf die Frage des Grafen, wovon wir sprächen, Henriette mit einem Doppelsinn antwortete, womit der Graf sich zufriedengab. Dieser unschuldige Scherz belustigte Madeleine und trieb ihrer Mutter das Rot

in die Wangen. Mit einem strengen Blick gab sie mir zu verstehen, daß sie mir ihre Seele entziehen könne, wie sie mir einst ihre Hand entzogen hatte, da sie eine unantastbare Gattin hatte bleiben wollen. Aber so viele Reize hat ein solcher Seelenbund, daß wir tags darauf von neuem begannen.

Die Stunden, die Tage, die Wochen flogen dahin und brachten immer neue Freuden. So kam die Zeit der Weinlese heran, die in der Touraine ein wahres Fest ist. Gegen Ende September erlaubt es die Sonne, die weniger heiß brennt als zur Erntezeit, sich in den Feldern aufzuhalten, ohne einen Sonnenbrand oder Müdigkeit fürchten zu müssen. Es ist leichter, Trauben abzuschneiden, als Getreide zu mähen. Die Früchte sind alle reif. Die Ernte ist eingeheimst, das Brot wird weniger teuer, und der Überfluß macht das Leben leicht. Schließlich sind die Befürchtungen wegen des unbestimmten Ergebnisses der Feldarbeit, die ebensoviel Geld wie Schweiß kostete, geschwunden: die Scheune ist gefüllt, und die Vorratskammern sind bereit, neue Schätze aufzunehmen. Da erscheint die Weinlese wie der fröhliche Nachtmahl des Erntefestmahls. Der Himmel lächelt über dem stets prächtigen Herbst der Touraine. In diesem gastlichen Lande werden die Winzer im Hause freigehalten; und da diese Mahlzeiten die einzigen im Jahre sind, wo die armen Leute nahrhafte und gut zubereitete Speisen bekommen, halten sie daran fest, wie Kinder in patriarchalischen Familien an den hergebrachten Festtagen. Deshalb eilen sie in hellen Haufen in die Häuser, wo die Herrschaft sie freigebig bewirtet. So ist das Haus voll von Leuten und Vorräten. Die Keltern stehen beständig offen. Überall wimmelt es von Küfern, von Karren voll lachender Mädchen, von Leuten, die immerzu singen, weil sie bessern Lohn bekommen als sonst im Jahre. Dann ist noch ein Grund zur Freude da: alle trennenden Unterschiede sind aufgehoben, Frauen und Kinder, Herren und Knechte, alles beteiligt sich an der ‚göttlichen Lese‘. Das Zusammentreffen all dieser Umstände erklärt die von Geschlecht

zu Geschlecht vererbte Heiterkeit, die sich in den letzten schönen Herbsttagen entfaltet und die einst Rabelais die bacchische Form seines großen Werkes eingegeben hat. Nie hatten die kränklichen Kinder Jacques und Madeleine an einer Weinlese teilgenommen; mir ging es wie ihnen, und sie hatten eine kindliche Freude daran, ihre Aufregung geteilt zu sehen. Ihre Mutter hatte versprochen, mitzugehen. Wir waren nach Villaines gegangen, wo die in der Gegend gebräuchlichen Weinkörbe hergestellt werden, und hatten uns besonders hübsche bestellt. Wir vier sollten einige Reihen herbsten, die unsern Scheren vorbehalten blieben; aber es war abgemacht worden, daß wir nicht zu viele Trauben essen dürften. Die dicken Tourainer Trauben gleich in den Reben zu essen, war so wonnig, daß man bei Tisch die schönsten liegen ließ. Jacques ließ mich schwören, daß ich mir nirgends die Weinlese ansähe, sondern mich ausschließlich für den Weinberg von Ecliegourde aufspare. Nie waren diese zwei kleinen, sonst so schwächlichen und blassen Wesen frischer, rosiger, tätiger, lebendiger als an diesem Morgen. Sie plauderten, nur um zu plaudern, sprangen hin und her, kamen und gingen ohne ersichtlichen Grund; nur daß sie, wie andere Kinder, ein Uebermaß an Lebenslust auslassen wollten. Herr und Frau von Mortsauf hatten sie nie so gesehen, und ich wurde mit ihnen Kind, und vielleicht mehr Kind noch als sie, denn auch ich erhoffte meinen Lohn. Bei schönstem Wetter zogen wir in die Reben und blieben einen halben Tag. Wie wir darum stritten, wer die schönsten Trauben fände, wer seinen Korb am raschesten füllte! Es war ein beständiges Hin- und Herlaufen von den Weinstöcken zur Mutter; es wurde keine Traube gepflückt, die man ihr nicht zeigte. Sie schlug ein helles, jugendfrohes Lachen an, als ich schnell hinter ihrer Tochter herkam, ihr meinen Korb zeigte und mit Madeleines Worten fragte: „Und die meinen, Mama?“ Sie antwortete: „Liebes Kind, erhitze dich nicht so sehr!“ Dann fuhr sie mir mit der Hand über den Nacken und durchs Haar,

klopfte mir auf die Backen und fügte hinzu: „Du bist ja furchtbar heiß!“

Es war das einzige Mal, daß ich diese Liebkosung in der Stimme, das ‚Du‘ der Liebenden hörte. Ich sah hübsche, mit roten Früchten bedeckte Brombeerhecken, ich hörte das Schreien der Kinder, beobachtete die Schar der Winzer, die mit Fässern beladenen Karren, die mit Tragkörben gepackten Männer! . . . Ach, ich prägte mir jede Einzelheit ein, bis herab zum jungen Mandelbaum, wo sie frisch, rosig und lachend unter dem aufgespannten Sonnenschirm stand. Dann machte ich mich daran, Trauben zu pflücken, meinen Korb zu füllen, ihn in den großen Bottich zu leeren mit einer stillen, anhaltenden Anspannung meiner Körperkräfte; ich hatte einen langsamen, gemessenen Gang, der meine Seele unbeschäftigt ließ. Ich kostete die unaussprechliche Freude einer körperlichen Arbeit, die das Leben in richtige Bahnen lenkt und den Lauf der Leidenschaften regelt, die ohne diese mechanische Bewegung nahe daran wären, alles in Brand zu stecken. Ich erfuhr, welch tiefe Weisheit in einer gleichförmigen Arbeit ruht, und verstand den Segen der Klosterregeln.

Zum erstenmal seit langer Zeit zeigte der Graf weder schlechte Laune noch Grausamkeit. Er war glücklich, seinen Sohn, den künftigen Herzog von Lenoncourt-Mortsauf, gesund, weiß und rosig, mit Traubensaft beschmiert zu sehen. Da es der letzte Tag der Weinlese war, versprach der ‚General‘, daß man am Abend zu Ehren der zurückgekehrten Bourbonen tanzen sollte. So war das Fest für alle vollkommen. Auf dem Rückwege nahm die Gräfin meinen Arm; sie stützte sich auf mich, so daß ich ihr Herz an meinem Herzen schlagen fühlte. Es trieb die Mutter, mir ihre Freude mitzuteilen, und leise flüsterte sie mir ins Ohr: „Sie bringen uns Glück!“

Gewiß, für mich, der ich ihre schlaflosen Nächte, ihre Befürchtungen, ihr früheres Leben kannte, wo nur Gott sie aufrecht gehalten hatte, und alles unfruchtbar und ermüdend ge-

wesen war, für mich barg dieser von ihrer weichen Stimme beseelte Satz Wonnen, die keine Frau der Welt mir wiedergeben konnte.

„Die unglückselige Eintönigkeit meiner Tage hat aufgehört, das Leben wird durch Hoffnung schön,“ sagte sie nach einer Pause. „Verlassen Sie mich nicht! Strafen Sie meinen unschuldigen Aberglauben nicht Lügen! Seien Sie der Älteste, der seinen Brüdern zur Vorsehung wird!“

Sehen Sie hierin keine Überspanntheit, Natalie! Um in solchen Worten die Unendlichkeit tiefer Gefühle ermessen zu können, muß man in seiner Jugend die Sonde in die tiefen Seen gesenkt haben, an deren Ufern man lebte. Gewiß sind für viele Menschen die Leidenschaften Lavaströme, die ihr Bett ausdörren; aber gibt es nicht auch Seelen, in denen die durch unüberwindliche Hindernisse zurückgedämmte Leidenschaft den Krater des Vulkans mit klarem Wasser gefüllt hat?

Wir feierten noch ein ähnliches Fest. Frau von Mortsau wollte ihre Kinder mit praktischen Dingen vertraut machen und ihnen einen Einblick in die mühsame Arbeit geben, die zum Gelderwerb nötig ist. Sie hatte ihnen Einkünfte festgesetzt, die von den Wechselfällen des Landbaues abhingen: Jacques gehörte der Erlös der Nußbäume, Madeleine der der Kastanien. Wenige Tage nach der Weinlese wurden die Kastanien und die Nüsse geerntet. Madeleines Kastanien abschlagen, die Früchte fallen hören, die mit ihrem stacheligen Pelz vom mattgrünen trockenen Samt des unfruchtbaren Geländes zurückprallten, den heiligen Ernst beobachten, womit das kleine Mädchen die Haufen untersuchte und abschätzte, die für sie Freuden darstellten, von denen sie niemandem Rechenschaft abzulegen brauchte; die Glückwünsche Manettes, der Wärterin, die allein der Gräfin bei der Pflege der Kinder half; die Lehren, die der Anblick der Mühen gab, ohne die sich auch nicht die geringste vom Witterungswechsel abhängige Frucht ernten läßt: all das gestaltete sich zu einem Schauspiel, worin die kindlichen

Freuden von den ernsten Tönen des beginnenden Herbstes köstlich gerahmt waren. Madeleine hatte ihre eigenen Speicher, wo ich ihre braune Habe aufschichten sehen wollte, um an ihrer Freude teilzuhaben. Nun, es durchzuckt mich noch heute, wenn ich daran denke, wie die Früchte aus den Körben auf den mit Kofzhaar und Lehm gestampften Boden rollten. Der Graf kaufte ihre Kastanien für den Hausgebrauch ab. Der Verwalter und alle Leute in der Umgebung von Elochegourde suchten Käufer für den ‚kleinen Liebling‘. Die Leute auf dem Lande sagen oft selbst zu einem Fremden so; aber hier wurde nur Madeleine ganz allein so genannt.

Jacques hatte weniger Glück mit der Nussernte. Es regnete mehrere Tage; aber ich tröstete ihn, indem ich ihm riet, seine Nüsse aufzubewahren, um sie etwas später zu verkaufen. Herr von Chessel hatte mir erzählt, daß die Nußbäume im Brehémont, in der Gegend von Amboise und von Bouvray schlecht trügen; und da Nußöl für die Touraine von großem Nutzen ist, so konnte Jacques von jedem Nußbaum einen Ertrag von mindestens vierzig Sous haben; ihm gehörten zweihundert Bäume, die Summe war also recht beträchtlich. Er wollte sich eine Reitausrüstung kaufen. Sein Plan führte zu einer Familiendebatte, wobei sein Vater mit ihm über die wechselnden Ertragsaussichten sprach und über die Notwendigkeit, Vorräte zu sammeln für die Jahre, wo die Bäume nicht tragen, um sich auf diese Weise eine Durchschnittseinnahme zu sichern. Ich erriet die Gedanken der Gräfin in ihrem Schweigen. Sie war glücklich, zu sehen, wie Jacques dem Vater lauschte, und wie der Graf, dank der frommen Lüge, die sie vorbereitet hatte, etwas von dem Ansehen wiedergewann, das er bei seinen Kindern eingebüßt hatte. Sagte ich Ihnen nicht, als ich diese Frau schilderte, daß irdische Worte die Züge ihres Wesens nicht wiederzugeben vermöchten? Wenn derartige Dinge sich ereignen, trinkt man das Glück, ohne es zu untersuchen. Aber mit welcher Klarheit heben sie sich später vom düstern Hinter-

grund eines bewegten Lebens ab; diamantengleich erstrahlen sie in einer Fassung, die zusammengeschmolzen ist aus dem Edelmetall der Erinnerung an entschwundene Glückseligkeiten und einer Beimischung schmerzlichen Bedauerns! Warum bewegen die Namen der beiden neu erworbenen Gebiete, die Herr und Frau von Mortsauf so sehr beschäftigten, La Cassine und La Rhétorière, meine Seele mehr, als die schönsten Namen des Heiligen Landes oder Griechenlands? ‚Wer liebt, der sage es!‘ hat Lafontaine ausgerufen. Diese Namen wirken auf mich wie Talismane, wie Beschwörungsformeln, sie machen mir die Magie verständlich, sie rufen schlafende Gestalten wach, die alsbald vor mir auftauchen und zu mir sprechen, sie versetzen mich zurück in das glückliche Tal, erschaffen den Himmel und die Landschaft. Haben denn nicht Beschwörungen stets etwas Übersinnliches gehabt? Wundern Sie sich nicht, daß ich Ihnen so alltägliche Geschehnisse erzähle! Die geringsten Einzelheiten dieses schlichten und fast inhaltslosen Lebens waren gewissermaßen ebenso viele Glieder einer Kette, die, scheinbar schwach, mich immer fester an die Gräfin fesselten.

Die Vermögensverhältnisse ihrer Kinder machten Frau von Mortsauf ebensoviel Sorgen wie ihre Gesundheit. Ich erkannte bald, wie richtig sie ihren geheimen Einfluß auf die geschäftliche Lage des Hauses geschildert hatte; ich gewann allmählich einen Einblick in die Einzelheiten der hier üblichen Landbewirtschaftung, die ein Staatsmann kennen muß. Nach zehnjährigen Bemühungen war es der Gräfin gelungen, die ganze Art der Landbebauung zu ändern; sie hatte die sogenannte Vierjahreskoppelwirtschaft eingeführt, das ist die neue Landwirtschaftsmethode, nach der ein Feld nur aller vier Jahre mit derselben Frucht bestellt wird. So bleibt es fortwährend ertragsfähig. Um die Hartnäckigkeit der Bauern zu brechen, hatte man Pachtkontrakte auflösen, das ganze Gebiet in vier große Meiereien einteilen und sich dem in der Touraine und Umgebung gültigen Brauch der Viehpacht anpassen müssen, dem entsprechend der

Erlös geteilt wird. Der Grundbesitzer stellt Wohnung, Wirtschaftsgebäude und Saaten freiwilligen Landarbeitern, mit denen er Auslagen und Einnahmen teilt. Diese Teilung untersteht einem Verwalter, dessen Sache es ist, die dem Gutsbesitzer zukommende Hälfte des Ertrags in Empfang zu nehmen. Dieses Verfahren ist kostspielig und umständlich wegen der Rechnungsführung, die immerzu, je nachdem geteilt wird, wechselt. Die Gräfin hatte von Herrn von Mortsauf ein fünftes Gut bebauen lassen, das aus den übrigen Landstücken in der Nachbarschaft von Elohegourde bestand. Der Graf sollte eine Beschäftigung haben und gleichzeitig an der Hand der Tatsachen seinen Halbpachtbauern den Vorzug der neuen Methode beweisen. Da sie die eigentliche Leiterin der Bewirtschaftung war, konnte sie nach und nach mit weiblicher Beharrlichkeit zwei ihrer Meiereien nach flandrischen und artoisischen Mustern wiederaufbauen lassen. Ihre Absicht lag auf der Hand. Nach Ablauf der Halbpachtverträge wollte die Gräfin aus ihren vier Meiereien zwei schöne Güter bilden und sie gegen Geld an fleißige und intelligente Leute verpachten, um so die Einkünfte von Elohegourde zu vereinfachen. Da sie fürchtete, als erste zu sterben, wollte sie dem Grafen leicht zu erhebende Einnahmen und ihren Kindern einen Besitz sichern, den keine ungeschickte Verwaltung gefährden konnte. Zu dieser Zeit waren die vor zehn Jahren gepflanzten Obstbäume die ertragreichsten; die Hecken, die die Besitzungen vor künftigen Grenzstreitigkeiten schützten, waren hochgewachsen; Pappeln, Rüstern, alles war bestens gediehen. Mit den neuen Besitzungen und dank dem überall eingeführten neuen Bewirtschaftungssystem konnte das Gut von Elohegourde, in vier große Höfe geteilt, von denen zwei noch einzurichten blieben, jährlich sechzehntausend Franken in Guldenwährung einbringen, das sind viertausend Franken auf jeden Hof, und dabei waren nicht mit eingerechnet der Weinberg, die zweihundert Morgen Waldes, die im Besitz verteilt lagen, und die Musterwirtschaft. Die Wege von den vier

Gehöften her konnten alle auf eine große Straße münden, die von Elohégourde in gerader Linie auf die Landstraße von Chinon führen sollte. Da der große Weg von Tours nur fünf Meilen weit entfernt war, würde es nie an Pachtlustigen fehlen, zumal jetzt jedermann von den Verbesserungen sprach, die der Graf vornahm, von seinen Erfolgen und vom bessern Ertrag seiner Ländereien. In jedes der beiden neu angekauften Güter wollte sie etwa fünfzehntausend Franken stecken, um die Herrenhäuser in zwei große Gutsgebäude zu verwandeln, nachdem das Land ein oder zwei Jahre bebaut worden wäre. Sie wollte als obersten Aufseher einen gewissen Martineau, den besten und ehrlichsten ihrer Verwalter, hinschicken, der sonst seinen Posten verloren hätte; denn die Halbpachtverträge der vier Meiereien waren abgelaufen, und der Zeitpunkt, sie in zwei große Höfe zu verschmelzen und gegen Geldpacht zu vergeben, war gekommen. Diese an und für sich so einfachen Pläne, zu deren Ausführung aber dreißig und etliche Tausend Franken gehörten, waren damals der Gegenstand langer Besprechungen zwischen ihr und dem Grafen. Schreckliche Zänkereien, in denen nur der Gedanke an das Wohl ihrer Kinder sie aufrecht hielt . . . Der Gedanke: wenn ich morgen stirbe, was sollte da aus ihnen werden? verursachte ihr Herzklopfen. Sanfte, friedliche Seelen, denen Zornesausbrüche unmöglich sind, die um sich her ihren tiefen inneren Frieden herrschen sehen wollen, verstehen allein, wieviel Kraftaufwand zu diesen Kämpfen nötig ist, wie starke Blutwellen zum Herzen drängen, ehe man die Fehde aufnimmt, und welche Erschlaffung sich der Seele bemächtigt, wenn trotz des Streites nichts erreicht ist. Gerade als ihre Kinder weniger bleichsüchtig, stärker und lebendiger wurden, weil die Erntezeit ihnen wohlgetan hatte, gerade als sie feuchten Blickes ihren Spielen folgte und eine Zufriedenheit empfand, die ihre Kraft neu belebte und ihr Herz erfrischte, da mußte die arme Frau die beleidigenden Sticheleien und die schmerzenden Angriffe eines erbitterten Gegners erdulden. Der

Graf, den diese Änderungen beunruhigten, stritt ihre Vorzüge und ihre Durchführbarkeit eigensinnig ab. Auf unwiderlegbare Beweise antwortete er mit den Einwänden eines Kindes, das etwa im Sommer den Einfluß der Sonne bestreiten möchte. Die Gräfin behielt die Oberhand. Der Sieg des gesunden Menschenverstandes über die Torheit goß Balsam in ihre Wunden, sie vergaß ihre Leiden. An diesem Tage machte sie einen Gang nach der Cassine und Rhétorière, um einige Anweisungen wegen der Bauten zu geben; der Graf ging allein voran, die Kinder waren zwischen ihm und uns, wir beide blieben langsam folgend zurück. Sie sprach zu mir in einem leisen und sanften Ton, der ihre Sätze kleinen Wellen gleichen ließ, womit das Meer auf seinem Sande spielt.

Sie sei ihres Erfolges sicher, sagte sie. Bald gäbe es eine Konkurrenz mit dem Botendienst zwischen Tours und Chinon, die ein rühriger Mann, ein Fuhrmann, ein Vetter der Manette, eröffnen und zugleich ein großes Gehöft an dieser Straße übernehmen wollte. Er hatte eine große Familie, sein ältester Sohn sollte die Personenwagen führen, der zweite die Frachtfuhrwerke, der Vater würde La Rabelaye, einen der vermietbaren, auf halbem Wege gelegenen Höfe, bewirtschaften, den Pferdewechsel überwachen und sein Landgut bearbeiten, indem er es mit dem Dung seiner Ställe düngte. Das zweite Gehöft, La Baude, das in nächster Nähe von Blohegourde lag, wollte einer ihrer vier Pächter, ein ehrlicher, gescheiter, rühriger Mann, der die Vorteile der neuen Methode einsah, in Pacht nehmen. La Cassine und La Réthorière aber waren die besten Güter der Gegend. Sobald die Gutsgebäude errichtet wären und der Landbetrieb in Schwung sei, brauche man sie nur in Tours auszubieten. So würde Blohegourde in zwei Jahren achtzigtausend Franken Rente abwerfen. La Gravelotte, das Gut in der Maine, das Herr von Mortsauf zurückerhalten hatte, war gerade für sieben tausend Franken auf neun Jahre verpachtet worden. Seine Pension als Feldmarschall belief sich auf viertausend Franken.

Diese Einnahmen waren noch kein Vermögen, aber sie sicherten doch einen großen Wohlstand. Später würden es ihr andere Reformen vielleicht ermöglichen, eines Tages nach Paris zu ziehen, um dort die Erziehung Jacques' zu überwachen; vielleicht in zwei Jahren, wenn die Gesundheit des Stammhalters gefestigt wäre.

Mit welchem Beben sie das Wort ‚Paris‘ aussprach! Ich kannte ihre Pläne von Grund aus. Sie wollte sich so wenig wie möglich von ihrem Freunde trennen. Bei diesen Worten erglühte ich. „Sie kennen mich nicht,“ sagte ich ihr. Ohne es ihr verraten zu wollen, hätte ich beschlossen, mein Studium, Tag und Nacht arbeitend, schnell zu Ende zu führen, um Jacques' Erzieher zu werden; denn ich könnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein junger Mann in ihrem Hause wohnen würde.

Bei diesen Worten wurde sie ernst. „Nein, Felix,“ sagte sie, „daraus wird nicht mehr als aus Ihrer Priesterschaft. Sie haben durch ein einziges Wort das Herz der Mutter bis in seine Tiefen gerührt; aber die Frau liebt Sie zu aufrichtig, um zu dulden, daß Sie das Opfer Ihres Ubereifers werden. Eine Einbuße an Ansehen, die sich nicht wieder gutmachen ließe, wäre der Lohn dieser Opferwilligkeit, und ich könnte nichts daran ändern. O nein, ich will Ihnen nicht verhängnisvoll sein! Sie, Vicomte de Vandenesse — Hauslehrer? Sie, dessen edler Wahlspruch heißt: ‚Nie dich verkaufen!‘ — und wären Sie ein Richelieu, Sie hätten sich auf alle Zeiten den Weg verlegt! Sie würden Ihrer Familie den größten Kummer bereiten. Mein Freund, Sie wissen nicht, wieviel Nichtachtung eine Frau wie meine Mutter in einen Gönnerblick legen kann, wieviel Demütigung in ein Wort, wieviel Verachtung in einen Gruß!“ „Und wenn Sie mich lieben, was liegt mir an der Welt?“

Sie tat, als hätte sie die Worte nicht gehört, und fuhr fort: „Mein Vater ist sehr gütig und gewiß geneigt, mir alles zu gewähren, worum ich ihn bitte; aber er könnte Ihnen nicht ver-

zeihen, sich schlecht mit der großen Welt gestellt zu haben, und würde Ihnen seinen Schutz verweigern. Ich möchte nicht, daß Sie der Erzieher des Dauphins wären! Nehmen Sie die Gesellschaft, wie sie ist. Machen Sie keinen Fehltritt im Leben! Lieber Freund, diese wahnwitzige Eingebung der . . ." „Der Liebe!" sagte ich leise. „Nein, der Barmherzigkeit!" sagte sie mit verhaltenen Tränen; „dieser törichte Einfall wirft ein Licht auf Ihr Wesen: Ihre Güte wird Ihnen verhängnisvoll werden. Ich beanspruche schon jetzt das Recht, Sie in gewissen Dingen zu unterrichten. Überlassen Sie meinen Frauenaugen die Sorge, manchmal für Sie zu sehen. Ja, weither, von Elohegourde aus, will ich stumm und beglückt an Ihren Erfolgen teilnehmen. Wegen des Hauslehrers seien Sie unbesorgt, wir werden schon einen guten, alten Abbé, irgendeinen hochgelahrten Jesuitenpater finden, und mein Vater wird gern eine Summe für die Erziehung des Knaben opfern, der seinen Namen tragen soll. Jacques ist mein Stolz. Er ist zwar schon elf Jahre alt," sagte sie nach einer Pause, „aber es geht ihm wie Ihnen: als ich Sie sah, hielt ich Sie für dreizehnjährig."

Wir waren in der Cassine angekommen, wo Jacques, Madeleine und ich hinter ihr hergingen, wie die Jungen hinter ihrer Mutter. Aber wir waren ihr im Wege, und ich ließ sie eine Weile allein, damit sie in den Obstgarten ginge, wo der ältere Martineau, der Feldhüter, sich mit dem jüngern, dem Verwalter, besprach, ob die Bäume gefällt werden mußten oder nicht. Sie verhandelten darüber, als ob es um ihren eigenen Besitz ginge. Da sah ich, wie beliebt die Gräfin war. Ich sprach das einem armen Tagelöhner gegenüber aus, der, den Fuß auf den Spaten gestemmt, den Ellbogen auf den Griff gestützt, den beiden Doktoren der Pomologie lauschte.

„Ja, ja, lieber Herr," antwortete er, „es ist eine gute Frau, und nicht hoffärtig wie diese Affenweiber von Azay, die einen lieber wie einen Hund verrecken ließen, als daß sie einem einen Groschen mehr für den gegrabenen Klasten gäben. An dem

Tage, wo diese Frau das Land verläßt, wird die heilige Jungfrau weinen, und wir auch. Sie weiß, was sie verlangen darf; aber sie kennt unsere Not und nimmt Rücksicht darauf!"

Mit wie viel Freude ich diesem Manne all mein Geld gab!

Wenige Tage darauf kam ein Pony für Jacques an, den sein Vater, ein vortrefflicher Reiter, allmählich an die Strapazen des Reitens gewöhnen wollte. Das Kind bekam eine hübsche Reitausrüstung, die vom Erlös der Nußbäume gekauft worden war. Der Morgen, wo es bei seinem Vater die erste Reitstunde nahm, während Madeleine erstaunt auf dem Rasen nebenherlief und schrie, dieser Morgen war für die Gräfin das erste große Fest ihrer Mütterlichkeit. Jacques trug einen von seiner Mutter gestickten kleinen Kragen, ein Jäckchen aus himmelblauem Tuch, das durch einen lackierten Ledergürtel gehalten wurde, eine faltige weiße Hose und eine schottische Mütze, unter der das aschblonde Haar in dichten Locken hervorquoll: er sah entzückend aus! Auch eilten alle Leute aus dem Hause herbei, um an dem Familienglück teilzunehmen. Der junge Stammhalter lächelte im Vorüberreiten seiner Mutter zu und saß stramm und furchtlos auf seinem Tier. Diese erste Mannesthat eines Kindes, dem der Tod so oft gedroht hatte, die Hoffnung auf eine schöne Zukunft, die durch diesen Ritt, bei dem das Kind so schön, so blühend und frisch aussah, gesichert schien: welch wunderbarer Lohn für die Mutter! Die Freude des Vaters, der selbst wieder jung wurde und zum erstenmal seit langer Zeit lächelte; das Glück, das sich in den Zügen aller Leute malte; der Ausruf eines alten Vorreiters von Lenoncourt, der von Tours zurückkehrte und der, als er das Kind so fest die Zügel halten sah, ihm zurief: „Bravo, Herr Vicomte!“ — das war des Guten zuviel, Frau von Mortsauf brach in Tränen aus. Sie, die so gefaßt im Leiden war, fand nicht Kraft genug, die Freude zu ertragen, als sie voll Bewunderung ihr Kind auf dem Sande hin und her reiten sah, wo sie es so oft im voraus beweint hatte, wenn sie es in der Sonne spazieren

führte. In diesem Augenblick stützte sie sich ohne Gewissensbisse auf meinen Arm und sagte nur: „Es ist mir, als hätte ich nie Trauriges erlebt. Verlassen Sie uns heute nicht!“

Nach beendeter Reitstunde warf sich Jacques in die Arme seiner Mutter, die ihn auffing, ihn an sich preßte mit einer Gewalt, wie sie das Übermaß der Seligkeit verleiht, und des Küßens und der Liebkosungen war kein Ende. Ich ging mit Madeleine zwei wundervolle Sträuße binden, um damit den Tisch zu Ehren des jungen Reiters zu schmücken. Als wir in den Salon zurückkehrten, sagte die Gräfin zu mir: „Der fünfzehnte Oktober wird gewiß ein großer Tag! Jacques hat seine erste Reitstunde genommen, und ich habe soeben den letzten Stich an meiner Sticerei getan.“ „Schön, Blanche,“ sagte der Graf lachend, „ich will Sie dafür belohnen.“

Er bot ihr den Arm und führte sie in den ersten Hof, wo sie eine Kalesche erblickte, ein Geschenk ihres Vaters, wozu der Graf zwei englische Pferde gekauft hatte, die zugleich mit denen des Herzogs von Lenoncourt angekommen waren. Während der Reitstunde hatte der alte Vorreiter alles im Hofe fertiggemacht. Wir zogen den Wagen heraus und besichtigten die Anlage der Fahrstraße, die in gerader Linie von Elogourde nach der Landstraße von Chinon führen sollte und die dank der neuen Käufe durch des Grafen Besitz gelegt werden konnte. Auf dem Heimweg sagte die Gräfin mit einem wehmütigen Ausdruck: „Ich bin zu glücklich! Für mich ist das Glück wie eine Krankheit, es erschöpft mich, und ich fürchte, es könnte verwehen wie ein Traum.“

Ich liebte zu leidenschaftlich, um nicht eifersüchtig zu sein, und ich, ich konnte ihr nichts schenken. In meiner Verzweiflung suchte ich eine Möglichkeit, für sie zu sterben. Sie fragte mich, was für Gedanken meine Blicke verschleierten; ich sagte sie ihr. Sie war davon mehr gerührt als von allen Geschenken. Sie tröstete mich, indem sie mich auf die Terrasse führte und mir ins Ohr flüsterte: „Lieben Sie mich, wie mich meine

Tante liebte! Bedeutet das nicht so viel, wie mir Ihr Leben geben? Und wenn ich es so hinnehme, stehe ich dann nicht jede Stunde in Ihrer Schuld? — Es war Zeit, meine Stickeret zu beenden," fuhr sie fort, als wir wieder in den Salon traten, wo ich ihr die Hand küßte, als erneuerte ich so mein Gelübde. „Vielleicht wissen Sie nicht, Felix, weshalb ich mir diese lange Arbeit auferlegt habe? Männer finden in ihren Beschäftigungen ein Heilmittel gegen jeden Kummer, der Gang der Geschäfte zerstreut sie; aber wir Frauen, wir haben keine Stütze in uns selbst. Um meinen Kindern und meinem Mann zu lächeln zu können, wenn ich von traurigen Gedanken erfüllt war, habe ich mir in einer regelmäßigen Tätigkeit ein Gegengewicht für meine Schmerzen geschaffen. So ging ich Erschlaffungen aus dem Wege, die jedem großen Kraftaufwand folgen, ebenso wie Ausbrüchen übermäßiger Erregung. Das immergleiche Heben der Hand wiegte meine Gedanken, teilte meiner Seele, worin der Sturm grollte, den Gleichtakt von Flut und Ebbe mit und besänftigte so meine Wallungen. Jedem Stich vertraute ich meine Geheimnisse an, verstehen Sie wohl! Und während ich meinen letzten Sesselbezug stickte, habe ich zu oft an Sie gedacht! Ja, viel zu oft, lieber Freund; was Sie in Ihre Sträuße hineinlegten, das sagte ich meinem Stickmuster!"

Das Abendbrot verlief recht heiter. Alle Kinder sind dankbar, wenn man sich mit ihnen beschäftigt: Jacques sprang mir an den Hals, als er die Blumen sah, die ich ihm in Ermangelung eines Ehrenkranzes gepflückt hatte. Die Mutter stellte sich, als zürnte sie mir ob dieses Treubruchs, und den, wie Sie sich denken können, im Scherz beneideten Strauß bot das liebe Kind ihr an. Am Abend spielten wir zu dritt eine Trictracpartie, ich allein gegen Herrn und Frau von Mortsauf. Der Graf war ganz reizend. Endlich bei hereinbrechender Dunkelheit begleiteten sie mich bis an den Weg nach Trapezele. Es war einer jener friedlichen Abende, in deren Harmonie die

Gefühle an Tiefe gewinnen, was sie an Lebendigkeit einbüßen. Es war ein Tag ohnegleichen im Leben dieser armen Frau, ein Lichtpunkt, den ihre Erinnerung in schweren Stunden umkostete . . . Bald wurden die Reitstunden ein Gegenstand des Zwistes. Die Gräfin fürchtete mit Recht die aufgeregte Strenge ihres Vatten. Schon magerte Jacques ab, er hatte dunkle Ringe um die schönen blauen Augen. Er wollte seine Mutter nicht betrüben und litt lieber im stillen. Ich ersann ein Mittel gegen seine Leiden: ich riet ihm, seinem Vater zu sagen, er sei müde, sobald der Graf in Zorn gerieth; aber diese Linderungsmittel erwiesen sich als unzulänglich. Der alte Vorreiter mußte den Vater ersetzen, der seinen Schüler nicht gutwillig fahren ließ. Die Schreiereien und Diskussionen begannen wieder von vorn. Der Graf wählte als Thema für seine ewigen Klagen die Undankbarkeit der Frauen. Zwanzigmal am Tag warf er seiner Frau den Wagen, die Pferde und die Livreen vor. Endlich trat ein Ereigniß ein, woran Leute von seinem Charakter und Gesundheitszustand ihre schlechte Laune auszulassen pflegten: die Ausgaben in La Cassine und La Réthorière überschritten um das Doppelte den Voranschlag, da Mauern und morsche Dielen einstürzten. Ein Arbeiter beging die Ungeschicklichkeit, diese Nachricht Herrn von Mortsauf mitzuteilen, statt sich an die Gräfin zu wenden. Das gab den Anlaß zu einem Streit, der ganz sanft begann, sich aber mehr und mehr verschärfte. Die seit einigen Tagen niedergehaltene Ubelllaunigkeit des Grafen forderte von der armen Henriette den rückständigen Tribut.

An diesem Tage hatte ich Grapezle um halb elf, nach dem Frühstück, verlassen, um in Elohegourde mit Madeleine einen Strauß zu winden. Das Kind hatte mir die zwei Vasen auf das Geländer der Terrasse gebracht, und ich ging von den Gärten ins Gelände, um die schönen, aber so seltenen Blumen des Herbstes zu suchen. Als ich zurückkam, fand ich meinen kleinen Leutnant mit dem Rosagürtel und dem Spitzenkragen nicht mehr vor und hörte Schreie in Elohegourde.

„Der General,“ sagte Madeleine weinend, und bei ihr war das Wort ein Ausdruck des Hasses gegen den Vater, — „der General schilt unsere Mutter; verteidigen Sie sie doch!“

Ich stürzte die Treppen hinauf und trat in den Salon, ohne daß mich der Graf und seine Frau bemerkt oder gegrüßt hätten. Als ich das gellende Geschrei des Wahnsinnigen hörte, schloß ich alle Türen ab und kam zurück; ich hatte gesehen, daß Henriette so weiß wie ihr Kleid war.

„Heiraten Sie nie, Felix,“ sagte mir der Graf, „die Frauen haben den Teufel zum Berater! Die tugendhafteste erfände das Böse, wenn es nicht schon existierte. Sie sind alle rohe Bestien!“

Dann hörte ich Beweisführungen, die weder Hand noch Fuß hatten. Der Graf berief sich auf seine frühern Weigerungen und führte das dumme Gerede der Bauern ins Feld, die sich gegen die neuen Methoden sperrten; er behauptete, daß er Elochegourde allein hätte verwalten sollen, dann wäre er doppelt so reich. Und während er diese heftigen und beleidigenden Schmähungen hervorschleuderte, fluchte er, sprang von einem Möbel zum andern, schüttelte sie und warf sie hin und her. Dann, mitten in einem Satze, unterbrach er sich und klagte über einen brennenden Schmerz im Rückgrat oder über sein Gehirn, das in Strömen zerränne, genau wie sein Geld. Seine Frau richtete ihn zugrunde. Dabei verdankte der Unglückliche von den dreißig und etlichen Tausend Franken Rente, die er besaß, mehr als zwanzigtausend allein seiner Frau. Die Güter des Herzogs und der Herzogin warfen mehr als fünfzigtausend Franken Rente ab, die Jacques gehörten. Die Gräfin lächelte, sie war stolz und überlegen und blickte gen Himmel.

„Ja!“ rief er aus, „Blanche, Sie sind mein Henker, Sie bringen mich um, ich bin Ihnen eine Last! . . . Du willst mich loswerden, du Ausbund von Heuchelei! — Sie lacht! — Wissen Sie, warum sie lacht, Felix?“

Ich schwieg und senkte das Haupt.

„Dieses Weib“, fuhr er fort, seine Frage selbst beantwortend, „schneidet mich von allem Glück ab, sie ist mir nicht mehr als Ihnen und gibt vor, meine Frau zu sein! Sie trägt meinen Namen und erfüllt keine der Pflichten, die ihr menschliches und göttliches Gesetz auferlegen! Sie belügt die Menschen und Gott! Sie quält mich mit Laufereien ab, damit ich sie allein lasse, ich mißfalle ihr, sie haßt mich, sie setzt ihre ganze Kunst daran, Jungfrau zu bleiben! Sie macht mich verrückt mit den Entbehrungen, die sie mir auferlegt, weil sich alles dann auf meinen armen Kopf schlägt. Sie quält mich langsam zu Tode und bildet sich ein, eine Heilige zu sein — und so was geht alle Monate zur Beichte!“

Da begann die Gräfin heiße Tränen zu weinen. Sie fühlte sich gedemütigt durch die Erniedrigung dieses Mannes, dem sie als einzige Antwort zurief: „Herr von Mortsau!“

Obwohl die Worte des Grafen mich für ihn und Henriette hatten erröten lassen, wühlten sie mein Herz zutiefst auf, denn sie stießen bei mir auf Gefühle der Keuschheit und des Anstandes, woraus eine erste Liebe geformt ist.

„Sie lebt als Jungfrau — auf meine Kosten!“ sagte der Graf. Bei diesen Worten rief die Gräfin wieder: „Mein Herr! . . .“ „Was soll Ihr gebieterisches ‚Mein Herr?‘“ sagte er, „bin ich nicht hier der Herr? Muß ich Ihnen das endlich klarmachen?“

Er schritt auf sie zu, seinen weißen Wolfskopf vorgestreckt, der einen gehässigen Ausdruck annahm. Seine gelben Augen funkelten wie die eines ausgehungerten Tieres, das plötzlich aus dem Walde tritt. Henriette ließ sich von ihrem Sessel auf den Boden gleiten, um einen Schlag abzuwehren; aber der blieb aus. Sie blieb besinnungslos, ganz gebrochen auf dem Boden liegen. Der Graf glich einem Mörder, dem das Blut seines Opfers ins Gesicht spritzt; er war ganz entgeistert. Ich nahm die arme Frau in meine Arme, der Graf ließ mich sie tragen, als fühle er sich unwürdig, sie zu berühren. Aber er

ging vor mir her, um mir die Thür des anstoßenden Zimmers zu öffnen, des geheiligten Zimmers, das ich nie betreten hatte. Ich stellte die Gräfin aufrecht und hielt sie einen Moment in einem Arm, während ich den andern um ihren Körper legte; inzwischen entfernte Herr von Mortsauf den Überhang, das Federbett, die Decken; dann hoben wir sie und legten sie völlig angekleidet aufs Bett. Als Henriette wieder zu sich kam, gab sie uns ein Zeichen, daß wir ihren Gürtel lösen sollten. Herr von Mortsauf fand eine Schere und zerschnitt alles, ich gab ihr Riechsalz zu atmen, sie öffnete die Augen. Der Graf entfernte sich, mehr beschämt als ärgerlich. Zwei Stunden vergingen so im tiefsten Schweigen. Henriette ließ ihre Hand in der meinen ruhen und drückte sie, ohne sprechen zu können. Von Zeit zu Zeit hob sie die Augenlider, um mir durch einen Blick zu verstehen zu geben, daß sie vollständig ruhig bleiben wollte. Dann kam sie einen Augenblick zu sich und flüsterte mir, auf ihren Ellenbogen gestützt, ins Ohr: „Der Unselige! Wenn Sie wüßten . . .“

Sie ließ den Kopf wieder aufs Kissen sinken. Die Erinnerung an ihre verflossenen Leiden und ihre gegenwärtigen Schmerzen verursachte ihr wieder nervöse Krämpfe, die ich nur durch den Magnetismus der Liebe beschwichtigen konnte. Diese Wirkung war mir bis dahin unbekannt, aber ich machte instinktiv Gebrauch davon. Ich stützte sie mit milder Kraft, und während dieser letzten Krise warf sie mir Blicke zu, die mir Tränen entlockten. Als diese nervösen Zuckungen aufhörten, ordnete ich ihr wirres Haar, das ich zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben mit den Händen berührte. Dann ergriff ich abermals ihre Hand, ließ meine Blicke lange durch das in Grau und Braun gehaltene Zimmer schweifen, über das schlichte Bett mit den Leinenvorhängen, den altmodischen Toilettentisch, das ärmliche Sofa mit dem gesteppten Überzug . . . Wie viel Poesie war darüber gebreitet! Sie hatte für sich auf jeden Luxus verzichtet. Der einzige Aufwand war ihre

peinliche Sauberkeit. D edle Zelle einer verheirateten Nonne, voll heiliger Entsagung, die keinen andern Schmuck hatte als das Kruzifix über dem Bett und darüber das Bild ihrer Tante, zu beiden Seiten des kleinen Kessels mit Weihwasser zwei selbstgefertigte Bleistiftzeichnungen von ihren Kindern und ein Haarbüschelchen aus ihrer frühesten Kindheit! Welche Klausen für eine Frau, deren Erscheinen in der großen Welt die Schönsten mit Neid erfüllt hätte! Dies war das Boudoir, wo die Tochter aus vornehmer Familie immer weinen durfte, sie, die jetzt vor Bitterkeit verging und sich der Liebe entzog, die sie hätte trösten können! Es war ein heimliches, unheilbares Elend. Und das Opfer hatte Tränen für den Henker, und der Henker weinte über das Opfer. Als die Kinder und die Kammerzofe eintraten, ging ich hinaus. Der Graf erwartete mich, er sah in mir schon einen Vermittler zwischen seiner Frau und ihm, und meine beiden Hände ergreifend, rief er mir zu: „Bleiben Sie, bleiben Sie, Felix!“ „Leider hat Herr von Chessel Gäste zu Tisch,“ sagte ich; „es geht doch nicht, daß man nach den Gründen meines Ausbleibens fragt; aber nach Tisch komme ich wieder.“

Er ging mit mir hinaus und begleitete mich bis an das untere Thor, ohne ein Wort zu sagen. Dann ging er mit mir bis nach Grapesle, ohne zu wissen, was er tat. Dort angekommen, sagte ich ihm endlich: „Um des Himmels willen, Herr Graf, lassen Sie sie doch Ihr Haus leiten, wenn es ihr Freude macht, — und quälen Sie sie nicht!“ „Ich habe nicht mehr lange zu leben,“ sagte er ernst; „sie wird nicht mehr lange durch mich leiden. Ich fühle, wie mein Kopf in Stücke geht.“

Er verließ mich in einer Anwandlung von unwillkürlichem Egoismus. Nach Tisch kam ich wieder, um mich nach dem Befinden der Gräfin zu erkundigen; es ging ihr schon besser. Wenn das für sie die Freuden der Ehe waren, wenn derartige Auftritte sich oft wiederholten, wie konnte sie da überhaupt leben? O dieser langsame, unbestrafte Mord! An jenem Abend

verstand ich, mit welch unerhörten Qualen der Graf seine Frau marterte. Vor welchen Richter konnte man solche Streitfälle bringen? Solche Betrachtungen machten mich ganz wirr, ich konnte Henriette nichts sagen, aber die ganze Nacht schrieb ich ihr. Von drei oder vier Briefen, die ich verfaßte, habe ich nur diesen Anfang behalten, der mir gar nicht gefiel. Es schien mir, als wäre es nichts sagend oder redete zu viel von mir, wo ich mich doch nur mit ihr beschäftigen sollte. Immerhin wird er Ihnen zeigen, in welchem Zustand ich mich befand.

An Frau von Mortsauf

„Wie vieles wollte ich Ihnen bei meiner Ankunft sagen, woran ich unterwegs dachte, aber was ich bei Ihrem Anblick vergaß! Ja, sobald ich Sie sehe, liebe Henriette, finde ich, sind meine Worte nicht mehr im Einklang mit dem Glanz Ihrer Seele, die Ihre Schönheit erhöht. Zudem empfinde ich in Ihrer Nähe eine so unendliche Befeligung, daß das gegenwärtige Gefühl alle frühern verwischt. Jedesmal werde ich einem reichern Leben geboren und gleiche dem Reisenden, der einen hohen Felsen erklimmt und bei jedem Schritt neue Fernen entdeckt. Vermehren sich durch jede Unterhaltung meine gewaltigen Reichthümer um einen neuen Schatz? Hierin liegt, glaube ich, das Geheimnis langer, unauflöslicher Neigungen. Darum kann ich mit Ihnen über Sie nur sprechen, wenn ich fern von Ihnen bin. In Ihrer Gegenwart bin ich von Ihrem Anblick zu sehr geblendet, zu glücklich, um mein Glück zu untersuchen, zu voll von Ihnen, um ich selbst zu sein, zu beredt durch Sie, um sprechen zu können, zu begierig, den gegenwärtigen Augenblick auszunützen, um des verflossenen zu gedenken. Bitte, suchen Sie diese ständige Trunkenheit zu verstehen, damit Sie mir ihre Fehltritte verzeihen! In Ihrer Nähe kann ich nur empfinden. — Und doch, meine liebe Henriette, wage ich Ihnen zu sagen, daß in den vielen Freuden, die mir von Ihnen kamen, ich niemals Seligkeiten empfangen habe, die sich den Wonnen

vergleichen ließen, die gestern meine Seele erfüllten, als nach dem schrecklichen Sturm, in dem Sie mit übermenschlicher Kraft gegen das Schlechte ankämpften, — als Sie mir allein wiedergeschenkt wurden, mitten im Halbdunkel Ihres Zimmers, in das mich dieser unglückliche Auftritt führte. Ich allein weiß, wie leuchtend schön eine Frau sein kann, die von den Toren des Todes zum Leben zurückkehrt, während das Morgenrot einer Wiedergeburt ihre Stirn zart belebt. Wie wohlthönend war Ihre Stimme! Wie klein erschienen mir Worte, selbst die Ihren, als sich mir in Ihrer angebeteten Stimme verschleiertes Erinnern an vergangene Leiden offenbarte, zugleich aber auch göttlicher Trost, der mich endlich beruhigte, als Sie mir dann Ihre ersten Gedanken schenkten. Ich hatte Sie schon im Glanz aller irdischen Pracht gesehen; aber gestern erschien mir eine neue Henriette, die mein eigen wäre, wenn Gott es erlaubte. Gestern erschien mir ein Wesen, frei von allen fleischlichen Fesseln, die uns hindern, das Feuer der Seele in seiner Reinheit zu unterhalten. Du warst sehr schön in Deiner Niedergeschlagenheit, sehr hoheitsvoll in Deiner Schwäche. Gestern habe ich etwas Schöneres entdeckt als Deine Schönheit, etwas Süßeres als Deine Stimme, etwas Leuchtenderes als das Licht Deiner Augen: Düste, für die es keine Worte gibt! Gestern war mir Deine Seele sichtbar und greifbar. Ach, wie ich darunter litt, Dir mein Herz nicht erschließen zu können, damit Du daraus ein neues Leben schöpfst! Kurz, gestern habe ich die ehrfürchtige Scheu überwunden, die Du mir einflößest; hatte uns Deine Ohnmacht nicht einander näher gebracht? Da wußte ich, was es heißt, zu atmen, als ich mit Dir atmete, als Du nach der Krise wieder unsere Luft einsogst! Wie viele Gebete stiegen in diesem einen Augenblick zum Himmel! Wenn ich da nicht mein Leben gelassen habe, wo ich die weiten Räume durchmaß, um Gott zu bitten, daß er Dich mir erhalte — so stirbt man weder vor Freude noch vor Schmerz! Dieser Augenblick hat Erinnerungen in meine Seele eingesargt,

die nie an der Oberfläche auftauchen werden, ohne daß sich meine Augen mit Thränen füllen; jede Freude wird ihre Spur verbreiten, jeder Schmerz sie vertiefen. Ja, die Herzensängste, die gestern meine Seele erregten, werden mir ein Maßstab für alle kommenden Leiden sein, wie die Freuden, die Du an mich verschwendet hast — Du lieber, ewiger Gehalt meines Lebens! —, alle Freuden überragen sollen, die mir aus Gottes Hand gespendet werden. Du hast mich die göttliche Liebe kennen gelehrt, die starke Liebe, die im Vollgefühl ihrer Kraft und ihrer Dauer weder Zweifel noch Eifersucht aufkommen läßt."

Tiefe Schwermut nagte an meiner Seele; der Anblick eines solchen Familienlebens war zerknirschend für ein junges Herz, das für alle menschlichen Eindrücke empfänglich ist. Bei meinem Eintritt in die Welt mußte ich einen bodenlosen Abgrund, ein totes Meer finden! Diese schreckliche Häufung von Mißgeschicken entführte mich in endlose Grübeleien. Bei meinem ersten Schritt ins gesellschaftliche Leben ward mir ein gewaltiger Maßstab an die Hand gegeben, an dem gemessen alle andern Tragödien klein erschienen. Meine Traurigkeit ließ Herrn und Frau von Eßel darauf schließen, daß meine Liebe nicht erwidert werde, und so ward mir das Glück zuteil, meiner großen Henriette durch meine Leidenschaft in keiner Weise zu schaden.

Tags darauf, als ich in den Salon eintrat, fand ich sie dort allein. Sie sah mich eine Weile an, reichte mir die Hand und sagte: „Wird denn mein Freund immer zu zärtlich sein?“ Ihre Augen wurden feucht, sie stand auf und sagte mir in verzweifelt flehendem Ton: „Schreiben Sie mir nicht mehr so!“

Herr von Mortsauf war zuvorkommend. Die Gräfin zeigte wieder ihren Mut und ihre heitere Stirn, aber ihre Blässe verriet die Leiden des gestrigen Tages, die wohl beschwichtigt, nicht aber geheilt waren. Als wir abends durch das dürre Herbstlaub gingen, das unter unsern Füßen raschelte, sagte sie: „Das Leid ist unendlich, die Freude hat ihre Grenzen," ein Wort,

daß mir alle ihre Qualen verriet, die sie so mit flüchtigen Seligkeiten verglich. „Verleumden Sie das Leben nicht!“ antwortete ich; „Sie kennen die Liebe nicht, und die Liebe hat Wollüste, die bis in den Himmel strahlen.“ „Schweigen Sie,“ sagte sie, „ich will nichts davon wissen! Der Grönländer mußte in Italien sterben. Ich fühlte mich in Ihrer Nähe ruhig und glücklich, ich kann Ihnen alle meine Gedanken aussprechen; zerstören Sie mein Vertrauen nicht! Warum sollten Sie nicht die Tugend des Priesters mit dem Zauber des freien Mannes verbinden können?“ „Ihnen zuliebe würde man den Schierlingsbecher leeren!“ sagte ich und legte ihre Hand auf mein Herz, das in hastigen Schlägen klopfte. „Immer noch?!“ rief sie und zog ihre Hand zurück, als hätte sie einen heftigen Schmerz empfunden. „Wollen Sie mir denn die traurige Freude entziehen, zu wissen, daß das Blut meiner Wunden von Freundeshand gestillt wird? Erschweren Sie meine Leiden nicht, Sie kennen sie nicht alle; die geheimsten sind am schwersten zu ertragen! Wenn Sie ein Weib wären, würden Sie die Mischung aus Schwermut und Ekel verstehen, der eine stolze Seele anheimfällt, wenn sie sich von zuvorkommenden Aufmerksamkeiten umringt sieht, die nichts wieder gutmachen und mit denen ‚man‘ alles wieder gutzumachen glaubt. Während einiger Tage wird ‚man‘ mir den Hof machen, wird ‚man‘ versuchen, Verzeihung für das begangene Unrecht zu erlangen. Bei solchen Gelegenheiten gewährte ‚man‘ mir die unvernünftigsten Wünsche. Ich fühle mich gedemütigt durch seine Selbsterniedrigung, durch diese Liebkosungen, die mit dem Tage aufhören, wo ‚man‘ sich einbildet, ich hätte alles vergessen. Die Huld seines Herrn nur dessen Fehlern zu verdanken . . .“ „Seinen Verbrechen!“ warf ich lebhaft ein. „... ist das nicht ein schreckliches Dasein?“ sagte sie mit traurigem Lächeln. „Außerdem verstehe ich nicht, von meiner vorübergehenden Macht Gebrauch zu machen. Jetzt gleiche ich den Rittern, die ihren gefallenen Gegnern den entscheidenden Stoß nicht versetzen. Den im Staube liegen sehen,

den wir ehren sollen, ihm aufhelfen, um neue Schläge von ihm zu bekommen, unter seinem Sturze mehr leiden als er selbst, und sich entehrt fühlen, wenn man aus einem zeitweiligen Einfluß, und geschähe es auch zum Besten, Nutzen zieht, seine Kraft vergeuden, die Schätze seiner Seele in Kämpfen ohne Größe erschöpfen, und nur dann herrschen, wenn man tödlich verwundet ist . . . Der Tod wäre wünschenswerter. Wenn ich keine Kinder hätte, ließe ich mich reglos von diesem Leben treiben. Aber was würde aus ihnen ohne meinen verborgenen Mut. Für sie muß ich leben, wie schmerzhaft auch das Leben sei! Sie sprechen mir von Liebe . . . aber mein Freund, so denken Sie doch an die Hölle, in die ich stürzte, wenn ich diesem Menschen, der wie alle Schwächlinge mitleidslos ist, das Recht gebe, mich zu verachten? Ich könnte den geringsten Verdacht nicht ertragen. Die Reinheit meines Wandels ist meine Kraft. Die Tugend, liebes Kind, kennt heilige Quellen, in denen man sich stählt und aus denen man neu gestärkt in Gottes Liebe emporsteigt."

"Hören Sie mich, liebe Henriette, ich habe nur noch eine Woche hier zuzubringen; ich will, daß . . ." „Ach, Sie verlassen uns?" unterbrach sie mich. „Muß ich denn nicht wissen, was mein Vater mit mir vorhat? Es sind fast drei Monate her . . ." „Ich habe die Tage nicht gezählt," antwortete sie schmelzend in frauenhafter Rührung. Sie faßte sich und sagte: „Wir wollen gehen — nach Grapeşle zu."

Sie rief den Grafen, die Kinder, bat um ihren Schal. Dann, als alles bereit war, entfaltete sie, die sonst so Gemessene, Ruhige, die Lebendigkeit einer Pariserin, und wir brachen alle miteinander nach Grapeşle auf, um dort einen Besuch zu machen, den die Gräfin nicht schuldig war. Sie mühte sich ab, eine Unterhaltung mit Frau von Chessel zu führen, die glücklicherweise in ihren Antworten sehr weitschweifig war. Der Graf und Herr von Chessel unterhielten sich über Geschäftliches. Ich fürchtete, Herr von Mortsauf möchte seinen Wagen und

sein Gespann herausstreichen, aber er hielt sich durchaus in den Grenzen des guten Geschmacks. Sein Nachbar befragte ihn über die Arbeiten in der Cassine und der Rhétorière. Als ich die Frage hörte, sah ich zum Grafen hinüber; ich dachte, er würde sich eines Gesprächsthemas enthalten, das so reich an fatalen Erinnerungen, so bitter grausam für ihn sein mußte. Aber er bewies, wie dringend nötig es sei, den Ackerbau im Bezirk zu heben, schöne Wirtschaftsgebäude zu errichten mit großen, gesundheitsgemäßen Räumen, kurz er schrieb sich ruhmredig die Ideen seiner Frau zu. Ich errötete und beobachtete die Gräfin: solch ein Mangel an Feingefühl bei einem Manne, der dessen manchmal so viel hatte, dies Vergessen eines herzbrechenden Auftritts, dies Aufgreifen von Ideen, gegen die er sich so heftig gesträubt hatte, dieses Selbstbewußtsein machten mich starr.

Als Herr von Chessel ihn fragte: „Hoffen Sie auf Ihre Kosten zu kommen?“ sagte er mit einer bejahenden Gebärde: „Reichlich!“

Ein derartiges Benehmen läßt sich nur als Wahnsinn bezeichnen. Henriette, das göttliche Wesen, strahlte. Erschien der Graf nicht als ein Mann von praktischem Verstand, ein guter Verwalter und ausgezeichnete Landwirt? Sie streichelte entzückt das Haar Jacques', sie war glücklich für ihren Sohn. Welch ergreifende Komik! Welch tragische Ironie! Ich war entsetzt davon.

Später freilich, als der Vorhang der gesellschaftlichen Bühne vor mir emporging, da sah ich viele Mortsauß, und sie hatten nicht einmal zeitweise die Ritterlichkeit und die Frömmigkeit des Grafen. Welch seltsame, hämische Macht ist es, die stets dem Narren einen Engel hinwirft, dem Mann von aufrichtiger, seelenvoller Liebe eine schlechte Frau, dem Kleinen die Große, und diesem Scheusal ein schönes, überirdisches Wesen, der edlen Juana den Kapitän Diar, von dem Sie in Bordeaux gehört haben werden, Frau von Beauféant einen d'Aljuda,

Frau d'Algremont ihren Mann und dem Marquis d'Espard seine Frau? Ich habe lange nach der Lösung dieses Rätsels gesucht. Ich habe viele Geheimnisse durchforscht, habe den Grund vieler Naturgesetze erkannt, den Sinn mancher göttlichen Hieroglyphen. Aber an diesem Rätsel studiere ich noch immer wie an einem indischen Kopfzerbrecher, dessen Symbolik nur Brahmanen kennen. Hier ist das Prinzip des Bösen zu augenfällig, und ich wage nicht, Gott anzuklagen. Wer vergnügt sich denn damit, in Mißgeschicke zu stürzen, gegen die es kein Mittel gibt? Sollten etwa Henriette und ihr ‚unbekannter Philosoph‘ recht haben? Sollte ihre Mystik die Lösung des Menschenrätsels in sich schließen?

Die letzten Tage, die ich in der Gegend verbrachte, waren die Tage herbstlichen Blätterfalls, von Wolken überdüstert, die bisweilen den in der schönen Jahreszeit so freundlichen Himmel der Touraine verhüllten. Am Vorabend meiner Abreise führte mich Frau von Mortsauf vor Tisch auf die Terrasse.

„Mein lieber Felix,“ sagte sie, nachdem wir eine Weile schweigend unter kahlen Bäumen gegangen waren, „Sie werden jetzt in die Welt eintreten, und meine Gedanken sollen Sie dahin begleiten. Wer viel gelitten hat, hat viel gelebt, und glauben Sie nicht, daß einsame Seelen nichts von der Welt wissen: sie richten sie. Wenn ich in meinem Freunde leben soll, will ich mich in seinem Herzen und Gewissen nicht unbehaglich fühlen. Mitten im Kampfsgedränge ist es recht schwierig, sich aller Vorschriften zu erinnern; lassen Sie mich Ihnen einige gute mütterliche Ratschläge geben! Am Tage Ihrer Abreise, liebes Kind, werde ich Ihnen einen langen Brief einhändigen, worin Sie meine weibliche Auffassung niedergelegt finden werden von der Welt, den Menschen und von der Art, wie man in dem großen Interessengewirr Schwierigkeiten begegnen soll. Versprechen Sie mir, ihn erst in Paris zu lesen! Meine Bitte ist eine gefühlsmäßige Laune, wie sie nur uns Frauen verständlich ist. Ich halte es nicht für unmöglich, daß man sie verstehe,

aber vielleicht verdrösse es uns, sie verstanden zu wissen. Lassen Sie mir die kleinen Pfade, wo Frauen gern allein wandeln!" „Ich verspreche es Ihnen," sagte ich und küßte ihre Hand. „Ach!" rief sie aus, „ich muß Ihnen noch ein anderes Gelübde abnehmen, aber versprechen Sie mir im voraus, daß Sie ‚ja‘ sagen wollen." „Ja, ja!" antwortete ich, da ich glaubte, es handle sich um Treue. „Es geht nicht um mich," erwiderte sie schmerzlich lächelnd. „Felix, spielen Sie nie in irgendeinem Salon; ich nehme keinen aus!" „Ich werde mich immer vom Glücksspiel fernhalten," antwortete ich. „Gut," sagte sie, „ich habe für Sie eine bessere Anwendung der Zeit gefunden, die Sie beim Spiel vergeuden würden. Sie werden sehen, daß, wo andere früh oder spät verlieren müssen, Sie nur gewinnen können." „Wieso?" „Mein Brief wird es Ihnen sagen," antwortete sie in einem fast übermütig heitern Ton, der ihren Ermahnungen den übertriebenen Ernst nahm, in den sich großväterliche Ratschläge zu hüllen pflegen.

Die Gräfin unterhielt sich etwa eine Stunde lang mit mir. Sie ließ mich erkennen, wie tief sie mich liebte. Denn sie bewies mir, mit welcher Sorgfalt sie mich während der drei letzten Monate beobachtet hatte. Sie drang bis in die geheimsten Falten meines Herzens und suchte ihre Gefühle den meinen genau anzupassen. Der Klang ihrer Stimme war abwechslungsreich und überzeugend, ihre Worte kamen von mütterlichen Lippen und zeigten durch Ton und Inhalt, welche feste Bande uns schon aneinander ketteten.

„Wenn Sie wüßten," sagte sie zum Schluß, „mit welcher Besorgnis ich Ihren Weg verfolgen werde, welche Freude es mir sein wird, wenn Sie vorwärtskommen, welche Tränen, wenn Sie gegen Hindernisse stoßen! Glauben Sie mir, meine Liebe zu Ihnen ist ohnegleichen, sie ist gleichzeitig unwillkürlich und bewußt. Ach! ich möchte Sie glücklich, mächtig, geachtet wissen, Sie, der Sie für mich ein lebendiger Traum sind."

Sie rührte mich zu Tränen, sie war gleichzeitig sanft und

erschreckend, ihr Gefühl enthüllte sich mit zuviel Kühnheit, es war zu rein, um in dem liebedurstigen jungen Manne die geringste Hoffnung aufkommen zu lassen. Alle meine fleischlichen Sehnsüchte zerrissen sich an ihrem Herzen, aber dafür überströmte sie mich mit dem leuchtenden Licht der himmlischen Liebe, die unverwüßlich und ohne Ende ist, die aber nur die Seele befriedigt. Sie erklimm Höhen, zu denen die gleißenden Flügel meiner Liebe mich nicht emportragen konnten, meiner Liebe, die einst an ihren Schultern sich geweidet hatte. Um zu ihr zu gelangen, hätte es der weißen Flügel des Seraphims bedurft.

„In allen Dingen“, sagte ich ihr, „werde ich denken: was würde meine Henriette dazu sagen?“ „Schön! Ich werde Ihr Stern und Ihr Allerheiligstes sein.“ Sie spielte auf meine Kinderträume an. Sie wollte ihre Erfüllung sein, damit meine Begierden sich beruhigten.

„Sie werden meine Göttin und meine Sonne sein, Sie werden mir alles sein!“ rief ich aus. „Nein!“ antwortete sie. „Ich kann nicht der Born Ihrer andern Freuden sein.“ Sie seufzte und lächelte mir zu wie in Schleiern geheimen Leidens, oder wie ein Sklave lächelt, der sich einen Augenblick empört hatte. Von diesem Tage an war sie für mich nicht die Geliebte, sondern die Geliebteste. Sie war nicht in meinem Herzen wie die Frau, die ihren Platz verlangt, die dort sich eingräbt durch Aufopferung oder durch das Übermaß der Wollust; nein, sie besaß mein ganzes Herz und beherrschte mein Leben. Sie wurde mir, was Beatrice dem florentinischen Dichter, was die fleckenlose Laura dem venezianischen Dichter war: die Mutter meiner großen Gedanken, die unbekannte Ursache rettender Entschlüsse, die Stütze meiner Zukunft, das Licht, das im Finstern strahlt, wie die Lilie im dunkeln Blätterwerk. Sie gab mir heroische Entschlüsse ein, die dem Feuer trogen und ihm seine Beute entreißen. Sie schenkte mir die Beharrlichkeit eines Coligny, den Sieger zu besiegen, sich aus der Niederlage wieder zu erheben und die stärksten Ringer zu ermüden.

Am nächsten Tage nach dem Frühstück, als ich von meinen Gastgebern in Trapesle Abschied genommen hatte, die sich so freundlich der Selbstsucht meiner Liebe gefügt hatten, begab ich mich nach Elohegourde. Herr und Frau von Mortsauf hatten beschlossen, mich bis nach Tours zu begleiten, von wo ich in der Nacht nach Paris aufbrechen sollte. Auf dem ganzen Wege war die Gräfin schweigsam und voll Liebe. Sie schützte zuerst Migräne vor, dann schämte sie sich dieser Lüge und machte sie wieder gut, indem sie zugab, daß sie mich nicht ohne Bedauern scheiden sehe. Der Graf lud mich ein, zu ihm zu kommen, wenn ich je in Abwesenheit von Chessels das Thal der Indre wiederzusehen wünschte. Wir trennten uns wie Helden, tränenlos; aber wie manche kränkliche Kinder war Jacques beim Abschied tief erschüttert und weinte, indes Madeleine aus weiblichem Instinkt die Hand ihrer Mutter drückte.

„Lieber Junge!“ sagte die Gräfin und küßte Jacques leidenschaftlich. Als ich in Tours allein war, überkam mich nach Tisch ein unerklärlicher Anfall von Raserei, wie man sie nur in der Jugend hat. Ich mietete ein Pferd und durchraste in fünfviertel Stunden die Entfernung zwischen Tours und Pont de Ruan. Dann schämte ich mich meiner Torheit, lief zu Fuß weiter und schlich wie ein Spion leise an die Terrasse heran. Die Gräfin war nicht dort. Ich dachte mir, daß sie litte. Und da ich den Schlüssel der kleinen Pforte behalten hatte, öffnete ich und trat ein. In diesem Augenblick kam sie mit ihren beiden Kindern die Stufen der Terrasse herunter, um langsam und traurig die sanfte Wehmut einzuatmen, die der Sonnenuntergang über diese Landschaft ausbreitet.

„Mutter, da ist Felix!“ rief Madeleine. „Ja, ich bins,“ flüsterte ich. „Ich habe mir überlegt, was ich eigentlich in Tours tun sollte, und daß es mir doch ein leichtes wäre, Sie noch einmal zu sehen. Warum sollte ich nicht einem Wunsche nachgeben, den ich mir in acht Tagen werde versagen müssen!“

„Er bleibt bei uns, Mutter!“ jauchzte Jacques und hüpfte vor Vergnügen. „So sei doch ruhig!“ sagte Madeleine. „Du wirst noch mit deinem Geschrei den General herauslocken.“

„Das war nicht vernünftig,“ flüsterte Henriette; „welche Torheit!“

Diese Worte, mit Tränen in der Stimme gesprochen, waren ein guter Gewinn in einer Sache, die man die geschäftlichen Spekulationen der Liebe nennen könnte.

„Ich mußte Ihnen noch diesen Schlüssel zurückgeben,“ sagte ich lächelnd. „Werden Sie denn nicht wiederkommen?“ fragte sie. „Können wir denn voneinander lassen?“ fragte ich mit einem Blick, der sie zwang, die Lider zu senken, um ihre stumme Antwort zu verschleiern.

Ich brach auf, nach wenigen Momenten einer glücklichen Betäubung, die an der Grenze von Begeisterung und überschwenglicher Verzückung liegt. Langsamen Schrittes entfernte ich mich und blickte immer wieder zurück. Als ich von der Höhe des Plateaus zum letztenmal das Tal betrachtete, war ich ganz ergriffen vom Gegensatz zwischen dem, was es jetzt war, und dem Anblick, den es bei meiner ersten Ankunft geboten hatte. Grünte es nicht damals, flammte es nicht, wie meine Wünsche und Hoffnungen flammten und grüntem . . . Jetzt war ich eingeweiht in die dunkeln und trüben Geheimnisse einer Familie, ich teilte die Herzensängste einer christlichen Niobe, war traurig wie sie, und meine umwölkte Seele fand, daß das Tal in seiner jetzigen Gestalt mit meinem Empfinden übereinstimmte. Die Felder lagen kahl, die Blätter der Pappeln fielen zu Boden, und die noch an den Zweigen hingen, waren rostfarben, die Weinranken hatte die Sonne verbrannt, und die Wipfel der Wälder zeigten die ernstesten lohsfarbigen Töne, die Könige ehemals für ihre Gewandung wählten, um den Purpur der Macht unter dem Braun der Sorgen zu verbergen. So war das Tal, wo die bleichen Strahlen einer matten Sonne erstarben, ganz das lebendige Ebenbild meiner Seele. Eine

geliebte Frau verlassen, das ist je nachdem etwas Tragisches oder eine Banalität. Ich befand mich plötzlich wie in einem fremden Lande, dessen Sprache ich nicht kannte. Ich konnte zu nichts Föhlung gewinnen, da ich nur Dinge sah, die meiner Seele fremd waren. Da entfaltete sich die ganze Weite meiner Liebe, und meine liebe Henriette entstieg in ihrer ganzen Größe dieser Einöde, wo ich nur durch den Gedanken an sie lebte. Ihr Bild ward so andächtig verehrt, daß ich beschloß, vor meiner heimlichen Gottheit makellos zu bleiben, und in Gedanken hüllte ich mich in das weiße Gewand der Leviten, Petrarka nacheifernd, der nie anders als weißgekleidet vor Laura von Nover erschien.

Mit welcher Ungeduld erwartete ich die erste Nacht, wo ich zu Hause wäre und den Brief lesen könnte, den ich unterwegs betastete, wie der Geizhals das Bündel Banknoten, das er bei sich führen muß. In der Nacht küßte ich das Dokument, worin Henriette ihren Willen niedergelegt hatte. Ich wollte das geheime Fluidum, das ihrer Hand entströmt war, in mich aufnehmen, und der Klang ihrer Stimme sollte mein andachtsvolles Ohr erfüllen. Ich habe ihre Briefe nie anders gelesen, als wie ich den ersten las: im Bette liegend, mitten im tiefsten Schweigen der Nacht. Ich verstehe nicht, wie man die Briefe eines geliebten Menschen anders lesen kann. Und doch gibt es Menschen, und sie verdienen nicht, geliebt zu werden, die solche Briefe mitten in ihren Tagesgeschäften lesen, sie halbgelesen hinlegen, sie dann wieder in die Hand nehmen, und das alles mit einer hassenswerten Gemütsruhe. — Dies, Natalie, ist die angebetete Stimme, die in der Stille der Nacht erklang, dies die erhabene Gestalt, die sich neben mir aufrichtete, um mir den rechten Weg zu weisen, da ich nunmehr am Kreuzweg angelangt war:

„Welch ein Glück für mich, lieber Freund, die zerstreuten Bruchstücke meiner Erfahrung zu sammeln und sie Ihnen zu

übermitteln, um Sie für die Gefahren der Welt auszurüsten, durch die Sie sich jetzt mit Geschick Ihren Weg bahnen sollen. Ich war glücklich wie eine Mutter in diesen Nächten, wo ich für Sie gedacht und gesorgt habe. Während ich diesen Brief Satz für Satz niederschrieb und mich im voraus in Ihr morgiges Leben hineinversetzte, unterbrach ich mich manchmal, um ans Fenster zu gehen. Wenn ich von dort die Türme von Grapesle im Mondlicht glänzen sah, sagte ich mir oft: ‚Er schläft, und ich wache für ihn.‘ Es war ein wunderbarer Reiz, der mich an das erste große Glück meines Lebens erinnerte: damals, als ich Jacques in seiner Wiege schlafen sah und auf sein Erwachen wartete, um ihm die Brust zu reichen. Sind Sie nicht trotz Ihrer Jahre noch ein Kind, dessen Seele stärkenden Trostes bedarf, der Ihnen in dem schrecklichen Internat, wo Sie so viel gelitten haben, vorenthalten blieb, aber den zu spenden wir Frauen ein Vorrecht haben? Diese unbedeutenden Kleinigkeiten üben einen Einfluß auf Ihre Erfolge aus, bereiten sie vor und befestigen sie. Wird dieser Entwurf eines Lebensplans, mit dem Sie alle Ihre Handlungen in Einklang bringen sollen, nicht eine Art geistiger Mutterschaft sein, eine Mutterschaft, die vom Kinde ganz verstanden wird? Lieber Felix, lassen Sie mich auf die Gefahr hin, einige Irrtümer zu begehen, unserer Freundschaft das Siegel veredelnder Uneigennützigkeit ausdrücken: Sie der Welt überlassen — heißt das nicht auf Sie verzichten? Aber ich liebe Sie genug, um meine Freuden Ihrer Zukunft zu opfern. Seit fast vier Monaten haben Sie mich veranlaßt, seltsam tief über die Gesetze und Sitten nachzudenken, die unsere Zeit beherrschen. Meine Unterredungen mit meiner Tante, die Sie kennen müssen, weil Sie mir diese Frau ersetzen, die Ereignisse ihres Lebens, die mir durch Herrn von Mortsauf bekannt sind, die Worte meines Vaters, der mit höfischem Leben so vertraut war, die größten und kleinsten Einzelheiten, alles ist in meiner Erinnerung aufgetaucht, zum Nutzen meines Adoptivkinds, das sich aber fast

ohne Rat und Hilfe mitten unter die Menschen hineinwagt, das auf dem Punkte ist, sich führerlos in ein Land zu begeben, wo viele durch gedankenlose Verschwendung ihrer guten Eigenschaften zugrunde gehen und manche durch kluges Ausnützen ihrer Untugenden Erfolg haben.

Vor allem denken Sie über meine kurzen Äußerungen nach — Ihnen genügen ja wenige Worte! —, über das, was ich vom Zustand der Gesellschaft, als Ganzes genommen, gesagt habe. Ich weiß nicht, ob die Gesellschaft göttlichen Ursprungs ist oder ob die Menschen sie erfunden haben; auch weiß ich nicht, in welcher Richtung sie sich entwickelt. Was für mich außer Frage steht, ist ihre Existenz. Sobald Sie sie bejahen, statt außerhalb zu leben, müssen Sie ihre Grundbedingungen für vortrefflich halten. Sie werden morgen gewissermaßen einen Vertrag mit ihr abschließen. Benützt die heutige Gesellschaft den Menschen mehr, als sie ihm nützt? Ich glaube es; aber ob der einzelne in ihr mehr Bürden als Würden findet, ob er die Vorteile, die sie ihm bietet, zu teuer bezahlen muß, das sind Fragen, die den Gesetzgeber, nicht den einzelnen angehen. Meiner Ansicht nach sollen Sie in allen Dingen dem Allgemeingültigen bedingungslos folgen, gleichviel, ob es Ihre Interessen schädigt oder fördert. So einfach Ihnen diese Forderung scheinen mag, ihre Durchführung ist schwierig genug. Sie gleicht einem Saft, der die kleinsten Äderchen durchdringen soll, um den Baum zu beleben, sein Laub zu erhalten, seine Blüten zu treiben und seine Früchte so herrlich zu gestalten, daß er allgemeine Bewunderung erregt. Lieber, nicht alle Gesetze sind in Büchern niedergelegt. Auch die Sitten schaffen Gesetze, von denen die wichtigsten oft die wenigst bekannten sind. Es gibt weder Professoren, noch Abhandlungen, noch hohe Schulen für dies Recht, das Ihre Handlungen, Ihre Reden, Ihr äußeres Leben, Ihre Art, der Welt entgegenzutreten und den Erfolg auszunützen, bestimmt. Gegen dieses geheime Gesetz verstoßen, heißt: in den Niederungen der Gesellschaft hängen bleiben, statt sie zu be-

herrschen. Es mag sein, daß dieser Brief sich häufig mit Ihren eigenen Gedanken deckt; aber lassen Sie mich immerhin Ihnen meine Frauenpolitik anvertrauen.

Die Gesellschaft durch die Theorie des Einzelglücks auf Kosten der Gesamtheit erklären zu wollen, ist eine verderbliche Lehre, die in ihren logischen Folgerungen zu der Auffassung führt, daß das, was immer der Mensch sich im geheimen aneignet, ohne daß das Gesetz, die Welt oder ein einzelner des Verstoßes gewahr werde, ihm von Rechts wegen zukomme. Nach diesem Kodex ist der geschickte Dieb freigesprochen, die Frau, die unbemerkt gegen ihre Pflichten verstößt, glücklich und weise. Töten Sie einen Menschen, ohne daß die Justiz es nachweisen kann: wenn Sie wie Macbeth ein Diadem erringen, so haben Sie richtig gehandelt! Ihr Interesse wird dann oberstes Gesetz, und es handelt sich nur darum, Zeugen und Schuldbeweisen aus dem Wege zu gehen und sich über die Schwierigkeiten hinwegzusetzen, die Sitte und Gesetz zwischen Ihnen und Ihren Begierden aufrichtet. Von diesem Gesichtspunkt aus beschränkt sich das ganze Problem des Erfolgs darauf, ein Spiel zu wagen, dessen Einsätze eine Million oder die Galeere, eine politische Machtstellung oder völlige Entehrung sind. Zudem hat der grüne Tisch nicht Platz genug für alle Spieler, und es bedarf genialer Kombinationen, um einen Treffer zu machen. Ich wende mich weder an Ihre Religiosität noch an Ihr Gefühl; es handelt sich hier lediglich um das Räderwerk einer Maschine aus Gold und Eisen, deren sofortige Leistungen die Leute interessieren: Liebes Kind meiner Seele, wenn Sie meinen Abscheu gegen jene Verbrechertheorie teilen, so werden Sie finden, daß sich das Wesen der Gesellschaft für jeden gesund denkenden Menschen nur durch die Theorie der Pflicht erklären läßt. Ja, Sie haben gegen Ihre Mitmenschen tausendfältige Verpflichtungen, die auf Gegenseitigkeit beruhen. Meiner Ansicht nach hat der Herzog und Pair gegen den Handwerker und Arbeiter mehr Verpflichtungen, als umgekehrt. Die

Pflichten wachsen in demselben Maße wie die Rechte, die die Gesellschaft dem Menschen zuerkennt, nach dem Grundsatz, der für den Handel wie für die Politik gilt, daß die Last der Verantwortung immer der Größe des möglichen Gewinns entspricht. Jeder zahlt seine Schuld auf seine Art. Wenn unser armer Arbeiter in der Rhétorière sich, ermüdet von der Feldarbeit, zur Ruhe legt, — glauben Sie, er hätte dann nicht seine Pflichten voll erfüllt? Er ist ihnen gewiß besser gerecht geworden als mancher Hochgestellte! Wenn Sie nun die Gesellschaft betrachten, in der Sie eine Ihrer Intelligenz und Ihren Gaben entsprechende Stellung einnehmen wollen, so muß für Sie als leitender Gesichtspunkt dieser Grundsatz gelten: erlaube dir nichts, was gegen dein eigenes oder das öffentliche Gewissen verstößt! Der Nachdruck, den ich hierauf lege, mag Ihnen überflüssig scheinen, aber ich bitte Sie dringend — Ihre Henriette fleht Sie an —, den Sinn dieser Worte wohl zu erwägen. So scheinbar simpel sie sind, so bedeuten sie doch, mein Lieber, nichts weniger, als daß Redlichkeit, Ehrgefühl, Vornehmheit der Gesinnung und Höflichkeit die sichersten, schnellsten und geradesten Wege zum Erfolge sind. In dieser Welt des Eigennutzes werden Ihnen eine Menge Leute sagen, daß man mit Gefühlsduselei nicht weiterkommt, daß zu zarte moralische Bedenken hinderlich seien. Sie werden schlecht erzogene, ungebildete oder kurzsichtige Menschen finden, die einen Untergebenen beleidigen; die sich einer alten Frau gegenüber eine Unhöflichkeit zuschulden kommen lassen; denen es zu langweilig ist, sich einen Augenblick mit einem Greis abzugeben, bloß weil sie finden, daß diese Leute ihnen nichts nutzen können. Darauf werden Sie beobachten, daß diese selben Menschen sich an Dornen ritzen, denen sie die Spitze nicht abgebrochen haben, und sie ihr Glück um einer Bagatelle willen verscherzen sehen; während der Mensch, der sich früh mit der Theorie der Pflicht vertraut gemacht hat, weniger auf Schwierigkeiten stößt, — vielleicht wird er länger brauchen, seinen Weg zu machen, aber

sein Erfolg wird festen Grund und Bestand haben, während der vieler anderer zusammenbricht.

Wenn ich Ihnen sage, daß zur Betätigung dieser Lehre vor allen Dingen Kenntniß der guten Umgangsformen nötig ist, so werden Sie vielleicht finden, daß meine Gesetzgebung etwas an den Ton bei Hofe und an meine eigene Erziehung im Hause Lenoncourt erinnert. Lieber Freund, ich messe dieser scheinbar so geringfügigen Unterweisung den allergrößten Wert bei. Die Umgangsformen der höhern Kreise sind Ihnen ebenso unerläßlich, wie die mancherlei ausgedehnten Kenntnisse, die Sie besitzen; guter Ton ersetzt oft Wissen. Oft haben im Grunde Unwissende dank angeborener geistiger Regsamkeit und der Fähigkeit, ihre Gedanken logisch zu ordnen, eine Stellung gewonnen, die Würdigern vorenthalten blieb. Ich habe Sie beobachtet, Felix, um festzustellen, ob Ihre Allerweltsschulbildung nichts Edles in Ihnen zerstört hat. Gott allein weiß, mit welcher Freude ich wahrgenommen habe, daß Sie das Wenige, das Ihnen fehlt, leicht erwerben können. Bei vielen in unsern Traditionen erzogenen Leuten sind gute Manieren etwas rein Außerliches, doch feinsten Anstand und wahrhaft gute Manieren kommen vom Herzen und von einem ausgeprägten Gefühl persönlichen Wertes. Deshalb sind manche Adlige trotz ihrer Erziehung unfein, während gewisse Leute bürgerlicher Herkunft von Haus aus eine vornehme Lebensart besitzen und nur einigen Schliff bedürfen, um sich, ohne etwas linkisch nachzuahmen, die allerbeste gesellschaftliche Bildung anzueignen. Glauben Sie einer armen Frau, die nie ihr Tal verlassen wird: dieser vornehme Ton, diese anmutige Einfachheit, die sich im Wort, in der Geste, in der Haltung, selbst im Hause offenbart, sind gewissermaßen ein angeborenes, unbewußtes Künstlertum, dessen Reiz unwiderstehlich ist. Wie groß muß ihre Macht erst sein, wenn sie dem Herzen entspringen! Höflichkeit, liebes Kind, besteht darin, daß man sich für andere zu vergessen scheint; bei vielen Leuten ist sie eine gesellschaftliche Grimasse, die sich ver-

wandelt, sobald das geschädigte Eigeninteresse durchbricht. In solchen Fällen wird ein Großer gemein, aber — und so soll es bei Ihnen sein, Felix! — die wahre Höflichkeit schließt einen christlichen Gedanken in sich, sie ist die Blüte der Liebe und besteht darin, sich in Wahrheit zu vergessen. Im Gedenken an Ihre Henriette seien Sie nicht wie eine Quelle ohne Wasser, verbinden Sie den Geist und die Form! Fürchten Sie nicht, das Opfer dieser gesellschaftlichen Tugend zu werden! Früher oder später werden Sie die Frucht dieses scheinbar in den Wind gesäten Samens ernten. Mein Vater hat seinerzeit beobachtet, daß eine der beleidigendsten Ausßerungsformen mißverständener Höflichkeit ein Uebermaß von Versprechungen ist. Wenn man Sie um etwas bittet, was Sie nicht erfüllen können, so schlagen Sie es ab, ohne auch nur den Schimmer einer trügerischen Hoffnung bestehen zu lassen, und gewähren Sie rasch, was Sie gewähren wollen und können! So werden Sie die Anmut des Versagens und die Anmut des Gewährens besitzen, und dieser doppelte Vorzug bringt einen Charakter wundervoll zur Geltung. Ich weiß nicht, ob man jemandem einer getäuschten Hoffnung wegen nicht mehr gram ist, als man ihm für eine Gunstbezeugung Dank wußte. Vor allen Dingen, lieber Freund — diese Kleinigkeiten schlagen ganz in mein Fach, und ich darf mich wohl über das verbreiten, was ich zu wissen glaube —, seien Sie weder vertrauensselig, noch banal, noch zu entgegenkommend: das sind drei Klippen. Ubergroße Vertrauensseligkeit untergräbt die Achtung, Banalität bringt Verachtung ein, Ubereifer gibt uns der Ausbeutung preis. Und in erster Linie, liebes Kind, werden Sie im Leben nur zwei oder drei Freunde haben, denen kommt Ihr ganzes Vertrauen zu. Es an mehr Leute verschwenden, hieße das nicht: an den Würdigen Verrat üben? Wenn Sie sich mit einigen Menschen enger anfreunden als mit andern, seien Sie über sich selbst verschwiegen, seien Sie immer zurückhaltend, so, als sollten Sie die Freunde eines Tages zu Mitbewerbern, zu Gegnern

oder zu Feinden haben. Die Wechselfälle des Lebens können es ja auch tatsächlich so weit kommen lassen. Wahren Sie sich eine Haltung, die weder ablehnend noch überschwenglich ist! Suchen Sie die goldene Mittelstraße zu finden, auf der man gehen kann, ohne sich etwas zu vergeben! Glauben Sie mir: ein Gentleman hält sich gleich fern von der feigen Gefälligkeit eines Philinte und von der herben Tugend eines Alceste. Die Kunst des Komödiendichters zeigt sich ganz in diesem Hinweis auf den wahren Mittelweg, den vornehme Menschen seiner Gesellschaft einschlagen werden. Gewiß, alle werden eher zu den Lächerlichkeiten der Tugend neigen, als zu der äußersten Verächtlichkeit, die sich unter einem biedern Egoismus verbirgt. Aber Sie sollen sich vor beiden Extremen hüten. Was nun die Banalität anbelangt, so kann sie Ihnen wohl bei einigen Schwachköpfen den Ruf eines reizenden Menschen eintragen; aber Leute, die tiefer blicken, die menschliche Fähigkeiten abzuwägen pflegen, werden bald Ihre Schwäche erkennen und Sie geringschätzen. Denn Banalität ist die Zuflucht der geistig Schwachen. Nun aber werden die Schwachen unglücklicherweise verachtet in einer Gesellschaft, die in ihren Mitgliedern nur Werkzeuge sieht, und vielleicht hat sie recht, denn die Natur verurteilt unvollkommene Wesen zum Untergang. So entstammt auch die rührende Gönnerschaft der Frau vielleicht dem Vergnügen, das sie darin findet, gegen eine blinde Gewalt anzukämpfen und der Klugheit des Herzens zum Sieg über die rohe Gewalt zu verhelfen. Aber die Natur, die viel mehr eine Rabenmutter als eine gute Mutter ist, vergöttert nur die Kinder, die ihrer Eitelkeit schmeicheln. Und den Übereifer, diese erste und so edle Irrung der Jugend, die sich erst wahrhaft befriedigt fühlt, wenn sie ihre Kräfte entfalten kann, und die so sich selbst und andern zum Narren wird: den sparen Sie auf alle Fälle, wo Ihr Gefühl erwidert wird, sparen Sie ihn für das Weib und für Gott! Tragen Sie nicht auf den gemeinen Markt der Welt oder in die Börse des politischen Lebens

Schätze, die man Ihnen gegen wertlosen Tand einwechselt! Sie sollen der Stimme folgen, die Ihnen befiehlt, in allen Lebenslagen edel zu sein, sooft diese Stimme Sie ermahnt, sich nicht unnötig zu vergeuden. Denn unglücklicherweise werden die Menschen Sie nach Ihrem Nutzen einschätzen, ohne Ihren Wert in Anschlag zu bringen. Lassen Sie mich ein Bild brauen, das sich Ihrem Dichtersinn einprägen wird: gleichviel, ob ein Monogramm riesengroß in Gold ausgeführt oder mit Bleistift geschrieben ist, — es ist und bleibt ein Monogramm! Ein Mann unserer Zeit hat gesagt: „Legen Sie nie Eifer an den Tag!“ Übereifer grenzt an Torheit und führt zu Enttäuschungen. Sie werden nie bei Vorgesetzten eine Wärme finden, die der Ihren gleichkommt; Könige und Frauen bilden sich ein, daß alles ihnen gehört! Traurig genug ist dieser Grundsatz, aber er ist richtig und braucht die Seele nicht zu ernüchtern. Verlegen Sie Ihre edelsten Gefühle in unnahbare Regionen, wo ihre Blüten leidenschaftliche Bewunderung finden, wo der Künstler liebevoll von seinem Kunstwerk träumen kann. Pflichten, lieber Freund, sind nicht Gefühlsache! Tun, was man soll, heißt nicht: tun, was Freude macht. Ein Mann soll kaltblütig für sein Vaterland sterben, und er kann in trunkenem Glück sein Leben einer Frau geben. Eine Hauptregel der Wissenschaft des guten Tones heischt fast unbedingtes Schweigen über sich selbst. Leisten Sie sich einmal den Scherz, mit bloßen Bekannten über Ihre eigene Person zu sprechen, unterhalten Sie sie von Ihren Leiden, Freuden oder Geschäften, bald wird Gleichgültigkeit einer geheuchelten Teilnahme folgen, und wenn sich erst Langeweile einstellt, wird entweder die Gastgeberin Sie höflich unterbrechen, oder Ihre Zuhörer werden sich unter irgendeinem geschickten Vorwand entfernen. Wollen Sie aber die allgemeine Sympathie erringen, für einen liebenswürdigen, geistreichen und zuverlässigen Menschen gelten, dann unterhalten Sie Ihre Zuhörer von ihnen selbst, suchen Sie sie möglichst in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken, selbst wenn Sie

Fragen erörtern, die anscheinend mit dem einzelnen gar nichts zu tun haben. Dann werden die Stirnen sich aufheitern, jeder Mund wird Ihnen zulächeln, und kaum sind Sie fort, so wird jeder Sie loben! Ihr Gewissen und die Stimme des Herzens werden Ihnen die Grenze weisen, wo feige Schmeichelei anfängt und liebenswürdige Unterhaltung aufhört. Noch ein Wort über das Reden in Gesellschaft. Lieber Freund, die Jugend neigt immer zu einer gewissen Raschheit im Urtheilen, die ihr Ehre macht, ihr aber schaden kann. Darum legte die Erziehung früherer Zeiten den jungen Leuten Schweigen auf, solange sie sich bei großen Herren aufhielten, wo sie die Welt kennen lernen sollten. Denn früher hatte der Adel, wie die Kunst, seine Lehrlinge, seine Pagen, die ihren Brotherren treu ergeben waren. Heutzutage besitzt die Jugend eine ungesunde Treibhausbildung, die sie zu einem strengen Urtheil über Taten, Gedanken und Schriften verleitet; sie entscheidet Fragen mit der Schneide eines noch unerprobten Schwertes. Hüten Sie sich vor diesem Mißbrauch! Ihr Aburtheilen könnte viele Leute in Ihrer Umgebung verletzen, und man verzeiht vielleicht weniger eine geheime Beleidigung, als eine öffentliche Ungerechtigkeit. Junge Leute sind unnachsichtig, weil sie vom Leben und seinen Schwierigkeiten nichts wissen. Der alte Kritiker ist sanft und gütig, der junge erbarmungslos. Der eine weiß alles, der andere weiß nichts. Ubrigens liegt jeder menschlichen Handlung ein Labyrinth von bestimmenden Motiven zugrunde, deren endgültige Beurteilung Gott vorbehalten ist. Seien Sie nur gegen sich selbst streng! Vor Ihnen liegt Ihr Glück, aber niemand in der Welt kann ohne Freundesbeihilfe seinen Weg machen. Suchen Sie oft das Haus meines Vaters auf, — es steht Ihnen offen! Die Beziehungen, die Sie dort anknüpfen werden, können Ihnen bei tausend Gelegenheiten nützlich sein. Aber lassen Sie meine Mutter nicht einen Finger breit Boden in Ihnen gewinnen! Sie erdrückt den, der ihr nachgibt, und bewundert den Stolz, der ihr trotzt. Sie gleicht dem Eisen,

daß sich nur mit Eisen zusammenschmieden läßt, dessen Berührung aber weniger harte Stoffe zerbricht. Unterhalten Sie gute Beziehungen zu meiner Mutter; wenn sie Ihnen wohlwill, wird sie Ihnen Eintritt in Salons verschaffen, wo Sie sich die unumgängliche Weltgewandtheit aneignen können, die Kunst, zuzuhören, zu sprechen, zu antworten, sich vorzustellen und zu verabschieden, die treffsichere Ausdrucksweise und das undefinierbare Etwas, das ebensowenig die Überlegenheit ausmacht, wie das Kleid das Genie, ohne das aber die schönsten Talente sich nicht durchsetzen können. Ich kenne Sie hinreichend, um gewiß zu sein, daß ich mich nicht Illusionen hingebe, wenn ich Sie im voraus so sehe, wie ich Sie wünsche: einfach in Ihrem Auftreten, freundlich in Ihrer ganzen Art, stolz ohne dumme Eitelkeit, Greisen gegenüber ehrerbietig, zuvorkommend, ohne Kriecherei, vor allem diskret. Entfalten Sie Ihren Geist, aber machen Sie sich nicht andern zum Narren! Bedenken Sie wohl, daß, wenn Ihre Überlegenheit einen Durchschnittsmenschen verletzt, er zwar schweigen, aber nachher von Ihnen sagen wird: ‚Er ist sehr ergötzlich!‘ – was Verachtung bedeutet. Ihre Überlegenheit sei immer die eines Löwen. Suchen Sie aber nicht den Menschen in allem zu gefallen! In Ihren Beziehungen zu andern empfehle ich Ihnen eine Kühle, die sich bis zu Anmaßung steigern mag, an der sich doch niemand stößt. Jedermann achtet den, der ihn geringschätzt, und diese Mißachtung wird Ihnen die Gunst der Frauen sichern, die Sie in dem Maße schätzen werden, wie Sie selbst andere Männer geringschätzen. Dulden Sie nie Leute um sich, die die allgemeine Achtung verloren haben, und wären sie selbst unschuldig! Denn die Welt verlangt Rechenschaft von uns über unsere Freundschaften und Feindschaften. Hierin müssen Ihre Entscheidungen reiflich überlegt, aber dann unwiderruflich sein. Merkt man erst, daß Leute, die Sie abgewiesen haben, Ihr ablehnendes Verhalten verdient hatten, so wird Ihre Werthschätzung im Preise steigen, so werden Sie die unausgesprochene

Hochachtung einflößen, die einen Menschen unter Menschen groß macht. — So, nun sind Sie gut ausgerüstet, mit Jugendlichkeit, die bezaubert, mit Liebreiz, der bestrickt, und mit Weisheit, die Erobertes festzuhalten weiß. Alles, was ich Ihnen bisher gesagt habe, läßt sich in einem altbekannten Wort zusammenfassen: Noblesse oblige!

Wenden Sie diese Grundsätze auf Ihre praktische Lebensgestaltung an! Sie werden vielfach sagen hören, daß Durchtriebenheit eine Vorbedingung zum Erfolge sei, und daß man sich mit den Ellenbogen einen Weg durch die Menge bahnen müsse. Mein Freund, solche Grundsätze waren im Mittelalter am Platze, als Fürsten noch rivalisierende Parteien gegeneinander auszuspielen hatten. Aber heute geschieht alles in der Öffentlichkeit, und ein derartiges System käme Ihnen teuer zu stehen. Sie werden es in der That entweder mit einem ehrenwerten, aufrichtigen Mann zu tun haben, oder mit einem verrätherischen Gegner, einem Manne, der mit Verleumdungen, Verdächtigungen und Betrug arbeitet. Nun, in ihm haben Sie den stärksten Helfer, denn er ist sein eigener Feind. Sie können ihn mit ehrlichen Waffen bekämpfen, er wird früher oder später verachtet werden. Einem Ehrenmann gegenüber wird Ihre Aufrichtigkeit Achtung einflößen, und wenn Sie erst Ihre Interessen den seinen anschließen — das kann man alles einrichten! —, wird er Ihnen helfen. Fürchten Sie nicht, sich Feinde zu machen! Wehe dem, der in der Welt, wo Sie leben werden, keine Feinde hat! Aber setzen Sie sich — womöglich — weder der Lächerlichkeit, noch der Mißachtung aus! Ich sage: womöglich! Denn in Paris ist kein Mensch immer Herr über dergleichen, er ist darin von unberechenbaren Umständen abhängig. Sie werden weder den Schmutz der Gasse noch den Ziegelstein, der Ihnen aufs Haupt fällt, vermeiden können. Es gibt — bildlich gesprochen — Gassen, woraus ehrlose Menschen die Edelsten mit dem Rote zu bespritzen suchen, in dem sie ertrinken. Aber Sie können überall Achtung erwerben, wenn

Sie sich auf allen Gebieten unerschütterlich in Ihren letzten Entschlüssen zeigen. Gehen Sie in diesem Wirrwarr ehrsüchtiger Bestrebungen, mitten in diesem Labyrinth von Schwierigkeiten, immer gleich auf die Hauptsache los, packen Sie mit voller Entschiedenheit die Kernfrage an, und kämpfen Sie stets mit allen Ihren Kräften nur an einem Punkte! Sie wissen, wie sehr Herr von Mortsauf Napoleon haßt; er verfolgte ihn mit seinem Haß, er überwachte ihn, wie die Polizei einen Verbrecher, und forderte immer wieder den Herzog von Enghien von ihm zurück, dessen Tod das einzige tragische Los war, das ihm je Tränen entrißen hat.

Aber trotz alledem bewundert der Graf Napoleon als den kühnsten aller Feldherren und hat mir oft seine Taktik klarzumachen versucht. Läßt sich denn diese Kriegskunst nicht auf den Interessenkampf anwenden? Mit ihr könnte man hier Zeit sparen, wie im Kriege Menschenleben und Entfernungen gespart werden. Denken Sie daran, denn eine Frau kann leicht fehlgehen in den Dingen, die sie nur instinkt- und gefühlsmäßig beurteilt! Ich kann auf einen Punkt näher eingehen: jede Verschmitztheit, jede Betrügerei kommt an den Tag und schadet. Jede Lebenslage erscheint mir minder gefährlich, sobald der Mensch sich auf den Boden der Ehrlichkeit stellt. Wenn ich meine eigenen Erfahrungen anführen wollte, müßte ich Ihnen erzählen, daß ich in Elohegourde durch den Charakter Herrn von Mortsaufs gezwungen war, jedem Zank aus dem Wege zu gehen, jede Zwistigkeit sofort beizulegen, weil sie für ihn wie ein zwar willkommenes, aber höchst verderbliches Leiden gewesen wäre; und doch bin ich zum Schluß immer gerade auf den Knoten losgegangen und habe dem Gegner gesagt: „Wir wollen ihn lösen oder zerschneiden!“ Sie werden oft andern nützen, ihnen Dienste leisten und wenig Lohn dafür ernten; aber tun Sie nicht wie jene, die immer über die Menschen klagen und sich rühmen, überall nur Undankbare zu finden. Heißt das nicht, sich selbst auf ein Piedestal stellen? Und ist es

nicht ein wenig naiv, seine mangelnde Weltkenntnis einzuge-
stehen? Aber sollen Sie Gutes tun, so etwa, wie ein Wucherer
sein Geld ausleiht? Sollen Sie es nicht um des Guten selbst
willen tun? Noblesse oblige! Immerhin, erweisen Sie keine
Dienste, die andere zur Undankbarkeit zwingen könnten, denn
so würden Sie sich unversöhnliche Feinde machen! Es gibt
eine Verzweiflung des Verpflichtetseins, wie es eine Verzweif-
lung des Untergangs gibt; beide verleihen unberechenbare Kräfte.
Sie selbst dürfen von andern nur so wenig wie möglich annehmen;
seien Sie keines Menschen Lehnsmann, stellen Sie sich ganz
auf sich selbst! Ich berate Sie nur in den kleinen Dingen des
Lebens, mein Freund. In der politischen Welt ist der Wechsel
die Regel. Da müssen Ihre eigenen Prinzipien den großen
Interessen weichen. Sollten Sie aber in die Sphäre gelangen,
wo die Größten wohnen, so wären Sie, Gott gleich, alleiniger
Richter Ihrer Entschlüsse. Dann sind Sie kein Mensch mehr,
sondern das lebendige Gesetz, kein Individuum, sondern der
Geist, der sich in der Nation verkörpert. Aber wenn Sie richten,
werden auch Sie gerichtet werden, Sie werden vor dem Tri-
bunal der Jahrhunderte erscheinen müssen, und Sie wissen
so viel Bescheid in der Geschichte, um ermessen zu können,
welche Gedanken und Taten zu wahrer Größe führen.

Ich komme zur ernstesten Frage: zu Ihrem Verhalten gegen
Frauen. Machen Sie es sich zur Regel, die kleinliche Koket-
terie der Salons zu übergehen! Vergeuden Sie sich nicht!
Einer der Männer, die im vorigen Jahrhundert den meisten
Erfolg hatten, pflegte sich an einem Abend ausschließlich um
eine Dame zu kümmern und sich besonders denen zu widmen,
die vernachlässigt schienen. Dieser Mann, liebes Kind, hat
seine Zeit beherrscht. Er hatte richtig berechnet, daß in abseh-
barer Zeit sein Lob in aller Munde wäre. Die meisten jungen
Leute verpassen die wertvollsten Gelegenheiten gerade dann,
wenn sie sich Beziehungen schaffen sollten, die ja die Hälfte
des gesellschaftlichen Lebens sind. Da Sie von Haus aus ge-

fallen, bleibt Ihnen wenig zu tun, um andere für Ihre Interessen zu gewinnen. Aber dieser Lenz ist von kurzer Dauer, benutzen Sie ihn wohl! Seien Sie der Freund einflußreicher Frauen! Die einflußreichsten Frauen sind die alten. Sie werden Ihnen Auskunft geben über Familienbeziehungen, werden Ihnen alle Familiengeheimnisse verraten und Ihnen die Wege weisen, die Sie schnell zum Ziele führen können. Sie werden Ihnen von Herzen zugetan sein. Gönnerschaft ist ihre letzte Liebe, wosern sie nicht bigott sind. Sie werden Ihnen die größten Dienste leisten, Sie herausstreichen und dadurch begehrenswert machen. Meiden Sie junge Frauen! Glauben Sie nicht, daß ein eigennütziges Gefühl mir diese Worte eingibt! Eine fünfzigjährige Frau wird alles für Sie tun, eine zwanzigjährige nichts! Die junge fordert Ihr ganzes Leben, die Alte verlangt nur hin und wieder eine Aufmerksamkeit. Necken Sie junge Frauen, nehmen Sie alles, was von ihnen kommt, als einen Scherz hin; sie sind eines ernststen Gedankens unfähig! Junge Frauen, mein Freund, sind egoistisch, kleinlich, wissen nichts von wahrer Freundschaft, lieben nur sich selbst und würden Sie irgendeinem vorübergehenden Erfolge opfern. Zudem verlangen sie alle Aufopferung, und Ihre Stellung verlangt, daß man sich für Sie aufopfere: zwei unvereinbare Forderungen! Keine von ihnen wird Verständnis für Ihre Interessen haben, sie werden alle an sich, nicht an Sie denken, werden Ihnen durch ihre Eitelkeit mehr schaden, als sie Ihnen durch ihre Zuneigung nützen. Sie werden Ihnen skrupellos Ihre Zeit rauben, Sie Ihr Ziel verfehlen lassen, kurz, Sie in der denkbar anmutigsten Weise ruinieren. Und beklagen Sie sich darüber, so wird Ihnen die Dümme nachweisen, daß ihr Handschuh die Welt wert ist, und daß es nichts Glorreicheres gibt, als in ihrem Dienst zu stehen. Alle werden vorgeben, daß sie Ihnen das Glück bringen, und Sie Ihre glanzvolle Zukunft vergessen lassen. Das Glück, das sie bieten, ist unbeständig, Ihre Größe wird Bestand haben. Sie wissen

nicht, welche wohldurchdachte Kunst sie daransetzen, ihre Launen zu befriedigen, eine vorübergehende Neigung in Liebe zu verwandeln, die auf Erden beginnt und bis in den Himmel hinaufwachsen soll. An dem Tage, wo diese Frauen Sie aufgeben, werden sie mit dem Worte: „Ich liebe Sie nicht mehr!“ ihre Treulosigkeit rechtfertigen, wie das Wort: „Ich liebe Sie!“ ihre Neigung entschuldigte, und werden Ihnen klarmachen, daß sich Liebe nicht befehlen läßt. Es ist eine lächerliche Auffassung. Glauben Sie mir, Lieber, wahre Liebe ist ewig, unendlich, stets sich selbst gleich! Sie ist ebenmäßig und rein, ohne heftige Rundgebungen. Sie bewahrt mit weißem Haar ein junges Herz. Von alledem findet sich bei Weltdamen nichts. Sie spielen alle Komödie. Die eine wird Sie durch ihr Unglück fangen, wird sich für die sanfteste und anspruchsfreieste Frau ausgeben; aber sobald sie sich unentbehrlich weiß, wird sie beginnen, Sie zu quälen, und Sie ihren Launen unterjochen. Angenommen, Sie wollten sich für die diplomatische Laufbahn entscheiden, reisen, Länder und Menschen studieren: dann werden Sie statt dessen in Paris oder auf Ihrer Herrin Landgut bleiben. Sie wird Sie mit List zu fesseln wissen, und je aufopfernder Sie sind, desto undankbarer wird sie sein. Eine andere wird durch ihre Unterwürfigkeit zu gefallen suchen, wird sich zu Ihrer Sklavin machen, wird Ihnen wie einem Märchenprinzen bis ans Ende der Welt nachlaufen, wird sich ins Gerede der Leute bringen, um Sie festzuhalten, und ein Stein an Ihrem Halse sein. Sie werden eines Tages ertrinken, und die Frau wird obenauf schwimmen. Die wenigst gewitzigten Frauen verfügen über unerschöpfliche Künste. Die dümmste angelt ihren Mann dadurch, daß sie gar kein Mißtrauen erregt. Die wenigst gefährliche wäre noch eine leichtsinnige Frau, die Sie liebte, ohne zu wissen warum, die Sie ohne Grund aufgab und aus Eitelkeit zu Ihnen zurückkehrte. Aber alle werden Ihnen schaden, früh oder spät. Jede junge Frau der Gesellschaft, die ihren Freuden und ihren kleinlichen Eitelkeits-

erfolgen lebt, ist eine halbwegs verderbte Frau, die Sie verderben wird. Dort werden Sie nicht das keusche, einfältige Wesen finden, in dessen Seele Sie immer herrschen werden. Nein, nur eine Einsame kann Sie wirklich lieben. Ein Blick von Ihnen wird ihr schönstes Fest sein, sie wird von Ihren Worten leben. So sei diese Frau für Sie denn auch die ganze Welt, wie Sie ihr alles bedeuten. Lieben Sie sie von Herzen; machen Sie ihr keine Sorgen, seien Sie ihr treu; erregen Sie ihre Eifersucht nicht! Geliebt und verstanden werden, Freund, ist das größte Glück! Ich hoffe, Sie werden es kosten. Hege Sie sorgsam die Blüte Ihrer Seele, seien Sie des Herzens sicher, auf das Sie Ihre Liebe gründen! Diese Frau wird nie sich selbst gehören, sie wird nie an sich denken, sondern nur an Sie; sie wird Ihnen nichts streitig machen, nie auf ihre eigenen Vorteile bedacht sein, sie wird die Gefahr erkennen, wo Sie selbst keine sehen, und die sie, drohte sie ihr allein, nicht sähe. Wenn sie leidet, wird sie leiden, ohne zu klagen. Persönliche Eitelkeit wird ihr fremd sein, aber sie wird eine Art Hochachtung für das haben, was Sie in ihr lieben. Erwidern Sie diese Liebe, indem Sie sie übertreffen! Wenn Sie das Glück haben, das zu finden, was Ihrer armen Freundin fehlt, eine Liebe, die gleich stark geschenkt und erwidert wird, so denken Sie daran — wie vollkommen diese Liebe auch sein mag —, daß in einem Tale für Sie eine Mutter lebt, in deren Herzen das Gefühl, das Sie hineingetragen haben, so tiefe Spuren eingegraben hat, daß Sie nie sie ganz ergründen können. Ja, ich hege für Sie eine Liebe, deren ganzen Umfang Sie nie kennen werden. Damit sie sich Ihnen offenbare als das, was sie ist, müßte Ihnen Ihr gesunder Sinn verloren gehen, und auch dann wüßten Sie nicht, wie weit meine Opferfähigkeit gehen könnte. Ist es verdächtig, wenn ich Ihnen rate, junge Frauen zu meiden, die alle mehr oder minder verschlagen, spöttisch, eitel, oberflächlich und verschwenderisch sind, und sich einflußreichen Frauen anzuschließen, an ehrwürdige Matronen

voll gesunder Lebensweisheit, wie es meine Tante war, die Ihnen so nützlich sein können, die geheimen Verleumdungen gegen Sie die Spitze abbrechen und die von Ihnen sagen werden, was Sie selbst nicht von sich sagen können? Kurz, bin ich nicht großmütig, wenn ich Ihnen die Weisung gebe, Ihre andächtige Verehrung für den Engel mit dem reinen Herzen ungeteilt zu bewahren? Wenn ein großer Teil meiner ersten Ermahnungen in dem Worte „Noblesse oblige!“ zusammengefaßt ist, so sind meine Ratschläge über Ihre Beziehungen zu Frauen in dieser andern Ritterdevise enthalten: „Diene allen, liebe nur eine!“

Ihre Bildung ist umfassend, Ihr Herz ist in der Hut des Leidens makellos geblieben. Alles ist schön, alles ist edel an Ihnen, Sie müssen nur wollen. Ihre ganze Zukunft ruht jetzt in diesem einzigen Worte, dem Wahlspruch großer Männer. Nicht wahr, liebes Kind, Sie werden Ihrer Henriette gehorchen, Sie erlauben ihr, Ihnen auch weiterhin zu sagen, was sie von Ihnen und Ihren Beziehungen zur Welt denkt? Ich habe in meiner Seele einen besondern Sinn, der Ihre Zukunft wie die meiner Kinder voraussieht; lassen Sie mich von dieser Fähigkeit zu Ihrem Nutzen Gebrauch machen! Es ist eine geheimnisvolle Gabe, die ich meinem friedlichen Dasein verdanke und die, weit davon entfernt, schwächer zu werden, in der Einsamkeit und der Stille zunimmt. Zum Dank dafür bitte ich Sie, mir ein großes Glück zu schenken: ich will Sie unter den Menschen wachsen sehen, ohne daß ein einziger Ihrer Erfolge meine Stirn umwölke. Ich wünsche, daß Ihr Ruhm bald auf der Höhe Ihres Namens sei, und hoffe, mir einmal sagen zu können, daß ich anders und besser als durch den bloßen Wunsch zu Ihrer Größe beigetragen habe. Diese geheime Mitarbeit ist die einzige Freude, die ich mir erlauben darf. Ich werde warten. Ich sage Ihnen nicht Lebewohl. Wir sind getrennt, Sie können meine Hand nicht an Ihre Lippen führen, aber Sie müssen wohl geahnt haben, welchen Platz Sie einnehmen im Herzen

Ihrer Henriette.“

Als ich den Brief zu Ende gelesen hatte, fühlte ich unter meinen Händen den Schlag eines Mutterherzens, während ich noch ganz vereist war vom strengen Empfang meiner Mutter. Ich erriet, weshalb mir die Gräfin das Lesen dieses Briefes in der Touraine untersagt hatte. Sie fürchtete wohl, mich vor ihr niedersinken zu sehen, um ihre Füße mit meinen Tränen zu netzen.

Endlich machte ich jetzt die Bekanntschaft meines Bruders Charles, der mir bis dahin ein Fremder gewesen war. Aber er legte in seinen geringsten Äußerungen zu viel entfremdenden Standesdünkel an den Tag, als daß brüderliche Herzlichkeit zwischen uns hätte aufkommen können. Gleichheit der Seelen ist die erste Vorbedingung inniger Gefühle, und zwischen uns gab es keinerlei Annäherungspunkte. Er lehrte mich mit pedantischer Schwerfälligkeit Kleinigkeiten, die Geist und Herz von selbst erraten. Bei jeder Gelegenheit bewies er mir ein gewisses Mißtrauen. Hätte ich nicht meine Liebe als Helferin gehabt, so hätte er mich linksch und unbeholfen gemacht, weil er immer tat, als setzte er meine Unwissenheit voraus. Trotzdem führte er mich in die Gesellschaft ein, wo von meiner Einfältigkeit seine Gewandtheit sich vorteilhaft abheben sollte. Wäre ich nicht durch die trüben Erfahrungen meiner Jugend gewitzigt gewesen, so hätte ich seine Vönnereitelkeit als brüderliche Liebe auslegen können. Aber seelische Vereinsamung bringt dieselben Wirkungen hervor wie wirkliche Einsamkeit: die Stille schärft das Ohr für die leisesten Geräusche, und die Gewohnheit, immer wieder sich in sich selbst zurückzuziehen, bildet eine Empfindsamkeit heran, die in ihrer Feinheit die geringfügigsten Abarten unserer Eindrücke offenbart. Ehe ich Frau von Mortsauf kannte, konnte mich ein harter Blick verletzen, ein rauhes Wort traf mich ins Herz, ich litt darunter, aber ohne die Wohltaten der Zärtlichkeit zu kennen. Seit meiner Rückkehr von Elohegourde konnte ich Vergleiche anstellen, die mein verfrühtes Wissen vervollständigten. Eine Beobachtungsweise, die

sich nur auf erduldetes Leid stützt, ist unvollkommen. Auch das Glück hat seine Erleuchtungen. Ich ließ mich doppelt willig vom überlegenen Getue des ältern Bruders an die Wand drücken, weil er mich doch nicht beherrschen konnte.

Ich ging allein zur Herzogin von Lenoncourt. Aber ich hörte nicht von Henriette sprechen, außer vom guten alten Herzog, der die Einfachheit selbst war. An der Art, wie er mich empfing, erriet ich, daß seine Tochter mich ihm unter der Hand anempfohlen hatte. Als ich gerade anfang, das kindliche Staunen, das die große Welt jedem Neuling einflößt, zu überwinden, als ich ihre Freuden zu ahnen und die Möglichkeiten zu erkennen begann, die sie den Ehrgeizigen bietet, während ich mir ein Vergnügen daraus machte, Henriettes Lehren in die That umzusetzen, und ich ihre tiefe Bedeutung einsah, da überraschten uns die Ereignisse des 20. März. Mein Bruder begleitete den Hof nach Gent; auf den Rat der Gräfin, mit der ich einen — wenigstens von meiner Seite aus — lebhaften Briefwechsel führte, folgte ich dem Herzog von Lenoncourt in die Niederlande. Das übliche Wohlwollen des Herzogs steigerte sich bald zu herzlicher Gönnerschaft, als er sah, daß ich den Bourbonen mit Herz, Kopf und Hand ergeben war; er stellte mich selbst Seiner Majestät vor. Die Höflinge des Unglücks sind selten zahlreich; aber die Jugend kennt nur naive Bewunderung und nicht die berechnende Treue. Der König hatte Menschenkenntnis, und was in den Tuilerien unbeachtet geblieben wäre, fand in Gent große Beachtung. Ich hatte das Glück, Ludwig XVIII. zu gefallen. Durch einen Brief Frau von Mortsauf an ihren Vater, der mit Depeschen von einem geheimen Boten aus der Vendée gebracht wurde und der auch ein Wörtchen an mich enthielt, erfuhr ich, daß Jacques krank sei. Herr von Mortsauf war verzweifelt, einmal über den schlechten Gesundheitszustand seines Sohnes, dann darüber, daß er an der zweiten Emigration nicht teilnehmen konnte. Er hatte einige Worte beigefügt, die mich die Lage der Geliebten

erraten ließen. Wahrscheinlich wurde sie von ihm gequält, während sie ihre ganze Zeit am Krankenlager ihres Sohnes verbrachte, und fand Tag und Nacht keine Ruhe. Sie war zwar über diese kleinen Unarten erhaben, aber unfähig, sich ihrer mit Erfolg zu erwehren, solange sie sich mit ganzer Seele der Pflege ihres Kindes widmen mußte. Sie bedurfte des Freundes, der ihr das Leben erleichtert hatte, und wäre es auch nur zur Unterhaltung Herrn von Mortsauß. War ich doch oft mit dem Grafen aufgebrochen, wenn er anfang, sie zu peinigen, und der Erfolg dieser unschuldigen List hatte mir einige der Blicke eingetragen, die nichts als leidenschaftliche Dankbarkeit ausdrücken, worin die Liebe aber eine große Verheißung lieft. Obwohl ich darauf brannte, in die Fußstapfen meines Bruders zu treten, der vor kurzem auf den Wiener Kongreß geschickt worden war, obwohl ich selbst unter Lebensgefahr Henriettes Voraussetzungen rechtfertigen und mich von der brüderlichen Oberhoheit befreien wollte, so verblaßten doch mein Ehrgeiz, meine Unabhängigkeitsgelüste, mein Interesse, das mich beim König festhielt, vor der Vorstellung ihrer Leiden, und ich beschloß, den Hof in Gent zu verlassen, um der wahren Königin zu dienen. Gott lohnte mich. Der geheime Bote der Vendée konnte nicht nach Frankreich zurückkehren; der König suchte nach einem Mann, der es auf sich nehme, seine Weisungen dorthin zu überbringen. Der Herzog von Lenoncourt wußte, daß der König den nicht vergäße, der diese gefährvolle Sendung wagte. Ohne mich auch nur gefragt zu haben, setzte er es durch, daß ich mit dem Auftrag betraut wurde, und ich willigte ein, überglücklich, nach Elochegourde zurückzukehren und gleichzeitig der guten Sache zu dienen.

Nachdem ich schon in meinem einundzwanzigsten Jahre eine Audienz beim König erhalten hatte, kehrte ich nun nach Frankreich zurück und hatte theils in Paris, theils in der Vendée das Glück, die Absichten Seiner Majestät zu fördern. Gegen Ende Mai wurde ich von den bonapartistischen Behörden, die auf

mich aufmerksam gemacht waren, verfolgt und war gezwungen, zu fliehen, im Aufzug eines Wanderers, der in seine Heimat zurückkehrt. Zu Fuß durchschritt ich eine Landschaft nach der andern, einen Wald nach dem andern, ich durchquerte die Haute Vendée, den Bocage und Poitou, ich schlug bald diesen, bald jenen Weg ein, ganz wie meine Sicherheit es gebot. Ich erreichte Saumur, von hier kam ich nach Chinon, und von Chinon gelangte ich in einer einzigen Nacht in die Wälder von Nueil, wo ich den Grafen zu Pferde in der Heide traf. Er ließ mich hinten aufsitzen und brachte mich nach Hause, ohne daß wir jemandem begegnet wären, der mich hätte erkennen können.

„Jacques geht es besser!“ war sein erstes Wort.

Ich schilderte ihm meine Lage als die eines diplomatischen Landstreichers, der wie ein Wild umstellt sei, und der Edelmann wappnete sich mit Königstreue, um Herrn von Chessel die Gefahr, mich aufzunehmen, streitig zu machen. Als ich Clohegourde erblickte, war es mir, als seien die letztverflossenen acht Monate nur ein Traum gewesen. Der Graf eilte mir voraus und sagte seiner Frau: „Raten Sie, wen ich Ihnen bringe? . . . Felix!“ „Ist es möglich?“ fragte sie mit schlaffen Armen und einem vor Erstaunen starren Gesicht.

Ich trat ein, und wir blieben beide wortlos, ohne uns zu rühren, sie in ihrem Sessel, ich auf der Türschwelle, und sahen einander mit dem gierig starren Blick der Liebenden an, die in einer Sekunde die ganze verlorene Zeit zurückgewinnen wollen. Aber bald schämte sie sich einer Bestürzung, die ihr Inneres entschleiert hatte. Sie stand auf. Ich ging auf sie zu.

„Ich habe viel für Sie gebetet,“ sagte sie, nachdem sie mir die Hand zum Kusse gereicht hatte.

Sie fragte nach ihrem Vater; dann erriet sie meine Müdigkeit und ging, um mir ein Lager zu bereiten, indes der Graf Essen bringen ließ; ich war halb verhungert. Mein Zimmer befand sich über dem ihren, es war das Zimmer ihrer Tante. Sie ließ mich durch den Grafen hinführen, nachdem sie schon

den Fuß auf die erste Stufe gesetzt hatte, unschlüssig, ob sie selbst mich begleiten solle. Ich wandte mich um, sie errötete, wünschte mir gute Ruhe und zog sich eilig zurück. Als ich zu Tisch herunterkam, erfuhr ich die Niederlage von Waterloo, die Flucht Napoleons, das Vorrücken der Verbündeten auf Paris und die wahrscheinliche Rückkehr der Bourbonen. Diese Ereignisse bedeuteten für den Grafen alles, für uns nichts. Raten Sie, welche große Nachricht mir mitgeteilt wurde, nachdem ich die Kinder begrüßt hatte? — Denn von der Besorgnis, die mich erfüllte, als ich die Gräfin so blaß und abgehärmt sah, brauche ich wohl nicht zu sprechen; und dann wußte ich, welche Verheerungen ein Ausdruck der Verwunderung anrichten könnte; deshalb bezeugte ich nur Freude bei ihrem Anblick. Die große Nachricht für uns war: „Sie bekommen Eis!“ Sie war letztes Jahr oft betrübt gewesen, mir nicht ganz frisches Wasser anbieten zu können. (In Ermangelung eines andern Getränks schätze ich eiskaltes Wasser.) Gott weiß, wie schwer es ihr gefallen sein mag, sich einen Eisschrank zu verschaffen. Sie wissen besser als irgend jemand, daß der Liebe ein Wort, ein Blick, ein Tonsall, eine scheinbar nur kleine Aufmerksamkeit genügt; ihr schönstes Vorrecht ist, sich selbst zu genügen. Nun denn, ihr Wort, ihr Blick, ihre Freude zeigten mir die Tiefe ihrer Gefühle, wie ich ihr früher meine ganze Liebe durch mein Verhalten beim Trictrac bewiesen hatte. Sie gab mir so viele ursprüngliche Beweise von ihrer Zärtlichkeit. Am siebenten Tage nach meiner Ankunft sah sie wieder blühend aus. Sie sprühte von Gesundheit, Lebenslust und Jugend. Ich fand meine geliebte Lilie wieder, schöner, noch mehr erblüht, und ich fühlte, daß auch die Schätze in meinem Herzen gewachsen und vermehrt waren. Es ist der Fluch der kleinen Geister, der gemeinen Herzen, daß Abwesenheit die Gefühle schwächt, die Züge der Geliebten verwischt und ihre Schönheit vermindert. Für Menschen mit glühender Phantasie, bei denen die Begeisterung ins Blut übergeht und es mit Purpur

färbt, bei denen die Leidenschaft Bestand hat, — gleicht für die nicht Abwesenheit den Martern, die den Glauben der ersten Christen befestigten und sie Gott schauen ließen? Finden sich nicht in einem Herzen voll Liebe unendliche Begierden, die dem ersehnten Leibe noch höhere Schöne verleihen, indem diese ihn in das Feuerbad glühender Träume taucht? Empfindet man nicht Erregungen, die den vergötterten Zügen ideale Schönheit verleihen, indem sie mehr und immer mehr in sie hineinlegen? Die Vergangenheit, die eine Erinnerung nach der andern wieder aufzeichnet, erweitert sich, die Zukunft wächst durch Hoffnungen. Zwischen zwei Herzen, die mit so viel Elektrizität geladen sind, wird ein erstes Wiedersehen gewissermaßen ein wohlthuendes Gewitter, das die Erde neu belebt und befruchtet mit dem raschen Zucken des Blitzes. Welch köstliche Wonnen empfand ich, als ich merkte, daß wir beide diese Gedanken und Gefühle teilten! Mit entzücktem Blick verfolgte ich das Wachsen von Henriettes Glück. Eine Frau, die unter den Augen des Geliebten neu auflebt, gibt vielleicht einen größern Beweis von ihrer Liebe, als die von einem Zweifel getötete, oder als eine, die saftlos auf ihrem Stengel verdorrt. Ich weiß nicht, welche von ihnen am ergreifendsten ist . . . Die Wiedergeburt Frau von Mortsauß war so natürlich, wie die Einwirkungen des Mals auf die Fluren, wie die der Sonne und des Wassers auf welke Blumen. Wie unser liebes Thal, so hatte Henriette ihren Winter gehabt und blühte im Lenz von neuem. Im Abendrot stiegen wir zu unserer lieben Terrasse hinunter: dort erzählte sie mir von ihren Nächten am Krankenlager, während sie den Kopf ihres armen Kindes streichelte, das so gebrechlich war wie nie und an der Seite seiner Mutter hinschlich, still, als hätte es die Krankheit noch nicht überwunden. Während dieser drei Monate, so sagte sie, hätte sie ein ganz innerliches Leben geführt. Sie hätte wie in einem düstern Palast gelebt und sich gescheut, in lichtstrahlende Prunkgemächer einzutreten, wo Feste, die ihr versagt waren, gefeiert wurden. Auf der

Schwelle solcher Räume sei sie stehen geblieben, ein Auge auf ihr Kind gerichtet, das andere auf eine undeutliche Erscheinung, mit einem Ohr auf die Regungen des Schmerzes horchend, mit dem andern einer Stimme lauschend. Sie hätte Gedichte gemurmelt, die ihr die Einsamkeit eingegeben und wie sie nie ein Dichter erdacht habe; aber das alles unbewußt, ohne zu ahnen, daß darin ein leiser Hauch von Liebe, ein Anflug wollüstigen Sinnes, orientalisches weiches Poesie lebte, gleich einer Rose von Frangistan. Als der Graf sich zu uns gesellte, fuhr sie im selben Tone fort, wie eine Frau, die stolz sein und ihrem Gatten unbeirrt in die Augen sehen und, ohne zu erröthen, einen Kuß auf die Stirn ihres Sohnes drücken kann. Sie hatte viel gebetet, hatte nächtelang ihre gefalteten Hände über Jacques gehalten, um ihn dem Tode abzurufen.

„Ich ging“, sagte sie, „bis an die Tore des Allerheiligsten und flehte zu Gott um sein Leben.“

Sie hatte Visionen gehabt. Sie erzählte sie mir. Aber in dem Augenblick, als sie mit ihrer Engelstimme diese wunderbaren Worte sprach: „Wenn ich schlief, wachte mein Herz“, da unterbrach sie der Graf: „Das heißt: Sie waren dreiviertel verrückt!“

Sie schwieg, von heftigem Schmerz durchzuckt, als sei dies die erste Wunde, die man ihr schlage, als habe sie vergessen, daß dieser Mann seit dreizehn Jahren nie die Gelegenheit versäumt hatte, ihr Herz zu durchbohren. Sie glich einem edeln Vogel, der in seinem Fluge vom groben Schrottkorn getroffen wird; sie versank in dumpfe Niedergeschlagenheit.

„Mein Gott“, sagte sie nach einer Pause, „wird denn niemals eins meiner Worte Gnade vor dem Richterstuhl Ihres Geistes finden? Werden Sie nie Nachsicht für meine Schwächen, Verständnis für meine Frauengedanken zeigen?“

Sie hielt inne. Schon bereute der Engel sein Murren und maß mit einem Blick Vergangenheit und Zukunft... Würde sie verstanden werden? Erreichte sie etwas anderes, als daß

der Graf gereizt wurde? Die blauen Adern an ihren Schläfen waren geschwollen; es kamen keine Tränen, aber das Grün ihrer Augen wurde blaß. Dann senkte sie ihren Blick zu Boden, um in meinen Augen ihr Leid nicht vergrößert widerspiegelt und ihre Gefühle erraten zu sehen, ihre Seele von meiner Seele geliebt zu fühlen, vor allem, um nicht das zornentflammte Mitleid einer jungen Liebe zu entdecken, die, ein treuer Hund, bereit war, den besinnungslos zu zerfleischen, der seine Herrin mißhandelt. In diesen grausamen Augenblicken mußte man des Grafen überlegenen Ausdruck sehen. Er glaubte seine Frau überwältigt zu haben und ließ einen Hagel von Sätzen auf sie niederregnen, die alle denselben Gedanken wiederholten und Arthieben glichen, die alle denselben Ton gaben.

„Er ist also immer noch derselbe?“ fragte ich, als der Graf uns verlassen mußte, weil der Vorreiter ihn abrief. „Immer der gleiche,“ antwortete Jacques. „Immer gleich gut, mein Sohn,“ sagte sie zu Jacques und versuchte so, Herrn von Mortsauf der Verurteilung durch seine Kinder zu entziehen. „Du siehst die Gegenwart, du kennst nicht die Vergangenheit. Du kannst dir keine Kritik an deinem Vater erlauben, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen; aber selbst wenn du das Unglück haben solltest, deinen Vater im Unrecht zu sehen, so verlangt die Ehre der Familie, daß du solche Geheimnisse in tiefstes Schweigen hüllst.“ „Wie steht es mit den Neuerungen in der Cassine und Rhétorière?“ fragte ich, um sie ihren bitteren Gedanken zu entreißen. „Über alles Erwarten gut!“ sagte sie. „Kaum waren die Gebäude fertig, da fanden wir auch schon zwei ausgezeichnete Pächter, von denen der eine alles in allem viertausendfünfhundert Franken, der andere fünftausend Franken Pacht bezahlt; und diese Pachtverträge sind auf fünfzehn Jahre geschlossen. Wir haben bereits dreitausend junge Bäume auf den beiden neuen Gütern gesetzt. Der Verwandte Manettes ist begeistert über die Verwaltung der Kabelaye, Martineau

führt die Baude; das Eigenthum unserer vier Pächter besteht aus Wiesen und Feldern, und sie düngen sie nicht, wie so manche gewissenlose Pächter, mit dem für unser Ackerland bestimmten Dung. So sind ‚unsere‘ Bemühungen vom schönsten Erfolg gekrönt; ganz abgesehen von der Musterwirtschaft beim Schlosse und den Wäldern und Weinbergen, bringt Cloche-gourde neunzehntausend Franken ein, und die Obstpflanzungen haben schöne Jahreserträge abgeworfen. Ich kämpfe darum, Martineau, unserm Aufseher, allen nicht verpachteten Grund zu übertragen; sein Sohn kann ihn jetzt in der andern Stellung vertreten. Der Alte bietet dafür dreitausend Franken, wenn Herr von Mortsauf ihm eine Meierei in der Commanderie einrichten will. In diesem Falle könnten wir alle um Cloche-gourde liegenden Ländereien ablösen, die geplante Straße nach dem Wege von Chinon fertigstellen und selbst nur noch für unsere Wälder und Weinberge sorgen. Wenn der König zurückkehrt, kommt auch ‚unsere‘ Pension wieder, und wir werden sie, nach einem mehrtägigen Feldzug gegen die bessere Einsicht ‚unserer‘ Frau, annehmen. Jacques’ Vermögen wird demnach unantastbar sein. Wenn wir dann endlich so weit sind, werde ich Herrn von Mortsauf für Madeleine Schätze sammeln lassen; übrigens wird ja der König, wie es Brauch ist, für ihre Mitgift Sorge tragen. Mein Gewissen ist beruhigt. Meine Aufgabe geht ihrer Vollendung entgegen . . . Und wie stehts mit Ihnen?”

Ich erklärte ihr meine Mission und ließ sie erkennen, wie fruchtbar und weise ihre Ratschläge gewesen seien. Befahl sie denn das zweite Gesicht, um so die Ereignisse voraussehen zu können?

„Habe ich es Ihnen nicht geschrieben?” sagte sie. „Für Sie allein kann ich eine Fähigkeit ausnützen, von der ich mit Herrn de la Verge, meinem Beichtvater, gesprochen habe, und die er auf eine göttliche Offenbarung zurückführt. Oft nach langem Sinnen über den beängstigenden Gesundheitszustand

meiner Kinder schlossen sich meine Augen für die Dinge dieser Welt, und eine andere tat sich auf: wenn ich dort Jacques und Madeleine sah, von Licht umflossen, dann ging es ihnen eine Zeitlang gut; sooft sie aber in Nebelschleier gehüllt waren, wurden sie bald darauf krank. Sie, mein Freund, sehe ich nicht nur immer leuchtend im Lichte, sondern ich höre auch eine sanfte Stimme, die mir wortlos, nur auf dem Gedankenwege erklärt, was Sie tun sollen. Wie kommt es, daß ich diese wunderbare Gabe nur für meine Kinder und für Sie verwerten kann?" Sie fiel in Träumerei. „Will Ihnen Gott ein Vater sein?" fragte sie nach einer Pause. „Lassen Sie mich glauben, daß ich nur Ihnen gehorche!" rief ich aus.

Sie schenkte mir ihr so tief herzliches Lächeln, das mich stets so trunken machte, daß ich einen tödlichen Stoß nicht gefühlt hätte.

„Sobald der König wieder in Paris sein wird, gehen Sie hin, verlassen Sie Elohegourde! So entwürdigend es ist, um Ämter und Gnaden zu betteln, so lächerlich ist es auch, nicht bei der Hand zu sein, um sie entgegenzunehmen. Es werden große Veränderungen eintreten. Der König wird tüchtige und zuverlässige Männer brauchen; seien Sie da! Sie werden jung in den Staatsdienst eintreten und Vorteil davon haben, denn für Staatsmänner wie für Schauspieler gibt es Kunstgriffe, die kein Genie eingibt, die man erlernen muß. Dies Wort hat mein Vater vom Herzog von Choiseul . . . Denken Sie an mich," sagte sie nach einer Pause, „lassen Sie mich alle Freuden der Größe kosten, in einer Seele, die mir ganz zugehtan ist! Sind Sie nicht mein Sohn?" „Ihr Sohn?" entgegnete ich zögernd. „Nichts als mein Sohn!" sagte sie, und sie tat, als scherzte sie. „Ist dieser Platz in meinem Herzen Ihnen nicht gut genug?"

Die Glocke rief zu Tisch. Sie nahm meinen Arm und stützte sich darauf.

„Sie sind gewachsen," sagte sie, als wir die Treppe hinauf-

stiegen. Aber oben auf der Terrasse faßte sie plötzlich meinen Arm, wie abwehrend, als ob meine heißen Blicke sie versengten. Obwohl sie die Augen gesenkt hielt, fühlte sie, daß ich nur sie ansah, und sagte in einem absichtlich ungeduldigen, so reizvollen, so neckenden Ton: „Aber nun sehen Sie sich doch auch unser liebes Thal an!“

Sie wandte sich um, hielt ihren weißseidenen Sonnenschirm über uns und preßte Jacques an sich. Die Kopfbewegung, mit der sie auf die Indre, das Boot und die Wiesen hindeutete, zeigte, daß sie seit meinem Aufenthalt und unsern gemeinsamen Gängen in traurem Einvernehmen mit diesen duftigen Fernen und dunstumwobenen Flußwindungen gelebt hatte. Die Natur war der Mantel, in den sie ihre Gedanken hüllte. Sie verstand jetzt, was die Nachtigall in den Nächten seufzt und was die eintönig klagende Litanei des Sängers der Sümpfe bedeutet.

Abends acht Uhr wohnte ich einem Schauspiel bei, das mich tief ergriff. Es war mir bis dahin unbekannt geblieben, weil ich zu dieser Zeit immer mit Herrn von Mortsauß beim Tricktrick verweilte. Es war im Eßzimmer, kurz bevor die Kinder zu Bett gebracht wurden.

Die Glocke tönte zweimal. Alle Leute im Hause versammelten sich.

„Sie sind unser Gast, unterwerfen Sie sich der Klosterregel!“ sagte sie und nahm mich bei der Hand; sie sprach im Ton unschuldigen Scherzens, den nur wahrhaft fromme Frauen kennen.

Der Graf folgte uns. Herrschaften, Kinder, Dienstboten, alle knieten barhaupt an ihrem gewohnten Platz. Madeleine sprach die Gebete. Die liebe Kleine sagte sie mit kindlicher Stimme her, deren unschuldige Klänge sich klar in der harmonischen Stille des ländlichen Abends erhoben und den Worten heilige Einfalt und engelreine Anmut verliehen. Es war das ergreifendste Gebet, das ich je gehört habe; die Natur ant-

wortete auf die Worte des Kindes im tausendfachen Summen und Singen des Abends, das wie eine leise, ferne Orgelbegleitung war. Madeleine kniete zur Rechten der Gräfin, Jacques zur Linken. Die anmutigen Schöpschen der Kinder überragte der Flechtenkranz der Mutter, und darüber erhob sich das völlig weiße Haar und der vergilbte Schädel Herrn von Mortsauf; das ergab ein Bild, dessen Tönung in gewissem Sinne dem Inhalt der Gespräche entsprach. Erhabene Einheit verlieh endlich dieser andächtigen Versammlung das milde Licht der untergehenden Sonne, das sie umhüllte, so daß es poetischen und abergläubischen Seelen hätte scheinen können, als käme das Feuer des Himmels auf diese treuen Gottesanbeter nieder, die hier ohne Rangunterschied in der von der Kirche gewollten Gemeinschaft knieten. Meine Gedanken wanderten zurück bis in die Tage patriarchalischen Lebens und verliehen dieser in ihrer Einfachheit so großzügigen Szene noch eine größere Weihe. Die Kinder sagten ihrem Vater gute Nacht, die Leute grüßten, die Gräfin entfernte sich, an jeder Hand ein Kind, und ich trat mit dem Grafen in den Salon.

„Dort verhelfen wir Ihnen zu Ihrem Seelenheil, hier zur Hölle!“ sagte der Graf und wies auf das Tricktrick.

Nach einer halben Stunde gesellte sich die Gräfin zu uns und rückte ihren Stuhlrahmen an unsern Tisch.

„Das ist für Sie,“ sagte sie, die Stickerei aufrollend, „aber seit drei Monaten schleppt die Arbeit. Zwischen dieser roten Nelke und dieser Rose liegt die Leidenszeit meines Kindes.“

„Lassen Sie das gut sein,“ sagte Herr von Mortsauf. „Sprechen wir nicht davon! Sechs – fünf, Herr Königsbote!“

Beim Zubettgehen verhielt ich mich so still wie möglich, um sie in ihrem Zimmer auf und ab gehen zu hören. Wenn es aber drunten still und klar blieb, wurde ich von den wildesten Phantasien, von unerträglichen Begierden durchwühlt.

„Warum sollte sie nicht mein sein?“ fragte ich mich. Vielleicht quält auch sie sich in diesem brandenden Sinnentaumel.

Um ein Uhr schlich ich mich die Treppe hinunter und kam geräuschlos an ihre Thür; ich legte mich an ihrer Schwelle nieder, und das Ohr gegen die Türspalte gepreßt, hörte ich ihren sanften, gleichmäßigen Kinderatem. Als ich vor Kälte zitterte, ging ich wieder hinauf, legte mich ins Bett und schlief ruhig bis zum Morgen . . . Ich weiß nicht, welcher geheimnisvollen Macht, welchem Drang in meiner Natur ich es zuschreiben soll, daß ich Freude darin finde, mich bis an den Rand des Abgrundes zu wagen, den Schlund des Übels zu ermessen, seine Tiefe zu befragen, seinen eisigen Atem zu fühlen — und mich dann erschüttert zurückzuziehen. Diese Nachtstunde, die ich an ihrer Schwelle verbrachte, vor Wut heulend, ohne daß sie am nächsten Tage hätte ahnen können, daß sie über meine Tränen und meine Küsse hinschritt, über ihre bald gefährdete, bald geachtete, bald verfluchte, bald angebetete Jugend. Diese Stunde, die vielen töricht erscheinen mag, gab mir eine Ahnung von dem unerklärlichen Gefühl, das Soldaten beseelt: manch einer hat mir erzählt, daß er sein Leben aufs Spiel gesetzt, sich vor die Batterie geworfen habe, um zu sehen, ob er dem Kugelregen entrinnen würde, ob er Glück hätte beim Reiten längs dem gefährlichen Abgrunde, Jean Bart gleich, der auf dem Pulversatz rauchte. Tags darauf pflückte ich zwei Sträuße; der Graf bewunderte sie, er, den nichts auf diesem Gebiet zu rühren vermochte und auf den das Wort des Champcenetz zutraf: „Er baut Luftkerker!“

Ich verlebte einige Tage in Elohegourde und machte nur kurze Besuche in Grapesle, wo ich immerhin dreimal zu Abend aß. Die französische Armee besetzte Tours. Obwohl ich offenbar für Frau von Mortsauf Leben und Gesundheit bedeutete, beschwor sie mich, nach Châteauroux zu gehen, um möglichst schnell über Issoudun und Orleans nach Paris zu gelangen. Ich wollte nicht. Sie befahl und sagte, der Hausgeist habe gesprochen; ich gehorchte. Unser Abschied war diesmal tränenreich. Sie fürchtete für mich die Verlockungen der Welt, in

der ich leben würde. Mußte ich mich jetzt nicht ernstlich in den Wirbelsturm von Interessen, Leidenschaften und Vergnügungen stürzen, der Paris zu einem für jede keusche Liebe und für ein reines Gewissen gleich gefährlichen Meere macht? Ich versprach, ihr jeden Abend über die Ereignisse und Gedanken des Tages, selbst die geringfügigsten, zu berichten. Bei diesem Versprechen lehnte sie ihr müdes Haupt an meine Schulter und sagte: „Vergessen Sie nichts! Alles wird mich interessieren!“

Sie gab mir Briefe für den Herzog und die Herzogin, die ich einen Tag nach meiner Ankunft aufsuchte.

„Sie treffen es günstig,“ sagte mir der Herzog. „Essen Sie heute bei uns zu Abend, kommen Sie dann mit mir ins Schloß, und — Ihr Glück ist gemacht! Der König hat heute morgen an Sie gedacht und von Ihnen gesagt: ‚Er ist jung, fähig und treu!‘ — und Seine Majestät bedauerte, nicht zu wissen, ob Sie lebendig oder tot seien, und wohin der Zufall Sie verschlagen habe, nachdem Sie sich Ihres Auftrages so tadellos entledigt hätten.“

Am selben Abend noch wurde ich Berichterstatter im Staatsrat und hatte bei der Person Ludwigs XVIII. ein geheimes Amt, das erst mit seiner Regierungszeit erlöschen sollte, eine Vertrauensstelle ohne viel Glanz, aber ohne die Möglichkeit der Ungnade, — die mich mit einem Schlage in den Mittelpunkt des Verwaltungswesens führte und die erste Stufe meiner Laufbahn wurde. Frau von Mortsauf hatte das Richtige vorausgesehen; ich schuldete ihr also alles: Macht und Reichtum, Glück und Wissen. Sie leitete mich und ermutigte mich, läuterte mein Herz und gab meinem Willen die feste Einheit, ohne welche Jugendkraft sich so leicht zersplittert. Später bekam ich einen Kollegen. Jeder von uns hatte sechs Monate Dienst, wir konnten einander zur Not vertreten. Wir hatten ein Zimmer im Schloß, unsern Wagen und reichliche Vergütung für etwaige Reiseunkosten. Seltsame Stellung! Wir waren die

geheimen Schüler des Monarchen, dessen Politik seither selbst von seinen Feinden gewürdigt worden ist; wir hörten, wie er alles beurteilte, Auswärtiges und die innern Angelegenheiten. Wir hatten keine offizielle Bedeutung und wurden doch manchmal zu Räte gezogen wie Laforêt durch Molière; wir sahen die Bedenken des erfahrenen Alters, das sich auf unsere jugendliche Zuversicht stützte. Für unsere Zukunft war übrigens in einer Weise gesorgt, die unserm Ehrgeiz nichts zu wünschen übrigließ. Außer unserm Gehalt als Berichterstatter, das vom Budget des Staatsrats bestritten wurde, gab uns der König monatlich tausend Franken aus seiner Privatschatulle, und oft bedachte er mich mit Geschenken. Obwohl der König fühlte, daß ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren der Arbeitslast, die er mir aufbürdete, auf die Dauer nicht gewachsen wäre, blieb ich doch lange allein. Mein Kollege, der heute Pair von Frankreich ist, wurde erst im August 1817 berufen. Die Wahl war so schwierig, unser Amt erforderte so viele Eigenschaften, daß sich der König lange nicht entschließen konnte. Er erwies mir die Ehre, mich zu fragen, welcher von den jungen Leuten, zwischen denen die Wahl schwankte, mir am besten gefiele. Unter ihnen befand sich einer meiner Schulfährten aus dem Lepitreschen Internat. Ich nannte ihn nicht; der König fragte mich: „Warum?“

„Euer Majestät“, sagte ich, „haben Männer gleicher Zuverlässigkeit, aber von verschiedener Befähigung gewählt. Ich habe den bezeichnet, der mir am geeignetsten scheint, in der Überzeugung, daß ich stets gut mit ihm auskäme.“

Mein Urteil deckte sich mit dem des Königs, der mir immer Dank wußte für das Opfer, das ich ihm bei dieser Gelegenheit gebracht hatte.

„Sie sollen mein Premier sein,“ sagte er.

Er ließ meinen Kollegen nicht im unklaren darüber, daß er seine Wahl mir zu verdanken habe, und der schenkte mir für den ihm geleisteten Dienst seine Freundschaft. — Das Ansehen,

daß ich beim Herzog von Lenoncourt genoß, wurde maßgebend für die Achtung, die mir die Welt erwies. Die Worte: ‚Der König interessiert sich sehr für diesen jungen Mann‘, ‚der hat Zukunft‘, ‚der König schätzt ihn‘ hätten schon an und für sich das Talent ersetzt; jedenfalls verliehen sie dem freundlichen Entgegenkommen, das man jungen Leuten erweist, einen Beigeschmack von Achtung, wie sie nur der Macht entgegengebracht wird. Bei der Herzogin von Lenoncourt und bei meiner Schwester, die um diese Zeit den Marquis von Listomère, ihren Vetter, den Sohn unserer alten Verwandten in der Isle-St.-Louis, heiratete, lernte ich allmählich die einflußreichsten Leute des Faubourg St.-Germain kennen.

Henriette verschaffte mir auch bald freien Zutritt zu der Gesellschaft des „Petit Château“, indem sie die Prinzessin von Blamont-Chauvry bemühte, deren angeheiratete Großnichte sie war. Sie empfahl mich ihr so herzlich, daß die Prinzessin mich sofort einlud. Ich verkehrte viel bei ihr, wußte ihre Gunst zu erwerben, und sie wurde zwar nicht meine Gönnerin, aber eine Freundin, die mir fast mütterliche Gefühle entgegenbrachte. Die alte Prinzessin ließ es sich angelegen sein, mich mit ihrer Tochter, Frau d’Espard, mit der Herzogin von Langeais, der Vicomtesse von Beauféant und der Herzogin von Maufrigneuse bekannt zu machen; alle diese Damen führten abwechselnd das Zepter der Mode und zeigten sich mir gegenüber um so liebenswürdiger, als ich keinerlei Ansprüche erhob und immer bereit war, ihnen angenehm zu sein. Mein Bruder Charles dachte jetzt nicht mehr daran, mich zu verleugnen, er stützte sich auf mich; aber meine raschen Erfolge weckten doch einen geheimen Neid in ihm, der mir später viel Kummer bereitete. Überrascht von so viel unerwartetem Glück, fühlten mein Vater und meine Mutter sich in ihrer Eitelkeit geschmeichelt und erkannten mich endlich als ihren Sohn an. Aber da ihr Gefühl in gewissem Sinne künstlich, um nicht zu sagen erheuchelt war, rührte dieser Umschwung wenig mein verbittertes Herz. Zudem erregen

egoistische Neigungen wenig Sympathie, das Herz haßt Berechnung und Gewinnsucht.

Ich schrieb treulich meiner lieben Henriette, die mir mit ein oder zwei Briefen monatlich antwortete. So schwebte ihr Geist über mir, ihre Gedanken durchflogen die Weite und bildeten eine reine Atmosphäre um mich. Keine Frau vermochte mich zu fesseln. Der König hörte von meiner Zurückhaltung; in der Beziehung gehörte er zur Schule Ludwigs XV. und nannte mich ‚Mademoiselle de Vandenesse‘. Aber mein untadeliges Verhalten gefiel ihm sehr. Ich bin davon überzeugt, daß die Geduld, die ich während meiner Kindheit und besonders in Elohegourde gelernt hatte, sehr dazu beitrug, mir die Gunst des Königs zu erwerben, der immer äußerst gütig zu mir war. Er machte sich wahrscheinlich ein Vergnügen daraus, meine Briefe zu lesen, denn er ließ sich nicht lange durch mein jungfräuliches Wesen täuschen. Eines Tages, während der Herzog Hofdienst versah, schrieb ich gerade nach dem Diktat des Königs, der den Herzog von Lenoncourt ansah und uns beiden einen verschmitzten Blick zuwarf.

„Nun, wie stehts? Will dieser verteuflerte Mortsauf denn ewig leben?“ sagte er mit seiner silbernen Stimme, der er nach Wunsch den Ton schneidender Satire geben konnte. „Es scheint!“ antwortete der Herzog. „Die Gräfin von Mortsauf ist ein Engel, den ich doch für mein Leben gern sehen möchte,“ entgegnete der König; „aber wenn ich nichts dazu vermag, so wird mein Herr Kanzler mehr Erfolg haben,“ sagte er, sich mir zuwendend. „Sechs Monate stehen Ihnen zur Verfügung; ich bin entschlossen, Ihnen den jungen Mann zum Kollegen zu geben, von dem wir gestern sprachen. Viel Vergnügen in Elohegourde, mein lieber Kato!“ — und lächelnd ließ er sich aus dem Zimmer hinausfahren.

Ich flog wie eine Schwalbe in die Touraine. Zum erstenmal würde ich vor die Geliebte hintreten, nicht nur etwas weniger tölpelhaft, sondern als ein eleganter junger Mann, dessen

Manieren durch die feinsten Salons gebildet waren, dessen Erziehung die anmutigsten Frauen vollendet hatten, der endlich den Preis seiner Leiden geerntet und die Erfahrung des schönsten Engels, dem der Himmel je ein Kind anvertraute, in die Tat umgesetzt hatte. Nicht wahr, Sie erinnern sich, wie ich während der drei Monate meines ersten Aufenthalts in Grapesle ausgesehen hatte? . . .

Als ich zur Zeit meiner Vendée-Mission nach Elochegourde zurückkehrte, war ich wie ein Jäger gekleidet: ich trug eine grüne Weste mit weißroten Knöpfen, eine gestreifte Hose, Ledergamaschen und Schuhe. Der Marsch, die Gebüsche hatten mich so übel zugerichtet, daß mir der Graf Wäsche leihen mußte. Ein zweijähriger Aufenthalt in Paris, der Umgang mit dem König, der Einfluß des Reichthums und mein beendetes Wachtum hatten mich umgewandelt. Dazu kam mein junges Gesicht, das vom unaussprechlichen Friedensschein einer Seele durchstrahlt war, die mit der reinen Seele von Elochegourde magnetisch verbunden schien. Ich war selbstbewußt, ohne Anmaßung, war innerlich beglückt, mich trotz meiner Jugend schon auf dem Gipfel des politischen Lebens zu wissen; ich hatte das Bewußtsein, die heimliche Stütze, die uneingestandene Hoffnung der göttlichsten Frau zu sein, die es auf Erden gab. Vielleicht empfand ich eine Regung von Eitelkeit, als die Peitsche der Postillione auf der neuen Fahrstraße von Chinon nach Elochegourde knallte und als ein mir noch unbekanntes Thor in einer neugebauten Umfassungsmauer sich öffnete. Ich hatte meine Ankunft der Gräfin nicht gemeldet, um ihr eine Überraschung zu bereiten; ich hatte doppelt unrecht: zunächst überwältigte sie die Bestürzung einer langersehnten, aber unmöglichen Freude, die plötzlich eintritt; sodann bewies sie mir, daß alle berechneten Überraschungen geschmacklos seien.

Als Henriette den jungen Mann erblickte, den sie nur als Kind gekannt hatte, senkte sie ihren Blick mit tragisch langsamer Gebärde. Sie ließ mich ihre Hand ergreifen und küssen, ohne

die tiefe seelische Freude, die mir sonst das leise Erzittern ihrer feinfühligsten Natur verriet; und als sie mir ihr Gesicht wieder zuwandte, fand ich sie blaß aussehend.

„Das ist recht! Sie vergessen also Ihre alten Freunde nicht?“ sagte Herr von Mortsauf, der weder verändert noch gealtert war.

Die beiden Kinder sprangen mir an den Hals. An der Thür sah ich die ernste Gestalt des Abbé de Dominis, des Erziehers Jacques’.

„Nein,“ antwortete ich dem Grafen. „Ich werde in Zukunft alljährlich sechs Monate Freiheit haben, die Ihnen gehören... Was fehlt Ihnen denn?“ fragte ich die Gräfin, und ich legte in Gegenwart aller meinen Arm um ihre Taille, um sie zu stützen. „Oh, lassen Sie mich!“ Sie fuhr in die Höhe. „Es ist nichts.“

Ich las in ihrer Seele und antwortete ihrem geheimen Gedanken mit den Worten: „Kennen Sie denn Ihren alten treuen Sklaven nicht wieder?“

Sie nahm meinen Arm, verließ den Grafen, ihre Kinder, den Abbé, die herbeigeeilten Leute und führte mich weg von allen, schritt mit mir um einen Rasenplatz; aber alle konnten uns sehen. Dann, als sie sicher war, daß ihre Stimme nicht gehört werden könne, sagte sie:

„Felix, mein Freund, verzeihen Sie die Angst einem Menschen, der nur einen Faden hat, um seinen Weg durch ein unterirdisches Labyrinth zu finden, und der fürchtet, diesen Faden reißen zu sehen! Sagen Sie es mir noch einmal, daß ich mehr denn je Henriette für Sie bin, daß Sie mich nie verlassen werden, daß nichts mich verdrängen kann, daß Sie mir immer ein treu ergebener Freund sein werden! Ich habe in die Zukunft geblickt und fand Sie dort nicht mehr wie sonst, mit leuchtendem Antlitz, die Blicke auf mich gerichtet: Sie kehrten mir den Rücken zu.“ „Henriette, Göttin, deren Verehrung mir höher als die Gottes steht, Lilie, Blüte meines

Lebens, wissen Sie denn nicht mehr, daß Sie mein Gewissen sind, daß ich so sehr in Ihr Herz hineingewachsen bin, daß meine Seele hier ist, während mein äußerer Mensch sich in Paris bewegt? Muß ich Ihnen erst sagen, daß ich in siebzehn Stunden hierhergekommen bin, daß jede Umdrehung des Rades eine Welt von Gedanken und Begierden mitriß, die sturmgleich aufbrausten, sobald ich Sie sah?" ... "O sprechen Sie, sprechen Sie! Ich bin meiner sicher; ich kann Ihnen zuhören, ohne damit ein Verbrechen zu begehen. Gott will nicht, daß ich sterbe: er schickt Sie mir, wie er seinen Atem über seine Geschöpfe gehen läßt, wie er den Wolkenregen über dürres Land ausgießt. O sagen Sie: lieben Sie mich, wie ein Heiliger liebt?" "Wie ein Heiliger!" "Auf ewig?" "Auf ewig!" "Wie die Jungfrau Maria, deren Schleier sie immer umgeben, deren weißer Kranz sie immer krönen muß?" "Wie eine Mensch gewordene Jungfrau Maria!" "Wie eine Schwester?" "Wie eine zu heiß geliebte Schwester!" "Wie eine Mutter?" "Wie eine Mutter, die man im geheimen begehrt!" "Ritterlich? Hoffnungslos?" "Ritterlich, aber hoffend!" "Kurz, als wären Sie schon zwanzig Jahre alt und trügen noch den abscheulichen kleinen blauen Anzug vom Ball?" "Oh, weit mehr! Ich liebe Sie so, und ich liebe Sie auch, wie ..." Sie sah mich an, voll heißer Furcht ... "... wie Ihre Tante Sie liebte!" "Ich bin glücklich, Sie haben die Angst von mir genommen," sagte sie, als wir zur Familie zurückkehrten, die sich über unsere geheimen Verhandlungen wunderte; "aber seien Sie hier ganz Kind, denn Sie sind noch ein Kind. So gut die Klugheit Ihnen vorschreibt, dem König gegenüber ein Mann zu sein, müssen Sie hier, wo es von Ihnen verlangt wird, ein Kind bleiben. Als Kind werden Sie geliebt werden, der Gewalt des Mannes werde ich immer widerstehen; aber was sollte ich dem Kinde abschlagen?! Nichts! Denn es kann nichts fordern, was ich nicht gewähren dürfte. — Die Geheimnisse sind erledigt," sagte sie schalkhaft zum Grafen, und sie

sah ihn mit Augen an, worin ihre Mädchenhaftigkeit und ihr ursprüngliches Wesen wiedergekehrt waren. „Ich verlasse Sie jetzt, ich will mich umziehen.“

In den drei Jahren hatte ihre Stimme nie so glücklich geklungen. Zum erstenmal hörte ich diese hübschen Schwalbentöne, diesen kindlichen Klang, wovon ich Ihnen erzählt habe. Ich brachte Jacques eine Jagdausrüstung mit und Madeleine einen Nähkasten wie den, dessen sich ihre Mutter stets bediente. Endlich konnte ich die Knauferei wieder gutmachen, zu der mich früher die Sparwut meiner Mutter gezwungen hatte. Die Freude der beiden Kinder, die sich beglückt ihre Geschenke zeigten, schien dem Grafen unbequem zu sein, der schlechter Laune war, sobald man sich nicht mit ihm beschäftigte. Ich winkte Madeleine verständnisvoll zu und folgte dem Grafen, der mir von sich erzählen wollte. Er führte mich zur Terrasse; unterwegs aber blieben wir stehen, sooft er mir eine bedeutungsvolle Mitteilung machte.

„Mein guter Felix,“ sagte er, „Sie sehen hier alle glücklich und gesund. Es gibt nur einen Schatten auf diesem Bild, und das bin ich. Aller Leiden habe ich auf mich genommen, und ich danke Gott, daß er mir sie aufgebürdet hat. Früher wußte ich nicht, was mir fehlte, aber jetzt ist es mir klar: mein Magen ist angegriffen, ich kann nichts mehr verdauen.“ „Wie kommt es, daß Sie so genau Bescheid wissen?“ fragte ich lächelnd. „Ist Ihr Arzt töricht genug, Ihnen so etwas zu sagen?“ „Gott bewahre — werde ich denn einen Arzt um Rat fragen!“ rief er mit dem tiefen Abscheu der meisten eingebildeten Kranken gegen die Medizin.

Darauf mußte ich ein sinnloses Geschwätz über mich ergehen lassen: er sagte mir, im Vertrauen, lächerliche Dinge, beklagte sich über seine Frau, seine Leute, seine Kinder und das Leben und fand offenbar Vergnügen daran, seine Alltagsklagen einem Freunde aufzutischen, der sich vielleicht noch darüber wundern könnte und den die Höflichkeit zwang, Teilnahme zu heucheln.

Er mußte wohl mit mir zufrieden sein, denn ich schenkte ihm die tiefste Aufmerksamkeit: ich versuchte dieses unerklärliche Wesen zu erforschen und die neuen Qualen zu erraten, womit er seine Frau peinigte, die sie mir aber verschwieg. Henriette, die auf der Freitreppe auftauchte, machte dieser Unterhaltung ein Ende. Der Graf erblickte sie, zuckte die Achseln und sagte: „Sie hören mir wenigstens zu, Felix, aber hier hat niemand Mitleid mit mir!“

Er entfernte sich, als wüßte er, daß er unsere Unterhaltung nur stören könnte, oder aber weil er ihr in einer Anwendung von Ritterlichkeit die Freude machen wollte, uns allein zu lassen. Sein Wesen war voll seltsamer Widersprüche; im Grunde war er eifersüchtig wie alle Schwächlinge, aber dann wieder schien der Glaube an die Reinheit seiner Frau grenzenlos. Vielleicht erklärte sich sein ständiger Widerspruch gegen die Absichten der Gräfin aus seinem Selbstgefühl, das die Überlegenheit ihrer großen Tugend verletzte; er trotzte ihr, wie Kinder Lehrern oder Müttern trozen. Jacques wurde gerade unterrichtet, Madeleine machte Toilette, und so konnte ich etwa eine Stunde lang mit der Gräfin auf der Terrasse allein sein.

„Aber lieber Engel,“ sagte ich, „die Kette ist ja noch drückender geworden, der Sand brennender, die Dornen zahlreicher; ist es nicht so?“ „Schweigen Sie!“ antwortete sie, denn sie erriet die Gedanken, worauf die Unterhaltung mit dem Grafen mich gebracht hatte. „Sie sind hier, alles ist vergessen. Ich leide nicht, ich habe nie gelitten.“

Sie machte einige rasche Schritte, wie um ihr weißes Gewand zu lüften, sie überließ dem sanften Wind die schneeigen Tüllrüschen, die wehenden Ärmel, ihre frischen Bänder, die Pelerine und die wellenweichen Locken ihrer Haartracht à la Sévigné. Und ich sah sie zum erstenmal, einem jungen Mädchen gleich, ungezwungen heiter und spiellustig wie ein Kind. Da lernte ich die Tränen des Glücks kennen und die Freude, die der Mann genießt, wenn er Freude spendet.

„Schöne Menschenblüte, die mein Gedanke liebkost und meine Seele küßt, o meine Lilie!“ rief ich aus, „immer unberührt und aufrecht auf ihrem Stengel, immer weiß, stolz, duftend und einsam.“ „Genug,“ sagte sie lächelnd; „sprechen Sie von Ihren Taten, aber erzählen Sie mir alles!“

Da führten wir denn unter dem wehenden, zitternden Blätterdach eine lange Unterhaltung mit vielen Abschweifungen, die wir fallen ließen und wieder aufnahmen, und ich weihte sie ein in mein Leben, meine Tätigkeit. Ich beschrieb ihr mein Zimmer in Paris; denn sie wollte alles wissen, und — o nie genug geschätztes Glück! — ich hatte ihr nichts zu verschweigen. Als sie so vertraut wurde mit meinen Gedanken, meinen Träumen, mit allen Einzelheiten meines arbeitschweren Lebens, als sie von meinem ausgedehnten Amtsbereiche hörte, wo es ohne strenge Ehrlichkeit ein leichtes gewesen wäre, zu betrügen und sich zu bereichern, wo ich aber so viel Gewissenhaftigkeit an den Tag legte, daß der König — so erzählte ich ihr — mich ‚Madelaine de Vandenesse‘ nannte, da ergriff sie meine Hand, küßte sie und benetzte sie mit Tränen der Freude. Diese plötzliche Vertauschung der Rollen, dies herrliche Lob, dieser kaum angedeutete, doch sogleich verstandene Gedanke: ‚Das ist der Herr, den ich mir gewünscht hätte, das ist mein Traum‘ . . . — das Geständnis, das darin lag, wo Selbsterniedrigung Größe bedeutete und sich Liebe in einer übersinnlichen Welt verriet — dieser ganze Sturm himmlischer Offenbarungen warf sich mir aufs Herz und zermalnte mich. Ich fühlte mich klein, ich hätte zu ihren Füßen sterben mögen.

„Ach,“ rief ich aus, „Sie werden uns immer in allem überlegen sein! Wie können Sie an mir zweifeln? denn Sie haben vor kurzem noch gezweifelt!“ „Nicht, was die Gegenwart betrifft,“ erwiderte sie und sprach mich unaussprechlich sanft an, mit einem Blick, der sich nur für mich verschleierte; „aber als ich Sie so strahlend sah, sagte ich mir: unsere Verabredungen wegen Madeleine werden von einer fremden Frau durchkreuzt

werden, welche die verborgenen Schätze Ihres Herzens erraten, die Sie anbeten wird, die uns unsern Felix rauben und hier alles zerstören wird." „Immer wieder Madeleine!" sagte ich mit sichtlichem Erstaunen, was sie aber nur halb betrübte. „Bin ich denn etwa Madeleine treu?" Wir versielen in ein Schweigen, das Herr von Mortsauf vorzeitig unterbrach. Nun mußte ich, mit übergelbem Herzen, eine Unterhaltung führen, die von Schwierigkeiten startete, wo meine aufrichtigen Auskünfte über die damalige Politik des Königs sich an den Grundsätzen des Grafen stießen, der mich zwang, ihm die Absichten des Königs klarzulegen. Trotz all meiner Fragen über seine Pferde, seine landwirtschaftlichen Angelegenheiten und ob er mit seinen fünf Pachtgütern zufrieden sei, ob er die Bäume einer alten Allee fällen wolle: trotz all dieser Fragen kam er immer wieder auf die Politik zurück; er hatte die Zanksucht eines alten Mädchens und den Eigensinn eines Kindes. Denn Wesen von dieser Art fliegen gern ins Licht, kehren immer wieder, summen verständnislos darum herum und ermüden den Verstand, wie dicke Fliegen das Ohr ermüden, wenn sie an erhellten Scheiben schwirren. Henriette schwieg. Um dieser Unterhaltung ein Ende zu machen, die mich, der ich so jung war, leicht hätte erhitzen können, antwortete ich zustimmend, einsilbig und ging so unnötigen Auseinandersetzungen aus dem Wege. Aber Herr von Mortsauf war viel zu klug, um nicht zu merken, wie beleidigend eigentlich meine Höflichkeit sei. Es erbitterte ihn, immer recht zu bekommen; er bäumte sich auf, seine Augenbrauen und die Runzeln auf seiner Stirn zuckten, seine gelben Augen sprühten Blitze, seine blutunterlaufene Nase rötete sich noch mehr, genau wie an dem Tage, wo ich zum erstenmal Zeuge seiner Zobsuchtsanfälle gewesen war. Da warf mir Henriette flehende Blicke zu und gab mir zu verstehen, daß sie für mich nicht die Autorität entfalten könnte, die sie zum Schutze und zur Rechtfertigung ihrer Kinder aufwandte. Ich ging dann auf des Grafen Ansichten ein, indem ich ihn ernst

nahm und seinen argwöhnischen Geist mit äußerster Geschicklichkeit lenkte.

„Armer Liebling! Armer Liebling!“ Mehrmals murmelte sie diese zwei Worte, die mein Ohr wie milde Luft berührten. Dann, als sie glaubte, mit einigem Erfolg einschreiten zu können, unterbrach sie uns: „Wissen Sie, meine Herren, daß Sie über die Mäßen langweilig sind?“

Durch diese Bemerkung zum ritterlichen Gehorsam, den man Frauen schuldet, zurückgeführt, hörte der Graf auf, von Politik zu sprechen. Wir stellten nun unsererseits die Geduld auf die Probe, indem wir uns Nichtigkeiten erzählten. Er schlug uns vor, spazieren zu gehen, und behauptete, daß er schwindlig würde, wenn er sich so stets im selben Kreise bewegen müsse.

Meine traurigen Vermutungen erwiesen sich als richtig. Die sanfte Landschaft, die milde Luft, der klare Himmel, die berauschte Poesie dieses Tales, die fünfzehn Jahre lang die peinigenden Gedanken gemildert hatten, waren jetzt dagegen ohnmächtig. In dem Lebensalter, wo bei andern Menschen Herbheiten sich mildern, Kanten sich abschleifen, wurde dieser alte Edelmann immer streitsüchtiger. Seit mehreren Monaten widersprach er, nur um zu widersprechen, ohne Grund, ohne seine Auffassung zu rechtfertigen; er fragte bei allem: warum?, regte sich über eine Verspätung oder eine Vergeßlichkeit auf, mischte sich bei jedem Anlaß in Hausangelegenheiten, ließ sich über die unwichtigsten Kleinigkeiten Rechenschaft ablegen, so daß er seine Frau und die Leute ermüdete und ihnen wenig oder gar keine Freiheit ließ. Früher hatten seine Gereiztheiten immer einen, wenn auch nur scheinbaren Grund, jetzt waren sie chronisch geworden. Vielleicht hatten Geldsorgen, landwirtschaftliche Unternehmungen, ein sehr tätiges Leben bis dahin seinen Trübsinn dadurch abgelenkt, daß sie seine innere Unruhe auf ein Gebiet verwiesen, wo er sich regen und handeln konnte, und jetzt, wo er keine Beschäftigung mehr hatte, wandte sich seine Krankheit in ihrer ganzen Gewalt wie eine Waffe gegen

ihn; da sie sich nicht mehr nach außen hin betätigen konnte, äußerte sie sich in fixen Ideen, die seelische Zerrüttung griff über auf den Körper. Er war sein eigener Arzt geworden; er wälzte medizinische Bücher, glaubte die Krankheiten, deren Beschreibung er las, zu haben und traf für seine Gesundheit unerhörte Vorsichtsmaßregeln, die immer wechselten; sie waren nicht vorauszusehen und infolgedessen nicht einzuhalten. Einmal wollte er keinen Lärm hören, und wenn die Gräfin um ihn her unbedingte Stille schuf, beklagte er sich, gewissermaßen lebendig begraben zu sein; er sagte, es sei doch noch ein großer Unterschied zwischen Geräuschlosigkeit und dem Todesschweigen eines Trappistenklosters. Manchmal legte er erkünstelte Gleichgültigkeit gegen alle Dinge dieser Welt an den Tag; dann atmete das ganze Haus auf, die Kinder spielten, die Haushaltsarbeiten gingen glatt und ungehindert vonstatten. Plötzlich rief er jammernd in den Lärm hinein: „Man will mich umbringen, meine Liebe! — Wenn es sich um Ihre Kinder handelte, würden Sie gewiß herausfinden, was ihnen fehlt!“ sagte er zu seiner Frau und verschärfte die Ungerechtigkeit der Worte noch durch den bitteren und schneidenden Ton, womit sie gesprochen wurden.

Er zog sich hundertmal am Tage an und aus, beobachtete die leisesten Temperaturwechsel und tat nichts, ohne seinen Barometer zu befragen. Trotz der mütterlichen Sorgfalt seiner Frau war keine Speise je nach seinem Geschmack. Er bildete sich ein, an einem kranken Magen zu leiden, und behauptete, seine Verdauungsschmerzen bereiteten ihm andauernd schlaflose Nächte. Bei alledem aß, trank, verdaute und schlief er so vorzüglich, daß der geschickteste Arzt über sein Befinden nur gestaunt hätte. Seine immer wechselnden Befehle verdrossen die Leute im Hause, die, wie alle Dienstboten, ihre alten Geleise gehen wollten und unfähig waren, sich ewig widersprechenden Forderungen anzupassen. Der Graf befahl zum Beispiel, alle Fenster offen zu halten, weil frische Luft für seine Gesundheit nötig sei. Wenige Tage später wurde ihm die zu feuchte oder

zu warme Luft unerträglich; dann zankte er, brach einen Streit vom Zaun und leugnete aus Rechthaberei seinen vorigen Befehl ab. Dieser Mangel an Gedächtnis oder an Ehrlichkeit verhalf ihm auch dann zum Sieg, wenn seine Frau ihn gegen sich selbst ausspielte. Das Leben in Elohegourde war so unerträglich geworden, daß der hochgelehrte Abbé de Dominis schließlich die Lösung tiefer Probleme anbahnte und sich hinter einer scheinbaren Geistesabwesenheit verschanzte. Die Gräfin konnte nicht mehr wie früher hoffen, daß seine Wutanfälle nicht außerhalb des Familienkreises bekannt würden. Schon waren die Dienstboten Zeugen heftiger Auftritte gewesen, wobei die grundlose Überreiztheit des Greises alle Grenzen überschritten hatte. Sie waren der Gräfin so treu ergeben, daß nichts in die Öffentlichkeit drang; aber sie mußte jeden Tag einen gewaltigen Ausbruch dieses Wahnsinns befürchten, den keine Rücksicht mehr zurückhielt. Ich erfuhr später schreckliche Einzelheiten vom Verhalten des Grafen gegen seine Frau. Statt sie zu trösten, überschüttete er sie mit düstern Prophezeiungen und machte sie für künftiges Unheil verantwortlich, weil sie sich gegen die sinnlosen Heilmethoden sträubte, denen er seine Kinder unterwerfen wollte. Ging die Gräfin mit Jacques und Madeleine spazieren, so weißsagte der Graf bei heiterstem Himmel ein Gewitter. Wenn die Ereignisse zufällig seine Voraussagen rechtfertigten, fühlte er sich in seiner Selbstliebe so geschmeichelt, daß ihn das Uebelbefinden seiner Kinder nicht rührte. War eins von ihnen unwohl, so setzte der Graf seinen ganzen Verstand daran, den Grund des Leidens in der Verpflegungsart seiner Frau zu finden, die er in allen Einzelheiten bekrittelte, immer mit den mörderischen Worten schließend: „Wenn Ihre Kinder wieder krank werden, dann haben Sie es nicht anders gewollt!“ Geradeso trieb er es in der Hausverwaltung. Er sah immer nur die schlimmste Seite der Dinge und machte sich bei jeder Gelegenheit zum ‚Advokaten des Teufels‘, wie sein alter Kutscher sagte. Die Gräfin hatte für Jacques und Made-

leine eine andere Essenszeit festgesetzt und sie damit vor den verheerenden Wirkungen der Krankheit des Grafen geschützt; sie wollte allein der Blichableiter für alle Gewitter sein. Madeleine und Jacques sahen ihren Vater selten. Wie alle Egoisten war er Meister im Selbstbetrug; nie wurde ihm klar, welches Ubel er anrichtete. Im vertrauten Gespräch mit mir hatte er besonders darüber geklagt, daß er sich zuviel um die Seinen sorge. Dabei schwang er die Geißel, zerbrach und warf alles nieder, wie es ein Affe getan hätte. Und wenn er sein Opfer verletzt hatte, leugnete er, es je berührt zu haben. Da verstand ich, was auf die Stirn der Gräfin die haarscharfen Linien eingegraben hatte, die mir beim Wiedersehen aufgefallen waren. Edle Seelen besitzen ein Schamgefühl, das sie verhindert, ihre Schmerzen auszusprechen. Stolz verbergen sie deren Größe allen, die sie lieben; sie gehorchen einem Gefühl wollüstigen Mitleids für den Henker. Auch vermochte ich Henriette trotz meines Drängens dies Geständnis nicht mit einem Male zu entreißen, sie fürchtete, mich zu betrüben. Ihre Bekenntnisse waren von plötzlichem Erröten unterbrochen; aber ich erriet bald, wie sehr sich durch die Untätigkeit des Grafen die häusliche Lage in Elockegourde verschlimmert hatte.

„Henriette,“ sagte ich ihr nach einigen Tagen, um ihr zu zeigen, daß ich die Tiefe ihres neuen Elends ermessen hatte, „haben Sie nicht unrecht daran getan, Ihren ganzen Grundbesitz so vortrefflich einzurichten, daß der Graf keine Beschäftigung mehr darin findet?“ „Lieber!“ sagte sie lächelnd, „meine Lage ist kritisch genug, meine ganze Aufmerksamkeit zu erfordern. Glauben Sie, daß ich alle Möglichkeiten wohl ins Auge gefaßt habe, sie sind alle erschöpft! In der That sind die Zänkereien mit jedem Tage schlimmer geworden. Da Herr von Mortsauf immer in meiner Nähe ist, kann ich ihre Wirkung nicht abschwächen, indem ich sie auf verschiedene Punkte verteile. Alles wäre gleich schmerzhaft für mich. Ich habe daran gedacht, Herrn von Mortsauf zu zerstreuen. Ich riet ihm, eine

Seidenwürmerzuchterei in Clohegourde einzurichten, wo schon einige Maulbeerbäume stehen, Überreste der alten Seidenindustrie, die einst in der Touraine blühte. Aber ich habe eingesehen, daß er dann ebenso despotisch im Hause wäre und daß ich außerdem alle Lasten dieses Unternehmens allein zu tragen hätte. Verstehen Sie wohl, Herr Beobachter: in der Jugend werden die schlechten Eigenschaften des Menschen von der Gesellschaft niedergehalten, vom Spiel der Leidenschaften in ihrer Entfaltung gehemmt, von der Rücksicht auf Menschen eingedämmt; später, beim alternden Manne und in der Einsamkeit, brechen diese kleinen Fehler desto unbarmherziger hervor, je länger sie unterdrückt worden sind. Alle menschlichen Schwächen sind in ihrem innersten Wesen Feigheit. Sie geben weder Ruhe noch Frieden. Was man ihnen gestern bewilligt hat, verlangen sie heute, morgen und immer: sie setzen sich in Zugeständnissen fest und erweitern sie. Jede Macht ist gütig, sie fügt sich der bessern Einsicht, ist gerecht und friedlich, während die Leidenschaften, die der Schwäche entspringen, unbarmherzig sind; sie handeln am liebsten wie die Kinder, die Früchte, im geheimen gestohlen, den bei Tisch gebotenen vorziehen. So macht es Herr von Mortsauf das größte Vergnügen, mich zu überlisten; er, der niemanden hinterginge, betrügt mich mit wahrer Wonne, wenn nur seine List verborgen bleibt."

Etwa einen Monat nach meiner Ankunft, eines Morgens nach dem Frühstück, nahm die Gräfin meinen Arm, schlüpfte durch ein Gittertor, das in den Obstgarten führte, und zog mich hinter sich her in die Reben.

"Ach, er wird mich noch umbringen!" sagte sie. "Und doch will ich leben, sei es auch nur für meine Kinder! Wie ist es nur möglich! Keinen Tag Rast, immer durch Dornen gehen müssen, bei jedem Schritte straucheln und jeden Augenblick seine Kräfte sammeln, um das Gleichgewicht zu behalten! Niemand kann solchen Aufwand an Energie aufbringen. Wenn ich nur wüßte, nach welcher Richtung ich meine Bemühungen wenden

sollte! Wenn ich genau wüßte, wie ich mich schützen soll! Ich könnte mich damit abfinden. Aber nein, jeden Tag ist der Angriff ein anderer und überrascht mich immer in wehrlosem Zustand. Mein Leiden ist nicht ein einzelnes, es ist vielfältig! Felix! Felix! Sie ahnen nicht, welche schreckliche Form seine Tyrannei angenommen hat und welche grausame Ansprüche ihm seine Medizinbücher eingeben. Ach, lieber Freund!" brach sie ihr Geständnis ab und lehnte ihr Haupt an meine Schulter — „Was soll das werden? Was soll ich tun?" fuhr sie fort, sich ihrer unausgesprochenen Gedanken erwehrend. „Wie soll ich Widerstand leisten? Er wird mich umbringen! Nein, ich will mir selbst das Leben nehmen, und das wäre doch ein Verbrechen! . . . Fliehen? . . . Und meine Kinder? Mich scheiden lassen? . . . Aber wie soll ich nach fünfzehnjähriger Ehe meinem Vater sagen, daß ich es bei Herrn von Mortsau nicht aushalten kann, wo er doch in Gegenwart meiner Eltern immer gesetzt, vernünftig, höflich und geistreich sein wird? Haben übrigens verheiratete Frauen noch Vater oder Mutter? Sie gehören mit Leib und Eigentum ihrem Manne. Ich lebte friedlich, wo nicht glücklich, ich schöpfte einige Kraft aus meiner Einsamkeit — das muß ich gestehen —, aber wenn ich dieses negativen Glückes beraubt bin, werde ich sicher noch wahnsinnig! Mein Widerstand stützt sich auf wichtige Gründe, die außerhalb meiner Person liegen. Ist es nicht ein Verbrechen, armen Geschöpfchen das Leben zu geben, die von vornherein zu dauern dem Leiden verdammt sind? Und doch wirft mein Verhalten so schwerwiegende Fragen auf, daß ich sie nicht allein entscheiden kann; ich bin gleichzeitig Richter und Partei. Morgen werde ich nach Tours gehen und dem Abbé Birotteau, meinem jetzigen Beichtvater, meine Zweifel vorlegen. Denn mein lieber, tugendreicher Abbé de la Berge ist gestorben. Obwohl er streng war, wird mir seine apostolische Glaubenskraft immer fehlen. Sein Nachfolger ist ein Engel an Milde, er läßt sich von Rührung übermannen, statt zu tadeln, und doch: welcher geschwächte

Mut fände nicht im Glauben Stärkung? welche Vernunft würde nicht durch die Stimme des Heiligen Geistes ausgerichtet? — Mein Gott," fuhr sie fort, ihre Tränen trocknend, den Blick gen Himmel gerichtet, „wofür straffst du mich? Aber wir müssen es glauben," sagte sie und legte ihre Hand auf meinen Arm, „ja, wollen es glauben: wir müssen durch den glühenden Schmelztiegel, um vollkommen und heilig in die höheren Sphären vorzudringen. Muß ich schweigen? Verbietest du mir, mein Gott, zu einem Freundesherzen zu schreien? Liebe ich ihn zu sehr?"

Sie drückte mich an ihr Herz, als fürchte sie, mich zu verlieren.

„Wer wird mich von diesen Zweifeln befreien? Mein Gewissen wirft mir nichts vor. Die Sterne leuchten vom Himmel hernieder auf die Menschen; warum sollte die Seele, der Stern in des Menschen Brust, nicht einen Freund in seinen Strahlenkreis hüllen, wenn man ihm nur reine Gedanken weihet?"

Ich hörte diese schreckliche Klage schweigend an und hielt die schlaffe Hand der Frau in meiner noch schlafferen Hand. Ich drückte sie mit einer Kraft, der Henriette mit gleicher Kraft antwortete.

„Aha — hier stecken Sie?" rief der Graf, der uns barhäuptig entgegenkam.

Seit meiner Rückkehr bestand er darauf, sich in unsere Unterhaltung zu mischen, vielleicht weil er eine Zerstreuung davon erhoffte, vielleicht weil er fürchtete, daß mir die Gräfin ihre Leiden anvertraue, vielleicht aber auch, weil er eifersüchtig war um einer Freude willen, die er nicht teilte.

„Wie er hinter mir her ist!" sagte sie im Ton der Verzweiflung. „Wir wollen in unsern Weinberg gehen und ihm so entfliehen. Bücken Sie sich, solange wir an der Hecke entlang gehen, damit er uns nicht sieht!"

Eine dicke Hecke diente uns als Schutzwall, laufend erreichten

wir den Weinberg und waren bald weit vom Grafen in einer Allee von Mandelbäumen.

„Liebe Henriette,“ sagte ich dann, drückte ihren Arm an mein Herz und stand still, um sie in ihrer Qual zu betrachten, „Sie haben mich früher auf den gefährlichen Pfaden der großen Welt mit Weisheit geleitet. Erlauben Sie mir nun, Ihnen einige gute Ratschläge zu geben, die Ihnen helfen sollen, den Zweikampf, worin Sie unfehlbar erliegen müßten, ohne Sekundanten zu beenden. Sie kämpfen nicht mit gleichen Waffen. Messen Sie sich nicht länger mit einem Wahnsinnigen . . .“ „Still!“ sagte sie und hielt die Tränen zurück, die aus ihren Augen stürzten. „Hören Sie mich, Liebel! Nach einer einstündigen Unterhaltung, wie ich sie aus Liebe zu Ihnen ertragen muß, sind meine Gedanken oft verwirrt, mein Kopf ist schwer. Der Graf macht mich irre an meinem Verstand. Dieselben immer wiederholten Ideen graben sich gegen meinen Willen in mein Gehirn. Unzweideutige Monomanien sind nicht ansteckend, aber wenn der Irrsinn sich in der ganzen Art äußert, wie er die Dinge ansieht, wenn er sich hinter beständigen Diskussionen versteckt, kann er schlimme Verheerungen in seiner Umgebung anrichten. Ihre Geduld ist überirdisch. Aber sind Sie nicht ganz erschöpft, fast vernichtet? Um Ihretwillen, um der Kinder willen: ändern Sie Ihr Benehmen zum Grafen! Ihre göttliche Nachgiebigkeit hat seinen Eigensinn gefördert. Sie haben ihn behandelt, wie eine Mutter ihr verwöhntes Kind behandelt. Aber jetzt, wenn Sie leben wollen — und Sie wollen es! —, jetzt entfalten Sie die Macht, die Sie über ihn haben! Sie wissen, er liebt und fürchtet Sie. Flößen Sie ihm noch mehr Furcht ein! Setzen Sie seinem schwanken Willen einen geradlinigen entgegen! Dehnen Sie Ihre Macht aus, wie er die Zugeständnisse, die Sie ihm machten, zu erweitern verstand! Schließen Sie seine Krankheit in eine geistige Sphäre ein, wie man Irrsinnige in eine Zelle schließt!“ „Liebes Kind,“ sagte sie mit bitterem Lächeln, „nur eine herzlose Frau kann diese

Rolle spielen. Ich bin Mutter, ich wäre ein schlechter Henker. Ja, ich weiß zu leiden, aber andere leiden machen? Niemals! Nicht einmal, um edle oder große Zwecke zu erreichen. Und dann: müßte ich mich nicht zum Lügen zwingen, meine Stimme verstellen, meine Stirn wappnen, meine Bewegungen fälschen? . . . Ich kann mich wohl zwischen Herrn von Mortsauf und seine Kinder stellen, ich werde seine Schläge auffangen, damit sie keinen andern treffen; aber mehr vermag ich nicht, um so viel widerstreitende Interessen zu vereinigen." „Laß dich anbeten, Heilige, Dreifachheilige!" sagte ich, vor ihr hinkniend, küßte den Saum ihres Gewandes und trocknete meine Tränen daran. — „Wie aber — wenn er Sie tötet?"

Sie erblaßte und antwortete, den Blick gen Himmel gerichtet: „Gottes Wille geschehe!" „Wissen Sie, was der König neulich Ihren Vater gefragt hat? ‚Lebt denn dieser verteufelte Mortsauf noch immer?‘" „Was ein Scherz im Munde des Königs ist," antwortete sie, „ist hier ein Verbrechen."

Trotz unserer Vorsichtsmaßregeln war der Graf unserer Spur gefolgt, er holte uns schweißgebadet unter einem Nußbaum ein, wo die Gräfin stehen geblieben war, um dies ernste Wort zu sprechen. Schöpfte er ungerechten Verdacht? Ich weiß es nicht. Jedenfalls beobachtete er uns wortlos, ohne auf die Kühle zu achten, welche die Nußbäume verbreiteten. Nach wenigen inhaltlosen Worten, die von inhaltsschweren Pausen unterbrochen waren, klagte der Graf über Uebelkeit und Kopfschmerzen. Er jammerte leise, ohne unser Mitleid herauszufordern, ohne uns seine Leiden in übertriebenen Farben zu malen. Wir beachtetten das nicht im geringsten. Auf dem Heimweg fühlte er sich noch weniger wohl, sprach davon, sich ins Bett zu legen, und zog sich ohne viel Umstände zurück, mit einer Natürlichkeit, die ihm sonst nicht eigen war. Wir benutzten den Waffenstillstand, den uns seine Hypochonderlaune gewährte, und gingen, von Madeleine begleitet, auf unsere liebe Terrasse hinunter.

„Wir wollen eine Bootfahrt machen,“ sagte die Gräfin, nach kurzem Auf- und Abgehen. „Wir wollen zusehen, während der Verwalter Fische für uns fängt.“

Wir gingen durch die kleine Thür, gelangten ans Boot, sprangen hinein und ruderten langsam flusshaufwärts. Wie drei Kinder, die sich über jede Kleinigkeit freuen, betrachteten wir die Gräser am Flußrand, die blauen und grünen Libellen; und die Gräfin wunderte sich, mitten in ihren zähen Kümmernissen so friedliche Freuden kosten zu können. Und doch: übt nicht die Stille der Natur, die unbekümmert um unsere Kämpfe ewig dieselbe bleibt, einen tröstlichen Liebreiz auf uns aus? Die Erregung einer zurückgedrängten Liebesbegierde ist wie die Bewegung des Wassers; die Blumen, die Menschenhand noch nicht verunziert hat, geben unsere geheimsten Träume wieder; das wollüstige Wiegen des Rahnes erinnert leise an die Gedanken, die in der Seele auf und nieder wogen. Diese doppelte Poesie lullte uns sanft ein. Die Worte, die mit der Natur auf den gleichen Ton gestimmt waren, hatten einen geheimnißvollen Zauber, und die Blicke strahlten heller in dem Licht, das die Sonne in breiten Fluten über die flammende Wiese goß. Der Fluß glich einem Pfade, auf dem wir hinslogen. Und da uns die gleichmäßige Marschbewegung nicht ablenkte, konnten unsere Gedanken die ganze Schöpfung umfassen. War nicht die stürmische Freude eines ausgelassenen kleinen Mädchens, dessen Bewegungen so anmutig, dessen Äußerungen so störend sind, — war die nicht auch der lebendige Ausdruck zweier freier Seelen, die freudig jenes wunderbare, von Plato erträumte Idealgeschöpf bildeten, das allen bekannt ist, deren Jugend eine glückliche Liebe ausfüllte? Um Ihnen diese Stunde zu malen, nicht in ihren unbeschreibbaren Einzelheiten, sondern im Gesamtbild, will ich Ihnen sagen, daß wir einander in allen Wesen, in allen Dingen um uns liebten. Wir fanden das Glück, das jeder von uns wünschte, außer uns; es durchdrang uns so mächtig, daß die Gräfin ihre Handschuhe auszog und ihre schönen Hände ins

Wasser tauchte, wie um eine heimliche Glut zu kühlen. Ihre Augen sprachen, aber ihr Mund, der sich wie eine Rosenknospe der Luft erschloß, hätte sich der Begierde geschlossen. Sie kennen die Harmonie tiefer und hoher Töne, die ganz aufeinander abgestimmt sind: sie erinnert mich stets an die Harmonie unserer beiden Seelen in diesem Augenblick, der niemals wiederkehren wird.

„Wo lassen Sie fischen,“ fragte ich, „wenn Ihnen der Fischfang doch nur an Ihren eigenen Ufern erlaubt ist?“ „Nahe bei Pont de Ruan. Ich vergaß Ihnen zu sagen: der Fluß gehört uns jetzt von Pont de Ruan bis Elochegourde. Herr von Mortsauf hat vor kurzem vierzig Morgen Wiese gekauft von den Ersparnissen der beiden letzten Jahre und seiner rückständigen Pension. Wundert Sie das?“ „Mich? Ich wollte, das ganze Tal gehörte Ihnen!“ rief ich aus. Sie antwortete mit einem Lächeln. Wir waren jetzt unterhalb von Pont de Ruan, in einer Ausbuchtung der Indre. Es wurde schon gefischt.

„Nun, wie stehts, Martineau?“ fragte sie. „Ach, Frau Gräfin, wir haben Pech. Seit drei Stunden sind wir an der Arbeit, flusshaufwärts von der Mühle bis hierher, und haben nichts gefangen.“

Wir legten an, um dem letzten Auswerfen der Netze beizuwohnen, und stellten uns alle drei in den Schatten einer weißrindigen Pappel, wie sie an der Donau, der Loire und wahrscheinlich an allen großen Flüssen wächst, und die im Frühling weiße seidige Flocken, ihre Blüthenhüllen, abwirft. Die Gräfin hatte ihre hoheitsvolle Heiterkeit wiedergefunden. Sie bereute es fast, mir ihre Leiden anvertraut und wie Hiob geschrien zu haben, statt wie Magdalena zu weinen, wie eine Magdalena ohne Lüge, ohne Feste, ohne Ausschweifungen, aber nicht ohne Duft und Schönheit. Das Netz, das man vor ihr herauszog, war voller Fische: Schleien, Barben, Hechte, Barsche und ein riesiger Karpfen zuckte auf dem Grase.

„Das ist ein abgekartetes Spiel!“ rief der Verwalter.

Die Arbeiter rissen die Augen auf und bewunderten diese Frau, als sei sie eine Fee, deren Zauberstab ihre Netze berührt habe. In diesem Augenblick kam der Vorreiter durch die Wiese hergaloppiert. Sie fuhr entsetzt zusammen. Wir hatten Jacques nicht bei uns, und der erste Gedanke einer Mutter ist, wie Vergil so poetisch gesagt hat, ihre Kinder bei der geringsten Gefahr an ihre Brust zu drücken.

„Jacques!“ rief sie, „wo ist Jacques? Was ist meinem Sohn geschehen?“

Sie liebte mich nicht! Hätte Sie mich geliebt, so hätte sie für meine Leiden diesen Ausdruck einer verzweifelten Löwin gehabt.

„Frau Gräfin! Dem Grafen geht es schlechter!“

Sie atmete auf und lief, von Madeleine gefolgt, auf mich zu.

„Gehen Sie langsam nach Hause,“ sagte sie mir, „damit dieses liebe Mädel sich nicht erhitzt. Sie sehen, Herrn von Mortsaufs Marsch durch die Hitze hat ihn in Schweiß gebadet, und sein Aufenthalt unter dem Nußbaum hat vielleicht ein Unglück verschuldet.“

Dies Wort, das sich aus ihrer erregten Seele rang, zeigte, wie rein ihre Gedanken waren. Der Tod des Grafen — ein Unglück?! Sie eilte nach Clochegourde zurück, ging durch eine Mauerbresche und durchschritt den Weinberg. Ich kehrte in der Eile langsam zurück. Henriettes Ausruf hatte mich erleuchtet, aber wie der Blitz, der die eingeheimste Saat vernichtet. Während dieser Bootfahrt glaubte ich ihrem Herzen am nächsten zu sein; jetzt fühlte ich voller Bitterkeit, daß ihre Worte aufrichtig waren. Der Geliebte, der nicht alles ist, ist nichts! So liebte denn ich allein — mit allen Begierden einer Liebe, die weiß, was sie will, die sich im voraus an erhofften Liebkosungen weidet und sich mit seelischer Wollust begnügt, weil sie von der Zukunft alle Wonnen erwartet. Wenn Henriette liebte, wußte sie nichts von den Freuden, noch von den Stürmen der Leidenschaft. Sie zehrte vom Gefühle selbst, wie eine gottergebene Heilige. Ich

war der Gegenstand, an den sich ihre Gedanken, ihr mißverstandenes Empfinden geheftet hatte, wie ein Bienenschwarm an einen blühenden Baumzweig. Aber ich war nicht das Schicksal, ich war nur ein Zufall in ihrem Leben. ‚Wer würde mir entthrontem König mein Reich wiedergeben?‘ fragte ich mich. In meiner wilden Eifersucht warf ich mir vor, nichts gewagt zu haben, die Bande einer Liebe, die mir nunmehr eher überzart als lebensfähig erschien, nicht fester geknüpft zu haben durch die Rechte, die der Besitz verleiht.

Das Unwohlsein des Grafen, das vielleicht durch die Kühle unter dem Nußbaum hervorgerufen war, verschlimmerte sich in wenigen Stunden. Ich ging nach Tours, um einen Arzt, Herrn Driget, zu holen, der mich aber erst am Abend nach Elochegourde begleiten konnte. Er blieb die ganze Nacht und den folgenden Tag dort. Er hatte durch den Vorreiter eine große Zahl Blutegel besorgen lassen, weil er einen Aderlaß für durchaus nöthig hielt, aber seine Lanzette war zu Hause liegen geblieben. Sofort rannte ich nach Azay, bei abscheulichem Wetter, weckte den Wundarzt und zwang ihn, mir mit der Geschwindigkeit eines Vogels zu folgen. Zehn Minuten später wäre der Graf erlegen; der Aderlaß rettete ihn. Trotz dieses ersten Erfolges stellte der Arzt die Prognose auf eine bössartige Entzündung, eine Krankheit, wie sie nur Leute bekommen, die zwanzig Jahre gesund waren. Die Gräfin war niedergeschmettert und glaubte, an dieser verhängnisvollen Krise schuld zu sein. Sie hatte nicht die Kraft, mir für meine Bemühungen zu danken, warf mir aber hin und wieder ein Lächeln zu, das dasselbe besagen wollte wie der Kuß, den sie mir auf die Hand gedrückt; ich hätte gern Gewissensbisse einer unerlaubten Liebe darin gelesen, aber sie zeugten nur von einer reuigen Zerknirschung, die eine so reine Seele nicht hätte trüben sollen. Es war der Ausdruck einer bewundernden Zärtlichkeit für den, der ihr edel erschien, während sie allein sich eines eingebildeten Verbrechens zieh. Gewiß, sie liebte mich, wie Laura de Nover Petrarca liebte, und nicht,

wie Francesca da Rimini Paolo begehrte: eine furchtbare Entdeckung für einen, der die Vereinigung dieser beiden Arten von Liebe ersehnte. Die Gräfin lag schlaff und mit hängenden Armen in einem schmutzigen Sessel, in diesem Zimmer, das dem Unterschlupf eines Wildschweins glich. Am folgenden Abend riet der Arzt der Gräfin, die die Nacht durchgewacht hatte, eine Krankenpflegerin zu nehmen; die Krankheit würde langwierig sein.

„Eine Pflegerin — nein! nein! Wir werden ihn pflegen!“ rief sie, indem sie sich mir zuwandte. „Wir sind es ihm schuldig, ihn zu retten!“

Bei diesem Ausruf warf der Arzt uns einen durchdringenden, höchst erstaunten Blick zu. Die Worte waren allerdings geeignet, ihn auf einen verfehlten Anschlag schließen zu lassen; er versprach zweimal wöchentlich zu kommen, gab Herrn Deslandes genaue Weisung und bezeichnete uns die drohenden Symptome, die es vielleicht erforderlich machten, ihn sofort zu holen.

Um der Gräfin wenigstens alle zwei Nächte etwas Ruhe zu verschaffen, bat ich sie, abwechselnd mit ihr wachen zu dürfen. So veranlaßte ich sie nicht ohne Mühe, in der dritten Nacht sich zur Ruhe zu begeben. Als alles im Hause ruhte und der Graf einen Augenblick einschlummerte, vernahm ich in Henriettes Zimmer schmerzliches Stöhnen; meine Besorgnis war so stark, daß ich sie aufsuchte. Ich fand sie auf ihrem Betstuhl kniend, in Tränen gebadet. Sie klagte sich an. „Mein Gott! Wenn das die Strafe für mein Murren ist, so werde ich mich nie mehr beklagen . . . Sie haben ihn allein gelassen?“ rief sie aus, als sie mich erblickte. „Ich hörte Sie weinen und ächzen! Ich war besorgt um Sie!“ „Oh, mir — mir geht's gut!“ sagte sie.

Sie wollte sich davon überzeugen, ob Herr von Mortsau schlief. Wir gingen zusammen hinunter und betrachteten ihn beim Schein der Lampe. Der Graf war eher durch den Blut-

verlust geschwächt, als daß er schlief; seine verwösten Hände zupften an der Decke.

„Man behauptet, das sei die Bewegung der Sterbenden,“ sagte sie. „Ach, wenn er an der Krankheit stürbe, die wir verschuldet haben, würde ich mich nie wieder verheiraten! Ich schwöre es!“ — Und sie streckte mit feierlicher Gebärde ihre Hand über den Grafen aus. „Ich habe alles getan, ihn zu retten,“ sagte ich. „O ja — Sie sind gut! Aber ich — ich bin die große Sünderin!“

Sie beugte sich auf die leichenblasse Stirn, wischte den Schweiß mit ihrem Haare fort und küßte sie andächtig. Aber ich sah, nicht ohne eine geheime Genugthuung, daß sie diese Liebkosung erledigte wie eine Sühne.

„Blanche — trinken!“ sagte der Graf mit tonloser Stimme. „Sie sehen, er kennt nur mich,“ sagte sie, als sie ihm das Glas reichte, und mit ihrem Ton, ihrer liebevollen Art suchte sie des Gefühls, das uns verband, zu spotten und es dem Kranken zu opfern. „Henriette,“ sagte ich, „legen Sie sich ein bißchen nieder; ich bitte Sie darum.“ — „Nicht mehr Henriette!“ unterbrach sie mich hastig und gebieterisch. — „Gehen Sie zur Ruhe, damit Sie nicht krank werden! Ihre Kinder, er selbst — gebieten Ihnen, sich zu pflegen. Es gibt Fälle, wo der Egoismus eine göttliche Tugend ist.“ „Ja,“ sagte sie.

Sie entfernte sich und empfahl mir ihren Gemahl mit einer Geste, die beinahe wahnsinnig gewesen wäre, wenn nicht darin die Anmut der Kindheit, gepaart mit dem Flehen der Reue, gelegen hätte. Diese Szene, die, an ihrer sonstigen heiteren Seelenruhe gemessen, furchtbar schien, erschreckte mich. Ich fürchtete die Überreizung ihres Gewissens. Als der Arzt wiederkam, offenbarte ich ihm die Gewissensbisse eines verängstigten Hermelins, die die Seele meiner lichten Henriette gepackt hatten. Diese vertrauliche, aber sehr zurückhaltende Äußerung verscheuchte den Verdacht Herrn Drigets, und er beschwichtigte ihre schöne Seele, indem er ihr klarmachte, daß der Graf un-

ter allen Umständen diese Krise hätte durchmachen müssen und daß sein Verweilen unter dem Nußbaum eher nützlich als schädlich gewesen sei, weil es der Krankheit zum Ausbruch verholfen habe.

Zweiundfünfzig Tage lang schwebte der Graf zwischen Leben und Tod; Henriette und ich wachten abwechselnd je sechsundzwanzig Nächte. Gewiß, Herr von Mortsauf verdankte seine Genesung unserer Pflege, der peinlichen Genauigkeit, mit der wir Herrn Origets Befehle ausführten. Als wahrhaft philosophischer Arzt, den eine scharfe Beobachtungsgabe berechtigt, an edeln Handlungen zu zweifeln, wenn sie lediglich die Erfüllung einer Pflicht sind, konnte dieser Mann, der den heroischen Wettstreit zwischen der Gräfin und mir mit ansah, nicht umhin, uns mit durchdringenden Blicken zu beobachten, so sehr fürchtete er, seine Bewunderung sei unbegründet.

„In einer derartigen Krankheit“, sagte er mir bei seinem dritten Besuch, „kann der Tod durch eine Verschlimmerung des Gemütszustandes herbeigeführt werden, — wenn das Seelenleben so völlig zerrüttet ist wie das des Grafen. Der Arzt, die Pflegerin, alle, die den Kranken umgeben, haben sein Leben in ihren Händen, weil ein einziges Wort, eine Bewegung, die Herzensangst bekundet, so schädlich wirkt wie Gift.“

Während er so sprach, forschte er in meinem Gesicht und meinem Verhalten; aber er las in meinen Augen nur den klaren Ausdruck einer lauterer Seele. In der That, während der ganzen grausamen Krankheit erwachte in mir nicht der leiseste jener halb unbewußt schlechten Gedanken, die bisweilen das unschuldigste Gewissen beunruhigen. Für jeden, der die Natur als Ganzes betrachtet, zeigt sich in ihr der Hang zur Einheit auf dem Wege der Anpassung. Im Geistesleben muß ein entsprechendes Gesetz herrschen. In reiner Sphäre ist alles rein; bei Henriette atmete man Himmelsduft. Strafbare Wünsche verbannten jeden aus ihrer Nähe. So war sie nicht nur das Glück, sie war auch die Tugend. Als der Arzt uns immer

gleich wachsam und besorgt fand, zeigte sich in seinen Worten und seinem Wesen eine gewisse milde Rührung; er schien sich zu sagen: ‚Das sind die wahren Kranken, sie verbergen ihre Wunde und vergessen sie.‘ Die Veränderung in Herrn von Mortsaufs Wesen war nach Aussage dieses trefflichen Mannes bei gesundheitlich so heruntergekommenen Leuten etwas ziemlich Alltägliches. Der Graf war geduldig, folgsam, beklagte sich nie, zeigte die wunderbarste Sügsamkeit, er, der in gesunden Tagen nicht das geringste ohne Nörgelei tat. Der Grund dieser Unterwürfigkeit der Medizin gegenüber, die er früher geringgeachtet, war geheime Angst vor dem Tode: welch ein Widerspruch bei einem Manne von solch unleugbarer Tapferkeit! Diese Angst erklärt vielleicht auch manche Entgleisungen in seinem durch Leiden entstellten Wesen.

Soll ich Ihnen gestehen, Natalie? Und werden Sie mir glauben? Diese fünfzig Tage und der darauffolgende Monat waren die schönste Zeit meines Lebens. Ist die Liebe nicht für die Unendlichkeiten der Seele, was für ein schönes Tal der große Fluß ist, in den Regen, Flüßchen und Sturzbäche sich ergießen, in den Bäume und Blumen, Kieselsteine vom Ufer und ganze Felsblöcke stürzen? Gewitter verstärken ihn ebenso wie der langsame Tribut klarer Bäche. Dem, der wahrhaft liebt, wird alles Liebe. Nachdem die ersten großen Gefahren überstanden waren, gewöhnten sich die Gräfin und ich an die Krankheit. Trotz der Unordnung, die die Pflege des Grafen mit sich brachte, wurde sein Zimmer, das wir in so schlechtem Zustand vorgefunden hatten, allmählich sauber und wohnlich; bald kamen wir uns darin vor wie zwei Wesen, die auf eine einsame Insel verschlagen sind. Das Unglück vereinsamt nicht nur, es bringt auch die kleinlichen Vorurteile der Gesellschaft zum Schweigen. Zudem führte uns das Interesse des Kranken in vielen Punkten zusammen, wie das bei keinem andern Ereignis erlaubt gewesen wäre. Wie oft begegneten sich unsere ehemals so scheuen Hände bei der Pflege des Grafen! Mußte ich nicht

Henriette unterstützen, ihr helfen? Sie glich einem Soldaten, der auf Posten steht. Oft vergaß sie zu essen; dann bot ich ihr, manchmal auf ihren Knien, ein kleines Mahl dar, das sie eilig zu sich nahm und bei dem ich tausend kleine Dienstleistungen verrichtete. Sie ließ mich hurtig alle Vorkehrungen treffen, die dem Grafen Schmerzen ersparen konnten, und übertrug mir tausend kleine Geschäfte. Anfangs, während die drohende Gefahr wie in der Schlacht die feinen Unterschiede verwischte, die im täglichen Umgang streng beachtet werden, legte sie notgedrungen die strenge Zurückhaltung ab, die jede Frau, selbst die natürlichste, in Gegenwart Fremder oder ihrer Familie in Worten, Blicken und in ihrem ganzen Verhalten wahrte, die aber nicht mehr am Platze scheint, sobald sie im Negligé ist. Kam sie nicht beim ersten Vogelfang mich abzulösen, in ihrem Morgengewande, das mir bisweilen erlaubte, die strahlende Pracht ihrer Schönheit zu erraten, die ich in wahnwitziger Hoffnung mein eigen wähnte? So hoheitsvoll und stolz sie war, mußte sie so nicht zutraulich werden? Während der ersten Tage nahm übrigens die Gefahr den Vertraulichkeiten unsers engen Zusammenseins so sehr jede erotische Nebenbedeutung, daß sie nichts Böses darin sah. Dann, als ihr die Überlegung kam, dachte sie vielleicht, daß es für sie und für mich eine Beleidigung wäre, wollte sie ihr Verhalten ändern. So verloren wir allmählich die Scheu, als wären wir halbwegs verheiratet. Sie brachte mir alles Vertrauen entgegen. Sie war meiner und ihrer selbst sicher. So drang ich immer tiefer in ihr Herz ein. Die Gräfin wurde wieder meine Henriette, eine Henriette, die sich genötigt sah, den mehr zu lieben, der ihre zweite Seele sein wollte. Bald brauchte ich nicht mehr auf ihre Hand zu warten, die dem leisesten flehenden Blick rückhaltlos gehorchte; ich konnte, ohne daß sie sich meinen Blicken entzog, trinken ihre schönen Linien bewundern während der langen Stunden, in denen wir den Schlaf des Grafen bewachten. Die dürftigen Wollüste, die wir uns erlaubten, diese gerührten Blicke, diese

Worte, die, um den Grafen nicht zu wecken, halblaut geflüstert wurden, immer wieder auftauchende Hoffnungen und Befürchtungen, kurz, die tausend Erlebnisse dieses innigen Bundes zweier lange getrennten Herzen hoben sich leuchtend vom schmerzhaft düstern Hintergrund des Krankenzimmers ab. Wir lernten unsere Seelen bis auf den Grund kennen, in einer Prüfung, der oft die stärksten Neigungen nicht gewachsen sind, weil sie ständiges Zusammensein nicht ertragen können, weil sie zurückschrecken vor der steten Berührung, die das Leben schwer und leicht erscheinen läßt. Sie wissen, welches Durcheinander eine Erkrankung des Hausherrn zur Folge hat, wie alle Geschäfte unterbrochen werden, wie man für nichts mehr Zeit findet. Die Störung seiner Lebensfunktionen hemmt alle Bewegungen des Hauswesens und der Familie. Obwohl immer alles auf Frau von Mortsauf zurückfiel, war der Graf doch außerhalb des Hauses noch nützlich; er unterhandelte mit den Pächtern, ging zu den Geschäftsleuten und nahm die Gelder ein. Sie war die Seele des Hauses, er der Leib. Ich ließ mich zu ihrem Intendanten ernennen, damit sie den Grafen pflegen könne, ohne daß die Dinge draußen entgleisten. Sie nahm alles ganz einfach, ohne Dank hin; und diese getheilten Sorgen um das Hauswesen, diese in ihrem Namen ausgerichteten Befehle bildeten ein neues zartes Band zwischen uns. Oft unterhielt ich mich abends in ihrem Zimmer mit ihr von ihren Geschäften und den Kindern. Diese Unterredungen gaben unserm Eintagsbund noch mehr den Schein der Wirklichkeit. Wie gern Henriette sich dareinsand, mich die Rolle ihres Mannes spielen zu lassen! Ich nahm seinen Platz bei Tisch ein, wurde zum Verwalter geschickt, und das alles in größter Harmlosigkeit, aber nicht ohne die geheime Freude, die selbst die tugendhafteste Frau der Welt empfindet, wenn sie das neutrale Gebiet entdeckt, wo strenge Erfüllung ihrer Pflichten und Befriedigung ihrer uneingestandenem Wünsche sich treffen. Der Graf, durch die Krankheit unschädlich gemacht, lastete nicht mehr

auf seiner Frau, noch auf seinem Hause; da wurde die Gräfin sie selbst, sie hatte das Recht, sich mit mir zu beschäftigen und mir eine Menge kleiner Freundlichkeiten zu erweisen. Welche Wonne, als ich in ihr den halb unbewußten, doch reizvoll bekundeten Gedanken las, mir den ganzen Wert ihrer Persönlichkeit und ihrer Eigenschaften zu enthüllen, mich den Umschwung fühlen zu lassen, der in ihr vorging, sobald sie Verständnis fand. Die Blüte, die in der kalten Luft ihres Hauses verschlossen geblieben war, öffnete sich vor meinen Blicken, — und nur für die meinen! Sie entfaltete sich mit demselben Maß von Freude, die ich selber, der arg Verliebte, bei ihrem Anblick empfand. Sie zeigte mir in den kleinsten Dingen des Lebens, wie gegenwärtig ich ihrer Seele war. An den Tagen, wo ich nach durchwachter Nacht bis zu später Stunde schlief, stand Henriette morgens vor allen andern als erste auf und ließ unbedingte Ruhe um mich her sein; ohne dazu aufgefordert zu sein, spielten Jacques und Madeleine in einiger Entfernung. Sie wandte tausend Listen an, um mir eigenhändig den Tisch decken zu können, und dann bediente sie mich mit einer sprudelnden Freude in allen Bewegungen, mit scheuer Schwalbenzartheit, mit hochroten Lippen, mit glühenden Wangen, einem Beben in der Stimme und mit luchsartigem Scharfblick.

Können solche Seelenerregungen überhaupt geschildert werden? Oft war sie von Müdigkeit überwältigt; aber wenn es in diesen Augenblicken der Ermattung sich um mich handelte, fand sie für mich wie für ihre Kinder neue Kräfte und raffte sich dann hurtig, lebhaft und fröhlich auf. Wie sie es liebte, ihre Zärtlichkeit auszugeben! Ja, liebe Natalie, manche Frauen auf Erden teilen die Vorzüge der Engel und verbreiten wie sie das Licht, von dem St.=Martin, der „unbekannte Philosoph“, sagte, es sei gedanken-, klang- und duftreich. Meiner ehrenhaften Gesinnung sicher, hob Henriette bisweilen den schweren Vorhang, der uns die Zukunft verbarg, und ließ mich in ihr

zwei Frauen erkennen: das gefesselte Weib, das mich trotz seiner Herbheiten bestrickt hatte — und das freie Weib, dessen Milde meiner Liebe ewige Dauer verleihen sollte. Frau von Mortsauf glich dem Paradiesvogel, der in das kalte Europa verbannt ist und traurig auf seiner Stange hockt, stumm und todesmatt im Käfig, worin der Zoolog ihn aufbewahrt. Henriette glich diesem Vogel, wie er seine heimatlichen Lieder in einem Hain am Ufer des Ganges singt und, einem lebendigen Edelstein gleich, von Ast zu Ast hüpfte, zwischen den Rosen einer allzeit blühenden riesigen Volkamerie. Ihre Schönheit wurde schöner, ihr Geist lebhafter. Dies beständige Freudenfeuer blieb zwischen unsern Seelen geheim, denn das Auge des Abbé von Dominis, unsers Zeugen vor der Außenwelt, war für Henriette gefährlicher als das Herrn von Mortsaufs; aber sie fand, wie ich, große Freude daran, ihren Gedanken immer eine geschickte Wendung zu geben: sie verbarg ihre Freude im Scherz und deckte zudem ihre Zärtlichkeitsbezeugungen mit dem leuchtenden Banner der Dankbarkeit.

„Wir haben Ihre Freundschaft auf eine harte Probe gestellt, Felix! — Wir können ihm wohl die Freiheiten gestatten, die wir Jacques gewähren, Herr Abbé.“

Der strenge Abbé antwortete mit dem freundlichen Lächeln des frommen Mannes, der in den Herzen liest und sie rein findet. Er hatte übrigens für die Gräfin die anbetende Verehrung, die man Engeln entgegenbringt. Zweimal in diesen fünfzig Tagen überschritt die Gräfin vielleicht in etwas die Grenzen, die unserer Freundschaft gesteckt waren; aber selbst diese beiden Ereignisse waren in einen Schleier gehüllt, der erst am Tage des großen Bekenntnisses gelüftet wurde. Ich erwartete sie eines Morgens zu Anfang der Krankheit des Grafen, als sie gerade bereute, mich so streng behandelt und mir die unschuldigen Vorrechte entzogen zu haben, die meiner keuschen Zärtlichkeit eingeräumt waren; sie sollte mich ablösen. Von Müdigkeit übermannt war ich, den Kopf an die Wand

gelehnt, eingeschlafen. Ich erwachte plötzlich, als etwas Kühles meine Stirn berührte, das mir die Empfindung gab, als neige sich eine Rose darauf. Ich sah die Gräfin drei Schritte vor mir stehen und hörte sie sagen: „Ich komme.“

Ich ging. Als ich ihr aber einen guten Morgen wünschte, fühlte ich, daß ihre Hand feucht war und zitterte.

„Leiden Sie?“ fragte ich. „Warum fragen Sie mich das?“ entgegnete sie. Ich sah sie an, errötend und verwirrt: „Ich habe geträumt —“, antwortete ich.

Eines Abends, während eines der letzten Besuche Herrn Origets, der mit Bestimmtheit von der Genesung gesprochen hatte, war ich mit Jacques und Madeleine unten an der Terrasse. Wir lagen alle drei auf den Stufen, ganz vertieft in unser Stäbchenspiel, das wir mit Strohhalmen und spitzen Haken ausführten. Herr von Mortsauf schlief. Während angespannt wurde, unterhielten sich der Arzt und die Gräfin leise im Salon. Herr Origet brach auf, ohne daß ichs bemerkte. Nachdem sie ihn zum Wagen begleitet hatte, lehnte Henriette an der Fensterbank, von wo aus sie uns wahrscheinlich eine Zeitlang, ohne daß wirs wußten, beobachtete. Es war einer der warmen Abende, an denen der Himmel kupferfarbene Töne annimmt und wo die tausend verworrenen Geräusche der Natur in der Ferne verhallen. Ein letzter Sonnenstrahl schmolz auf den Dächern, die Glöckchen der heimkehrenden Herden tönnten von weitem herüber. Wir paßten uns dem Schweigen dieser lauen Stunde an, dämpften unsere Stimmen, um den Grafen nicht zu wecken. Plötzlich hörte ich trotz des Rascheln ihres Kleides den Kehllaut eines gewaltsam unterdrückten Seufzers. Ich stürzte in den Salon, sah die Gräfin in der Fensternische sitzen, das Gesicht in ihr Taschentuch vergraben. Sie erkannte meinen Schritt und bedeutete mir mit einer gebieterischen Bewegung, daß sie allein bleiben wolle. Ich nahte mich mit angst-erfülltem Herzen und wollte ihr das Taschentuch wegnehmen. Ihr Gesicht war in Tränen gebadet. Sie flüchtete in ihr Zim-

mer und erschien erst zum Abendgebet wieder. Zum erstenmal seit fünfzig Tagen führte ich sie auf die Terrasse und fragte sie nach dem Grund ihrer Erregung. Aber sie heuchelte ausgelassene Fröhlichkeit, die sie mit Herrn Drigets Freudenbotschaft begründete.

„Henriette, Henriette!“ sagte ich. „Sie kannten diese Botschaft schon, als Sie vorhin weinten. Zwischen uns beiden wäre eine Lüge eine Abscheulichkeit. Warum haben Sie mich gehindert, diese Tränen zu trocknen? Galten Sie denn mir?“ „Ich überlegte mir,“ sagte sie, „daß für mich diese Krankheit ein Ruhepunkt im Leiden gewesen sei. Jetzt, wo ich nicht mehr für Herrn von Mortsauf zittere, muß ich für mich zittern.“

Sie hatte recht. Die Gesundheit des Grafen kündete sich an durch die Wiederkehr seiner unmöglichen Launen. Er behauptete, daß weder seine Frau, noch ich, noch der Arzt ihn zu pflegen verständen, daß wir alle über seine Krankheit und sein Wesen, seine Schmerzen und die geeigneten Heilmittel im unklaren seien. Driget, dem irgendeine Verrücktheit zu Kopf gestiegen sei, spräche von schlechten Säften, wo er sich doch nur um den Magenpförtner hätte kümmern sollen. Eines Tages sah er uns verschmüht an, wie jemand, der uns durchschaut oder erraten hätte, und sagte lächelnd zu seiner Frau: „Nun, meine Liebe, wenn ich gestorben wäre, hätten Sie mir gewiß nachgetrauert. Aber gestehen Sie, Sie hätten sich getröstet.“ „Ich hätte Hoftrauer getragen, Rosa und Schwarz!“ antwortete sie lachend, um ihn zum Schweigen zu bringen.

Aber es entstanden heftige Szenen, besonders wegen der Speisen, die der Arzt weise bestimmte, ohne zu erlauben, daß man den Hunger des Rekonvaleszenten völlig befriedigte. Das Geschrei, das der Graf bei solchen Gelegenheiten anstellte, war schon in früheren Tagen unerhört gewesen, aber nun hatte sich seine Reizbarkeit noch verstärkt. Sie hatte gewissermaßen geschlummert. Die Gräfin stützte sich auf die Verordnungen des Arztes und den Gehorsam der Diensthoten. Ich bestärkte sie

nachdrücklich darin, weil ich in diesem Kampf das Mittel sah, ihren Mann beherrschen zu lernen. So fand sie den Mut zum Widerstand, sie bot dem Wahnsinn und dem Geschrei eine klare Stirn; sie gewöhnte sich daran, den Grafen für das zu nehmen, was er war, für einen Rindskopf, und seine Schmähungen ruhig anzuhören. Ich hatte das Glück, sie endlich die Leitung dieses kranken Verstandes an sich reißen zu sehen. Der Graf schrie, aber er gehorchte, — und erst recht, wenn er viel geschrien hatte. Trotz dieser unzweifelhaften Erfolge weinte Henriette bisweilen beim Anblick dieses ausgemergelten blassen Greises, mit seiner Stirn, die vergilbter war als ein welkes Blatt, seinen farblosen Augen und zitternden Händen. Sie warf sich ihre Härte vor und widerstand nicht oft der Freude, die in des Grafen Augen aufleuchtete, wenn sie ihm seine Mahlzeiten etwas reichlicher bemaß, als es der Arzt erlaubt hatte. Sie zeigte sich übrigens in demselben Maße gütiger und lebenswürdiger zu ihm, als sie es mir gegenüber war; aber es gab doch Unterschiede, die mein Herz mit grenzenloser Freude erfüllten. Sie war aber keineswegs unermüdlich; sie verstand es, ihre Dienstboten zur Bedienung des Grafen heranzuziehen, wenn dessen Launen zu schnell aufeinanderfolgten und er sich beklagte, nicht verstanden zu werden.

Die Gräfin wollte Gott ihre Dankbarkeit für die Wiederherstellung Herrn von Mortsauß zeigen. Sie ließ eine Messe lesen und bat mich, sie zur Kirche zu begleiten; ich führte sie hin, aber während der Messe besuchte ich Herrn und Frau von Eßfeld. Als ich wiederkam, wollte sie mich tadeln.

„Henriette,“ sagte ich, „ich bin einer Verstellung nicht fähig. Ich kann wohl ins Wasser springen, um meinen ertrinkenden Feind zu retten, ich kann ihm meinen Mantel geben, um ihn zu wärmen, — kurz, ich könnte ihm verzeihen, aber nicht sein Unrecht vergessen.“

Sie schwieg und drückte meinen Arm an ihr Herz.

„Sie sind ein Engel! Sie meinten es gewiß ernst mit Ihnen

Danksagungen," fuhr ich fort. „Die Mutter des ‚Friedensfürsten‘ wurde aus den Händen des Pöbels, der sie töten wollte, gerettet. Auf die Frage der Königin: ‚Was taten Sie?‘ — antwortete jene: ‚Ich betete für das Volk!‘ — So ist die Frau! Ich bin ein Mann — und naturgemäß unvollkommen.“ „Verleumdten Sie sich nicht!“ sagte sie, meinen Arm heftig schützelnd — „vielleicht sind Sie besser als ich.“ „Ja,“ entgegnete ich, „denn ich würde die Ewigkeit für einen einzigen Tag des Glückes opfern, und Sie! . . .“ „— Und ich?“ sagte sie und blickte mich stolz an.

Ich schwieg und schlug die Augen nieder.

„Ich?“ entgegnete sie — „von welchem ‚Ich‘ wollen Sie sprechen? Ich fühle viele ‚Ich‘ in mir. Diese beiden Kinder“, fügte sie, auf Madeleine und Jacques zeigend, hinzu, „sind solche ‚Ich‘! Felix,“ rief sie mit herzerreißendem Ton, „halten Sie mich denn für selbstsüchtig? Glauben Sie, ich könnte eine ganze Ewigkeit opfern, nur um den zu belohnen, der mir sein Leben hingibt? Dieser Gedanke ist fürchterlich, er schlägt jedem religiösen Empfinden ins Gesicht. Könnte sich eine so tief gesunkene Frau je wieder aufrichten? Würde ihr Glück sie freisprechen? . . . Ja, ich will Ihnen endlich mein innerstes Gewissen offenbaren: dieser Gedanke hat oft mein Herz durchbebt, ich habe ihn durch schwere Bußen gesühnt; er hat die Tränen verursacht, nach deren Grund Sie mich vorgestern fragten.“ „Messen Sie nicht, wie Frauen gemeinhin tun, gewissen Dingen zuviel Bedeutung bei? Sollten Sie nicht . . .“ „Oho!“ unterbrach sie mich, „nehmen Sie sie etwa leichter?“

Diese Logik schnitt jede weitere Beweisführung ab.

„Nun gut!“ sagte sie. „Sie sollen es wissen: ja, ich wäre feige genug, diesen armen Greis, dessen Leben ich bin, zu verlassen; aber, lieber Freund, diese zwei schwächlichen kleinen Wesen, die da vor uns hergehen, Madeleine und Jacques, würden die nicht bei ihrem Vater bleiben? Und ich frage Sie: Glauben Sie etwa, daß die Kinder auch nur drei Monate un-

ter der verrückten Aussicht leben könnten? Wenn bei einem Verstoß gegen meine Pflichten es sich nur um mich handelte..." Ein stolzes Lächeln glitt über ihre Züge. — „Aber hieße es nicht, diese beiden Kinder töten? Ihr Untergang wäre unausbleiblich. — Ach Gott, warum reden wir von solchen Dingen? Heiraten Sie — und lassen Sie mich sterben!"

Diese Worte waren in einem so bitteren, tiefersten Tone gesprochen, daß sie den Aufruhr meiner Leidenschaft erstickten.

„Sie haben da oben unter dem Nußbaum Ihren Schmerz hinausgeschrien, ich hier unter den Erlen — weiter nichts. In Zukunft werde ich schweigen!" „Ihr Edelmut tötet mich!" sagte sie, die Blicke gen Himmel richtend.

Wir waren auf der Terrasse angelangt und fanden dort den Grafen auf einem Sessel in der Sonne sitzend. Der Anblick dieses abgekehrten Gesichts, das kaum von einem schwachen Lächeln belebt wurde, erlöschte in mir die Flammen, die aus der Asche hervorgebrochen waren. Ich lehnte mich an das Geländer und betrachtete dies Bild: den Sterbenden zwischen seinen beiden schwächlichen Kindern, seine bleiche Frau, abgemagert von der Überanstrengung der Wachen, der beständigen Angst und vielleicht auch von den Freuden dieser zwei schrecklichen Monate. Doch hatte die Erregung der soeben erlebten Szene ihre Wangen unnatürlich gerötet. Beim Anblick dieser leidenden Familie, die von zitterndem Laubwerk eingerahmt war, durch das das graue Licht eines bewölkten Herbsthimmels rieselte, fühlte ich in mir selbst sich die Bande lösen, die Leib und Seele zusammenhalten. Zum erstenmal lernte ich den Spleen kennen, der, wie man sagt, die stärksten Kämpfer mitten im Gefecht ergreift, eine Art besonnener Verrücktheit, die aus dem Tapfersten einen Feigling, aus dem Ungläubigen einen Fanatiker macht, die uns gegen alles gleichgültig stimmt, selbst gegen die lebenskräftigsten Gefühle wie Ehre und Liebe; denn der Zweifel nimmt uns die Kenntnis unserer selbst und macht uns lebensüberdrüssig. Arme nervöse Geschöpfe, die euch

der Reichtum eurer Natur rettungslos einem verhängnißvollen Geschick ausliefert — wo werdet ihr ebenbürtige Richter finden? Ich verstand, wieso der ehrgeizige Jüngling, der schon die Hand nach dem Feldherrnstab ausstreckte, der ein geschickter Diplomat und ein gleich furchtloser Krieger war, zum unschuldigen Mörder, wie ich ihn vor mir sah, hatte werden können. Konnte mein heute mit Rosen bekränztes Streben auch ein solches Ende finden? Entsetzt über die Ursache wie über die Wirkung, fragte ich mich wie der Ungläubige, wo denn da die Vorsehung bleibe; ich konnte die Tränen nicht zurückhalten, die mir über die Wangen liefen.

„Was hast du, mein guter Felix?“ sagte Madeleine mit ihrer kindlichen Stimme.

Und bald verscheuchte Henriette die schwarzen Nebel und Schatten mit einem teilnehmenden Blick, der sonnengleich in meine Seele strahlte. In diesem Augenblick brachte mir der alte Vorreiter einen Brief, dessen Anblick mir einen Ausruf des Staunens entlockte und der Frau von Mortsauf ihrerseits zittern machte. Ich erkannte das Kabinettsiegel, der König rief mich zurück. Ich reichte ihr den Brief, — sie überflog ihn mit einem Blick.

„Er verläßt uns,“ sagte der Graf. „Was soll aus mir werden?“ seufzte sie. Zum erstenmal sah sie ihre Wüste ohne Sonnenschein vor sich liegen.

Wir verharrten in einer gedankenlosen Stumpfheit, die uns alle gleichmäßig bedrückte; denn wir hatten nie so gut gefühlt, daß wir einander unentbehrlich seien. Die Gräfin hatte, selbst wenn sie von unwichtigen Dingen zu mir sprach, einen neuen Klang in der Stimme, als habe das Instrument einige Saiten verloren und als seien die andern gelockert. Ihre Bewegungen waren apathisch, ihre Blicke glanzlos. Ich bat sie, mir ihre Gedanken anzuvertrauen.

„Habe ich überhaupt welche?“ sagte sie. Sie führte mich in ihr Zimmer, hieß mich auf dem Sofa Platz nehmen, durch-

suchte eine Schublade ihres Waschtisches, ließ sich vor mir auf die Knie nieder und sagte: „Dies sind die Haare, die mir seit einem Jahre ausgefallen sind. Sie gehören in Wahrheit Ihnen; eines Tages werden Sie erfahren, wieso und warum.“

Ich neigte mich langsam zu ihr nieder, sie bückte sich nicht, um meinen Lippen zu entgehen, die ich andächtig, ohne sündhafte Trunkenheit, ohne kitzelnde Wollustempfindung, aber mit feierlicher Rührung auf ihre Stirn preßte. Wollte sie alles opfern? Ging sie nur, wie ich es getan, bis an den Rand des Abgrunds? Hätte die Liebe sie gezwungen, sich mir zu ergeben, so hätte sie nicht diesen tiefen Frieden, diesen frommen Blick gewahrt, hätte mir nicht mit so klarer Stimme gesagt: „Sie zürnen mir doch nicht mehr?“

Bei anbrechender Nacht reiste ich ab. Sie wollte mich ein Stück Weges begleiten. Unter dem Nußbaum blieben wir stehen. Ich zeigte ihn ihr und erinnerte sie daran, daß ich sie vor vier Jahren von hier aus entdeckt hatte.

„Das Thal war damals sehr schön!“ rief ich aus. „Und jetzt?“ entgegnete sie lebhaft. „Sie stehen unter dem Nußbaum, und das Thal ist unser!“

Sie beugte das Haupt, wir schieden.

Sie stieg mit Madeleine in ihren Wagen, ich in meinen. — Nach Paris zurückgekehrt, wurde ich glücklicherweise durch dringende Arbeiten in Anspruch genommen, die mich gewaltsam ablenkten und mich zwangen, der Gesellschaft fernzubleiben, die mich auch bald vergaß. Ich wechselte Briefe mit Frau von Mortsauf, der ich allwöchentlich mein Tagebuch schickte und die mir zweimal monatlich antwortete. Mein zurückgezogenes und arbeitsreiches Leben glich jenen dicht bewachsenen, blumenübersäten, weltverlassenen Winkeln, die ich noch kürzlich in den Wäldern bewundert hatte, als ich in den zwei letzten Wochen neue Gedichte aus Blumen machte.

O ihr, die ihr liebt, legt euch solche schöne Verpflichtungen auf! Unterwerft euch Regeln, wie sie die Kirche den Christen

für jeden Tag vorschreibt! Es ist etwas Großes um die strenge Ordensregel, die die römische Kirche geschaffen hat; sie gräbt die Spuren der Pflicht immer tiefer in die Seele durch die Wiederholung von Handlungen, die Hoffnung und Furcht wachhalten. Die Gefühle fließen, immer lebendig, durch diese Kanäle, die das Wasser leiten und reinigen, die immer das Herz erfrischen und das Leben mit den reichen Schätzen eines verborgenen Glaubens befruchten, der die göttliche Quelle ist, wo sich der eine Gedanke einer einzigen Liebe vervielfältigt.

Meine Liebe, die ins Mittelalter zurückführte und an die Ritterzeit erinnerte, wurde bekannt. Vielleicht unterhielten sich der König und der Herzog von Lenoncourt darüber, und vom Hofe aus verbreitete sich die gleichzeitig romantische und schlichte Geschichte eines jungen Mannes, der eine weltabgeschiedene schöne Frau fromm verehrte, eine Frau — die groß in ihrer Einsamkeit, treu auch ohne zwingende Pflicht war: so hieß es im ganzen Faubourg St.-Germain. In den Salons wurde ich der Gegenstand lästiger Beobachtung, lästig, weil ein zurückgezogenes Leben Vorzüge birgt, die, sobald man sie erprobt, den Glanz der Berühmtheit unerträglich machen. Wie Augen, die nur an sanfte Farben gewöhnt sind, sich von grellem Licht verletzt fühlen, so gibt es gewisse Gemüther, denen heftige Kontraste mißfallen. So war ich damals; heute wundern Sie sich vielleicht darüber. Aber haben Sie Geduld: die Wunderlichkeiten des Vandenesse von heute werden ihre Erklärung finden! Ich sah also, daß die Frauen wohlwollend und die Gesellschaft sehr entgegenkommend zu mir waren. Nach der Verheiratung des Herzogs von Berri nahm der Hof wieder prunkvolle Formen an, die französischen Feste kehrten wieder. Die Besetzung durch fremde Truppen hatte aufgehört, der Wohlstand kehrte zurück, man konnte sich wieder freuen. Leute von hohem Rang und bedeutendem Vermögen strömten aus allen Theilen Europas in die Hauptstadt der Intelligenz, wo sich die Vorzüge und die Laster anderer Länder vergrößert und durch den französischen

Geist verschärft zusammenfinden. Fünf Monate nach meiner Abreise von Elohegourde, mitten im Winter, schrieb mir mein guter Engel einen verzweifelten Brief, worin sie von einer schweren Krankheit ihres Sohnes erzählte, von der er zwar genesen war, die aber für die Zukunft Schlimmes befürchten ließ. Der Arzt hatte gesagt, daß man die Lunge schonen müsse. Das war ein schreckliches Wort. Von einem Arzt gesprochen, konnte es alle Stunden einer Mutter in Dunkel hüllen. Kaum atmete Henriette wieder auf, kaum war Jacques auf dem Wege der Besserung, als seine Schwester neue Sorgen heraufbeschwor. Madeleine, diese hübsche Pflanze, die in der mütterlichen Pflege so wohl gediehen war, machte die Krise ihres Alters durch, die aber für eine so zarte Gesundheit bedenklich war. Von der langen Anstrengung niedergeschlagen, die ihr Jacques' Krankheit verursacht hatte, stand die Gräfin diesem neuen Ereignis mutlos gegenüber, und der Anblick dieser beiden lieben kleinen Wesen machte sie ganz unempfindlich für die verdoppelten Qualen, die ihres Mannes Wesen ihr bereitete. So brausten immer trübere und drohendere Stürme über sie hin und vernichteten mit ihren derben Angriffen die in ihrem Herzen zutiefst wurzelnden Hoffnungen. Sie hatte sich übrigens der Tyrannie des Grafen geopfert und, des Kampfes müde, das ganze gewonnene Gelände wieder preisgegeben. „Als meine ganze Kraft sich um meine Kinder mühte,“ schrieb sie mir, „konnte ich sie nicht mehr gegen Herrn von Mortsauf ins Feld führen. Wie hätte ich mich seiner Übergriffe erwehren können, da ich gegen den Tod ankämpfte! Wenn ich heute schwach und allein zwischen den zwei melancholischen Wesen, die mich begleiten, einhergehe, fühle ich einen unüberwindlichen Abscheu gegen das Leben. Wie sollte ich einem Schicksalsschlag ausweichen, welchen zarten Gefühlen könnte ich nachgeben, wenn ich Jacques unbeweglich auf der Terrasse stehen sehe: das Leben spricht nur noch aus seinen schönen Augen, die in dem mageren Gesichtchen doppelt groß erscheinen, in tiefen Höhlen liegen wie bei

einem Greis, und deren vorzeitig gereifter Ausdruck — traurige Prophezeiung! — mit seiner körperlichen Schwäche in Widerspruch steht. Wenn ich die hübsche Madeleine neben mir sehe, die sonst so lebhaft, einschmeichelnd und frisch, jetzt aber totenbleich ist, kommt es mir vor, als seien ihr Haar und ihre Augen verblaßt; sie wirft mir müde Blicke zu, als wollte sie Abschied von mir nehmen; keine Nahrung reizt sie, und wenn sie nach einer Speise verlangt, so erschreckt mich ihr seltsamer Geschmack. Das unschuldige Kind, das doch in meinem Herzen aufgewachsen ist, erröthet, wenn es mir seine Wünsche anvertraut. Trotz meiner Bemühungen vermag ich meine Kinder nicht zu erheitern. Sie lächeln mir wohl zu, aber dies Lächeln wird ihnen nur durch meine freundlichen Listen entlockt: es stammt nicht aus ihnen. Sie leiden darunter, meine Liebkosungen nicht erwidern zu können. Die Krankheit hat in ihrer Seele alles gelockert, selbst die Bande, die uns verknüpfen. Sie verstehen also, wie traurig Clocogourde ist: Herr von Mortsauf herrscht unumschränkt. — O mein Freund, mein Ruhm," schrieb sie weiter, "Sie müssen mich wahrhaft liebhaben, um mich jetzt noch zu lieben, um mich, die Leblose, die Undankbare, die in Schmerzen Versteinerte, zu lieben! —"

Damals, als ich mehr denn je im Innersten krank war, als ich ausschließlich in einer Seele lebte, der ich meine Tage zu weihen bestrebt war, von der lichtfrischen Brise des Morgens bis zur purpurnen Sehnsucht am Abend —, damals traf ich in den Salons des Elysée Bourbon eine jener berühmten Ladies, die fast Königinnen sind. Gewaltige Reichtümer, die Abstammung von einer Familie, die sich seit den Zeiten des Eroberers rein von jeder Mischung erhalten hatte, die Ehe mit einem der hervorragendsten Greise der englischen Pairschaft — alle diese Vorzüge waren nur Zutaten, die die Schönheit dieser Dame, ihren Reiz, ihr Wesen, ihren Geist noch hoben; in ihrer Art war etwas, das mehr blendete als bestrickte. Sie war die Göttin des Tages und beherrschte die Pariser Gesellschaft um

so mehr, als sie die zu ihrem Erfolge nötigen Eigenschaften besaß, die Eisenhand in einem Samthandschuh, von der Bernadotte sprach. Sie kennen den seltsamen Charakter der Engländer, wie sie einen stolzen, unüberbrückbaren Meeresarm, einen kalten Kanal zwischen sich und die Fremden legen, die ihnen nicht vorgestellt sind. Für sie ist die Menschheit ein Ameisenhaufen, über den sie hinschreiten. Sie sehen ihresgleichen nur in den Leuten, die sie in ihrer Gesellschaft zulassen, die andern sprechen eine ihnen unverständliche Sprache: das sind wohl Lippen, die sich bewegen, und Augen, die sehen, aber weder Ton noch Blick erreicht sie. Es ist, als existierten diese Leute nicht für sie. So sind die Engländer gewissermaßen ein Bild ihrer Insel, wo das Gesetz alles regiert, wo alles in seiner Sphäre einförmig ist, wo die Ausübung von Tugenden nur das Ineinandergreifen von Rädern scheint, die zu bestimmten Stunden arbeiten. Um die englische Frau erheben sich glänzende Stahlgitter; sie ist eine Gefangene im Goldkäfig ihres Hauswesens, aber Futternapf und Trinknapf, die Käfigstange und die Nahrung sind Wunderwerke. Das alles gibt ihr einen unwiderstehlichen Reiz. Nie hat ein Volk der Scheinheiligkeit der verheirateten Frau besser vorgearbeitet als das englische, das sie bei jeder Gelegenheit zwischen Tod und gesellschaftliches Leben stellt; für sie gibt es zwischen Ehrlosigkeit und Ehre keine Abstufung; entweder ist das Vergehen vollständig oder überhaupt nicht, alles oder nichts — das ‚Sein oder Nichtsein‘ Hamlets. Diese Alternative, verbunden mit der steten Veringschätzung, welche die Sitten ihr aufzwingen, macht die Engländerin zu einem in der Welt einzigartigen Wesen. Sie ist ein armes Geschöpf, das, der Not gehorchend, tugendhaft, aber bereit ist, sich wegzuworfen, die in ihrem Herzen zu ewigen Lügen verdammt, aber äußerlich ganz entzückend ist, weil dieses Volk alles auf Außerlichkeiten gibt. Daher die besondere Schönheit der Frauen dieses Landes: die Überspannung einer Zärtlichkeit, die für sie notgedrungen das Leben bedeutet, die übertriebene

Pflege ihrer selbst, die Zartheit ihrer Liebe, die so anmutig in der berühmten Szene in ‚Romeo und Julia‘ geschildert ist, wo das Genie Shakespeares mit einem Strich die englische Frau gemalt hat. Ihnen, die Sie englische Frauen um so vieles beneiden, was soll ich Ihnen Neues von diesen weißen Sirenen sagen, die scheinbar undurchdringlich und doch so leicht zu erforschen sind, die sich einbilden, Liebe genügt der Liebe, die den Spleen in die Freuden hineintragen, weil sie keine Abwechslung darin kennen, deren Seele nur einen Ton, deren Stimme nur einen Laut haben. Ozeane der Liebe, die der nicht kennt, der nicht in ihnen geschwommen hat. Dem wird etwas von der Poesie der Sinne stets verborgen bleiben, wie dem, der das Meer nicht gesehen hat, einige Saiten auf seiner Leier fehlen. Sie wissen, wohin ich mit diesen Worten hinaus will. Mein Abenteuer mit der Marquise Dudley gewann eine verhängnisvolle Berühmtheit. Ich war in einem Alter, wo die Sinne entscheidend auf unsere Entschlüsse einwirken. Ich war jung und meine Blut gewaltsam zurückgedrängt. Trotzdem leuchtete das Bild der Heiligen, die in Elochegourde ihr langsames Martyrium erlitt, in so hellem Glanz, daß ich den Versuchungen zu widerstehen vermochte. Diese Treue war der Nimbus, der Lady Arabellas Aufmerksamkeit auf mich lenkte. Mein Widerstand reizte ihre Leidenschaft. Was sie, wie so viele Engländerinnen, wünschte, war das Glänzende, das Außergewöhnliche; sie wollte Pfeffer, scharfe Gewürze für die Speise ihres Herzens, wie viele Engländer, um ihren Geschmack zu reizen, pikante Zutaten zur Kost lieben. Die Farblosigkeit, worin eine stete Vollkommenheit aller Dinge das Leben dieser Frauen taucht, eine methodische Gleichmäßigkeit in den Gewohnheiten führt sie dahin, das Romantische und das schwer Erreichbare anzubeten. Ich verstand diesen Charakter nicht. Je mehr ich mich hinter kalte Geringschätzung verschanzte, desto leidenschaftlicher wurde Lady Dudley. Dieser Kampf, an den sie ihre ganze Ehre setzte, erregte die Aufmerksamkeit einiger Salons;

das war für sie ein erstes Glück, das sie moralisch zum Siege verpflichtete. Ach, ich wäre gerettet gewesen, hätte mir jemand das abscheuliche Wort wiederholt, das ihr über Frau von Mortsauf und mich entschlüpft war! „Ich bin“, sagte sie, „dieser Turteltaubenseufzer überdrüssig.“

Ohne hier mein Verbrechen rechtfertigen zu wollen, möchte ich Ihnen doch zu bemerken geben, Natalie, daß ein Mann einer Frau gegenüber weniger Widerstandsmöglichkeiten hat, als sie Ihnen zur Verfügung stehen, um unsern Verfolgungen zu entgehen. Unsere Sitten verbieten unserm Geschlecht die Grausamkeiten des Widerstandes, die bei Ihnen eine Lockspeise für den Liebhaber sind und die zudem die Schicklichkeit von Ihnen fordert. Unsere Tugend dagegen verurteilt eine Gesetzgebung, die männlicher Selbstüberhebung entspringt, zur Lächerlichkeit. Wir überlassen Ihnen das Monopol der Bescheidenheit, damit Sie den Vorzug haben, Gunst zu erweisen; sobald aber die Rollen vertauscht werden, ist der Mann ein Opfer des Gespöttes. Obwohl meine Leidenschaft mich schützte, war ich doch nicht in dem Alter, wo man der dreifachen Versuchung des Stolzes, des Entgegenkommens und der Schönheit widersteht. Wenn Lady Arabella auf einem Ball, dessen Königin sie war, alle geernteten Lorbeeren mir zu Füßen legte, wenn sie meinen Blick erspähte, um zu sehen, ob mir ihre Toilette gefiele, und vor Wollust erschauerte, wenn sie meinen Beifall fand, dann wirkte ihre Erregung ansteckend auf mich. Sie hielt sich übrigens auf einem Gebiet, wo ich ihr nicht entfliehen konnte. Es war mir fast unmöglich, gewisse Einladungen, die vom diplomatischen Korps ausgingen, abzuschlagen. Ihr Rang öffnete ihr alle Salons, und mit der Geschicklichkeit, die Frauen entfalten, um ihr Ziel zu erreichen, ließ sie sich bei Tisch von der Gastgeberin den Platz neben mir zuweisen; und dann flüsterte sie mir ins Ohr: „Wenn ich geliebt würde wie Frau von Mortsauf, so möchte ich Ihnen alles opfern!“

Lachend stellte sie mir die demütigendsten Bedingungen und

versprach mir unbedingte Geheimhaltung, oder bat mich, es nur zu dulden, daß sie mich liebe. Eines Tages sagte sie mir diese Worte, die einem verschüchterten Gewissen und den zügellosen Begierden des jungen Mannes in gleicher Weise genügten: „Ihre Freundin stets, und Ihre Geliebte, wann Sie wollen!“

Endlich benutzte sie meine Ritterlichkeit, um mich zu Fall zu bringen. Sie bestach meinen Kammerdiener, und nach einer Abendgesellschaft, wo sie so schön gewesen war, daß sie meine Begierden erregt haben mußte, fand ich sie bei mir zu Hause vor. Das Gerücht von diesem auffallenden Benehmen drang nach England, dessen aristokratische Gesellschaft über den Fall ihres schönsten Engels bestürzt war. Lady Dudley stieg von ihrer Wolke am englischen Himmel nieder, fügte sich in ihr Geschick und wollte durch ihre Aufopferung die in den Schatten stellen, deren Tugend diese berühmte Katastrophe verursacht hatte. Lady Arabella fand Vergnügen daran, mir, wie der Versucher auf der Zinne des Tempels, die reichsten Länder ihres heißen Reiches zu zeigen.

Lesen Sie, ich beschwöre Sie, meinen Bericht mit Nachsicht! Es handelt sich hier um eins der anziehendsten Probleme des Menschenlebens, um eine Krise, wie sie die meisten Menschen durchzumachen haben, und die ich erklären möchte, sei es auch nur, um einen Leuchtturm auf dieser Klippe zu entzünden. Diese schöne Lady, so schlank, so zart, diese Frau mit dem Milchteint, so schwank, so zerbrechlich, so sanft, mit einschmeichelndem Gesicht, das von rötlichblondem, feinem Haar eingerahmt war, dies Wesen, dessen Glanz schillernd und flüchtig schien, hatte eine eiserne Natur. Das feurigste Pferd widersteht ihrem nervigen Handgelenk nicht, ihrer scheinbar so weichen Hand, die nichts ermüdet; sie hat einen Fuß, leicht wie eine Hindin, einen kleinen, sehnigen, hageren Fuß von unglaublich anmutiger Form; ihre Kraft scheut im Kampfe vor nichts zurück; kein Mann kann ihr zu Pferde folgen, sie würde den Preis bei einem

Hürdenrennen über Zentauren davontragen. Sie schießt auf Damwild und Hirsche, ohne ihr Pferd anzuhalten. Ihr Körper weiß nichts von Schweiß. Sie saugt das Feuer aus der Atmosphäre und muß im Wasser leben, wenn sie überhaupt leben will. Auch ist ihre Leidenschaft rein afrikanisch, ihre Sehnsucht rast wie Wüstenwind, in ihren Blicken malen sich die glühenden Weiten der Wüste voll Himmelsblau und Liebe, mit nie getrübter Atmosphäre, mit ihren kühlen Sternennächten. Welch ein Gegensatz zu Elohegourde! Der Orient und der Ozeant! Die eine schlürft alle Feuchtigkeit aus der Luft, die andere strömt ihre Seele aus und hüllt ihre Getreuen in einen lichten Dunstkreis; die eine lebhaft und schlank, die andere langsam und üppig. — Kurz, haben Sie schon einmal über die allgemeine Bedeutung der englischen Sitten nachgedacht? Bezeichnen sie nicht die Vergöttlichung der Materie, einen bestimmten, bewußten und weise angewandten Epikurismus? Was es auch sage oder tue, England ist materialistisch, vielleicht ohne es zu wissen, es macht Ansprüche auf Religion und Moral, die den göttlichen Atem nicht kennen und aus denen die katholische Seele abwesend ist, deren befruchtende, wohlthätige Wirkung sich durch nichts ersetzen läßt, selbst nicht durch die bestgespielte Heuchelei. Es besitzt im höchsten Maße die Lebenskunst, auch die kleinsten Einzelheiten zu vervollkommen, diese Kunst, die zum Beispiel ihren Pantoffel zum köstlichsten der Welt macht, ihrer Wäsche einen undefinierbaren Duft verleiht, die Schränke mit Zedernholz auslegt; die zur bestimmten Stunde einen trefflichen, geschickt zubereiteten Tee eingießt, jedes Stäubchen verbannt, von unten bis oben Teppiche auf die Stufen legt, selbst die Kellerwände tüncht, den Klopfer an der Thür blank putzt, die Federn am Wagen geschmeidig macht, kurz, die aus dem alltäglichen Leben eine nahrhafte, sanfte, glänzende und reinliche Hülle macht und darin die Seele im Genuß erstickt. Diese Kunst führt zu der schrecklichen Eintönigkeit satten Wohlbehagens, zu einem Leben ohne Gegensätze, woraus jede Ursprüng-

lichkeit verbannt ist, diese Kunst macht einen zur Maschine. So lernte ich mitten in diesem englischen Luxus eine Frau kennen, die vielleicht einzig in ihrem Geschlecht da stand, die mich in die Schlingen einer neu auflebenden Liebe lockte und deren verschwenderischer Freigebigkeit ich strenge Enthaltbarkeit entgegen setzte. Eine solche Liebe hat eine erdrückende Schönheit, eine ihr eigene Elektrizität, die uns oft durch die elfenbeinernen Tore ihres Halbschlafs in alle Himmel führt, die einen auf geflügeltem Zelter durch die Lüfte trägt. Eine schrecklich undankbare Liebe, die lachend über die Leichen derer schreitet, die sie gemordet hat; Liebe ohne Gedächtniß, grausame Liebe, die der englischen Politik gleicht, die fast alle verführt. Das Problem ist Ihnen schon klarer. Der Mensch besteht aus Materie und Geist; in ihm hört die Tierheit auf und beginnt das Göttliche. Daher der Kampf, der sich in uns allen abspielt zwischen unserer künftigen Bestimmung, die wir ahnen, und unsern Instinkten aus früheren Existenzen, die wir noch nicht ganz abgestreift haben: daher der Widerstreit zwischen fleischlicher und göttlicher Liebe. Der eine löst sie zur Einheit auf, der andere verzichtet; der eine durchforscht das ganze weibliche Geschlecht, um dort die Befriedigung seiner niedern Gelüste zu finden, der andere schafft sich ein weibliches Ideal in einer einzigen Frau, die für ihn die Welt darstellt. Die einen schwanken unentschieden zwischen den Wollüstigen des Leibes und denen des Geistes hin und her, die andern vergeistigen das Fleisch und fordern von ihm, was es nicht geben kann. Behalten Sie diese allgemeinen Merkmale der Liebe im Auge; ziehen Sie ferner die Antipathien und Sympathien in Betracht, die in der Verschiedenheit der Naturen begründet sind und die gegebene Versprechungen zunichte machen zwischen Leuten, die sich noch nicht auf die Probe gestellt haben; denken Sie endlich an die trügerischen Hoffnungen derer, die besonders in Gedanken, Gefühlen oder in Handlungen leben, und die in ihrem Beruf verirrt und verkannt sind, eine Mischung zweier gleich zwiespältigen Wesen:

dann werden Sie Nachsicht haben für die traurigen Geschicke, denen die Gesellschaft mitleidlos begegnet. Nun, Lady Arabella befriedigt die Instinkte, Organe, Gelüste, Laster und Tugenden der feinkörnigen Materie, woraus wir gebildet sind. Sie war die Herrin meines Leibes, Frau von Mortsau war die Braut meiner Seele. Die Liebe, welche die Geliebte befriedigt, hat Grenzen, denn die Materie ist begrenzt; ihre Fähigkeiten und Kräfte sind bemessen und können der Übersättigung nicht entinnen. Oft fühlte ich eine unbestimmte innere Leere in Paris bei Lady Dudley. — Die Unendlichkeit ist das Gebiet des Herzens; in Elohegourde war die Liebe unbegrenzt. Ich liebte Lady Arabella leidenschaftlich, und so sicher die Bestie in ihr großartig war, so besaß sie auch einen überlegenen Verstand; ihre spöttische Unterhaltung umfaßte alles. Aber Henriette betete ich an. Des Nachts weinte ich vor Glück, des Morgens weinte ich vor Reue. — Es gibt Frauen, die schlau genug sind, ihre Eifersucht hinter engelhafter Güte zu verbergen; es sind die, die gleich Lady Arabella über dreißig Jahre alt sind. Die wissen dann zu fühlen und zu berechnen, allen Saft aus der Gegenwart zu pressen und an die Zukunft zu denken; sie unterdrücken oft berechtigtes Schluchzen mit der Energie des Jägers, der seiner Wunde nicht achtet, wenn er dem Geschmetter des Halali folgt. Ohne von Frau von Mortsau zu reden, versuchte Arabella sie in meiner Seele zu töten, wo sie sie immer wieder vorfand, und ihre Leidenschaft entfachte sich am Hauch dieser unüberwindlichen Liebe. Um durch Vergleiche zu siegen, die zu ihren Gunsten ausfallen mußten, zeigte sie sich weder argwöhnisch noch zänkisch oder gar neugierig, wie es die meisten jungen Frauen sind. Aber der Löwin gleich, die eine Beute ergriffen und in ihre Höhle geschleppt hat, wachte sie darüber, daß nichts ihr Glück trübe, und hütete mich wie einen ungehorsamen Besiegten. Unter ihren Augen schrieb ich an Henriette; nie las sie eine einzige Zeile; nie suchte sie auf irgendeine Weise die Adresse, die auf meinen Briefen stand,

zu ermitteln. Ich war im Vollbesitz meiner Freiheit. Sie schien sich zu sagen: „Wenn ich ihn verliere, habe ich allein die Schuld.“ — Und sie stürzte sich stolz auf eine Liebe, so opferfähig, daß sie mir ohne Zögern ihr Leben gegeben hätte, wenn es von ihr gefordert worden wäre. Endlich redete sie mir ein, daß sie sich auf der Stelle töten würde, wenn ich sie verlasse. Man mußte sie bei der Gelegenheit die Sitte der indischen Witwenverbrennung rühmen hören, der zufolge die Frau sich auf dem Scheiterhaufen ihres Mannes verbrennen läßt.

„Obwohl in Indien diese Sitte ausschließlich der adligen Rasse vorbehalten und in dieser Hinsicht Europäern wenig verständlich ist, weil sie nicht einsehen können, wieviel hoheitvolle Verachtung anderer in diesem Vorrechte liegt, so müssen Sie doch zugeben, daß bei unsern verflachten modernen Sitten die Aristokratie sich nur durch Ausnahmefühle auszeichnen kann. Wie anders kann ich den Bürgern beibringen, daß das Blut in meinen Adern dem ihren nicht gleicht, als dadurch, daß ich anders sterbe als sie? Frauen von niederer Herkunft können auch Diamanten, kostbare Stoffe, Pferde, ja selbst Wappen haben, die doch uns vorbehalten sein sollten: denn heute kauft man sich einen guten Namen. Aber erhobenen Hauptes lieben, dem Gesetze zum Trotz, für den Abgott, den man sich auserkoren hat, sterben und aus seinen Leinentüchern sich Leinentücher schneiden, Himmel und Erde einem Manne unterwerfen und dem Allmächtigen das Recht rauben, jemanden zum Gott zu erheben, ihn für nichts, nicht einmal für die Tugend aufgeben — denn dem Geliebten sich im Namen der Pflicht entziehen, heißt das nicht: sich an etwas hingeben, was nicht er ist? (sei's nun Mensch oder Idee — immer ist es ein Ver-rat!), das ist eine Größe, an die gemeine Frauen nicht heranreichen können; für sie gibt es nur zwei mögliche Wege, die breite Straße der Tugend oder den schlammigen Weg der Kurtisane.“

Sie rief, wie Sie sehen, meinen Stolz an, schmeichelte allen

Eitelkeiten, indem sie sie vergötterte, und stellte mich so hoch, daß sie nur zu meinen Füßen leben konnte. Auch zeigte sich ihre ganze Verführungskunst in ihrer Sklavinnenpose und ihrer völligen Unterwürfigkeit. Sie konnte tagelang schweigend zu meinen Füßen liegen und mich anschauen, die Stunden des Genusses erspähend wie eine Odaliske und sie durch geschicktes Gebaren beschleunigend, doch ganz so, als scheine sie geduldig zu warten. Mit welchen Worten soll ich die ersten sechs Monate schildern, während welcher ich der Raub der aufregenden Genüsse einer wollustreichen Liebe war, welche die Freuden mit der Kunst der Erfahrung immer neu gestaltete, aber ihr Wissen unter den Wallungen der Leidenschaft verbarg? Diese Genüsse, die plötzliche Offenbarung der Poesie der Sinne sind das starke Band, das junge Leute mit älteren Frauen verknüpft; aber dieses Band ist die Kette des Sträflings; es läßt in der Seele eine unauslöschliche Spur zurück und flößt ihr von vornherein Geringschätzung ein für frische, unschuldige, nur blütenreiche Liebe, die es nicht versteht, berauschende Getränke in seltsam ziselierten Goldpokalen zu bieten, die mit Edelsteinen von unauslöschlichem Feuer besetzt sind. Während ich die Wollüste sog, die ich erträumt hatte, ohne sie zu kennen, die ich in meinen Liebessträußen zum Ausdruck gebracht und die ein seelischer Bund tausendfach glühender macht, fehlte es mir nicht an Scheingründen, um die Freude zu rechtfertigen, mit der ich aus dieser schönen Schale trank. Oft, wenn in unendlicher Erschlaffung meine Seele sich von der Leidenschaft löste und hoch über der Erde schwebte, sagte ich mir, daß solche Wonnen ein Mittel seien, die Materie zu vernichten und den herrlichen Aufschwung des Geistes zu beflügeln. Oft nützte Lady Dudley, wie so viele Frauen, die Verzückung aus, in die mich das Übermaß des Glückes versetzte, um mich durch Gelübde an sich zu fetten, und unter dem Britschenhieb der Begierde entriß sie mir Lasterungen des Engels von Elohegourde. Ich war ein Verräther geworden, ich wurde ein Heuchler. Ich fuhr fort, an

Frau von Mortsauf zu schreiben, als sei ich noch derselbe Knabe mit dem geschmacklosen kleinen blauen Anzug, der Knabe, den sie so sehr liebte. Aber ich muß gestehen, daß ihre Gabe des zweiten Gesichtes mich entsetzte, wenn ich an das Unheil dachte, das die geringste Indiskretion in meinem hübschen Traumschloß anrichten konnte. Mitten im Genuß packte mich oft ein eifriger Schmerz, ich hörte den Namen Henriette von einer überirdischen Stimme rufen, wie das ‚Kain, wo ist Abel?‘ der Heiligen Schrift. Meine Briefe blieben unbeantwortet. Eine schreckliche Herzensangst befiel mich; ich wollte nach Elohegourde aufbrechen. Arabella widersetzte sich dem nicht, aber natürlich sprach sie davon, mich in die Touraine zu begleiten. Ihre Laune wurde durch die Schwierigkeit der Unternehmung noch aufgestachelt; ihre Ahnungen, die ein unerhofftes Glück gerechtfertigt hatte —: alles hatte in ihr eine wirkliche Liebe erzeugt, die sie zu einer ganz einzigartigen machen wollte. Ihr weiblicher Scharfblick ließ sie in dieser Reise ein Mittel sehen, mich völlig von Frau von Mortsauf loszulösen; während ich, von Furcht geblendet, von wahrer, naiver Leidenschaft hingerissen, die Falle nicht sah, worin ich mich fangen sollte. Lady Dudley machte die demüthigsten Zugeständnisse und kam allen Einwendungen zuvor. Sie erklärte sich bereit, in der Nähe von Tours, unter fremdem Namen und verkleidet, auf dem Lande zu wohnen, nie bei Tage auszugehen und mich nur nachts zu treffen, wenn niemand uns sehen könnte. Ich ritt von Tours nach Elohegourde. Ich hatte meine guten Gründe, so zu reisen, denn ich brauchte für meine nächtlichen Unternehmungen ein Pferd. Ich besaß einen Araber, den Lady Esther Stanhope der Marquise geschickt hatte, und den diese gegen das berühmte Bild von Rembrandt austauschte, in dessen Besitz ich auf so merkwürdige Weise gelangt war. Ich schlug den Weg ein, den ich sechs Jahre zuvor zu Fuß gegangen war, und hielt unter dem Nußbaum das Pferd an. Von dort sah ich Frau von Mortsauf im weißen Kleide am Rande der Terrasse. Als bald

jagte ich mit Blitzesschnelle zu ihr hin und war in wenigen Minuten an der Mauer angelangt. Ich war in gerader Linie geritten, wie in einem Wettrennen. Sie hörte die gewaltigen Sätze der „Wüstenschwalbe“, und als ich an der Terrasse plötzlich anhielt, sagte sie: „Ach, da sind Sie!“

Diese vier Worte schmetterten mich nieder; sie wußte von meinem Abenteuer. Wer hatte ihr Kunde davon gegeben? Ihre Mutter, deren gemeinen Brief sie mir später zeigte. Die gleichgültige, schwache Stimme, die früher so lebensvoll geklungen hatte, der matte, blasse Ton verrieten einen reifen Schmerz, hauchten einen Duft wie von welken, toten Blüten. Der Sturmwind der Untreue, vergleichbar den Hochwassern der Loire, die ein Stück Land für alle Zeiten unter Sand begraben, war über ihre Seele gebraust und hatte eine Wüste geschaffen, da, wo früher reiche Auen grüntem. Ich führte mein Pferd durch die kleine Pforte, es legte sich auf meinen Befehl auf den Rasen, und die Gräfin, die langsamen Schrittes herangekommen war, rief: „Das schöne Tier!“

Sie stand da mit gekreuzten Armen, damit ich ihre Hand nicht ergreifen könne; ich erriet ihre Absicht.

„Ich will Herrn von Mortsauf benachrichtigen,“ sagte sie und ging.

Ich stand da wie angewurzelt, beschämt, sah, wie sie sich entfernte, immer edel in ihrer Haltung, gemessen stolz, weißer als ich sie je gesehen; aber an der Stirn trug sie das gelbe Siegel bitterster Melancholie und neigte das Haupt wie eine regenschwere Lilie.

„Henriette!“ rief ich aus mit der Verzweiflung eines Mannes, der sich sterbend fühlt.

Sie wandte sich nicht um, blieb nicht stehen, verschmähte mir zu sagen, daß sie mir diesen Namen entzogen habe, daß sie nicht mehr darauf antworte; sie ging unbeirrt weiter. Wohl werde ich mich in diesem irdischen Jammertal, wo Millionen Völker in den Staub gesunken sind, deren Seele jetzt über dem

Erdball schwebt, in meiner ganzen Kleinheit fühlen, unter dieser Menge, die vom Ruhm der unendlichen leuchtenden Himmelsgefilde bestrahlt ist; aber ich werde mich noch lange nicht so zerknirscht fühlen wie angesichts dieser weißen Gestalt, die hinaufstieg, wie in den Straßen einer Stadt eine Überschwemmung unerbittlich steigt, — die gleichmäßigen Schrittes zu ihrem Schlosse Klockegourde emporschritt, der Stätte des Ruhms und der Qual dieser christlichen Dido! Ich verfluchte Urabella mit einer Verwünschung, die sie auf der Stelle getötet hätte, wenn sie sie hätte hören können. Sie, die mir alles geopfert hatte, wie man alles einem Gotte opfert! Ich war versunken in eine Welt schwermütiger Gedanken, sah rings um mich nur Unendlichkeit des Schmerzes. — Dann kamen sie alle herunter. Jacques lief stürmisch, wie Knaben in seinem Alter laufen. Madeleine, eine Gazelle mit ersterbenden Blicken, begleitete ihre Mutter. Ich drückte Jacques an mein Herz und goß über ihn die Flut meiner Empfindungen und die Tränen aus, die seine Mutter verschmäht hatte. Herr von Mortsauf kam auf mich zu, streckte mir beide Arme entgegen, drückte mich an sich, küßte mich auf beide Wangen und rief aus: „Felix, ich habe erfahren, daß ich Ihnen das Leben verdanke!“

Frau von Mortsauf kehrte uns unterdessen den Rücken zu unter dem Vorwand, der erstaunten Madeleine das Pferd zeigen zu wollen.

„Zum Teufel, so sind die Weiber!“ rief der Graf zornig aus; „sie bewundern Ihr Pferd.“

Madeleine kehrte sich um und kam auf mich zu. Ich küßte ihr die Hand, während ich die errötende Gräfin ansah.

„Sie scheint viel wohler, unsere Madeleine.“ „Armes Mädel!“ sagte die Gräfin und küßte sie auf die Stirn. „Ja, zurzeit gehts ihnen allen gut,“ sagte der Graf, „ich allein, mein lieber Felix, bin zerrüttet wie ein alter Turm, der bald einstürzt.“ „Es scheint, der General hat noch immer seine düstern Grillen,“ erwiderte ich, zu Frau von Mortsauf ge-

wendet. „Wir haben alle unsere ‚blue devils‘“, antwortete sie. „Heißt so nicht der englische Ausdruck?“

Wir gingen zusammen den Weg zum Weinberg hinauf und fühlten alle, daß sich etwas Ernstes ereignet hatte. Sie wünschte durchaus nicht mit mir allein zu sein. Immerhin war ich ihr Gast.

„Nanu, — und Ihr Pferd?“ sagte der Graf, als wir draußen waren. „Sie werden schon sehen,“ sagte die Gräfin, „ich bin immer im Unrecht, ob ich an Ihr Pferd denke oder nicht.“ „Nun ja,“ sagte er, „man muß jedes Ding zu seiner Zeit tun.“ „Ich gehe schon,“ sagte ich, denn dieser kalte Empfang fing an mir unerträglich zu werden. „Ich allein kann es leiten und richtig unterbringen. Mein Groom kommt im Wagen von Chinon und wird es verpflegen.“ „Kommt der Groom auch aus England?“ fragte sie. „Es gibt sonst nirgends anständige,“ antwortete der Graf, der vergnügt wurde, da er seine Frau traurig sah.

Die kühle Zurückhaltung seiner Frau reizte ihn zum Widerspruch, er erdrückte mich mit seiner Liebenswürdigkeit. Da erfuhr ich, wie drückend die Freundschaft eines Ehemannes ist. Denken Sie nicht etwa, daß ihre Freundlichkeiten eine edle Seele dann vergiften, wenn ihre Frau uns die Liebe schenkt, die ihnen vorenthalten wird; nein, sie werden hassenswert und unerträglich an dem Tage, wo diese Liebe im Schwinden ist. Das gute Einvernehmen mit dem Gatten, das die nötige Vorbedingung für derlei Liebesbeziehungen ist, erscheint dann als bloßes Mittel; es fällt einem zur Last, wie jedes Mittel, das der Zweck nicht mehr heiligt.

„Mein lieber Felix,“ sagte der Graf, indem er meine Hände ergriff und sie herzlich drückte, „nehmen Sie es Frau von Mortsauf nicht übel, Frauen müssen alle einmal garstig sein; ihre Schwäche entschuldigt sie. Sie können natürlich nicht die Gleichmäßigkeit der Laune haben, die bei uns in Charakterstärke begründet ist. Sie hat Sie wirklich sehr gern, ich weiß es, aber . . .“

Während dieser Worte des Grafen entfernte sich Frau von Mortsauf unauffällig, so daß wir beide allein blieben.

„Felix,“ sagte er dann leise, während er seiner Frau nachsah, die mit ihren Kindern zum Schloß zurückkehrte, „ich weiß wirklich nicht, was mit Frau von Mortsauf vorgeht. Seit sechs Wochen ist ihr Wesen wie umgewandelt. Sie, die sonst so sanft, so ergeben war, ist jetzt unglaublich mürrisch.“

Manette erzählte mir später, daß die Gräfin einer tiefen Erschlaffung verfallen war, die sie für die Quälereien des Grafen unempfindlich machte. Da er kein geduldiges Ziel mehr fand, das er mit seinen Pfeilen durchbohren konnte, wurde der Graf immer unruhiger wie ein Kind, welches das arme Insekt, das es quält, nicht mehr zucken sieht. Jetzt brauchte er einen Vertrauensmann, wie der Henker einen Helfer braucht.

„Versuchen Sie doch,“ sagte er nach einer Weile, „Frau von Mortsauf ein wenig auszuforschen. Eine Frau hat vor ihrem Mann immer Geheimnisse, aber Ihnen wird sie vielleicht den Grund ihres Kummerß anvertrauen. Sollte es mich auch die Hälfte meiner Tage und die Hälfte meines Vermögens kosten, ich würde alles opfern, um sie glücklich zu sehen. Sie ist in meinem Leben so unentbehrlich! Wenn ich in meinem Alter diesen Engel nicht mehr zur Seite hätte, wäre ich der unseligste Mensch; ich möchte gern ruhig sterben. Sagen Sie ihr, daß sie mich nicht mehr lange zu ertragen braucht; mit mir — Felix, mein armer Freund — mit mir geht's zu Ende, ich weiß es, ich verberge die traurige Wahrheit; warum meine Lieben im voraus betrüben? Immer der Magenpörförner, lieber Freund! Ich habe nun endlich den Grund meiner Krankheit erkannt: die Überempfindsamkeit hat mich gemordet. In der That schlagen alle Erregungen auf die gastrischen Nerven . . .“ „So daß Leute von Gemüt am Magen zugrunde gehen!“ sagte ich lächelnd. „Lachen Sie nicht, Felix, nichts ist wahrer! Zu heftige seelische Schmerzen überreizen den Nervus sympathicus. Diese Überspannung der Empfindsamkeit ruft eine ständige Reizung der

Magenschleimhäute hervor. Wenn dieser Zustand andauert, hat er zunächst unmerkliche Verdauungsstörungen zur Folge: die Magensäfte verschlechtern sich, der Appetit schwindet, und die Verdauung wird unregelmäßig. Bald machen sich heftige Schmerzen fühlbar, sie werden immer schlimmer und mit jedem Tage häufiger, — und dann erreicht die allgemeine Zerrüttung ihren Gipfel, als ob sich in den Speisebrei ein Gift mischte. Die Schleimhaut verdickt sich, die Klappe am Magenpförtner wird hart, und es entsteht eine Drüsenverhärtung, die tödlich ist. Und dort, mein Lieber, stehe ich jetzt: die Verhärtung schreitet weiter, ohne daß man sie aufhalten könnte. Sehen Sie nur meinen strohgelben Teint, meine trockenen, glänzenden Augen, meine außerordentliche Magerkeit! Ich verdorre. Nun ja — von der Auswanderung habe ich den Keim dieser Krankheit mitgebracht; ich habe damals so viel gelitten. Meine Ehe, die das Ubel wieder hätte gutmachen können, hat, statt meine kranke Seele zu heilen, die Wunde wieder zum Bluten gebracht. Was erwartete mich hier? Ewige Besorgnisse um die Kinder, häusliche Schwierigkeiten, zerrüttetes Vermögen, Sparsamkeit, die tausend Entbehrungen nötig machte, unter denen meine Frau und noch mehr ich selbst litt. Endlich noch ein Geheimnis, das ich nur Ihnen anvertrauen darf. — Mein herbstes Leid ist das: Blanche ist zwar ein Engel, aber sie versteht mich nicht, sie weiß nichts von meinen Leiden und verschlimmert sie. Ich verzeihe ihr. Wissen Sie, es ist schrecklich zu sagen, aber eine weniger tugendhafte Frau hätte mich glücklicher gemacht, sie hätte sich zu allerhand Linderungen meines Zustandes hergegeben; und von so etwas hat Blanche keine Ahnung. Sie ist naiv wie ein Kind. Dazu kommt, daß meine Leute mich plagen, sie sind alle Schafsköpfe, die Griechisch verstehen, wenn ich Französisch spreche. Als dann unser Vermögen sachte, sachte sich hob, als ich weniger Schwierigkeiten hatte, da war das Ubel schon geschehen, ich kam schon in die Zeit der Appetitlosigkeit; — dann die große Krankheit, die Origet so verkehrt be-

handelt hat! Kurz, wie ich hier gehe und stehe, habe ich keine sechs Monate mehr zu leben! . . ."

Ich hörte den Grafen entsetzt an. Beim Wiedersehen war mir der trockene Glanz der Augen und die strohgelbe Farbe der Stirn bei der Gräfin aufgefallen. Ich zog den Grafen nach Hause und hörte nur scheinbar auf seine von medizinischen Auseinandersetzungen durchzogenen Klagen; aber ich dachte nur an Henriette und wollte sie beobachten. Ich traf die Gräfin im Salon, wo sie der Mathematikstunde beiwohnte, die der Abbé de Dominis Jacques gab, während sie Madeleine einen Stiftereistich erklärte. Früher hätte sie am Tage meiner Ankunft alle Beschäftigungen wohl aufzuschieben gewußt, um sich ganz mir zu widmen; aber meine Liebe war so tief und wahr, daß ich den Kummer über den Gegensatz zwischen einst und jetzt in meinem Herzen verschloß. Denn ich sah die verhängnisvolle Strohfarbe, die auf diesem himmlischen Antlitz dem göttlichen Schimmer glich, den italienische Maler um die Stirn der Heiligen gelegt haben. Ich fühlte meine Seele vom Eishauch des Todes berührt. Dann, als das Feuer ihrer Blicke, die nicht mehr wie früher feucht glänzten, auf mich fiel, erbebt ich. Da erst bemerkte ich einige Änderungen, die der Kummer verursacht hatte und die mir im Freien nicht aufgefallen waren: die feinen Linien, die bei meinem letzten Besuch erst eben auf der Stirn angedeutet waren, hatten sich tief eingegraben; ihre bläulich geäderten Schläfen schienen glühend und hohl, ihre Augen lagen tiefer unter der weicheren Wölbung der Brauen, und tiefe Schatten dunkelten darum. Sie war krank wie eine Frucht, auf der Fäulnisflecke sichtbar werden und die, den Wurm im Herzen, eine frühzeitige Scheinreife zeigt. Ich, dessen ganzer Ehrgeiz es war, Ströme von Glück in ihre Seele zu gießen, hatte ich nicht die Quelle getrübt, an der ihr Leben sich erfrischte, ihr Mut sich stählte? Ich setzte mich neben sie und sagte mit einer Stimme, die voll Reue war: „Sind Sie mit Ihrer Gesundheit zufrieden?“ „Ja,“ antwortete sie und

tauchte ihren Blick in meinen, „meine Gesundheit — hier ist sie!“ Und sie wies auf Jacques und Madeleine.

Madeleine hatte in ihrem Kampf mit der Natur gesiegt und war mit fünfzehn Jahren eine reife Frau. Sie war gewachsen, Rosenfarbe blühte wieder auf ihren brünetten Wangen. Sie hatte die Sorglosigkeit des Kindes verloren, das allem gerade ins Gesicht sieht, und fing an, die Augen zu senken; ihre Bewegungen wurden spärlich und gemessen wie die ihrer Mutter; ihre Taille war schlank, und die Anmut ihrer Büste begann sich zu entfalten; schon glättete Eitelkeit ihre wundervollen schwarzen Haare, die gescheitelt ihre Spanierinnenstirn umrahmten. Sie glich den hübschen Statuetten des Mittelalters, deren Umrisse so fein, deren Formen so zart sind, daß das Auge, das sie liebkost, für ihre Zerbrechlichkeit fürchtet. Aber die Gesundheit, diese Frucht so mühsamer Anstrengungen, legte den zarten Flaum des Pfirsichs auf ihre Wangen und längs ihrem Nacken den seidigen Schimmer, worin, wie bei ihrer Mutter, das Licht spielte. Sie würde leben! Gott wollte es, du liebe Knospe der schönsten Menschenblüte; — es stand geschrieben auf den langen Wimpern deiner Lider, auf der Rundung deiner Schultern, die versprochen, sich üppig zu entfalten wie die der Mutter. Dies brünette junge Mädchen mit der pappelschlanken Taille bildete einen seltsamen Gegensatz zu Jacques, dem schwächtigen Jungen von siebzehn Jahren, dessen stark entwickelter Kopf, dessen ausgeprägte Stirn erschreckten und dessen fieberische müde Augen seiner tiefen sonoren Stimme entsprachen. Die Stimme hatte zuviel Klang, wie der Blick zuviel Gedankentiefe verriet. Das war die Intelligenz, die Seele, das Herz Henriettes, deren rasche Flamme den widerstandsfähigen Körper verzehrte; denn Jacques hatte den milchweißen Teint und die glühende Röte junger Engländerinnen, die von der Krankheit gebrandmarkt sind und in absehbarer Zeit hingemäht werden sollen. Trügerische Gesundheit! Ich folgte der Bewegung, mit der Henriette, nachdem sie mir Madeleine

gezeigt hatte, auf Jacques wies, der auf einer schwarzen Tafel vor dem Abbé de Dominis geometrische Figuren und algebraische Berechnungen ausführte. Ich erschrak beim Anblick dieses unter Blumen versteckten Todes und ehrte den Irrtum der armen Mutter.

„Wenn ich sie so sehe, bringt die Freude meine Schmerzen zum Schweigen, wie mein eigenes Leid verstummt und verschwindet, wenn ich sie krank weiß. Mein Freund,“ sagte sie, und ihr Auge erglänzte vor mütterlicher Wonne, „wenn andere Neigungen uns enttäuschen, so wiegen die hier belohnten Gefühle, die erfüllten und erfolgsgekrönten Pflichten die Niederlage wohl auf, die wir anderwärts erleiden. Jacques wird wie Sie ein Mann von hoher Bildung, von großem Wissen sein; er wird wie Sie ein Ruhm seines Vaterlandes sein, wo er vielleicht eine leitende Stellung einnehmen wird dank Ihrer einflußreichen Hilfe. Aber ich will sehen, daß er seiner ersten Liebe treu bleibt. Madeleine, das liebe Geschöpfchen, hat jetzt schon ein goldenes Herz; sie ist rein wie der Schnee auf den höchsten Alpengipfeln; sie wird die Opfersähigkeit der Frau und deren anmutige Klugheit besitzen; sie ist stolz, sie wird eine würdige Lenoncourt sein! Die früher so geplagte Mutter ist nun glücklich, ungetrübten, unendlichen Glückes voll; ja, mein Leben ist ausgefüllt, ist reich. Sie sehen, Gott läßt meine Freuden aus der reinen erlaubten Liebe blühen und gibt den Genüssen einen bittern Beigeschmack, den Genüssen, zu denen ein gefährlicher Hang mich hinzog . . .“ „Schön!“ rief der Abbé erfreut aus, „der Herr Vicomte weiß so viel wie ich . . .“

Während er seinen Beweis zu Ende führte, fing Jacques an zu hüsteln.

„Genug für heute, mein lieber Abbé,“ sagte die Gräfin bewegt, „und vor allem keine Chemiestunde! — Nun reiten Sie ein wenig spazieren!“ fuhr sie fort und ließ sich von ihrem Sohne mit der würdigen und zugleich zärtlichen Wollust einer Mutter küssen; ihre Augen waren auf mich gerichtet, als wolle

sie meine Erinnerungen kränken. „Gehen Sie, Liebling, seien Sie vorsichtig!“ „Aber“, sagte ich, als sie Jacques lange nachsah, „Sie haben mir nicht geantwortet. Leiden Sie manchmal an irgendwelchen Schmerzen?“ „Ja, bisweilen habe ich Magenbeschwerden. Wenn ich in Paris wäre, würde mir die Ehre eines gastrischen Fiebers, der Modetrankheit, zuteil werden.“ „Meine Mutter leidet oft und viel,“ ergänzte Madeleine. „Ach,“ sagte sie, „Sie interessieren sich für meine Gesundheit? . . .“

Madeleine, erstaunt über die tiefe Ironie, die aus ihren Worten sprach, sah uns nacheinander an. Meine Augen zählten die rosa Blumen auf dem Kissen der graugrünen Sessel.

„Diese Situation ist unerträglich!“ flüsterte ich ihr ins Ohr. „Habe ich sie etwa geschaffen?“ fragte sie. „Liebes Kind,“ fügte sie laut hinzu, mit der erheuchelten Fröhlichkeit, hinter der Frauen ihre Rache verbergen, „kennen Sie denn keine moderne Geschichte? Sind Frankreich und England nicht immer Feinde gewesen? Madeleine weiß das, sie wird Ihnen sagen, daß ein großes Meer sie trennt, ein kaltes, stürmisches Meer.“

Die Vasen auf dem Kamin waren durch Kandelaber ersetzt, wahrscheinlich um mir die Freude zu nehmen, sie mit Blumen zu füllen. Ich fand sie später in ihrem Zimmer wieder. Als mein Diener kam, ging ich hinaus, um ihm meine Anweisungen zu geben. Er hatte einige Dinge mitgebracht, die ich in mein Zimmer bringen wollte.

„Felix,“ sagte die Gräfin, „Sie müssen wissen, das einstige Zimmer meiner Tante ist jetzt Madeleines Zimmer. Sie wohnen über des Grafen Zimmer.“

Ich war schuldig, aber ich hatte ein Herz. Alle diese Worte waren Dolchstiche, die mich mit unbedingter Sicherheit an der empfindlichsten Stelle trafen. Seelische Leiden haben keine absolute Bedeutung; sie hängen ganz ab von der Feinheit der Seele, und die Gräfin hatte die ganze Reihe von Leiden schmerz-

lich durchlaufen. Aber aus ebendiesem Grunde wird auch die beste Frau um so grausamer sein, je gütiger sie gewesen ist. Ich sah sie an, aber sie neigte das Haupt. Ich ging in mein neues Zimmer, das freundlich in Weiß und Grün gehalten war. Dort brach ich in Tränen aus. Henriette hörte mich, kam und brachte mir einen Blumenstrauß.

„Henriette,“ sagte ich, „sind Sie so weit, daß Sie den verzeihlichsten Fehler nicht entschuldigen können?“ „Nennen Sie mich nie mehr Henriette!“ antwortete sie, „die arme Frau existiert nicht mehr. Aber Sie werden in Frau von Mortsauf eine treue Freundin finden, die Ihnen liebevolle Anteilnahme entgegenbringt. Felix, wir wollen später miteinander sprechen. Wenn Sie noch ein wenig Zärtlichkeit für mich bewahren, so warten Sie, bis ich mich wieder an Sie gewöhnt habe. Und sobald Worte mir das Herz weniger zerreißen, sobald ich wieder etwas Mut finde, — ja dann . . . Sehen Sie dieses Tal,“ sagte sie und zeigte auf die Indre, „sein Anblick schmerzt mich, ich liebe es noch immer.“ „Ach! Verderben über England und alle seine Frauen! Ich reiche mein Entlassungsgesuch beim König ein, ich sterbe hier mit Ihrer Absolution.“ „Nein! Lieben Sie diese Frau! Henriette existiert nicht mehr, und das ist kein leeres Gerede, Sie werden sehen.“

Sie zog sich zurück; der Ton ihrer letzten Worte enthüllte mir ihren abgründigen Schmerz. Ich stürzte hinaus, hielt sie fest und sagte: „Lieben Sie mich denn nicht mehr?“ „Sie haben mir mehr Leid zugefügt als alle andern zusammen. Heute leide ich weniger, also liebe ich Sie weniger. Aber nur in England sagt man: Weder nie noch immer! Hier sagen wir: Immer! Seien Sie vernünftig! Machen Sie meinen Schmerz nicht schlimmer, und wenn Sie leiden, denken Sie daran, daß ich lebe.“

Sie entzog mir ihre Hand, die kalt, bewegungslos, aber feucht in der meinen lag, und lief geschwind über den Flur, wo sich diese wahrhaft traurige Geschichte zugetragen hat. Bei

Tisch bereitete mir der Graf ein Martyrium, das ich nicht gehabt hatte.

„Ist denn die Marquise Dudley nicht in Paris?“ fragte er. Ich wurde blutrot und sagte: „Nein!“ „Ist sie nicht etwa in Tours?“ fuhr der Graf fort. „Sie ist nicht geschieden; sie kann nach England reisen. Ihr Mann wäre sicher sehr glücklich, wenn sie zu ihm zurückkehrte,“ antwortete ich eifrig. „Hat sie Kinder?“ fragte Frau von Mortsauf mit völlig veränderter Stimme. „Zwei Söhne,“ antwortete ich. „Wo sind sie?“ „In England, beim Vater.“ „Felix, seien Sie ehrlich! — Ist sie wirklich so schön, wie man behauptet?“ „Wie können Sie nur so eine Frage stellen?“ rief die Gräfin aus. „Die Frau, die man liebt, ist immer die schönste von allen Frauen.“ „Ja, stets,“ sagte ich stolz und warf ihr einen Blick zu, den sie nicht aushielt. „Sie haben Glück! Ja, Sie sind ein beneidenswerter Schlingel! In meiner Jugend hätte mich eine derartige Eroberung verrückt gemacht.“ „Genug!“ sagte Frau von Mortsauf mit einem Blick auf Madeleine. „Ich bin doch kein Kind!“ rief der Graf, dem es Freude machte, sich wieder jung zu fühlen. Nach Tisch führte mich die Gräfin auf die Terrasse, und als wir allein dort waren, rief sie aus: „Ist's möglich?! Gibt es Frauen, die ihre Kinder einem Manne opfern? Vermögen, gesellschaftliche Stellung — das verstehe ich. Vielleicht die Ewigkeit! Aber die Kinder! Sich seiner Kinder berauben!“ „Ja, und diese Frauen möchten noch mehr zu opfern haben, sie geben alles! . . .“

Der Gräfin stürzte ihre Welt ein, ihre Gedanken verwirrten sich. Von dieser Großzügigkeit ergriffen, vermutete sie, daß das Glück ein solches Opfer rechtfertigen müsse; sie vernahm den Empörungsschrei ihres Fleisches und stand wie versteinert angesichts ihres verlorenen Lebens. Aber sie erhob sich groß und heilig, hochragenden Hauptes.

„So lieben Sie denn diese Frau wahrhaft, Felix!“ sagte sie mit Tränen in den Augen, „sie soll meine glücklichere Schwester

sein. Ich verzeihe ihr die Schmerzen, die sie mir gebracht hat, wenn sie Ihnen das gibt, was Sie hier nicht finden durften und was ich Ihnen nicht mehr bieten kann. Sie haben recht gehabt: ich habe Ihnen nie gesagt, daß ich Sie liebte, und ich habe Sie nie geliebt, wie die Kinder dieser Welt lieben. Aber wenn sie nicht wahrhaft Mutter ist, wie kann sie lieben?" „Liebe Heilige," antwortete ich, „ich müßte weniger bewegt sein, als ich es bin, um dir zu erklären, daß du siegreich über ihr schwebst, daß sie ein irdisches Weib ist, eine Tochter gefallener Geschlechter, während du eine Tochter des Lichts bist, mein angebeteter Engel; dir gehört mein Herz, ihr mein Leib. Sie weiß es und ist verzweifelt; sie würde gern mit dir tauschen, sollte es sie auch das grausamste Opfer kosten. Aber alles steht unumstößlich fest: dir die Seele, dir die Gedanken, die reine Liebe, dir die Jugend und das Alter; ihr die Begierden und die Genüsse flüchtiger Leidenschaft. Dir mein ganzes Gedenken, ihr das tiefste Vergessen!" „O sprechen Sie! Sagen Sie mir das immer wieder, lieber Freund!" Sie setzte sich auf eine Bank und brach in Tränen aus. „Jugend, Felix, heiliger Wandel, Mutterliebe — sind also doch kein Wahn! Oh, gießen Sie diesen Balsam auf meine Wunden! Wiederholen Sie dies Wort, das mich dem Himmel zurückgewinnt, wohin ich gleichen Fluges mit Ihnen streben wollte! Segnen Sie mich mit einem Blick, mit einem geweihten Wort, so will ich Ihnen die Schmerzen verzeihen, die ich seit zwei Monaten um Ihetwillen erduldet habe." „Henriette, es gibt Geheimnisse in unserm Leben, die Ihnen verschlossen sind. Ich bin Ihnen in einem Alter begegnet, wo das Gefühl noch den Drang unserer Natur zu unterdrücken vermag. Aber verschiedene Erlebnisse, deren Erinnerung mich noch in der Todesstunde erwärmen würde, müssen Ihnen bewiesen haben, daß es mit dem Alter zu Ende ging; Ihr steter Sieg war es, seine stummen Wonnen zu verlängern. Liebe ohne Besitz lebt von der äußersten Anspannung ihrer Sehnsucht; dann kommt ein Augenblick, wo alles in uns

Schmerz ist, in uns, die wir Ihnen so wenig gleichen. Wir besitzen eine Macht, die sich nicht verleugnen läßt, wofern wir Männer sein wollen. Der Nahrung beraubt, die es stärken sollte, verzehrt sich das Herz selbst, es verfällt einer Erschlaffung, die nicht der Tod ist, ihm aber vorangeht. So läßt sich die Natur nicht länger um ihr Recht betrügen; beim geringsten Anlaß erwacht sie mit einer Hefigkeit, die dem Wahnsinn gleicht. — Nein, ich habe nicht geliebt, ich verdurstete mitten in der Wüste!" „Der Wüste?" sagte sie bitter und wies auf das Thal hin; „und wie klug er zu reden weiß! Wieviel feine Unterschiede er macht! Die Treue ist nicht so geistreich." „Henriette," bat ich, „streiten wir nicht wegen einiger gewagter Ausdrücke. Nein, meine Seele hat nicht gezweifelt, aber ich bin nicht Herr meiner Sinne gewesen. Jene Frau weiß wohl, daß du die einzige Geliebte bist. Sie spielt eine untergeordnete Rolle in meinem Leben, sie weiß es und fügt sich darein. Ich habe das Recht, sie zu verlassen wie eine Kurtisane!" „Und dann? . . ."
„Sie sagt, sie würde mich töten," antwortete ich. Ich dachte, dieser Entschluß müßte Henriette überraschen; aber es glitt nur ein verächtliches Lächeln über ihre Züge, ein Lächeln, das noch ausdrucksvoller war als die Gedanken, die es verriet.

„Mein liebes Gewissen," fuhr ich fort, „wenn du meinen Widerstand und die Macht der Versuchungen, die mich schließlich zu Falle brachten, bedenken wolltest, so verständest du diese verhängnisvolle . . ." „O ja — verhängnisvoll!" sagte sie. „Ich habe zu fest an Sie geglaubt; ich glaubte, Sie besäßen die Tugend des Priesters, die Tugend . . . Herrn von Mortsaufs!" Sie sagte das hart und ironisch. „Alles ist vorbei!" fuhr sie nach einer Pause fort. „Ich schulde Ihnen vieles, mein Freund, Sie haben in mir die Blut des körperlichen Lebens gelöscht, der schlimmste Teil des Weges ist zurückgelegt. Das Alter naht, nun bin ich leidend, fast kränklich. Ich könnte nicht für Sie die glänzende Fee sein, die das Füllhorn ihrer Gunst über den Glücklichen ausgießt. Seien Sie Lady Arabella treu! —

Madeleine, die ich so gut für Sie erzog: wem wird sie nun gehö-
ren? Arme Madeleine! — Arme Madeleine!" klang es wie
ein schmerzliches Echo nach. „Sie hätten sie hören müssen,
wie sie mir sagte: ‚Mutter, Sie sind gar nicht nett zu Felix!‘ —
Das liebe Kind!"

Sie sah mich an unter den milden Strahlen der Sonne,
die durch das Laubwerk glitten; und von Mitleid um unser
zertrümmertes Glück ergriffen, versenkte sie sich in unsere so
reine Vergangenheit und gab sich Betrachtungen hin, deren
Glück ich mich nicht entziehen konnte. Wir griffen unsere Er-
innerungen wieder auf, unsere Blicke streiften vom Tal zum
Weinberg, von den Fenstern Clochegourdes nach Grapesle, wir
banden träumend die duftenden Sträuße, die Gedichte unserer
Wünsche. Das war ihre letzte Wollust, der sie sich mit der
Reinheit einer christlichen Seele hingab. Es trat ein Schweigen
ein, traurig und bedeutsam. Wir versielen in tiefe Schwer-
mut. Sie glaubte meinen Worten und sah sich dort, wo ich
sie hinstellte: im Himmel.

„Mein Freund," sagte sie, „ich gehorche Gott, denn in alle-
dem verrät sich sein Wille."

Erst später verstand ich den Sinn dieser Worte. Wir stiegen
langsam die Terrasse hinauf, sie nahm meinen Arm, lehnte
sich wehmütig darauf, ihre Wunden bluteten; aber sie blieb
stark.

„So ist das menschliche Leben," sagte sie. „Womit hat Herr
von Mortsauf sein trauriges Geschick verdient? . . . Das be-
weist uns das Vorhandensein eines besseren Lebens. Wehe
denen, die sich darüber beklagen, den Weg der Tugend gegangen
zu sein!"

Darauf erwog sie so folgerichtig den Wert des Lebens, be-
trachtete es so ernst von allen Seiten, daß ich aus diesen ruhigen
Betrachtungen ersah, welch ein Ekel vor allen Dingen der Welt
sie ergriffen hatte. Als wir auf der Freitreppe anlangten, ließ
sie meinen Arm los und sagte dieses letzte Wort: „Wenn Gott

uns Gefühl und Freude für das Glück gegeben hat, ist es dann nicht auch seine Pflicht, die unschuldigen Seelen zu belohnen, die hienieden nur Trübsal gefunden haben? Entweder ich habe recht, oder es gibt keinen Gott, — und unser Leben ist weiter nichts als ein bitterer Schmerz."

Bei diesen Worten eilte sie ins Haus, und ich fand sie auf dem Sofa liegend, als habe die Stimme sie niedergeschmettert, die den Apostel Paulus zu Boden warf.

"Was fehlt Ihnen?" fragte ich. "Ich weiß nicht mehr, was Tugend ist," sagte sie, "ich bin mir meiner Tugend nicht mehr bewußt."

Als ob wir beide versteinert wären, standen wir da und hörten auf den Klang des Wortes, wie auf den eines Steines, der in einen Abgrund geworfen wird.

"Wenn ich mich in meinem Leben geirrt habe, so hat sie recht; — sie!" rief sie aus.

So folgte ihr letzter Kampf ihrer letzten Wollust. Als der Graf kam, klagte sie, die sonst nie klagte. Ich beschwor sie, zu mir von ihren Schmerzen zu sprechen; aber sie weigerte sich und ging zu Bett, während ich als Beute ewig neuer Gewissensbisse zurückblieb. Madeleine begleitete ihre Mutter, und tags darauf erfuhr ich, daß die Gräfin starkes Erbrechen gehabt habe, was, wie sie sagte, auf die Aufregungen des Tages zurückzuführen sei. Ich, der ich mein Leben für sie hätte hingeben wollen, ich tötete sie!

"Lieber Graf," sagte ich zu Herrn von Mortsau, der mich zu einer Partie Triacktracé nötigte, "ich halte die Gräfin für schwer krank. Es ist noch Zeit, sie zu retten. Rufen Sie Driget, und bitten Sie Ihre Frau, seine Ratschläge zu befolgen!" "Driget, der mich an den Rand des Grabes gebracht hat?" unterbrach er mich. "Nein, nein, ich werde Carbonneau zu Rate ziehen."

Während dieser Woche, besonders in den ersten Tagen, verwandelte sich alles für mich in Schmerz, ich hatte ein Ge-

fühl wie von beginnender Herzlähmung, meine Eitelkeit und meine Seele wurden schwer verletzt. Man muß der Mittelpunkt aller Gefühle, der Blicke und der Seufzer, man muß das Lebensprinzip, der Lichtquell aller Menschen gewesen sein, wenn man das schreckliche Gefühl der Leere verstehen will, das mich besiel. Es war alles wie früher, aber der Geist, der es belebte, war erloschen wie eine ausgeblasene Flamme. Ich verstand, warum es für Liebende ein trauriger Zwang ist, sich nicht wiederzusehen, wenn einmal die Liebe verfliegen ist. Nichts mehr bedeuten, wo man herrschte; von stummer Todeskälte, statt von freudvoll lebendigen Lebensstrahlen umgeben zu sein: die Vergleiche zwischen einst und jetzt drücken nieder. Bald sehnte ich mich zurück nach der schmerzlichen Freudlosigkeit, die meine Jugend verdüstert hatte; meine Verzweiflung wurde so tief, daß die Gräfin gerührt war. Eines Tages nach Tisch, während wir am Ufer entlang gingen, machte ich einen letzten Versuch, ihre Vergebung zu erlangen. Ich bat Jacques, mit seiner Schwester voranzugehen, überließ den Grafen sich selbst und führte Frau von Mortsauf zum Boot.

„Henriette,“ sagte ich, „ein Wort — um der Barmherzigkeit willen! Oder ich werfe mich in die Indre! Ich habe gefehlt, ja, das ist wahr; aber bin ich nicht wie ein Hund mit meiner rührenden Treue? Wie er kehre ich beschämt zurück; wenn er schlecht gehandelt hat, so wird er gezüchtigt; aber er verehrt die Hand, die ihn schlägt. Zerbrechen Sie mich, aber geben Sie mir Ihr Herz zurück! . . .“ „Armes Kind,“ sagte sie, „sind Sie nicht immer noch mein Sohn?“

Sie nahm meinen Arm und ging schweigend zu Jacques und Madeleine, mit denen sie den Weg nach Clohegourde über den Weinberg einschlug, während ich mit dem Grafen zurückblieb, der von seinen Nachbarn auf die Politik zu sprechen kam.

„Wir wollen schnell nach Hause,“ sagte ich; „Sie sind barhaupt, und der Abendtau könnte Ihnen schaden!“ „Ja, Sie

haben Mitleid mit mir, mein lieber Felix," antwortete er, meine Absicht mißverstehend. „Meine Frau hat mich nie trösten wollen. Vielleicht war es ein Grundsatz von ihr."

Früher hätte sie mich nie mit ihrem Mann allein gelassen; jetzt bedurfte es eines besonderen Vorwandes, wenn ich mich ihr nähern wollte. Sie stand bei ihren Kindern und erklärte Jacques die Regeln des Ericktract.

„Da sieht mans," sagte der Graf, der stets eifersüchtig auf die Liebe war, die sie an seine Kinder verschenkte; „das sind die, denen man mich opfert. Die Ehemänner, lieber Felix, ziehen immer den kürzeren. Die tugendhafteste Frau findet noch immer ein Mittel, ihren innersten Wunsch zu befriedigen, das heißt, ihrem Manne Liebe zu stehlen." Sie fuhr mit ihren Liebkosungen fort, ohne zu antworten. „Jacques!" rief der Graf, „kommen Sie einmal her!" Jacques sträubte sich ein wenig. „Ihr Vater ruft Sie, gehen Sie, mein Sohn!" sagte die Mutter und schob ihn vorwärts. „Sie lieben mich auf Befehl!" sagte der Alte, der seine Lage manchmal durchschaute. „Mein Herr," antwortete sie und fuhr wiederholt mit der Hand über Madeleines Haar, das nach Art der ‚Belle Ferronnière‘ gekämmt war, „seien Sie nicht ungerecht gegen die armen Frauen; das Leben wird ihnen nicht leicht gemacht, und vielleicht sind die Tugenden einer Mutter ihre Kinder." „Meine Liebe," antwortete der Graf, der plötzlich logisch sein wollte, „was Sie da sagen, bedeutet, daß ohne ihre Kinder die Frauen auf die Tugend pfeifen würden und ihre Männer sitzen ließen." Die Gräfin erhob sich schnell und führte Madeleine hinaus. „Das ist die Ehe, mein Lieber!" sagte der Graf. — „Wollen Sie etwa durch Ihren Ausbruch sagen, daß ich Unsinn schwatze!" schrie er, nahm seinen Sohn bei der Hand und näherte sich seiner Frau, die er mit wütenden Blicken maß. „Im Gegenteil, mein Herr! Sie haben mich erschreckt, Ihre Bemerkung tut mir unendlich weh." Sie sprach mit hohler Stimme und warf mir einen angstvollen Blick zu. „Wenn die Tugend nicht

darin besteht, sich für Mann und Kinder aufzuopfern, was ist denn dann Tugend?" „Sich aufzuopfern!?" entgegnete der Graf, und jede Silbe fiel wie ein Hammerschlag auf das Herz jener, die ihm ausgeliefert war. „Was opfern Sie denn Ihren Kindern? Was opfern Sie mir? Wen? Was? Antworten Sie! . . . Werden Sie antworten? Was geschieht denn hier? Was wollen Sie mir sagen?" „Mein Herr," antwortete sie, „möchten Sie denn um Gottes willen geliebt werden, oder soll Ihre Frau um der Tugend selbst willen tugendhaft sein?" „Madame hat recht!" fiel ich ein. Meine Stimme war bewegt und hallte in ihren Herzen wider, in die ich meine auf ewig verlorenen Hoffnungen warf und die ich mit dem Ausdruck meines höchsten Schmerzes beruhigte; meine dumpfe Verzweiflung brachte ihren Wortstreit zum Schweigen, wie beim Ausbrüllen des Löwen alles verstummt. „Ja, das schönste Vorrecht, das uns die Vernunft gegeben hat, ist die Fähigkeit, unsere Tugenden denen zugute kommen zu lassen, deren Glück unser Werk ist, und die wir weder durch Berechnung noch durch Pflicht, sondern allein durch unerschöpfliche freiwillige Liebe beglücken." In Henriettes Augen glänzte eine Träne. „Und, lieber Graf, wenn zufällig eine Frau gegen ihren Willen einem Gefühl unterworfen wäre, das die Gesellschaft nicht billigt, so müssen Sie zugeben, daß, je unwiderstehlicher dieses Gefühl ist, desto größer ihre Tugend wird, wenn sie es erstickt, sich ihren Kindern, ihrem Manne opfert. Diese Theorie ist übrigens nicht auf mich anwendbar, der ich leider ein Beispiel vom Gegenteil bin, noch auf Sie, der Sie damit nichts zu tun haben."

Eine zugleich feuchte und glühende Hand legte sich auf die meine und drückte leise darauf.

„Sie sind eine schöne Seele," sagte der Graf, der nicht ohne Anmut seine Hand um die Taille seiner Frau legte und sie sanft an sich zog. „Verzeihen Sie, meine Liebe, einem armen Kranken, der wohl mehr Liebe begehrt, als er verdient!" „Es

gibt Herzen, die eitel Großmut sind," antwortete sie und lehnte ihr Haupt an des Grafen Schulter, der diesen Satz auf sich bezog.

Die Gräfin merkte es, und ein Zittern überlief sie. Ihr Kamm fiel, ihr Haar löste sich, sie erblaßte. Ihr Mann, der sie stützte, stieß ein dumpfes Stöhnen aus, als er sie ohnmächtig werden sah, nahm sie auf den Arm, als sei sie seine Tochter, und trug sie auf das Sofa im Salon. Wir standen um sie herum. Henriette hielt meine Hand in der ihren, als wolle sie mir sagen, daß wir zwei allein den tiefen Sinn dieses scheinbar so einfachen Vorfalles verständen, der für sie furchtbar war.

"Ich habe unrecht," sagte sie leise, als der Graf uns allein ließ, um ein Glas Orangenblütenwasser zu holen. "Ich habe Ihnen bitter unrecht getan. Ich wollte, daß Sie verzweifeln sollten, statt Sie mit Freude aufzunehmen. Lieber, Sie sind von einer wunderbaren Güte, wie nur die Leidenschaft sie kennt. Männer können verschiedenartig gut sein; sie sind es aus Verachtung, aus Bewunderung, aus Berechnung oder aus Charakterschwäche; aber Sie, mein Freund, sind soeben unbedingt ‚gut‘ gewesen." „Vielleicht," antwortete ich, „aber Sie wissen: was in mir Größe sein kann, kommt von Ihnen. Haben Sie denn vergessen, daß ich Ihr Werk bin?" „Dies Wort genügt, um eine Frau glücklich zu machen," antwortete sie, als der Graf gerade eintrat. „Ich fühle mich wohler," fuhr sie fort und erhob sich. „Ich brauche frische Luft."

Wir gingen zur Terrasse, die vom Duft der sterbenden Akazienblüten überhaucht war. Sie hatte meinen rechten Arm ergriffen und preßte ihn an ihr Herz. Sie litt. Aber es waren nach ihrem eigenen Ausdruck Schmerzen, die sie liebte. Sie wäre wahrscheinlich gern mit mir allein gewesen, aber ihre Phantasie, die unerfahren in weiblichen Listen war, fand kein Mittel, den Grafen und ihre Kinder zu entfernen. So sprachen wir von gleichgültigen Dingen, während sie sich den Kopf zer-

brach, um einen Augenblick zu gewinnen, wo sie mir ihr Herz ausschütten könnte.

„Es ist lange her, daß ich nicht spazieren gefahren bin,“ sagte sie, als sie sah, wie schön der Abend war. „Graf, lassen Sie doch, bitte, anspannen! Ich will eine kleine Fahrt machen.“

Sie wußte, daß vor dem Tischgebet jede Aussprache unmöglich sei, und fürchtete, der Graf möchte Tricktrac spielen. Wir hätten einander auf der lauen, duftenden Terrasse treffen können, sobald ihr Mann zur Ruhe gegangen wäre; aber sie scheute vielleicht davor zurück, im Dunkel zu bleiben, das wollüstige Lichter durchzuckten, an der Balustrade entlang zu wandeln, von wo aus der Blick die Indre sich durch die Wiesen winden sah. Wie eine Kathedrale mit ihren dunkeln und schweigenden Hallen zum Gebete ladet, so läßt das mondbeleuchtete Laubwerk, das von starken Düften durchweht und von tausend leisen Frühlingsgeräuschen belebt ist, alle Fasern erzittern und schwächt die Willenskraft. Die Natur beruhigt die Leidenschaft der Greise; junge Herzen regt sie auf. Wir wußten es. Zwei Glockenschläge riefen zum Gebet; die Gräfin fuhr zusammen.

„Meine liebe Henriette, was fehlt Ihnen?“ „Henriette existiert nicht mehr! Lassen Sie sie in Ruhe! Sie war anspruchsvoll, launisch; jetzt haben Sie eine friedliche Freundin, deren Tugend sich durch die Worte gestählt fühlt, die Ihnen der Himmel eingegeben hat. Wir werden von alledem später sprechen; wir müssen pünktlich zum Gebet erscheinen. Heute bin ich an der Reihe, es zu sprechen.“

Als die Gräfin die Worte sprach, in denen sie Gott um Beistand in allen Widerwärtigkeiten des Lebens bat, tat sie es mit einer Inbrunst, die nicht mir allein auffiel. Ihr zweites Gesicht schien ihr die schreckliche Aufregung gezeigt zu haben, der sie durch meine Schuld entgegenging: ich hatte meine Verabredung mit Arabella vergessen.

„Wir haben Zeit, drei Gänge Tricktrac zu spielen, bis die Pferde angespannt sind,“ sagte der Graf und führte mich in

den Salon. „Sie fahren dann mit meiner Frau. Ich lege mich schlafen.“

Wie alle unsere Partien war auch diese stürmisch. Die Gräfin konnte in ihrem Zimmer oder auch in dem Madeleines die Stimme ihres Mannes hören.

„Sie verstoßen auffallend gegen die Regeln der Gastfreundschaft!“ sagte sie zum Grafen, als sie wieder eintrat.

Ich sah sie starr an. Ich konnte mich nicht an ihre Schrofheiten gewöhnen. Früher hätte sie sich gehütet, mich vor der Tyrannei des Grafen zu schützen. Damals liebte sie es, mich ihre Leiden teilen und sie ihretwegen geduldig ertragen zu sehen.

„Ich gäbe mein Leben,“ flüsterte ich ihr ins Ohr, „Sie noch einmal leise sagen zu hören: ‚Armer Liebling! Armer Liebling!‘“

Sie sah zu Boden: sie erinnerte sich der Stunde. Sie sah zu mir hinüber, aber mit gesenktem Blick, und aus ihren Augen sprach die Freude der Frau, die erkennt, daß einem die flüchtigste Liebkosung von ihr höher steht, als die tiefsten Wonnen einer andern Liebe. Und wie jedesmal, wenn ich gleiches Unrecht erlitt, verzieh ich ihr, weil ich mich verstanden fühlte.

Der Graf verlor, er erklärte, daß er müde sei, um abbrechen zu können, und wir schlenderten zusammen um den Rasenplatz und warteten auf den Wagen. Endlich ließ er uns allein. Da brach eine so helle Freude aus meinen Zügen, daß mir die Gräfin einen fragenden, zugleich neugierigen und überraschenden Blick zuwarf.

„Henriette existiert noch!“ sagte ich. „Und sie liebt mich noch! Sie beleidigen mich in der offenkundigen Absicht, mir weh zu tun. Ich kann also noch glücklich sein!“ „Es war noch etwas von der Frau übriggeblieben,“ antwortete sie erschreckt, „und auch das zerstören Sie in diesem Augenblick! Gott sei Lob! Er gibt mir Mut, mein verdientes Martyrium zu ertragen. Ja, ich liebe Sie noch zu sehr, ich war im Begriff, mich

zu vergessen. Die Engländerin hat einen Abgrund in mir erhell't."

In diesem Augenblick stiegen wir in den Wagen; der Kutscher fragte, wohin er fahren sollte.

"Durch die Avenue auf die Straße von Chinon; Sie fahren uns dann durch die Karlsheide und den Weg von Saché zurück." — "Was für ein Tag ist heute?" fragte ich, plötzlich erregt. "Sonnabend." "Fahren wir anderswohin, Madame. Samstags wimmelt die Straße von Marktleuten, die nach Tours gehen, und wir würden von ihren Karren belästigt." "Sün Sie, was ich Ihnen sage!" rief sie dem Kutscher zu.

Wir kannten jeder des andern geringste Veränderung zu gut, um uns unsere leiseste Erregung verbergen zu können. Henriette hatte verstanden.

"Sie haben nicht an die Marktleute gedacht, als Sie diese Nacht wählten," sagte sie mit einem leisen Anflug von Ironie. "Lady Dudley ist in Tours. Sie erwartet Sie hier in der Nähe, leugnen Sie nicht! 'Was für ein Tag ist heute? . . .' ,Marktleute', ,Karren', — früher, wenn wir zusammen ausgingen, haben Sie nie daran gedacht." "Das beweist, daß ich in Elochegourde alles vergesse," sagte ich. "Sie erwartet Sie?" "Ja." "Um wieviel Uhr?" "Zwischen elf und zwölf." "Wo?" "In der Heide." "Betrügen Sie mich nicht! Doch nicht etwa unter dem Nußbaum?" "In der Heide!" "Wir gehen hin," sagte sie, "ich will sie sehen!"

Als ich diese Worte hörte, betrachtete ich mein Leben als endgültig abgeschlossen. Ich beschloß im Augenblick, durch meine Vermählung mit Lady Dudley dem schmerzhaften Hin- und Herzerren ein Ende zu machen, das mein Gefühlsleben erschöpfte. Mein Schweigen beleidigte die Gräfin, deren ganze Größe ich noch nicht kannte.

"Ärgern Sie sich nicht über mich, Lieber," sagte sie mit ihrer goldhellen Stimme, "das ist meine Strafe! Sie werden nie mehr so geliebt werden, wie Sie hier geliebt wurden," — und

sie legte die Hand aufs Herz — „habe ich es Ihnen nicht gestanden? Die Marquise Dudley rettet mich. Ihr sollen die Unreinlichkeiten überlassen sein, ich beneide sie nicht darum; mir die glorreiche Liebe der Engel! Ich bin seit Ihrer Ankunft lange Wege gegangen, ich habe mir ein Urtheil über das Leben gebildet. Je mehr Sie sich erhöhen, desto mehr müssen Sie leiden, desto weniger Mitgefühl finden Sie. Statt in der Tiefe zu leiden, leiden Sie in den Lüften, wie der hochstrebende Adler, der den Pfeil eines rohen Hirten im Herzen davonträgt. Ich verstehe jetzt, daß Himmel und Erde unversöhnliche Gegensätze sind. Ja, für den, der in den Höhen leben kann, gibt es nur noch Gott. Dann soll sich unsere Seele von allen irdischen Dingen lösen. Es gilt, seine Freunde zu lieben, wie man seine Kinder liebt, ihretwegen, nicht um seiner selbst willen. Das Ich verursacht Jammer und Leiden. Mein Herz wird höher steigen als der Adler; dort gibt es eine Liebe, die nicht trügt. Das gemeine Leben zieht uns hinab, es läßt die Selbstsucht der Sinne über die Engel in uns siegen. Die Freuden der Leidenschaft sind stürmisch und furchtbar und fordern den Preis entnervender Unruhen, welche die Kraft unserer Seele brechen. Ich bin bis an das Ufer des Meeres gekommen, wo die Stürme wüthen; ich habe sie zu sehr aus der Nähe gesehen. Sie haben mich oft in ihren Wisch gehüllt, die Woge hat sich nicht immer zu meinen Füßen gebrochen; ich habe ihre rauhe, kalte Umarmung gefühlt. Ich muß zu den Höhen zurückkehren; am Rande dieses gewaltigen Meeres müßte ich zugrunde gehen. Ich sehe in Ihnen wie in allen, die mich betrübt haben, die Beschützer meiner Jugend. Mein Leben war voller Qualen, aber ich konnte mich ihnen zum Glück gewachsen zeigen; so blieb es rein von sündigen Leidenschaften, ohne verlockende Last, stets Gott geweiht. Unsere Freundschaft war der unsinnige Versuch, die Bemühung zweier ahnungslosen Kinder, ihrem Herzen, den Menschen und Gott genugzutun . . . Welche Thorheit! — Ach!“ sagte sie nach einer Pause, „wie nennt Sie diese Frau?“

„Amadeus!“ antwortete ich, „Felix ist ein Mensch für sich, der stets nur Ihnen gehören wird.“ „Es wird Henriette schwer, zu sterben,“ sagte sie, und ein frommes Lächeln huschte über ihr Gesicht. „Aber sie wird dem ersten Ansturm der demüthigen Christin, der stolzen Mutter, der Frau erliegen, deren Tugend, gestern noch schwankend, heute gefestigt ist. Was soll ich Ihnen sagen? Nun ja, mein Leben steht im Einklang mit sich selbst, in den größten, wie in den kleinsten Dingen. Das Herz, in das die ersten Wurzeln meiner Zärtlichkeit sich hätten senken sollen, das Herz meiner Mutter, blieb mir verschlossen, so sehr ich auch versuchte, mich hineinzuverschieben. Ich war ein Mädchen, ich kam nach drei toten Söhnen und versuchte vergebens, ihren Platz in der Liebe meiner Eltern auszufüllen; ich vermochte nicht, die Wunde zu heilen, die der Familienstolz erlitten hatte. Als ich nach dieser düstern Jugend meine verehrungswürdige Tante kennen lernte, atmete ich auf. Aber bald entriß sie mir der Tod. Herr von Mortsauf, dem ich gehöre, hat mich immer nur verletzt, unaufhörlich, ohne es zu wissen, der Arme! Seine Liebe hat den naiven Egoismus, womit die Kinder die Eltern lieben. Er weiß nichts von den Schmerzen, die er mir verursacht; er weiß, ihm ist alles im voraus verziehen. Meine Kinder, diese lieben Kinder, die durch all ihre Leiden mit meinem Fleisch, durch all ihre Eigenschaften mit meiner Seele, durch ihre unschuldigen Freuden mit meiner Natur verwachsen sind: sind mir diese Kinder nur geschenkt, um zu zeigen, wieviel Kraft und Geduld die Brust einer Mutter umschließt? O ja, meine Kinder sind meine Tugenden. Sie wissen, wie ich mich in ihnen, unter ihnen, trotz ihnen geistelt habe. Mutter werden bedeutete für mich, das Recht ewigen Leidens zu erwerben. Als Hagar in der Wüste schrie, da ließ ein Engel für diese zu sehr geliebte Sklavin eine frische Quelle hervorsprudeln. Aber ich! Als die lautere Quelle, zu der Sie mich führen wollten, bei Elohegourde aus dem Boden sprang, da spendete sie nur bitteres Wasser. Ja, Sie haben mir un-

erhörte Qualen bereitet. Gott wird gewiß dem verzeihen, der in der Liebe nur Leid gefunden hat. Aber wenn mir von Ihnen die heftigsten all meiner Schmerzen kamen, so hatte ich sie vielleicht verdient. Gott ist nicht ungerecht. Ja, Felix, ein Kuß, der flüchtig auf eine Stirn gedrückt wird, ist vielleicht soviel wie ein Verbrechen; vielleicht muß man die Schritte bitter büßen, die man bei abendlichen Gängen vor Mann und Kindern vorausseilte, wie man mit Gedanken und Erinnerungen allein sein wollte, die ihnen nicht gehörten; man muß es büßen, daß dabei die Seele einer andern vermählt war. Wenn der ganze innere Mensch sich um die Stelle zusammenzieht, die er den Liebkosungen darbietet, ist das vielleicht die schlimmste aller Sünden! Sünde ist es, sich eine Zukunft zu erträumen, die den Tod eines Menschen verlangt; Sünde, sich für künftige Zeit eine angstlose Mutterschaft auszumalen, schöne Kinder, die des Abends mit dem von allen vergötterten Vater spielen unter den gerührten Augen einer glücklichen Mutter. Ja, ich habe gesündigt, schwer gesündigt. Ich habe Gefallen gefunden an den Bußübungen, die die Kirche auferlegt und die doch die Fehler nicht sühnen konnten, gegen die der Priester wohl zu nachsichtig war. Gott hat, so scheint es, zur Strafe das Herz meiner Irrungen getroffen und den mit seiner Rache betraut, für den sie begangen wurden. Ich gab Ihnen mein Haar; hieß das nicht: mich Ihnen versprechen? Warum trug ich mit Vorliebe weiße Kleider? Ich wollte Ihre Lilie sein. Sie hatten mich zum erstenmal hier in einem weißen Kleid gesehen. Ich habe meinen Kindern viel Liebe entzogen. Sie sehen wohl, Felix, jedes Leiden hat seine Bedeutung. Schlagen Sie, schlagen Sie fester zu als Herr von Mortsau und meine Kinder! Diese Frau ist ein Werkzeug des göttlichen Zornes. Ich will ihr ohne Haß begegnen, ich werde ihr zulächeln. Als Christin, Gattin und Mutter muß ich sie lieben. Wenn es wahr ist, daß ich Ihr Herz vor entwürdigenden Berührungen bewahrt habe, so kann mich diese Engländerin nicht hassen. Eine Frau muß

die Mutter ihres Geliebten lieben — und ich bin Ihre Mutter! O ja, Sie haben sich immer über meine Kälte beklagt. Und ich war in Wirklichkeit nur Ihre Mutter. Verzeihen Sie, daß ich, ohne es zu wollen, zu Ihnen hart war, als Sie hier ankamen — denn eine Mutter soll sich freuen, wenn sie ihren Sohn so geliebt weiß!" Sie lehnte ihren Kopf an meine Brust und wiederholte: „Verzeihen Sie, verzeihen Sie!"

Da hörte ich unbekannte Laute; es war weder ihre Mädchenstimme mit ihrem fröhlichen Klang, noch ihre Frauenstimme mit dem gebieterischen Tonfall, noch waren es die Seufzer der wunden Mutter, es war eine herzerreißende, eine neue Stimme, die Stimme neuer Leiden.

„Was Sie betrifft, Felix," fuhr sie lebhafter fort, „so sind Sie der Freund, der nicht schlecht handeln kann. Sie haben in meinen Augen nichts verloren. Machen Sie sich keine Vorwürfe, keine Gewissensbisse! War es nicht der Gipfel der Selbstsucht, als ich von Ihnen verlangte, einer unerreichbaren Zukunft zuliebe die höchsten Freuden zu opfern, Freuden, um derentwillen eine Frau ihre Kinder verläßt, ihre Stellung einbüßt, die Ewigkeit vergißt. Wie oft habe ich Sie mir überlegen gefunden! Sie waren groß und edel, ich kleinlich und sündhaft! — So, nun habe ich gesagt, ich kann für Sie nur ein fernes, strahlendes und kaltes, aber ungeschwächtes Licht sein. Nur, Felix, sorgen Sie dafür, daß meine Liebe zu dem Bruder, den ich mir erwählt habe, erwidert werde. Haben Sie mich lieb! Die Liebe einer Schwester hat keinen traurigen Nachgeschmack, sie kennt keine Hindernisse. Sie werden der nachsichtigen Seele nichts vorzulügen brauchen, die an Ihrem schönen Leben teilnehmen, die über Ihr Leid trauern, über Ihre Freude sich freuen und die Frauen lieben wird, die Sie glücklich machen; sie wird außer sich sein, wenn Sie verraten werden. Ich habe nie einen Bruder gehabt, den ich so lieben konnte. Seien sie großherzig genug, alle Eigenliebe abzulegen, um unsere bis jetzt zweifelhaften und unruhigen Beziehungen in

diese sanfte, heilige Liebe zu verwandeln! So kann ich dann weiterleben. Ich werde damit beginnen, Lady Dudley die Hand zu drücken."

Sie weinte nicht. Während sie diese Worte voll bitterer Weisheit sprach, die den letzten Schleier von ihrer schmerzreichen Seele nahmen, zeigte sie mir, wie viele Bande sie an mich knüpften, welch kräftige Ketten ich gebrochen hatte. Wir waren so sehr entrückt, daß wir den Regen nicht merkten, der in Strömen niederfiel.

"Wollen Frau Gräfin nicht einen Augenblick hier einkehren?" fragte der Kutscher, auf die Hauptherberge von Ballan weisend.

Sie nickte zustimmend, und wir blieben etwa eine halbe Stunde unter dem Torbogen, zum großen Staunen der Leute, die sich fragten, warum Frau von Mortsauf nachts um elf Uhr noch unterwegs sei. Fuhr sie nach Tours?kehrte sie von dort zurück? — Als das Gewitter vorüber war, verwandelte sich der Regen in ein feines Nieseln; der Mond schien auf die höheren Nebelschichten, die vom Winde gejagt wurden, der Kutscher kam heraus und ging zu meiner großen Freude zum Wagen zurück.

"Tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe!" rief ihm die Gräfin leise zu.

Wir schlugen den Weg durch die Karlsheide ein, wo es wieder heftiger zu regnen begann. Mitten in der Heide hörte ich das Bellen von Arabellas Lieblingshund. Ein Pferd brach aus einem Eichengehölz hervor, setzte über den Weg, sprang über einen Graben, den die Besitzer angelegt hatten, um ihre beiden Gebiete zu trennen in diesem Brachland, das man urbar machen zu können glaubte; und Lady Dudley hielt in der Heide an, um den Wagen vorbeifahren zu sehen.

"Welche Freude, sein Kind so zu erwarten, wenn man es ohne Sünde kann," sagte Henriette.

Das Bellen des Hundes hatte Lady Dudley angezeigt, daß ich in dem Wagen sei; sie glaubte wohl, daß ich sie wegen des

schlechten Wetters im Wagen abhole. Als wir an die Stelle kamen, wo sich die Marquise aufhielt, flog sie bis an den Rand des Weges, mit einer Gewandtheit, die Henriette wie ein Wunder anstaunte. Aus Scherz pflegte Arabella mich bei der letzten Silbe meines Names zu nennen, die sie englisch aussprach; dieser Ruf nahm auf ihren Lippen einen feenhaften Reiz an. Sie wußte, daß sie nur von mir verstanden werde, wenn sie rief: „My Dee!“

„Er ist's, Madame,“ sagte die Gräfin, und beim Mondschein betrachtete sie das phantastische Wesen, dessen ungeduldiges Gesicht seltsam von langen aufgelösten Locken umrahmt war.

Sie wissen, mit welcher Geschwindigkeit Frauen einander abschätzen. Die Engländerin erkannte ihre Rivalin und bewährte sich glorreich als Engländerin. Sie umfaßte uns beide mit einem Blick von echt englischer Verachtung und schoß pfeilgeschwind in die Heide hinaus.

„Schnell nach Elochegourde!“ rief die Gräfin, der dieser herbe Anblick das Herz spaltete.

Der Kutscher lenkte um, um auf die Straße von Chinon zu kommen, die besser war als die von Saché. Als der Wagen wieder die Heide entlang fuhr, hörten wir den rasenden Galopp von Arabellas Pferd und den Lauf ihres Hundes. Sie streiften die Wälder jenseits der Heide.

„Sie flieht, Sie verlieren sie auf immer!“ sagte Henriette. „Gut, so soll sie gehen, ich werde ihr nicht nachtrauern!“ „O die armen Frauen!“ rief die Gräfin voll schauernden Mitleids. „Wohin geht sie nur?“ „Zur Grenadière, einem kleinen Hause bei St. Cyr,“ antwortete ich. „Sie geht allein dahin“, sagte Henriette in einem Ton, der mir bewies, wie solidarisch sich die Frauen in Liebesangelegenheiten fühlen und wie sie einander nie aufgeben.

Im Augenblick, als wir in die Avenue von Elochegourde einbogen, bellte Arabellas Hund fröhlich vor dem Wagen her.

„Sie hat uns überholt!“ rief die Gräfin. Und nach einer Pause: „Ich habe nie eine schönere Frau gesehen! Welche Hand! Und welche Gestalt! Ihr Teint stellt die Lilie in den Schatten, ihre Augen haben diamantenen Glanz! Aber sie reitet zu gut. Sie muß es lieben, ihre Kraft zu entfalten; ich halte sie für tatkräftig und leidenschaftlich — und dann setzt sie sich zu kühn über die gute Sitte hinweg. Die Frau, die keine Gesetze anerkennt, wird bald nur noch auf ihre Launen hören. Die so viel zu glänzen lieben, haben gewöhnlich nicht die Gabe der Beständigkeit. Nach meiner Auffassung verlangt Liebe nach mehr Ruhe; ich denke sie mir wie einen tiefen See, dessen Grund das Senkblei nicht finden kann, wo Stürme zwar heftig sein können, aber selten . . . und nicht über ein gewisses Maß hinausgehend; zwei Wesen leben auf einer Blumeninsel im See, weit von der Welt, deren Pracht und Glanz sie beleidigen würde. Aber die Liebe muß wohl bei jedem anders sein, und ich habe vielleicht unrecht. Wenn sich die Erscheinungen in der Natur, den Forderungen des Klimas entsprechend, zu verschiedenerlei Gestalt bequemen, warum sollte es nicht ebenso bei verschiedenen Individuen mit den Gefühlen bestellt sein? . . . Gewiß, die Gefühle, die in ihrer Gesamtheit gleichen Gesetzen gehorchen, unterscheiden sich nur in ihren Ausdrucksmöglichkeiten. Jede Seele hat ihre Art und ihre Weise. Die Marquise ist die starke Frau, die vor Entfernungen nicht zurückschreckt, die mit männlicher Energie handelt; sie würde ihren Geliebten aus der Gefangenschaft erretten, Gefängniswärter, Wachen und Henker töten, während manche Wesen weiter nichts können als von ganzer Seele lieben; in der Gefahr knien sie hin, beten und sterben. Die ganze Frage ist die, welche von den beiden Frauen Ihnen am besten gefällt. . . . Aber die Marquise liebt Sie, sie hat Ihnen so viele Opfer gebracht; vielleicht wird sie Sie noch immer lieben, wenn bei Ihnen die Liebe schon aufgehört hat.“ „Lieber Engel, erlauben Sie, daß ich die Worte wiederhole, die Sie einmal an mich richteten: „Wo-

her wissen Sie alle diese Dinge?“ „Jedes Leid bringt eine Lehre mit sich, und ich habe in so vieler Beziehung gelitten, daß ich viel weiß.“

Mein Diener hatte gehört, daß wir über die Terrasse zurückkehren wollten. Er hielt mein Pferd gesattelt und gezäumt in der Avenue bereit. Der Hund Arabellas hatte das Pferd gewittert, und seine Herrin, von berechtigter Neugier getrieben, war ihm durch den Wald gefolgt. Dort hielt sie sich wohl versteckt.

„Schließen Sie Frieden mit der Marquise!“ sagte Henriette mit einem Lächeln, das ihre Traurigkeit nicht verriet. „Sagen Sie ihr, wie sehr sie sich über meine Absichten getäuscht hat. Ich wollte ihr den ganzen Wert des Schatzes zeigen, der ihr zugefallen ist. Mein Herz hat für sie nur freundliche Gefühle: Zorn und Verachtung sind ihm durchaus fremd. Erklären Sie ihr, daß ich ihre Schwester und nicht ihre Rivalin bin!“ „Ich bleibe hier!“ rief ich aus. „Haben Sie nie empfunden,“ sagte sie mit strahlendem Märtyrerstolz, „daß gewisse Rücksichten einer Beleidigung gleichkommen? Gehen Sie! Gehen Sie!“

Ich eilte zu Lady Dudley, ich war gespannt, in welcher Gemüthsverfassung sie sich befinde.

„Wenn sie doch nur zornig sein und mich verlassen wollte,“ dachte ich, „dann ginge ich gleich nach Elohegourde zurück!“

Der Hund führte mich unter eine Eiche, wo die Marquise mir entgegenstürzte und schrie: „Away! Away!“

Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihr nach St. Eyr zu folgen, wo wir um Mitternacht anlangten.

„Diese Dame erfreut sich einer vollkommenen Gesundheit,“ sagte Arabella beim Absteigen.

Nur die sie kennen, verstehen, wieviel Sarkasmus in dieser trocken hingeworfenen Bemerkung lag, die sagen wollte: „Ich wäre an ihrer Stelle gestorben!“

„Ich verbiete dir, eine einzige deiner dreischneidigen Bemerkungen gegen Frau von Mortsauf zu schleudern!“ antwortete ich.

„Nehmen das Euer Gnaden übel, wenn man das Wohlbefinden eines Wesens feststellt, das Eurem werthen Herzen so teuer ist? Französische Frauen, so sagt man, hassen selbst den Hund ihres Geliebten. Wir in England lieben alles, was unsere Herren und Meister lieben, wir hassen alles, was sie hassen, weil wir ganz in ihnen leben. Erlauben Sie mir also, diese Dame zu lieben, wie Sie selbst sie lieben. Nur, liebes Kind,“ und sie umschlang mich mit ihren regenfeuchten Armen, „wenn du mich verrietest, würde ich weder stehen noch liegen, würde nicht in einer lakaienbewehrten Karosse fahren, noch in der Karlsheide lustwandeln, noch wäre ich in irgendeiner Heide irgendeines Landes in irgendeiner Welt, noch in meinem Bett, noch unter dem väterlichen Dach. Ich würde aufhören zu sein! . . . Ich bin in Lancashire geboren, in dem Lande, wo die Frauen aus Liebe sterben. Dich kennen und dich aufgeben! Keiner Gewalt gebe ich dich preis, selbst nicht dem Tode! Denn ich stürbe mit dir!“

Sie führte mich in ihr Zimmer, wo schon der ganze Zauber der Behaglichkeit entfaltet war.

„Liebe sie, mein Herz!“ sagte ich heiß. „Sie liebt dich, ja, sie liebt dich ernsthaft und aufrichtig.“ „Aufrichtig, mein Kleiner?“ sagte sie, ihr Reitkleid ablegend.

Liebende sind eitel. Ich wollte diesem stolzen Geschöpf die Erhabenheit von Henriettes Charakter klarmachen. Während die Zofe, die kein Wort Französisch verstand, ihr Haar ordnete, versuchte ich, Arabella Frau von Mortsauf zu schildern, indem ich von ihrem Leben erzählte und die großen Gedanken wiederholte, die ihr die Wandlung eingegeben hatte, in der sonst alle Frauen kleinlich und böshaft werden. Obwohl Arabella nicht im geringsten aufzumerken schien, überhörte sie keins meiner Worte.

„Freut mich wirklich über die Mäßen,“ sagte sie, als wir allein waren, „deine Vorliebe für diese Art christlicher Unterhaltungen kennen zu lernen; auf meinen Gütern lebt ein Pfarrer, der es wie sonst niemand versteht, Predigten zu verfassen;

unsere Bauern verstehen sie, so sehr paßt diese Prosa sich dem Zuhörer an. Ich werde morgen meinem Vater schreiben und ihn bitten, mir den Menschen mit dem nächsten Schiff zu schicken. Du sollst ihn in Paris vorfinden. Wenn du ihn erst einmal gehört hast, wirst du nur noch ihn hören wollen, um so mehr, als er sich einer tadellosen Gesundheit erfreut. Seine Moral wird dir keine von den Erschütterungen verursachen, die zum Weinen rühren; sie fließt friedlich dahin wie eine klare Quelle und verhilft zum wonnigsten Schlaf. Wenn es dir paßt, kannst du dann deiner Vorliebe für Predigten genügen, während du dein Abendbrot verdaust. Die englische Moral, liebes Kind, ist der Moral der Touraine um ebensoviel überlegen, wie unsere Stahl- und Silberwaren und unsere Pferde euren Klingen und Pferden überlegen sind. Tu mir den Gefallen, meinen Pfarrer anzuhören! Versprich es mir! Ich bin nur eine Frau, mein Liebster. Ich kann lieben; ich kann für dich sterben, wenn du es wünschest, aber ich habe weder in Eton, noch in Oxford, noch in Edinburg studiert. Ich bin nicht Doktor und nicht Geistlicher, ich wäre nicht imstande, dir mit Moral zu dienen; dazu bin ich ganz ungeeignet und würde mich bei einem Versuch sehr ungeschickt zeigen. Ich werfe dir nicht deinen Geschmack vor. Wenn du einen noch viel verkommeneren hättest, würde ich versuchen, mich ihm anzupassen, denn ich wünsche, daß du alles bei mir findest, was dir zusagt: Liebesfreuden, Tafelfreuden, kirchliche Freuden, guten Claret und christliche Tugend. Soll ich heute abend ein härenes Gewand anziehen? Sie hat es wirklich gut, die Frau, die dich mit Moral bewirten darf. In welcher Universität machen denn die Französinnen ihre Examina? Ich Armste, ich kann nur mich hingeben, ich bin nur deine Sklavin..." „Warum bist du denn dann fortgelaufen? Ich wollte euch nebeneinander sehen!“ „Bist du verrückt, my Dee? Ich ginge als Lakai verkleidet von Paris nach Rom, ich unternähme für dich die wahnwitzigsten Dinge, aber wie kann ich auf der Straße mit einer Frau sprechen, die

mir nicht vorgestellt ist? ... und die sofort eine Predigt in drei Theilen begonnen hätte? Ich will mich gern mit Bauern unterhalten; es kann sein, daß ich einen Arbeiter bitte, sein Brot mit mir zu teilen, wenn ich Hunger habe, ich gebe ihm Geld, und alles ist in bester Ordnung. Aber einen Wagen anhalten, wie es die Wegelagerer in England tun, das verträgt sich nicht mit meinem Sittencodex. Du kannst wirklich nichts als lieben, armes Kind, — was weißt du vom Leben? Ubrigens gleiche ich dir noch nicht in allem, Engel! Ich schwärme nicht für Moral; aber um dir zu gefallen, bin ich der größten Anstrengungen fähig. Laß nur gut sein, ich werde es lernen, ich werde versuchen, mir den Predigerton anzueignen. Mit mir verglichen wird Jeremias bald nur noch ein Possenreißer sein. Ich werde mir keine Liebkosung mehr erlauben, ohne sie mit Bibelprüchen zu begleiten!"

Sie gebrauchte ihre Macht; sie mißbrauchte sie, sobald sie in meinen Augen den glutheißen Blick sah, der ihr verriet, daß ich ihren Zauberkünsten erlag. Sie siegte über alles. Freudig stellte ich über alle frömmelnden Spitzfindigkeiten die Größe der Frau, die sich preisgibt, die auf ihre Zukunft verzichtet und aus der Liebe ihre einzige Tugend macht.

„Sie liebt sich also mehr als dich, sie zieht etwas außer dir Liegendes dir vor! Wie können wir etwas in uns anders bewerten, als nach eurem Maßstab? Keine Frau, sei sie auch eine noch so große Moralistin, kann einem Mann ebenbürtig sein. Schreitet über uns hinweg, tötet uns, erschwert nie mit uns euer Leben; an uns ist es, zu sterben, an euch, groß und stolz zu leben! Haltet ihr für uns den Dolch bereit, so haben wir für euch nur Liebe und Verzeihung! Kümmerst sich die Sonne um die Mückchen, die in ihren Strahlen tanzen und von ihrem Licht leben? Sie bestehen, solange sie können. Wenn die Sonne schwindet, sterben sie ...“ „Oder sie fliegen weg!“ unterbrach ich sie. „Oder sie fliegen weg!“ wiederholte sie mit einer Gleichgültigkeit, die selbst den Mann verstimmt

hätte, der entschlossen gewesen wäre, die seltsame Gewalt zu gebrauchen, mit der sie ihn bekleidete. „Glaubst du, daß es einer Frau würdig sei, einem Mann Tugendbutterbrötchen zu reichen, um ihm so klarzumachen, daß sich Religion und Liebe nicht vertragen? Bin ich denn so gottlos? Entweder man gibt sich, oder man verweigert sich; aber sich verweigern und moralisieren, das heißt doppelte Qual bereiten; und das verstößt gegen Recht und Billigkeit aller Länder! Hier werden dir nur ausgezeichnete Sandwiches von der Hand deiner Dienerin Arabella zubereitet, deren ganze Moral darin besteht, Liebkosungen zu ersinnen, wie sie noch kein Mann erfahren hat und wie nur die Engel sie eingeben.“

Ich kenne nichts, was einen mürber machte, als der von einer Engländerin gehandhabte Scherz. Sie setzt ihren ganzen beredten Ernst und den Schein pomphafter Überzeugung daran, hinter den Engländer die großen Albernheiten ihres vorurteilsreichen Lebens zu verbergen. Der französische Scherz gleicht einer Spitze, womit die Frauen die Freude, die sie geben, und die Neckereien, die sie ersinnen, schmücken; es ist ein geistiger Schmuck, anmutig wie ihre Toilette. Aber der englische Scherz ist eine Säure, die ihr Opfer so zersetzt, daß nur noch ein glattes und geschabtes Skelett übrigbleibt. Die Zunge einer geistreichen Engländerin gleicht der des Tigers, der das Fleisch bis auf die Knochen wegreißt, wenn er nur spielt. Der Spott ist die allmächtige Waffe des Teufels, der einem zugrinst: „Ist das alles?“ Spott läßt ein tödliches Gift in der Wunde zurück, die er mit Absicht schlug. In dieser Nacht wollte Arabella ihre Macht beweisen, wie ein Sultan, der, um sein Vermögen zu zeigen, sich den Scherz erlaubt, Unschuldigen die Köpfe abzuschlagen.

„Mein Engel,“ sagte sie, als sie mich in den Halbschlaf gelullt hatte, wo man alles vergißt, ausgenommen das Glück, „auch ich habe eine Moral erfunden. Ich fragte mich, ob es wohl Sünde sei, dich zu lieben, ob ich damit gegen die göttlichen Gebote verstieße; und ich fand, daß es nichts Frömmerees

oder Natürlicheres geben könne als meine Liebe. Warum sollte Gott Wesen erschaffen, die schöner sind als die andern, wenn nicht, um uns ein Zeichen zu geben, daß wir sie anbeten müssen? Ein Verbrechen wäre es, dich nicht zu lieben! Bist du nicht ein Engel? Jene Dame beleidigte dich, indem sie dich mit den übrigen Sterblichen verwechselte. Die Regeln der landläufigen Moral finden auf dich keine Anwendung. Gott hat dich über alles gestellt. Heißt dich lieben, nicht: sich Gott nähern? Kann er es einer armen Frau verübeln, wenn sie sich nach dem Göttlichen sehnt? Dein großes, lichtes Herz gleicht so sehr dem Himmel, daß ich das Opfer einer Täuschung wurde, wie die Nachtfalter, die sich an den festlichen Kerzen verbrennen. Wird man sie für ihren Irrtum strafen? Oder besser: war es denn ein Irrtum? Bedeutet es nicht die hehre Anbetung des Lichts? Sie gehen an einem Uebermaß von Frömmigkeit zugrunde, wenn es überhaupt ein ‚Zugrundgehen‘ ist, sich dem, was man liebt, hinzugeben. Ich habe die Schwäche, dich zu lieben, während jene Frau die Kraft hat, sich in ihrer katholischen Kapelle zu verschanzen. Zieh die Stirn nicht kraus; du glaubst, ich nähme es ihr übel? Nicht im geringsten, mein Kleiner. Ich verehere ihre Tugend, die sie bewogen hat, dich freizugeben, und es mir so möglich machte, dich zu erobern, dich auf ewig festzuhalten. Denn du bist auf ewig mein! Nicht wahr?“ „Ja.“ „Auf ewig?“ „Ja.“ „Du begnadigst mich also — Sultan? Ich allein habe erraten, was du wert bist. Sie versteht den Landbau, sagst du. Ich überlasse diese Wissenschaft den Pächtern und bebaue lieber — dein Herz.“

Ich versuche, mir ihr berauschendes Geplauder ins Gedächtnis zurückzurufen, um Ihnen ein richtiges Bild von dieser Frau zu geben und zu rechtfertigen, was ich Ihnen von ihr gesagt habe, und um Ihnen so die Lösung des Konflikts verständlich zu machen. Aber wie soll ich Ihnen die hübsche Begleitung zu diesen Worten beschreiben? Es waren Ausgelassenheiten, die sich den erstaunlichsten Phantasien unserer Träume vergleichen

ließen; manchmal Schöpfungen, die meinen Liebessträußen glichen: Anmut paarte sich mit Kraft; Zärtlichkeiten und ihre langsam weiche Wollust wechselten mit den vulkanischen Ausbrüchen jäher Leidenschaft. Bald waren es die raffiniertesten Klangfärbungen, die sie dem Konzert unserer Sinne entlockte; dann Verschlingungen wie die spielender Schlangen; endlich die einschmeichelndsten Reden, verträumt mit lachenden Gedanken, kurz alles, was der Geist zur Erhöhung der Sinnesfreude erfinden kann. Durch die Blitzschläge ihrer stürmischen Liebe wollte sie in meinem Herzen die Eindrücke vernichten, die Henriettes keusche, andächtige Hingabe zurückgelassen hatte. Die Marquise hatte die Gräfin ebensogut gesehen, wie Frau von Mortsauf sie; beide hatten sich einander richtig beurteilt. Die Heftigkeit Arabellas zeigte mir den ganzen Umfang ihrer Besorgnis und ihre geheime Bewunderung für die Rivalin. Am nächsten Morgen waren ihre Augen voller Tränen, sie hatte nicht geschlafen.

„Was fehlt dir?“ fragte ich. „Ich fürchte, meine übertriebene Liebe könnte mir schaden,“ antwortete sie, „ich habe alles gegeben; jene Frau ist klüger als ich, sie besitzt etwas, was du noch begehren kannst. Wenn du sie mir vorziehst, so vergiß mich. Ich werde dich nicht mit meinen Leiden, meinen Gewissensbissen, meinen Qualen belästigen; nein, ich werde fern von dir sterben wie eine Pflanze, der die Sonne genommen ist.“

Es gelang ihr, mir Liebesbeteuerungen zu entreißen, die sie mit trunkener Freude erfüllten, — und wahrlich, was soll man einer Frau sagen, die am Morgen weint! Wenn wir ihr am Abend vorher nicht widerstanden haben, müssen wir wohl oder übel am Tag darauf lügen; denn die männliche Moral macht in Liebesdingen aus der Lüge eine Pflicht.

„Gut — ich will großmütig sein,“ sagte sie, ihre Tränen trocknend. „Kehre zu ihr zurück! Ich will dich nicht der Gewalt meiner Liebe, sondern deinem eigenen freien Willen zu verdanken haben. Wenn du zurückkommst, so werde ich es glau-

ben, daß du mich ebensosehr liebst, wie ich dich liebe — was mir immer unmöglich schien."

Sie überredete mich, nach Elohegourde zurückzukehren. Nur einem Manne, der wie ich vom Glück gesättigt war, konnte es entgehen, welche Torheit ich damit beging. Weigerte ich mich, nach Elohegourde zu gehen, so sprach ich Lady Dudley den Sieg über Henriette zu und mußte mich von ihr nach Paris entführen lassen. Andererseits — beleidigte ich nicht Frau von Mortsauf, indem ich zu ihr zurückkehrte? (Und in diesem Fall mußte ich nur noch sicherer zu Arabella zurückkehren!) Hat eine Frau jemals solche Verbrechen gegen die Liebe verziehen? Wenn sie nicht ein vom Himmel gestiegener Engel ist und mehr als die Liebe, die gen Himmel strebt, so muß eine liebende Frau es vorziehen, ihren Geliebten Todespein ausstehen zu sehen, als ihn mit einer andern glücklich zu wissen. Je mehr sie liebt, desto mehr muß sie sich verletzt fühlen. Deshalb begab ich mich, als ich Elohegourde verließ, um nach der Grenadière zu gehen, in eine Lage, der die eigentliche Liebe meiner Wahl nicht gewachsen war, die aber meiner zufälligen Liebe zugute kam. Die Marquise hatte alles sorgfältig berechnet; sie gestand mir später, daß sie, vor der Begegnung mit Frau von Mortsauf in der Heide, entschlossen gewesen sei, mich durch Streifzüge um Elohegourde zu kompromittieren.

Als ich die Gräfin begrüßte, die blaß und niedergeschlagen war, wie jemand, der eine schmerzvolle, schlaflose Nacht gehabt hat, da regte sich in mir plötzlich — nicht das Taktgefühl, aber der Spürsinn, der junge edle Herzen die ganze Tragweite der Handlungen erkennen läßt, die in den Augen der Masse gleichgültig, nach den Gesetzen großer Seelen aber verbrecherisch sind. Gleich einem Kinde, das spielend und blumenpflückend in den Abgrund geraten ist und mit Schauern merkt, daß es ihm unmöglich sein wird, wieder herauszukommen, das zwischen sich und dem menschenbewohnten Land unüberwindliche Hindernisse sieht, sich bei hereinbrechender Nacht ganz einsam fühlt und

wildes Geheul hört, — solch einem Kinde gleich verstand ich alsbald, daß wir durch Welten voneinander getrennt waren. Ein großer Jammer schwoll in unser beider Seelen wie ein Widerhall des schauerlichen ‚Consummatum est‘, das am Karfreitag in den Kirchen dröhnt, zu derselben Stunde, da der Heiland starb, und das junge Seelen eisig anpakt, denen die Religion eine erste Liebe ist. Alle Illusionen Henriettes waren mit einem Schlage erstorben; ihr Herz hatte eine Leidensgeschichte durchgemacht. Sie, die den Genuß immer scheu gemieden hatte, die nie in seinen betäubenden Umarmungen gelegen hatte: erriet sie heute die Wollüste erwidelter Liebe und wagte nicht, mich anzusehen? Denn sie entzog mir das Licht, das seit sechs Jahren mein Leben überstrahlte. Sie wußte also, daß die Quelle des Lichts, das in unsern Augen leuchtete, von unserer Seele gespeist war, daß die Blicke nur als Weg dienten, um einander seelisch zu durchdringen, um eins zu werden, sich wieder zu trennen und miteinander zu spielen, wie Frauen, die ohne Mißtrauen einander alles sagen. Ich empfand bitter meine Schuld, daß ich unter dieses Dach, wo die Sinnesfreude unbekannt war, mit einem Gesicht eintrat, auf dem die Flügel des Genusses ihren schillernden Staub zurückgelassen hatten. Wenn ich tags zuvor Lady Dudley allein hätte weggehen lassen, wenn ich nach Elohegourde zurückgekehrt wäre, wo Henriette mich vielleicht erwartete, — vielleicht ... nun ja: vielleicht hätte Frau von Mortsau sich nicht so unerbittlich vorgenommen, nur noch meine Schwester zu sein. Aus allen ihren Liebenswürdigkeiten sprach ein übertriebener Kraftaufwand; sie zwang sich gewaltsam in ihre Rolle. Während des Frühstückes hatte sie tausend kleine Aufmerksamkeiten für mich, demütigende Aufmerksamkeiten; sie pflegte mich wie einen Kranken, den sie bemitleidete.

„Sie sind ja sehr früh spazieren gegangen,“ sagte der Graf. „Da müssen Sie wohl sehr hungrig sein, Sie, dessen Magen noch nicht ruiniert ist.“

Dieser Satz, der auf den Lippen der Gräfin nicht das Lächeln einer eingeweihten Schwester hervorrief, bewies mir vollends, wie unhaltbar und lächerlich meine Lage sei.

Ich konnte unmöglich meine Tage in Elohegourde und die Nächte in St. Eyr zubringen. Arabella hatte mit meinem Zartgefühl und mit der Seelengröße Frau von Mortsauß gerechnet. Während dieses endlosen Tages fühlte ich, wie schwer es ist, der Freund einer Frau zu werden, die man lange begehrt hat. So einfach dieser Übergang ist, wenn die Jahre ihn vorbereitet haben, — in der Jugend bedeutet er eine Krankheit. Ich schämte mich, ich fluchte der Wollust; ich wäre glücklich gewesen, wenn Frau von Mortsauß mein Blut gefordert hätte. Ich konnte ihre Rivalin nicht nach Herzenslust zerfleischen; sie mied es, von ihr zu sprechen, und Arabella zu verleumden, wäre eine Gemeinheit gewesen, die mich Henriette verächtlich gemacht hätte, weil sie bis in die geheimsten Falten ihres Herzens großzügig und edel war. Nach fünf Jahren trauesten, wohligen Einvernehmens wußten wir uns nichts zu sagen; unsere Worte entsprachen nicht unsern Gedanken, wir versteckten einander unsere heftigen Schmerzen, während sonst das Unglück unser treuester Vermittler gewesen war. Henriette heuchelte Fröhlichkeit, für sich und für mich; aber sie war traurig. Obwohl sie fortwährend versicherte, daß sie meine Schwester sei, und obwohl sie ein Weib war, fand sie kein Mittel, unserer Unterhaltung aufzuhelfen, und wir verharrten lange in beklemmendem Schweigen. Sie vergrößerte meine innere Qual, indem sie zu glauben vorgab, sie sei das einzige Opfer dieser Lady.

„Ich leide mehr als Sie,“ sagte ich in einem Augenblick, als der Schwester eine zu weibliche Ironie entschlüpfte. „Wieso?“ antwortete sie in dem hoheitsvollen Ton, den Frauen annehmen, wenn man ihre Gefühle herabsetzen will. „Nun ja, das ganze Unrecht ist auf meiner Seite.“

Es kam ein Zeitpunkt, wo die Gräfin mir gegenüber einen kalten und gleichgültigen Ton anschlug, der mir das Herz zer-

riß. Ich beschloß, abzureisen. Abends auf der Terrasse sagte ich der versammelten Familie Lebewohl. Alle folgten mir bis zum Rasenplatz, wo mein Pferd ungeduldig stampfte, weshalb sie alle ein wenig zurückblieben. Als ich die Zügel ergriffen hatte, kam sie auf mich zu.

„Wir wollen ein Stückchen allein auf der Avenue zu Fuß gehen,“ sagte sie.

Ich bot ihr meinen Arm, wir durchschritten langsam die Höfe, als freuten wir uns des gemeinsamen Rhythmus unserer Bewegungen, und kamen an eine Baumgruppe, die eine Ecke der äußern Umfriedigung ausfüllte.

„Leben Sie wohl, mein Freund!“ sagte sie und stand still — und legte ihren Kopf an meine Brust und ihre Arme um meinen Hals. „Leben Sie wohl — wir werden einander nicht wiedersehen! Gott hat mir die traurige Gabe verliehen, die Zukunft zu schauen; erinnern Sie sich nicht des Schreckens, der mich eines Tages befiel, als Sie so schön, so jung wiederkamen und ich Sie mir den Rücken zuwenden sah, wie heute, wo Sie Elohegourde verlassen, um nach der Grenadière zu gehen? Nun, heute nacht habe ich abermals einen Blick in unser Geschick werfen können. Mein Freund, wir sprechen zum letztenmal miteinander. Ich werde Ihnen kaum mehr einige Worte sagen können, denn es wird nicht mehr mein ganzes Ich sein, das zu Ihnen spricht. Der Tod hat schon etwas in mir vernichtet. Sie werden meinen Kindern ihre Mutter genommen haben! Sie müssen sie ihnen ersetzen, Sie können es! Jacques und Madeleine lieben Sie, als hätten sie immer Ihretwegen gelitten.“ „Sterben?“ sagte ich entsetzt, während ich sie anblickte und das trockene Feuer ihrer glänzenden Augen sah, von dem man allen, die es nicht bei ihren von dieser schrecklichen Krankheit befallenen Lieben gesehen haben, nur einen Begriff geben kann, wenn man der Gräfin Augen mit polierten Silberkugeln vergleicht. „Sterben? . . . Henriette, ich befehle dir, zu leben! Du hast mir früher Gelübde abverlangt; heute fordere

ich eins von dir: schwöre mir, daß du Origet konsultieren und ihm in allem gehorchen willst..." „Wollen Sie sich denn der göttlichen Güte widersetzen?" unterbrach sie mich mit dem Schrei der Verzweiflung, die sich empört, weil sie mißverstanden wird. — „Lieben Sie mich denn nicht genug, um mir blind in allem zu gehorchen, wie es jene elende Lady tut?" — „Ja, alles tu ich, was du willst!" rief sie, von einer Eifersucht getrieben, die sie in einem Augenblick alle Schranken niederreißen hieß, die sie selbst errichtet hatte. „Ich bleibe hier," sagte ich und küßte sie auf die Augen.

Da erschrak sie. Sie riß sich entsetzt aus meiner Umarmung und lehnte sich an einen Baum. Dann eilte sie dem Hause zu, ohne sich umzudrehen. Aber ich folgte ihr; sie weinte und betete. Am Rasenplatz ergriff ich ihre Hand und küßte sie ehrfurchtsvoll. Diese unerwartete Unterwürfigkeit rührte sie.

„Trotz allem immer dein!" sagte ich; „denn ich liebe dich, wie dich deine Tante liebte."

Sie zuckte zusammen und drückte mir heftig die Hand.

„Einen Blick!" sagte ich, „noch einen unserer alten Blicke! — Die Frau, die sich ganz gibt," rief ich aus, als ich das Licht ihrer Augen in meiner Seele fühlte, „gibt weniger Leben, als du soeben mir geschenkt hast! Henriette, du bist die meist — die einzig Geliebte!" „Ich werde leben," sagte sie, „aber auch Sie sollen Heilung suchen und finden!"

Dieser Blick hatte den Eindruck von Arabellas Sarkasmen verwischt. So war ich das Spielzeug der beiden unversöhnlichen Leidenschaften, die ich Ihnen geschildert habe und deren Einfluß ich abwechselnd unterworfen war. Ich liebte einen Engel und einen Dämon. Zwei gleich schöne Frauen, von denen die eine alle Tugenden besaß, die wir aus Wut über unsere Unvollkommenheiten geißeln, die andere alle Laster, die wir aus Eigennutz in den Himmel heben. — Ich ging die Avenue hinunter und drehte mich von Zeit zu Zeit um. Frau von Mortsauf stand an den Baum gelehnt zwischen ihren Kindern,

die mit den Taschentüchern winkten. Da war ich plötzlich stolz in meinem Herzen, weil ich mich als Herr über zwei so erhabene Geschicke fühlte; weil ich die Sonne — wenn auch nicht in gleicher Art — zweier so außergewöhnlicher Frauen war, daß ich so große Leidenschaften entflammt hatte, die, unerwidert, tödlich gewesen wären. Für diese Anwandlung von Hochmut bin ich doppelt gestraft worden — glauben Sie mir! Ich weiß nicht, welcher böse Geist mir eingab, an Arabellas Seite den Augenblick abzuwarten, wo Verzweiflung oder des Grafen Tod mir Henriette zuführen würde; denn Henriette liebte mich noch: ihre Härten, ihre Tränen, ihre Gewissensbisse, ihre christliche Ergebung zeugten von einem Gefühl, das in ihrem wie in meinem Herzen unauslöschlich war. Während ich im Schritt durch die hübsche Avenue ritt und darüber nachdachte, war ich nicht mehr fünfundzwanzig, — ich war fünfzig Jahre alt. Gerät der junge Mann nicht viel eher als die Frau in einem Augenblick vom dreißigsten ins sechzigste Lebensjahr? Umsonst versuchte ich, solche häßlichen Gedanken zu verscheuchen. Sie ließen mich nicht los. Vielleicht waren sie in den Tuilerien, unter dem Deckgetäfel des königlichen Kabinetts, vorbereitet worden? Wer konnte dem ernüchternden Geiste Ludwigs XVIII. widerstehen, der behauptete, daß man nur im reifen Alter wahre Leidenschaften haben könne, weil die Leidenschaft erst schön und wild sei, wenn ein Gefühl der Ohnmacht sich hineinmische, und weil man dann bei jedem Genuß dem Spieler bei seinem letzten Einsatze gleiche. Als ich am Ende der Avenue angelangt war, kehrte ich um und eilte blitzschnell zurück, weil ich Henriette noch immer, und allein, auf ihrem Platze stehen sah. Ich sagte ihr ein letztes Lebewohl, ich vergoß sühnende Tränen, deren Grund ihr verborgen blieb. Aufrichtige Tränen, die unbewußt jener ewig verlorenen schönen Liebe gelten, jenen jungfräulichen Erregungen, jenen Blumen, die im Leben nicht wieder blühen. Denn später gibt der Mann nicht mehr, er nimmt. Er liebt sich selbst in seiner Geliebten, während er in der Jugend seine

Geliebte in sich liebte; später impfen wir der Frau, die uns liebt, unsern Geschmack, vielleicht unsere Laster ein, — am Morgen des Lebens zwingt uns die Geliebte ihre Tugenden, ihre Zarthelten auf; lächelnd mahnt sie uns zum Schönen und lehrt uns durch ihr Beispiel, Opfer zu bringen. Wehe dem, der nicht seine Henriette gehabt hat! Wehe dem, der nicht eine Lady Dudley gekannt hat! Der eine wird, wenn er heiratet, seine Frau nicht festhalten können, den andern wird vielleicht seine Geliebte verlassen. Aber glücklich der, der jene beiden in einer Frau vereinigt findet, — glücklich, Natalie, der Mann, der Sie liebt!

Wieder in Paris angelangt, verkehrten Arabella und ich intimer als vorher. Allmählich verzichteten wir beide auf die gesellschaftlichen Rücksichten, die ich früher beobachtet hatte und deren strenge Beobachtung die Gesellschaft oft veranlaßt, eine zweideutige Stellung wie die Arabellas zu entschuldigen; die Gesellschaft, die so gern über den bloßen Schein hinausdringen will, heißt ihn gut, sobald sie das Geheimniß kennt, das er verbirgt. Liebende, die gezwungen sind, in der großen Gesellschaft zu leben, werden immer unrecht daran tun, die Schranken umzustößen, welche die Gesetzgebung des Salons aufrichtet; sie werden unrecht daran tun, nicht mit peinlichster Sorgfalt alle Außerlichkeiten, die die Sitte verlangt, zu beachten, und zwar noch mehr ihretwegen, als um der andern willen. Die zu überwindenden Schwierigkeiten, der äußerlich zu wahrende Respekt, das unerläßliche Komödienspielen und Verschleiern des Geheimnisses, diese ganze Kriegskunst einer glücklichen Liebe füllt das Leben aus, reizt die Begierde und schützt das Herz vor Abstumpfung durch die Gewohnheit. Aber jugendlich verschwenderisch wie sie sind, holzen erste Leidenschaften ihre Wälder schonungslos ab, statt sie zu pflegen. Arabella ließ bürgerliche Vorurtheile nicht gelten. Sie hatte sich ihnen nur mir zuliebe unterworfen. Dem Henker gleich, der im voraus seine Beute bezeichnet, um sie im geeigneten Augenblick an sich zu reißen,

war sie bestrebt, mich vor ganz Paris bloßzustellen, damit ich ihr ganz überliefert werde. Auch wandte sie ihre ganze Koketterie auf, um mich in ihrem Hause festzuhalten; denn sie war mit ihrer eleganten Skandalgeschichte nicht zufrieden, die, da Beweise fehlten, nur zu leisem Flüstern hinter schützenden Fächern berechnete. Als ich sie so glücklich sah, weil sie eine Unvorsichtigkeit begangen hatte, die über ihr Verhältniß zu mir keinen Zweifel bestehen ließ, wie hätte ich da nicht an ihre Liebe glauben sollen? Ich verzweifelte, weil ich in den Wonnen einer ungesetzmäßigen Ehe ertrunken war, weil ich mein Schicksal besiegelt sah, das den althergebrachten Anschauungen und den Lehren Henriettes ins Gesicht schlug. Von da an lebte ich in einer Art von Raserei, dem Schwindsüchtigen gleich, der, wenn er sein Ende nahen fühlt, nicht erlaubt, daß man auf sein Atmen horche. In meinem Herzen war ein geheimer Winkel, wo ich nicht ohne Schmerzgefühl Einkehr halten konnte; ein Rachegeist gab mir ohne Unterlaß Gedanken ein, die ich nicht auszudenken wagte. Meine Briefe an Henriette offenbarten ihr meine seelische Krankheit und schmerzten sie zutiefst. „Mein Glück, das mit so vielen verlorenen Wonnen erkaufte war, sollte wenigstens vollkommen sein,“ schrieb sie in der einzigen Antwort, die ich erhielt. Und ich war nicht glücklich! Liebe Natalie, Glück ist ein absoluter Wert, es kennt keine Vergleiche. Nachdem die erste Blutverraucht war, verglich ich die beiden Frauen miteinander; bis dahin hatte ich den Gegensatz noch nicht des nähern prüfen können. Jede große Leidenschaft übt einen so starken Druck auf unsere Natur aus, daß sie zunächst alle Unebenheiten unsers Wesens ausgleicht und die gewohnheitsmäßige Furche unserer guten und schlechten Eigenschaften ausfüllt. Aber später treten bei zwei Liebenden, die aufeinander eingelebt sind, die ursprünglichen Charakterzüge wieder hervor. Da fangen sie an, einander zu richten, und in dieser Gegenwirkung gegen die Leidenschaft entsteht oft ein entzweieendes Mißfallen: und das führen oberflächliche Leute ins Feld, wenn

sie dem menschlichen Herzen Unbeständigkeit vorwerfen! So weit waren wir nun. Arabellas verführerische Reize blendeten mich weniger, ich fing an, meine Genüsse gewissermaßen zu analysieren, und stellte, vielleicht ohne es zu wollen, Untersuchungen an, die zu Lady Dudleys Nachteil ausfielen. — Zunächst fand ich, daß ihr der Geist fehlte, der die Französin vor allen auszeichnet und sie zu der liebenswertesten Frau macht, nach Aussage aller, denen die Wechselfälle des Lebens es ermöglicht haben, die besondere Eigenart der Liebe in den verschiedenen Ländern zu erproben. Wenn die Französin liebt, ist sie wie umgewandelt; ihre vielberufene Gefallsucht stellt sie in den Dienst ihrer Liebe; ihre gefährliche Eitelkeit opfert sie und kennt keinen andern Ehrgeiz mehr als den, recht zu lieben. Die Interessen, Feindschaften und Freundschaften ihres Geliebten macht sie zu den ihren; im Handumdrehen erwirbt sie den erfahrenen Scharfblick des Geschäftsmannes, sie studiert das Gesetzbuch, erfasset die Technik des Geldwesens und beherrscht die Kasse des Bankiers; sie, die von Haus aus fahrig und verschwenderisch ist, wird nicht mehr fehlgehen und kein Goldstück verschwenden. Sie wird zugleich Mutter, Erzieherin und Arzt, und all das mit einer leichten glücklichen Anmut, die bis ins Kleinste hinein ihre unendliche Liebe atmet: sie vereinigt in sich die schätzenswertesten Vorzüge der Frauen aller Länder und verbindet diese Mischung durch ihren Geist, diese ganze französische Pflanze, die alles belebt, erlaubt, rechtfertigt, und die Abwechslung in die Eintönigkeit eines Gefühls hineinträgt, das nur in einer Zeitform gern konjugiert wird. Die Französin liebt immer, ohne nachzulassen oder müde zu werden, in jedem Augenblick, gleichviel ob sie in Gesellschaft oder ob sie allein ist. In Gegenwart Fremder findet sie einen Tonfall, der nur in einem Ohr widerhallt; selbst ihr Schweigen ist beredt; sie weiß einen mit gesenkten Augen anzuschauen. Sind ihr gelegentlich einmal Wort- und Augensprache untersagt, so schreibt ihr Fuß ihre Gedanken in den Sand. Ist sie allein, so offenbart sie selbst

im Traum ihre Leidenschaft; kurz, sie unterwirft ihrer Liebe die ganze Welt. Die Engländerin dagegen unterwirft der Welt ihre Liebe. Sie ist durch ihre Erziehung an eiserne Zurückhaltung und das steif egoistische britische Wesen gewöhnt, von dem ich sprach; so ist es ihrem Herzen ein leichtes, sich mechanisch zu öffnen und zu schließen wie eine englische Maschine. Sie besitzt eine undurchdringliche Maske, die sie mit der größten Seelenruhe verbindet oder ablegt. Leidenschaftlich wie eine Italienerin, wenn niemand sie sieht, wird sie vornehm kühl, sobald Leute zugegen sind. Da kommen dem angebetetsten Manne Zweifel an seiner Macht, wenn er die völlige Unbeweglichkeit ihrer Züge, die unerschütterliche Ruhe ihrer Stimme, die unbedingte Sicherheit des Auftretens wahrnimmt, die der Engländerin — außerhalb des Boudoirs! — eigen ist. In solchen Augenblicken grenzt die Verstellungskunst hart an Gleichgültigkeit, die Engländerin hat alles vergessen! Fürwahr, die Frau, die ihre Liebe wie ein Kleid ablegen kann, berechtigt zur Annahme, daß sie ihre Liebe auch ebenso leicht wechseln kann. Der Stolz des Mannes bäumt sich dagegen auf, die Frau ihre Liebe so aufzunehmen, unterbrechen und wieder aufnehmen zu sehen, als wäre sie weiter nichts als eine Stieckerei! Diese Frauen sind zu sehr Herr über sich selbst, um einem ganz zu gehören; sie messen der Gesellschaft eine zu große Bedeutung bei, als daß unsere Herrschaft über sie vollkommen sein könnte. Wo die Französin den Geduldigen mit einem Blick vertröstet und ihrem Unwillen gegen Eindringlinge in hübschen Neckereien Luft macht, verharret die Engländerin in tiefem Schweigen, das reizt und beleidigt. Diese Frauen haben so sehr die Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit auf einem Piedestal zu stehen, daß die Allgewalt der Mode sich selbst auf ihre Freuden erstreckt. Wer die Zurückhaltung übertreibt, muß auch die Liebe übertreiben, so glauben wenigstens die Engländerinnen. Ihnen ist die Form alles, ohne daß die Liebe zur Form jedoch bei ihnen zum Kunstsinne wurde. Man kann sagen, was man will:

der Unterschied zwischen Protestantismus und Katholizismus erklärt den Gegensatz, der die Seele der Französin so hoch über die kühl berechnende Seele der Engländerin stellt. Der Protestantismus zweifelt, er untersucht und tötet den Glauben; er bedeutet also den Tod für die Kunst und die Liebe. Wo die Gesellschaft herrscht, müssen die Menschen, die ihr angehören, gehorchen; aber Liebende fliehen sie, ihnen ist sie unerträglich. Sie werden verstehen, wie tief ich mich gekränkt fühlte, als ich erkannte, daß Lady Dudley der Gesellschaft nicht entraten könne, und daß ihr der echt englische Umschwung von einer Verfassung zur andern so geläufig sei. Sie brachte nicht etwa der Gesellschaft ein Opfer; nein, ihr Wesen offenbarte sich von selbst in zwei entgegengesetzten Gewohnheiten. Wenn sie liebte, kannte sie keine Grenzen; keine Frau aus irgendeinem Lande wäre ihr gleich gewesen, sie war ein ganzes Serail. Aber kaum war der Vorhang auf diese zauberische Traumszene gefallen, so verlor sie selbst die Erinnerung daran. Sie erwiderte keinen Blick, kein Lächeln; sie glich der Frau des Diplomaten, die Worte und Bewegungen schön abrunden muß; ihr Gleichmut machte mich ungeduldig, ihre Förmlichkeit schien mich zu verhöhnen. So drückte sie die Liebe auf den Standpunkt eines Bedürfnisses herab, statt sie durch die Begeisterung zum Ideal zu erheben. Sie äußerte weder Furcht noch Bedauern noch Begierde; aber zur bestimmten Zeit flammte ihre Zärtlichkeit wie ein jäh entfachtes Feuer auf und schien ihre Zurückhaltung Lügen zu strafen. Welcher von diesen beiden Frauen sollte ich glauben? Aus tausend Nadelstichen blutend, fühlte ich den gewaltigen Unterschied zwischen Henriette und Arabella... Wenn Frau von Mortsauf mich einen Augenblick allein ließ, schien sie der Luft den Auftrag zu geben, mich an sie zu erinnern; während sie fortging, sprachen die Falten ihres Kleides zu meinen Augen; wenn sie wiederkam, grüßte des Kleides weiches Rascheln fröhlich mein Ohr. Unendliche Zärtlichkeit lag in der Art, wie sie die Lider senkte, wenn sie zu Boden sah.

Ihre wohl lautende Stimme war eine ununterbrochene Liebesföfung; ihre Gespräche entsprangen einem leitenden Gedanken, sie stimmte stets mit sich selbst überein; ihre Seele war nicht in zwei Welten gespalten, in eine von Feuer und eine von Eis . . . Kurz, Frau von Mortsauf setzte ihren Geist und ihr ganzes Feingefühl daran, ihre Gedanken zu äußern, sie hatte ihren Kindern und mir gegenüber eine Art geistiger Koketterie. Arabellas Verstand dagegen machte das Leben nicht angenehmer, sie brauchte ihn nicht zu meinen Gunsten, er war nur in der Gesellschaft und für die Gesellschaft vorhanden; sie war weiter nichts als spöttisch. Es machte ihr Spaß, zu zerfleischen, zu beißen, nicht um sich zu belustigen, sie folgte einfach einem Bedürfnis ihrer Natur. Frau von Mortsauf hätte ihr Glück keusch vor aller Blicken versteckt; Lady Arabella wollte ihres vor ganz Paris zur Schau tragen, und — seltsame Ironie! — sie blieb in den Grenzen der guten Sitte, während sie mit mir im Bois de Boulogne paradierte. Diese Mischung von Prahlerei und Würde, von Liebe und Kälte verletzte bald meine Leidenschaftlichkeit, bald meine Keuschheit; und da ich solch rasche Temperaturwechsel nicht vertragen konnte, litt meine Laune erheblich. Ich bebte noch vor Leidenschaft, während sie schon wieder ihre gemachte Zurückhaltung anlegte. Wenn ich mich erkühnte, mich — oh, mit wie viel rücksichtsvoller Schonung! — zu beklagen, so wandte sie ihre dreifach gewetzte Zunge gegen mich und bot mir eine Blütenlese aus prahlerischer Leidenschaftlichkeit und dem englischen ‚Scherz‘, von dem ich Ihnen eine Probe gegeben habe. Sobald wir in etwas nicht übereinstimmten, war es ihr ein Fest, mein Herz zu kränken und meinen Verstand zu demütigen; sie knetete mich wie Teig. Wenn ich ihr vorhielt, daß man in allen Dingen Maß halten solle, verzerrte sie meine Gedanken und führte sie ad absurdum. Wenn ich ihre kühle Haltung tadelte, fragte sie, ob sie mich etwa im Theater vor ‚tout Paris‘ küssen solle. Sie verpflichtete sich so ernstlich dazu, daß ich bei ihrer Sucht, von sich reden

zu machen, fürchten mußte, sie werde ihr Versprechen halten. So wahr ihre Liebe im Grunde war, hatte sie nie etwas Undächtiges, Heiliges, Tiefes, wie bei Henriette: sie war unersättlich wie sandiger Boden. Frau von Mortsauf verstand mich in jedem, dem kleinsten; im Tonsfall oder im Blick erriet sie die Regungen meiner Seele; die Marquise ließen ein Blick, ein Händedruck, ein sanftes Wort durchaus kalt. Mehr noch: das Glück des Vorabends galt ihr am Tage nichts mehr; keinerlei Beweis von Zärtlichkeit rührte sie; sie hatte ein solches Bedürfnis nach Unruhe, Lärm, nach heftigen Aufregungen, daß wahrscheinlich nichts in dieser Beziehung an ihr Ideal heranreichte; daher ihre rasenden Liebesversuche. Bei dieser ganzen überspannten Liebeslaune dachte sie an sich, nicht an mich. Der Brief der Frau von Mortsauf war das Licht, das noch in meine Tage hineinstrahlte; er zeigte, wie sehr die tugendhafteste Frau dem innersten Wesen der Französin treu sein kann; er verrieth ihre stete Wachsamkeit, ihr tiefes Verständnis für alle meine Geschicke; dieser Brief muß Ihnen bewiesen haben, wie liebevoll sich Henriette meiner materiellen Interessen, meiner politischen Beziehungen, meiner geistigen Er rungenschaften annahm; mit welcher Innigkeit sie mein Leben, soweit es ihr erlaubt war, in ihren Gedankenkreis hineinzog. In all diesen Angelegenheiten verhielt sich Lady Dudley so gleichgültig wie nur eine Bekannte. Sie erkundigte sich niemals nach meinen Geschäften, meinem Vermögen, meiner Arbeit, nach den Schwierigkeiten meiner Laufbahn, meinen feindlichen oder freundschaftlichen Beziehungen zu andern Männern. Sie war verschwenderisch, ohne freigebig zu sein, und schied Liebe und Interessen wirklich zu sehr. Henriette, das weiß ich, ohne es erfahren zu haben, hätte für mich aufzubringen gewußt, was sie für sich selbst nicht verlangte. In einer Katastrophe, wie sie oft die höchstgestellten und reichsten Männer ereilt — die Geschichte beweist es! —, hätte ich mich um Rat an Henriette gewandt; aber ich hätte mich lieber ins

Gefängnis schleppen lassen, als Lady Dudley ein Wort zu sagen.

So weit habe ich nun vom Gegensatz in den Gefühlen gesprochen; er zeigte sich aber auch in den Dingen des äußern Lebens. In Frankreich ist der Luxus eine Wesensäußerung; in ihm spiegeln sich persönliches Denken wider und selbständiges, künstlerisches Empfinden; er charakterisiert den Besitzer. Im Verkehr zweier Liebenden gibt er der kleinsten Einzelheit Wert, weil er ein Grundgedanke des geliebten Wesens ist. Aber der englische Luxus, dessen Überfeinerungen mich erst geblendet hatten, ist unpersönlich. Lady Dudley tat nichts von ihrem Wesen hinzu, die Diener machten ihn, er war gekauft. Die tausend zarten Aufmerksamkeiten, die in Elohegourde so angenehm berührten, waren in Arabellas Augen Sache der Dienerschaft; jeder Diener hatte seine Pflicht und sein Spezialgebiet. Ihrem Hausmeister lag es ob, die besten Lakaien zu wählen, genau als ob es sich um Pferde gehandelt hätte. Diese Frau trat ihren Leuten nie menschlich näher; der Tod des besten Dieners hätte sie nicht gerührt, denn um Geld konnte sie sich ja wieder einen gleichtüchtigen verschaffen. Was ihren Nächsten betraf, so habe ich nie in ihren Augen eine Träne des Mitleids für fremdes Unglück gesehen; ihre Selbstsucht war übrigens so naiv, daß man darüber lachen mußte. Die Purpurgewänder der großen Dame verhüllten ein bronzehartes Wesen. Allerdings, der reizenden Tänzerin, die sich abends auf dem Teppich rollte und all die klingenden Glöckchen ihres Liebestaumels schüttelte, der wurde es nicht schwer, einen jungen Mann mit der empfindungslosen, harten Engländerin auszuföhnen. Auch wurde mir nur ganz allmählich klar, daß ich meine Liebe auf den Stein gesät, wo sie keine Frucht tragen konnte. Frau von Mortsauf hatte dieses Wesen bei ihrer kurzen Begegnung sofort durchschaut; ich erinnerte mich ihrer prophetischen Worte. Henriette behielt in allem recht. Arabellas Liebe wurde mir unerträglich. Ich habe seitdem bemerkt, daß

fast alle Frauen, die gut reiten, wenig Gemüt haben. Es fehlt ihnen, wie den Amazonen, die Brust; ihr Herz ist an irgend-einer Stelle verhärtet.

Ich begann Urabellas Liebe als drückendes Joch zu empfinden. Ich war körperlich und seelisch ermattet. Ich sah ein, wieviel Heiligkeit ein echtes Gefühl erst der Liebe verleiht; die Erinnerung an Elohegourde verfolgte mich; trotz der Entfernung atmete ich den Duft seiner Rosen, fühlte die wohlige Wärme seiner Terrasse, hörte das Schlagen der Nachtigallen, und im schrecklichen Augenblick, wo ich unter mir das steinige Bett des verrauschenden Gießbaches erblickte, da ward mir ein Schlag versetzt, der jetzt noch in meinem Leben widerhallt, denn zu jeder Stunde findet er ein Echo in mir. Ich arbeitete im Kabinett des Königs, der um vier Uhr ausgehen sollte; der Herzog von Lenoncourt hatte den Hofdienst. Als er ihn eintreten sah, erkundigte sich der König nach dem Befinden der Gräfin. Ich warf jäh den Kopf zurück. Der König nahm Anstoß an dieser Bewegung und warf mir einen der Blicke zu, die gewöhnlich scharfe Verweise einleiteten, wie er sie so gut zu erteilen wußte.

„Majestät, meine Tochter liegt im Sterben,“ antwortete der Herzog. „Wollen Euer Majestät mir gütigst einen Urlaub gewähren?“ sagte ich mit Tränen in der Stimme, ohne seines drohenden Bornes zu achten. „Eilen Sie, Mylord!“ antwortete er und lächelte über die feinspöttische Spitze, die er jedem seiner Worte gab; so ersparte er mir, weil er geistreich sein konnte, einen Verweis.

Der Herzog, der mehr Höfling als Vater war, bat nicht um Urlaub; er stieg in die königliche Karosse und begleitete den Herrscher. Ich brach auf, ohne Abschied von Lady Dudley zu nehmen: sie war zum Glück ausgegangen, und ich schrieb ihr, daß ich im Dienste des Königs verreist sei. An der Croix-de-Berny begegnete ich Seiner Majestät, die von Verrières zurückkam. Während der König einen Strauß, der ihm ge-

reicht wurde, zu seinen Füßen hinfallen ließ, warf er mir einen erdrückenden Blick tieffter Ironie zu, der zu sagen schien: „Wenn du es in der Politik zu etwas bringen willst, so komme bald zurück. Halte dich nicht dabei auf, mit den Toten zu parlamentieren!“ Der Herzog winkte mir melancholisch mit der Hand zu. Die zwei pomphaften achtspännigen Karossen, die goldbetreßten Obersten, in große Staubwirbel gehüllt, rasten an mir vorbei, während die Menge „Vive le roi!“ rief. Es war mir, als sei der Hof über die Leiche Frau von Mortsauf hinweggesprengt, mit der Gefühllosigkeit, welche die Natur für unser Unglück übrig hat. Obwohl der Herzog ein trefflicher Mann war, würde er wahrscheinlich, nachdem der König sich zurückgezogen hatte, eine Partie Whist mit dem Bruder des Königs spielen. Und die Herzogin — hatte längst den ersten Schlag gegen die Tochter geführt, indem sie ihr als einzige von Lady Dudley sprach.

Meine überstürzte Reise glich einem Traum; aber dem Traum eines glücklosen Spielers. Ich war verzweifelt darüber, keine Nachrichten erhalten zu haben. Hatte der Beichtvater die Strenge so weit getrieben, mir den Zutritt zu Elohegourde zu verweigern? Ich beschuldigte in meinem Innern Madeleine und Jacques, den Abbé de Dominis, alle, ja selbst Herrn von Mortsauf. Hinter Tours, bei den St.=Sauveur=Brücken, als ich den pappelgesäumten Weg nach Poucher einschlug, den ich früher auf meiner Suche nach meiner Unbekannten so sehr bewundert hatte, traf ich Herrn Origet. Er erriet, daß ich nach Elohegourde ginge, ich, daß er von dort komme. Wir ließen jeder unsern Wagen halten und stiegen aus, um Nachrichten einzuholen, er, um sie mir zu geben.

„Nun, wie geht es Frau von Mortsauf?“ fragte ich. „Ich glaube nicht, daß Sie sie noch am Leben finden,“ antwortete er. „Sie stirbt eines schrecklichen Todes, sie verhungert! Als sie mich im verflossenen Juni rufen ließ, konnte schon keine Kunst mehr die Krankheit bekämpfen. Sie wies die schreck=

lichen Symptome auf, die Herr von Mortsauf Ihnen wohl geschildert hat, weil er sich einbildete, sie selbst zu haben. Die Gräfin stand damals nicht unter dem vorübergehenden Einfluß einer durch innere Kämpfe hervorgerufenen Erschütterung, die der Arzt leiten und zum Bessern wenden kann; auch litt sie nicht an einer eben erst einsetzenden Krise, die sich wieder gutmachen läßt; nein, die Krankheit war schon auf einem Punkte angelangt, wo alle Kunst umsonst ist. Ihr Zustand ist die unabwehbare Folge eines tiefen Kammers, wie eine tödliche Wunde die Folge eines Dolchstiches ist. Ihr jetziger Zustand ist durch die Lähmung eines Organs hervorgerufen, dessen Funktionen für das Leben ebenso unentbehrlich sind wie die des Herzens. Der Kummer hat wie ein Dolchstich gewirkt. Glauben Sie mir: Frau von Mortsauf stirbt an einer verborgenen Seelenqual!" „An einer verborgenen . . .?" sagte ich; „sind ihre Kinder nicht krank gewesen?" „Nein," sagte er und sah mich bedeutungsvoll an, „und seit ihr Leben ernstlich bedroht ist, hat Herr von Mortsauf sie nicht mehr gequält. Ich kann nichts mehr tun. Herr Deslandes aus Azay genügt; es gibt kein Heilmittel, und die Schmerzen sind furchtbar. Reich, jung und schön sein — und abgezehrt, vom Hunger gealtert sterben! Denn sie wird Hungers sterben. Seit vierzig Tagen ist ihr Magen wie verschlossen und weist jegliche Nahrung ab."

Herr Origet drückte die Hand, die ich ihm reichte. Er hatte sie mit fast respektvoller Gebärde gefordert.

„Mut, mein Herr!" sagte er und wandte den Blick gen Himmel.

Seine Worte drückten Mitleid aus für Leiden, die er mit mir zu teilen glaubte; er ahnte nicht, daß er mir Gift gereicht hatte. Ich eilte in meinen Wagen und versprach dem Kutscher ein gutes Trinkgeld, wenn er rechtzeitig ankäme.

Trotz meiner Ungeduld glaubte ich den Weg in wenigen Minuten zurückzulegen, so sehr war ich in bittere Betrachtungen vertieft, die einander in meiner Seele jagten. Sie stirbt vor

Kummer, und ihren Kindern geht es gut; sie stirbt durch meine Schuld! Mein strafendes Gewissen sprach mir die vernichtenden Urtheile, die während des ganzen Lebens und manchmal darüber hinaus nachhallen. Welche Ohnmacht in der menschlichen Gerechtigkeit! Sie rächt nur offenkundige Vergehen. Weshalb trifft der Tod oder die Schmach den Mörder, der mit einem Schlage tötet, der uns großmütig im Schlafe überrascht und dem ewigen Schlummer überantwortet, oder der unvermutet zuschlägt und einem den Todeskampf erspart? Warum ist ein glückliches Leben, warum die Achtung aller dem Mörder beschieden, der tropfenweise Gift in die Seele träufelt und das Leben langsam untergräbt, ehe er es ganz vernichtet? Wie viel ungerächte Morde, wie viel Nachsicht für elegante Verbrechen, wie viel Freisprechungen für den Totschlag, der durch seelische Verfolgung verursacht wird! Ich weiß nicht, welche rächende Hand plötzlich den bemalten Vorhang hob, der die Gesellschaft verdeckt. Ich sah in Gedanken verschiedene der Opfer, die Ihnen ebenso bekannt sind wie mir: Frau von Beau-séant, die wenige Tage vor meiner Abreise sterbend in die Normandie zurückreiste! Die Herzogin von Langeais, die arme Verrathene! Lady Brandon, die in der Touraine ankam und dort in dem schlichten Hause starb, wo Lady Dudley zwei Wochen weilte, getötet, Sie wissen, durch welche schreckliche Katastrophe! Unsere Zeit ist reich an solchen Beispielen. Wer kennt nicht die arme junge Frau, die sich vergiftet hat, weil die Eifersucht sie zwang, die vielleicht auch Frau von Mortsauß tötete! Wen hat das Geschick des reizenden jungen Mädchens nicht bewegt, das gleich einer vom vergifteten Insekt zerstochnen Blume in zweijähriger Ehe zugrunde gegangen ist als Opfer ihrer keuschen Unwissenheit, als Opfer eines Elenden, dem Ronquerolles, Montriveau, de Marsay die Hand reichen, weil er ihren politischen Plänen dient! Wer hat nicht gezittert bei dem Bericht von den letzten Augenblicken jener Frau, die keine Bitte zu beugen vermochte und die nie ihren Mann hat wiedersehen

wollen, nachdem sie großmütig seine Schulden bezahlt hatte? Hat Frau d'Aglemont nicht den Tod von nahem gesehen, und würde sie ohne die Fürsorge meines Bruders noch leben? Welt und Wissenschaft sind Mitwisser der Verbrechen, für die es keinen Gerichtshof gibt. Es scheint, als stürbe niemand an Kummer, an Verzweiflung, an Liebe, an verborgenem Elend, an vergeblich gehegten Hoffnungen, die immer wieder gepflanzt und dann entwurzelt werden. Die moderne Namengebung hat raffinierte Bezeichnungen, um alles zu erklären, wie ‚gastrisches Fieber‘, ‚Herzbeutelentzündung‘ und die tausend Frauenleiden, deren Namen man sich ins Ohr flüstert; das sind Freibriefe für die Särge, die von erheuchelten Tränen begleitet werden, Tränen, welche die Hand des Notars gar bald abwischt. Liegt solchem Unglück ein Gesetz zugrunde, das wir nicht kennen? Muß der Hundertjährige notgedrungen den Erdboden mit Leichen besät und ihn ringsum verödet haben, um sich selbst so hoch zu erheben, wie der Millionär sich die Arbeit von einer Unzahl von Kleinindustrien zunutze macht? Gibt es ein starkes giftiges Lebensprinzip, das sanfte und zarte Geschöpfe verschlingt? Gott, gehörte denn auch ich zu dieser Tigerrasse? Reue umklammerte mein Herz mit ihren brennenden Fingern, und meine Wangen waren von Tränen überronnen, als ich in die Avenue von Elohegourde einbog an einem regnerischen Oktobermorgen, der das welke Pappellaub von den Bäumen ablöste, die auf Henriettes Geheiß gepflanzt worden waren. O diese Allee, wo sie mit dem Taschentuch gewinkt hatte, als wolle sie mich zurückrufen! Lebte sie noch? Würde ich ihre beiden weißen Hände auf meinem gebeugten Haupte ruhen fühlen? In einer Sekunde zahlte ich all die Freuden ab, die mir Lady Arabella gespendet hatte, und fand sie teuer erkauft. Ich schwor, sie nie wiederzusehen, und faßte einen Haß gegen ganz England. Obwohl Lady Dudley nur eine Abart des Typus war, schloß ich alle Engländerinnen in mein finsternes Gericht ein.

Als ich nach Clohegourde kam, erhielt ich einen neuen Schlag. Ich fand Jacques, Madeleine und den Abbé de Dominis am Fuß eines Holzkreuzes kniend, das in der Ecke eines Feldes stand und das bei der Anlegung eines neuen Gitters mit in die Umfriedigung hineingenommen worden war. Weder der Graf noch die Gräfin hatten das Kreuz entfernen wollen. Ich sprang aus meinem Wagen und eilte mit tränenüberströmtem Antlitz auf die Betenden zu; mein Herz stand still beim Anblick dieser beiden Kinder und des ernstesten Geistlichen, die alle Gott anflehten. Der alte Vorreiter stand in einiger Entfernung mit entblößtem Haupt.

„Nun?“ sagte ich zum Abbé de Dominis, während ich Jacques und Madeleine auf die Stirn küßte. Sie warfen mir einen kalten Blick zu, ohne ihr Gebet zu unterbrechen.

Der Abbé stand auf, ich stützte mich auf seinen Arm und fragte: „Lebt sie noch?“ Er nickte bejahend voll sanfter Trauer. „Sprechen Sie, ich flehe Sie an, um unseres leidenden Heilandes willen! Warum beten Sie hier am Fuß des Kreuzes? Warum sind Sie nicht bei ihr? Warum sind die Kinder an einem so kalten Morgen draußen? Sagen Sie mir alles, damit ich nicht aus Unwissenheit ein Unglück anrichte!“ „Seit mehreren Tagen will die Gräfin ihre Kinder nur noch zu bestimmten Stunden sehen. Vielleicht“, fuhr er nach einer Pause fort, „sollten Sie einige Stunden warten, ehe Sie Frau von Mortsauf wiedersehen; sie ist sehr verändert! Aber man muß sie auf dieses Wiedersehen vorbereiten, Sie könnten ihre Schmerzen vermehren... Der Tod — der Tod wäre eine Wohltat für sie.“

Ich drückte die Hand dieses frommen Mannes, dessen Blick und Stimme fremde Wunden linderten, statt sie aufzureißen.

„Wir beten hier alle für sie,“ fuhr er fort, „denn sie, die Heilige, die Ergebene, die Todesbereite, empfindet seit einigen Tagen ein geheimes Grauen vor dem Tode; sie wirft auf alle, die von Leben strotzen, zum erstenmal Blicke, die finstere Ge-

fühle des Neides verraten. Ihr Delirium rührt, glaube ich, weniger von Todesfurcht her, als von einem innern Taumel, von den welken Blüten ihrer Jugend, die gärend verdorren. Ja, der Böse ringt mit dem Himmel um diese schöne Seele. Die Gräfin kämpft ihren Kampf im Garten Gethsemane; sie weint über die weißen Rosen, die ihr Haupt — wie das einer andern Jephthastochter — umkränzten und die, eine nach der andern, zur Erde gesunken sind. Warten Sie, zeigen Sie sich noch nicht! Sie brächten für sie etwas vom Glanz des Hofes mit; auf Ihren Zügen würde sie einen Abglanz weltlicher Feste sehen und in erneute Klagen ausbrechen. Haben Sie Mitleid mit einer Schwäche, wie sie Gott selbst seinem menschengewordenen Sohne verziehen hat. Was für ein Verdienst wäre es übrigens, ohne Gegner zu siegen? . . . Erlauben Sie, daß ihr Beichtvater oder ich, zwei verfallene Greise, deren Anblick sie nicht schmerzt, daß wir sie auf die unerwartete Begegnung mit Ihnen und auf Erregungen vorbereiten, die ihr der Abbé Bironneau untersagt hatte. Aber in allen Dingen dieser Welt läßt sich eine göttliche Fügung nachweisen, ein frommes Auge erkennt sie; und wenn Sie hierhergekommen sind, so hat Sie vielleicht einer der himmlischen Sterne geleitet, die in der geistlichen Welt strahlen und die zum Grabe wie zur Krippe führen."

Er sagte mir, daß seit sechs Monaten die Leiden der Gräfin mit jedem Tage schlimmer würden, trotz der Bemühungen Origets. Zwei Monate lang war der Arzt jeden Abend nach Clohegourde gekommen, um dem Tod seine Beute zu entreißen; denn die Gräfin hatte gesagt: „Retten Sie mich!"

„Aber um den Leib zu heilen, hätte man erst das Herz gesund machen müssen!“ hatte eines Tages der alte Arzt ausgerufen.

„Je weiter die Krankheit fortschreitet, desto bitterer werden die Worte dieser sanften Frau,“ sagte der Abbé de Dominis. „Sie schreit zur Erde, sie solle sie festhalten, statt zu Gott zu

schreien, er möge sie zu sich nehmen. Dann bereut sie, gegen des Höchsten Beschlüsse gemurrt zu haben. Dieser Zwiespalt zerreißt ihr das Herz; es ist ein schrecklicher Kampf zwischen Fleisch und Geist, und oft siegt das Fleisch... „Ihr kommt mir teuer zu stehen,“ hat sie eines Tages zu Madeleine und Jacques gesagt und sie von ihrem Lager weggestoßen. Aber im selben Augenblick führte mein Anblick sie zu Gott zurück, und sie sagte Fräulein Madeleine diese Engels Worte: „Das Glück anderer wird die Freude derer, die selbst nicht mehr glücklich sein können“, — und ihr Ton war so herzerreißend, daß ich meine Augen feucht werden fühlte. Sie fällt, das ist wahr, aber nach jedem Fehltritt erhebt sie sich höher gen Himmel.“

Ich war niedergeschlagen von all diesen Hiobs-posten, die das Geschick mir sandte und die in dieser großen Leidenssymphonie durch schmerzliche Modulationen zum Trauerthema, zum Schrei der sterbenden Liebe hinführten; ich rief aus: „Glauben Sie, daß diese schöne, abgemähte Lilie im Himmel neu erblühen wird?“ „Sie haben sie noch als Blume hier verlassen,“ antwortete er, „aber Sie werden sie wiederfinden — verzehrt, im Feuer der Leiden gereinigt und licht wie ein Diamant, der in der Asche vergraben ist. Ja, dieser leuchtende Geist, dieser himmlische Stern wird strahlend aus den Wolken hervortreten und ins Reich des Lichts eingehen.“

Ich drückte diesem Gottesmann die Hand, mein Herz floß über von Dankbarkeit. Da streckte der Graf sein völlig weißes Haupt zum Fenster hinaus. Er kam überrascht auf mich zugeeilt.

„Sie hat wahr gesprochen! Da ist er! — ‚Felix, Felix, da kommt Felix!‘ hat Frau von Mortsauf geschrien... Mein Freund,“ sagte er mit schreckenswirrem Blick, „der Tod ist da. Warum hat er nicht einen alten Narren wie mich gepackt, den er doch schon verwüstet hatte?“

Ich ging auf das Schloß zu und raffte meine ganze Kraft zusammen. Aber auf der Schwelle des langen Flurs, der vom

Rasenplatz durch das ganze Haus bis zur Treppe führte, faßte mich der Abbé Birotteau ab. „Die Gräfin bittet Sie, ein wenig zu warten,“ sagte er.

Ich blickte um mich und sah die Leute kommen und gehen, alle geschäftig, schmerztrunken und auch wohl überrascht über die Befehle, die Manette ihnen erteilte.

„Was gibts?“ fragte der Graf, über den Trubel erschreckt, einmal aus Furcht vor dem traurigen Ereignis, dann auch aus angeborener Angstlichkeit. „Die Laune einer Kranken,“ antwortete der Abbé. „Frau Gräfin will den Herrn Vicomte so nicht empfangen. Sie spricht von Toilette machen: wozu sich ihr widersetzen?“

Manette holte Madeleine, und wir sahen das junge Mädchen einige Augenblicke, nachdem sie eingetreten war, wieder herauskommen. Wir fünf, Jacques und sein Vater, die beiden Abbés und ich, gingen schweigend auf dem Rasenplatz auf und ab, am Haus entlang und noch weiter hinaus. Ich blickte nach Montbazou und Azay hinüber, sah das herbstliche Tal, dessen Trauergewand jetzt wie bei jeder Gelegenheit meinen innersten Gefühlen entsprach. Plötzlich bemerkte ich die liebe Kleine, die nach den letzten Herbstblumen suchte und sie pflückte, wahrscheinlich um Sträuße zu winden. Als ich bedachte, was diese Antwort auf meine Liebesbemühung zu bedeuten habe, fühlte ich mich zutiefst erschüttert. Ich schwankte, mein Blick verschleierte sich, und die beiden Abbés, die neben mir hergingen, trugen mich an den Rand einer Terrasse, wo ich einige Augenblicke wie gebrochen, aber nicht völlig besinnungslos liegen blieb.

„Armer Felix!“ sagte der Graf. „Sie hatte verboten, Ihnen zu schreiben. Sie weiß wohl, wie lieb Sie sie haben.“

Obwohl ich mich auf alles gefaßt gemacht hatte, war meine Kraft bei einer kleinen Aufmerksamkeit zusammengebrochen, die alle meine Glückserinnerungen zusammenfaßte.

„Da ist nun“, dachte ich, „diese Heide, dürr wie ein Skelett,

von grauem Licht erhellt; in ihrer Mitte steht ein einsamer Blütenbusch, den ich früher auf meinen Gängen nicht ohne unheilahnendes Beben bewunderte.' — Das ist das Bild dieser düstern Stunde. Alles war unheimlich in dem ehemals so lebendigen, so heitern kleinen Herrnsitz; alles weinte, alles zeugte von Verzweiflung und Verlassenheit. Die Alleen waren nur halb geharkt, die begonnenen Arbeiten waren liegen geblieben, die Arbeiter starrten nach dem Schlosse hin. Obwohl es Weinlesezeit war, hörte man weder Lärm noch Stimmengewirr; die Weinberge schienen leer zu stehen, so tief war das Schweigen. Wir gingen umher wie Menschen, deren Schmerz zu tief ist, als daß sie gleichgültige Worte sprächen; wir hörten dem Grafen zu, dem einzigen, der zu reden vermochte. Nach wenigen Sätzen, welche die Gewohnheitsliebe zu seiner Frau ihm eingab, kam er bald, einem natürlichen Hange folgend, dahin, sich über die Gräfin zu beklagen. Seine Frau habe sich nie pflegen und nie auf seinen guten Rat hören wollen. Er habe zuerst die Symptome der Krankheit festgestellt, denn er habe sie an sich selbst studiert und bekämpft und sei ganz von selbst gesund geworden, ohne andere Hilfsmittel als gute Diät und Vermeidung jeder heftigen Erregung. Er hätte wohl auch die Gräfin heilen können, aber ein Ehemann dürfe solche Verantwortung nicht auf sich nehmen, besonders wenn er seine Erfahrung in jeder Hinsicht leider verschmähte sähe. Trotz seiner Vorstellungen habe die Gräfin Herrn Driget kommen lassen; Driget, der ihn selbst seinerzeit so schlecht gepflegt habe, töte ihm jetzt seine Frau. Wenn diese Krankheit, wie man behaupte, durch übermäßige Sorgen verursacht sei, so hätte er viel mehr Grund, sie zu haben; denn was wären wohl die Sorgen seiner Frau? Die Gräfin sei glücklich und kenne weder Leid noch Schwierigkeiten. Die Vermögensverhältnisse seien dank seiner Bemühungen und seiner genialen Ideen durchaus befriedigend; auch lasse er Frau von Mortsauf in Clochegourde regieren. Seine Kinder seien wohlerzogen und gesund und gäben keiner=

lei Grund mehr zu Beängstigungen . . . Woher könne das Ubel denn wohl kommen? Und er diskutierte und äußerte abwechselnd tiefste Verzweiflung und lächerliche Beschuldigungen. Bald aber rief eine Erinnerung in ihm die Bewunderung wach, die seine edle Frau verdiente: ein paar Tränen quollen aus seinen Augen, die so lange trocken geblieben waren.

Madeleine brachte mir die Nachricht, daß ihre Mutter mich erwarte. Der Abbé Birotteau folgte mir. Das ernste junge Mädchen blieb bei ihrem Vater und sagte, die Gräfin wünsche mit mir allein zu sein, weil sie die Gegenwart mehrerer Personen zu sehr ermüden würde. Die Feierlichkeit dieses Augenblicks erzeugte in mir die Empfindung von innerer Glut und äußerer Kälte, die uns in den wichtigsten Augenblicken des Lebens niederdrückt. Der Abbé Birotteau, einer der Menschen, die Gott lieb hat, die er mit Sanftmut und Einfalt, Geduld und Milde kleidet, nahm mich beiseite.

„Mein Herr,“ sagte er, „Sie müssen wissen, daß ich mein Menschenmögliches getan habe, um diese Zusammenkunft zu verhindern. Das Seelenheil dieser Heiligen verlangte es; ich habe nur an die Gräfin, nicht an Sie gedacht. Jetzt, wo Sie die Frau wiedersehen werden, zu der Ihnen der Zutritt von den Engeln hätte verwehrt werden sollen, jetzt werde ich mich zwischen Sie beide stellen, um Frau von Mortsauf gegen Sie und vielleicht gegen sich selbst zu verteidigen. Ehren Sie ihre Schwäche! Ich bitte Sie um Mitleid für sie, nicht als Priester, sondern als bescheidener Freund, von dem Sie nicht wußten, und der Ihnen Gewissensbisse ersparen möchte. Unsere liebe Kranke stirbt tatsächlich vor Hunger und Durst. Seit heute morgen ist sie die Beute einer fieberischen Erregung, wie sie diesem schrecklichen Tode vorangeht, und ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß sie zäh am Leben hängt. Der Schrei ihres empörten Fleisches erstirbt in meinem Herzen, wo er ein sanftes Echo von früher weckt; aber Abbé de Dominis und ich haben die heilige Pflicht übernommen, der edlen Familie das Schau-

spiel dieses Todeskampfes zu ersparen. Sie alle erkennen ihren Morgen- und Abendstern nicht mehr, der Gatte, die Kinder, die Diener — alle fragen: ‚Wo ist sie?‘ — so sehr hat sie sich verändert. Bei Ihrem Anblick werden die Klagen von neuem beginnen. Unterdrücken Sie alle weltlichen Gedanken! Verzichten Sie auf die Eitelkeiten des Herzens! Seien Sie an der Gräfin Lager ein Bundesgenosse des Himmels! Diese Heilige darf nicht in einer Stunde des Zweifels sterben, mit Worten der Empörung auf den Lippen dahinscheiden.“

Ich antwortete nicht. Mein Schweigen beunruhigte den armen Beichtvater. Ich sah, ich hörte, ich ging — und war doch nicht mehr auf dieser Erde. Die Frage: ‚Was ist denn geschehen? Wie werde ich sie wiedersehen, da mich jedermann so vorsichtig vorbereitet?‘ — diese Frage weckte in mir doppelt grausame, weil unklare Befürchtungen; sie umfaßte die Gesamtheit meiner Schmerzen. Wir kamen an die Thür des Zimmers, die der Beichtvater ängstlich öffnete. Da sah ich nun Henriette in weißem Kleide, auf ihrem kleinen Sofa sitzend, vor dem Kamin, den zwei große Blumensträuße schmückten. Blumen auch auf dem Tischchen vor dem Fenster. Der grenzenlos erstaunte Ausdruck des Abbé Birotteau, als er diesen festlichen Schmuck und die Veränderung des Zimmers sah, das plötzlich sein früheres Aussehen wiedergewonnen hatte, ließ mich erraten, daß die Sterbende die ganze traurige Szenerie eines Krankenlagers aus ihrem Zimmer verbannt hatte. Sie hatte ihre letzte Lebenskraft aufgewendet, das unordentliche Zimmer instand zu setzen, um den würdig zu empfangen, den sie jetzt über alles liebte. In einer Flut von Spitzen erschien ihr abgemagertes Gesicht, das die grünliche Blässe einer Magnoliablüte hatte, wie auf einer gelben Leinwand die ersten Umrisse der Kreidezeichnung eines geliebten Antlitzes; aber um nachfühlen zu können, wie tief sich die Geierklaue in mein Herz einbohrte, müssen Sie sich in dieser Skizze die Augen völlig ausgeführt und voller Leben denken; es waren tiefliegende Augen,

die in dem erloschenen Gesicht in ungewohntem Glanze leuchteten. Sie besaß nicht mehr die ruhige Majestät, die ihr sonst stets der über Leiden davongetragene Sieg verlieh. Ihre Stirn, der einzige Theil des Gesichts, der seine schöne Form bewahrt hatte, zeugte von kampflustiger Kühnheit und verhaltenen Drohungen. Trotz der Wuchstöne ihres schmalen Gesichts strahlte es eine innere Glut aus, dem flüchtigen Goldschimmer vergleichbar, der an heißen Tagen über den Feldern schwebt. Ihre hohlen Schläfen, ihre eingefallenen Wangen zeigten den Knochenbau ihres Kopfes, und das Lächeln der weißen Lippen glich entfernt dem Grinsen des Todes. Das auf der Brust überkreuzte Kleid verriet die Magerkeit ihrer einst so schönen Büste. Ihr Gesichtsausdruck sagte genug: sie wußte, daß sie verändert war; es war Verzweiflung in ihrem Blick. Das war nicht mehr meine liebreizende Henriette, noch die erhabene und heilige Frau von Mortsau. Sie schien nur noch das namenlose Etwas, von dem Bossuet spricht, das mit dem Nichts rang und das Hunger und getäuschte Hoffnungen in den Verzweiflungskampf gegen den Tod trieben. Sie erriet meine schmerzliche Überraschung gerade, weil ich mich bemühte, sie zu verbergen. Ihre farblosen Lippen verzogen sich über ihren hungrigen Zähnen zu einem erzwungenen Lächeln, wie es die Ironie der Rache, die Erwartung der Freude, die Trunkenheit der Seele und die Wut der Enttäuschung findet.

„Das ist mein Tod, mein armer Felix,“ sagte sie, „und Sie lieben den Tod nicht. Der schreckliche Tod! Der Tod, vor dem jedes Geschöpf, selbst der unerschrockenste Liebhaber zurückbebt! Hier hört die Liebe auf, ich wußte es wohl. Lady Dudley wird Sie nie über ihr verändertes Aussehen erstaunt sehen. Ach, warum habe ich Sie so sehr herbeigesehnt, Felix — nun sind Sie endlich gekommen, und ich lohne Ihnen dieses Opfer mit dem furchtbaren Schauspiel, das den Grafen von Rancé zum Trappisten machte, — ich, die ich doch in Ihrer Erinnerung schön und groß bleiben wollte, die ich wie eine unverwelkliche Lilie

dort leben wollte . . . Ich nehme Ihnen Ihren Traum. Wahre Liebe berechnet nicht; aber fliehen Sie nicht, bleiben Sie! Herr Origet hat mich heute morgen viel wohler gefunden; ich werde zum Leben zurückkehren, ich werde unter Ihren Blicken gefunden. Und wenn ich erst ein wenig gekräftigt bin und etwas Nahrung zu mir nehmen kann, werde ich wieder schön; ich bin ja kaum fünfunddreißig Jahre alt, ich kann noch viele schöne Jahre verleben. Das Glück macht wieder jung, ich will das Glück kennen! Ich habe wonnige Pläne geschmiedet. Wir lassen sie hier in Elohegourde und reisen zusammen nach Italien."

Tränen traten in meine Augen, ich wandte mich zum Fenster, als wollte ich die Blumen bewundern. Der Abbé Birotteau stürzte auf mich zu und beugte sich über den Strauß. „Keine Tränen!“ flüsterte er mir ins Ohr.

„Henriette, lieben Sie denn unser schönes Tal nicht mehr?“ sagte ich, um meine unvermittelte Bewegung zu begründen. „Doch!“ antwortete sie und führte mit einer kosenden Bewegung ihre Stirn an meine Lippen, „aber ohne Sie ist es mir verderblich . . . Ohne dich!“ verbesserte sie sich und streifte meine Ohren mit ihren heißen Lippen, um die zwei Worte wie zwei Seufzer hineinzuhauchen.

Ich war entsetzt über diese leidenschaftliche Liebkosung, die den schrecklichen Reden der beiden Abbés recht gab. In diesem Augenblick zerrann mein Staunen, ich konnte wieder klar denken; aber mein Wille war nicht stark genug, um das nervöse Zucken zu unterdrücken, das mich während dieser ganzen Szene nicht verließ. Ich hörte hin, ohne zu antworten, oder vielmehr: ich antwortete mit einem starren Lächeln und beifälligem Nicken, um sie nicht zu reizen. Ich ging mit ihr um, wie eine Mutter mit ihrem Kind. Nachdem mir die Wandlung in ihrem Wesen aufgefallen war, bemerkte ich, daß die Frau, die früher so hoheitsvoll und erhaben war, in ihrem Verhalten, in ihrer Stimme, ihrem Benehmen, ihren Blicken, in Worten und Gedanken die naive Unwissenheit eines Kindes äußerte, seine

unschuldige Anmut, seinen Drang nach Bewegung und seine tiefe Sorglosigkeit gegen alles, was nicht sein Begehren oder es selbst ist, kurz, alle Schwächen, die das Kind dem Schutz der Erwachsenen empfehlen. Ist es bei allen Sterbenden so? Legen sie alle die gesellschaftlichen Verkleidungen ab, die das Kind noch nicht angelegt hat? Oder ließ die Gräfin am Rande der Ewigkeit von allen menschlichen Gefühlen nur noch die Liebe gelten, und drückte sie wie Elhloe deren sanfte Unschuld aus?

„Wie früher werden Sie mich der Gesundheit zurückgewinnen, Felix, und mein Tal wird mir wohlthun. Wie sollte ich das nicht essen, was Sie mir reichen! Sie sind ein so guter Krankenpfleger, und dann sind Sie so strotzend von Kraft und Gesundheit, daß Ihre Lebenswucht ansteckend wirken muß. Mein Freund, beweisen Sie mir doch, daß ich nicht sterben kann; nicht, um alles betrogen, sterben kann! Sie glauben alle, daß der Durst mir die heftigsten Schmerzen verursache; o ja, ich leide brennenden Durst, mein Freund, es tut mir weh, das Wasser der Indre zu sehen; aber mein Herz ist von brennenderem Durst verzehrt: mich dürstet nach dir!“ sagte sie mit erstickter Stimme und nahm meine Hände in die ihren, glühenden, und zog mich an sich, um mir diese Worte ins Ohr zu flüstern. „Meine Todespein war, dich nicht zu sehen! Hast du mir nicht befohlen, zu leben! Ich will auch reiten lernen, ich will alles kennen: Paris, Feste, Freuden!“

Ach, Natalie! dieser jammervolle Schrei, den die Grobheit der Sinne aus der Entfernung kalt erscheinen läßt, gellte in des alten Priesters und meinen Ohren: der Klang dieser herrlichen Stimme malte die Kämpfe eines ganzen Lebens, die Seelenpein einer wahren, getäuschten Liebe. Die Gräfin stand ungeduldig auf, wie ein Kind, das nach einem Spielzeug verlangt. Als der Beichtvater sein Beichtkind in diesem Zustande sah, fiel der arme Mann plötzlich auf die Knie, faltete die Hände und murmelte Gebete.

„Ja leben!“ sagte sie und hieß mich aufstehen, um sich auf mich zu stützen, „von Wirklichkeiten, nicht von Lügen leben! Alles in meinem Leben war Lüge! Ich habe sie in den letzten Tagen gezählt, diese Betrügereien. Ist es möglich, daß ich sterbe, ich, die ich nie gelebt habe? Ich, die ich nie jemanden in der Heide abgeholt habe!“ Sie hielt inne, schien zu lauschen und spürte durch die Wände irgendeinen Geruch. „Felix, die Wingerinnen essen jetzt, und ich, ich, die Herrin,“ sagte sie mit Kinderstimme, „ich leide Hunger. So ist es auch mit der Liebe. Die dort sind glücklich.“

„Krisie eleison!“ sagte der arme Abbé, der mit gefalteten Händen, den Blick nach oben gerichtet, seine Litaneien betete.

Sie warf ihre Arme um meinen Hals, küßte mich leidenschaftlich, preßte mich an sich und sagte: „Sie entrinnen mir nicht mehr. Ich will geliebt sein! Ich werde Thorheiten begehen wie Lady Dudley. Ich werde Englisch lernen, um recht gut ‚My Dee‘ sagen zu können.“

Sie nickte mir mit dem Kopf zu, wie früher, wenn sie mich allein ließ und mir bedeuten wollte, daß sie gleich wiederkäme.

„Wir essen zusammen,“ sagte sie. „Ich will Manette benachrichtigen . . .“ Ein Ohnmachtsanfall unterbrach sie; ich legte sie völlig angekleidet aufs Bett. „Sie haben mich schon einmal so getragen,“ sagte sie, als sie die Augen aufschlug. Sie war sehr leicht, aber vor allem sehr fieberisch. Während ich sie trug, fühlte ich, daß ihr ganzer Körper glühte. Herr Deslandes trat ein und war erstaunt, das Zimmer so geschmückt zu finden; aber mein Anblick schien ihm alles zu erklären. „Man leidet viel, bis man stirbt,“ sagte sie mit veränderter Stimme.

Er setzte sich, befühlte den Puls der Kranken, stand rasch auf, sprach leise zum Priester und ging hinaus. Ich folgte ihm.

„Was wollen Sie tun?“ fragte ich. „Ihr einen furchtbaren Todeskampf ersparen,“ sagte er. „Wer hätte so viel Zähigkeit erwarten können? Daß sie überhaupt noch lebt, können wir

uns nur durch die Art, wie sie immer gelebt hat, erklären. Das ist der einundzwanzigste Tag, daß die Gräfin weder gegessen, noch getrunken, noch geschlafen hat."

Herr Deslandes rief Manette, der Abbé Birotteau führte mich in den Garten.

"Wir wollen den Arzt handeln lassen," sagte er. "Mit Manettes Hilfe wird er sie in einen Opiumrausch hüllen . . . Nun, Sie haben es gehört . . . wenn man sie überhaupt für diese Wahnsinnsregungen verantwortlich machen kann."

"Nein," sagte ich, "das ist sie nicht mehr."

Ich war vor Schmerz ganz verblödet, mit jedem Augenblick nahmen die Einzelheiten dieser Szene größere Dimensionen an. Ich lief durch die kleine untere Tür der Terrasse und setzte mich in das Boot, um mich zu verbergen und allein an meinen Gedanken zu zehren. Ich suchte mich loszureißen von der Kraft, die doch mein Leben selbst war: ein Martyrium, das dem gleicht, das Tataren über Ehebrecher verhängen . . . Sie legen ein Glied des Schuldigen in einen Stock und geben ihm ein Messer. Er muß es abschneiden, wenn er nicht verhungern will. Mein Leben war verfehlt. Die Verzweiflung gab mir die widersinnigsten Gedanken ein. Bald wollte ich mit ihr sterben, bald mich in der Meilleraye, einem neu gegründeten Trappistenkloster, einschließen. Mein getrübter Blick sah die äußern Dinge nicht mehr; ich betrachtete die Fenster des Zimmers, wo Henriette litt, und glaubte das Licht zu sehen, das in der Nacht leuchtete, wo ich mich ihr verlobte. Hätte ich nicht das einfache Leben führen sollen, das sie mir geraten hatte, mich in meiner politischen Arbeit ihr bewahren sollen? Hatte sie mir nicht befohlen, ein großer Mann zu werden, um mich vor niedern und schmachlichen Leidenschaften zu schützen, die ich nun, wie alle Männer, kosten mußte? War Keuschheit nicht eine vornehme Auszeichnung, die ich mir nicht zu bewahren gewußt hatte? Die Liebe, wie sie Arabella verstand, widerte mich an. Als ich gerade mein gebeugtes Haupt erhob und mich fragte, woher mir in

Zukunft Licht und Hoffnung kommen sollten, welches Interesse ich noch am Leben hätte, zitterte plötzlich ein leises Geräusch durch die Luft; ich wandte mich zur Terrasse und sah dort Madeleine allein langsamen Schrittes auf und ab gehen. Ich ging hinauf, um das liebe Kind zu fragen, weshalb sie mich am Fuß des Kreuzes so kalt angeblickt hätte. Sie hatte sich auf eine Bank gesetzt. Als sie mich auf sich zukommen sah, stand sie auf und tat, als ob sie mich nicht bemerkt hätte; sie wollte nicht mit mir allein sein. Ihr Gang war eilig, er sagte genug.

Sie haßte mich. Sie floh den Mörder ihrer Mutter. Als ich über die Terrassen nach Clochegourde zurückkam, sah ich Madeleine wie eine Statue unbeweglich stehen und auf den Hall meiner Schritte lauschen. Jacques saß auf einer Stufe, und seine Haltung bekundete dieselbe Gleichgültigkeit, die mir schon bei unsern gemeinsamen Spaziergängen aufgefallen war und mir Gedanken nahegelegt hatte, wie man sie zunächst in einen Winkel der Seele zurückdrängt, um sie dann später hervorzuholen und in aller Ruhe zu erforschen. Ich habe bemerkt, daß junge Leute, die den Keim des Todes in sich tragen, gegen Sterbeszenen unempfindlich sind. Ich wollte diese verschlossene Seele befragen. Hatte Madeleine ihre Gedanken für sich behalten, hatte sie ihren Haß auf Jacques übertragen?

„Du weißt,“ sagte ich, um eine Unterhaltung einzuleiten, „daß du an mir den treuesten aller Brüder hast.“ „Ihre Freundschaft ist mir nutzlos, ich werde meiner Mutter folgen,“ sagte er und warf mir einen schmerzschenen Blick zu. „Jacques!“ rief ich, „auch du?“ Er hustete, entfernte sich von mir, und als er wiederkam, zeigte er mir sein blutiges Taschentuch. „Verstehen Sie das?“ sagte er.

So hatte jeder von ihnen sein tragisches Geheimnis. Später bemerkte ich, daß Bruder und Schwester einander auswichen. Kaum war Henriette tot, so fiel in Clochegourde alles in sich zusammen.

„Madame schläft!“ verkündete Manette, beglückt, daß die Gräfin nicht mehr litt.

In solch schrecklichen Augenblicken, deren unvermeidliches Ende jedermann absehen kann, wird man unzurechnungsfähig. Man glaubt an jeden Schimmer, der Hoffnung verspricht. Minuten sind Jahrhunderte, die man möglichst angenehm ausfüllen möchte. Man wünscht, die Kranken könnten auf Rosen ruhen, man möchte ihre Leiden auf sich nehmen und fleht, daß sie von ihrem letzten Seufzer nichts wissen.

„Herr Deslandes hat die Blumen entfernen lassen, weil sie zu stark auf Madames Nerven wirkten,“ sagte Manette.

So hatten denn die Blumen ihr Delirium verschuldet, sie war nicht verantwortlich dafür. Das Liebesleben der Natur, die Feier der Befruchtung, die Liebkosungen der Pflanzen hatten sie mit ihren Düften berauscht und hatten wahrscheinlich in ihr die Tränen glücklicher Liebe geweckt, die seit Henriettes Jugend warteten, daß sie vergossen würden.

„Kommen Sie doch, Herr Felix,“ sagte Manette, „sehen Sie Madame an, sie ist engelschön!“

Ich trat ins Zimmer der Sterbenden, als eben die Sonne unterging und die Dachfirste des Schlosses von Azay vergoldete. Alles war still und rein. Ein sanftes Licht erleuchtete das Lager, auf dem Henriette im Opiumschlaf ruhte. Ihr körperliches Leben war gewissermaßen aufgehoben; die Seele allein herrschte auf diesem Antlitz, die klar war wie ein schöner Himmel nach dem Sturm. Blanche und Henriette, diese beiden göttlichen Erscheinungen derselben Frau, erglänzten um so schöner, als meine Erinnerung, meine Gedanken, meine Phantasien, der Wirklichkeit nachhelfend, den Verfall der Züge wieder gutmachten; und auf ihre Züge warf die siegreiche Seele Lichtwellen, die mit der stillen Blut des Atems zusammenfloßen. Die beiden Abbés saßen am Rande des Bettes. Der Graf stand da wie vom Blitz gerührt, als er die Banner des Todes über dem geliebten Wesen wehen sah. Ich nahm auf dem

Sofa den Platz ein, wo sie gegessen hatte; dann wechselten wir alle vier Blicke, in denen Bewunderung für diese himmlische Schönheit sich mit Tränen des Schmerzes paarten. Das Licht auf ihrem Antlitz verkündete, daß Gott in einen seiner schönsten Tempel zurückgekehrt sei. Der Abbé de Dominis und ich theilten uns in einer Zeichensprache unsere Gedanken mit. Ja, die Engel hielten Wache bei Henriette; ihre Schwerter leuchteten über dieser edlen Stirn, auf der die hehre Tugend wieder thronte, auf der früher eine geradezu sichtbare Seele lag, mit der die Geister ihrer Sphäre sich unterhielten. Die Linien ihres Antlitzes verklärten sich, alles in ihr wurde größer und majestätischer unter den unsichtbaren Weihrauchbecken der Seraphim, die sie bewachten. Die grünlichen Farbtöne der körperlichen Krankheit waren einem reinen Weiß gewichen, der matten, kalten Blässe des nahenden Todes. Jacques und Madeleine traten ein: uns alle überlief ein Schauer, als Madeleine in einem Anbetungsdrang vor dem Bett niederstürzte, die Hände faltete und die erhabenen Worte rief: „Endlich wieder meine Mutter!“

Jacques lächelte; er war sicher, seiner Mutter dahin zu folgen, wohin sie ging.

„Sie erreicht den sichern Hafen,“ sagte der Abbé Birotteau.

Der Abbé de Dominis sah mich an, als wollte er fragen: „Habe ich nicht gesagt, daß der Stern leuchtend noch einmal aufginge?“

Madeleines Augen waren auf ihre Mutter geheftet; sie atmete, wenn die Mutter atmete, kaum hörbar, wie sie. Wir lauschten dem Atem der Kranken mit ängstlicher Spannung in der steten Furcht, daß dieser letzte Faden, mit dem sie noch am Leben festhielt, risse. Einem Engel gleich, der an den Pforten des Heiligtums wacht, war das junge Mädchen gespannt und gefaßt, stark und niedergebeugt zugleich. Da begannen im Dorfe die Abendglocken zu läuten. Sanfte Luftwellen trugen die schwebenden Klänge zu uns herüber, die uns verkündeten,

daß zu dieser Stunde die ganze Christenheit die Worte wiederhole, mit denen der Engel die Frau begrüßte, die alle Sünden ihres Geschlechts sühnte. An jenem Abend erschien uns das „Ave Maria“ als ein Gruß des Himmels. Die Weissagung war so unverkennbar und die Entscheidung so nahe, daß wir in Tränen ausbrachen. Das Säuseln des Abendwindes, das melodische Rascheln des Laubes, das verstummende Zwitschern der Vögel, das Summen der Insekten, die Stimmen des Wassers, der Klage-ton der Unke: die ganze Natur sagte der schönsten Lilie des Tales, ihrem schlicht ländlichen Dasein ein letztes Lebewohl. Dieses Zusammenklingen überirdischer und natürlicher Lieder bildete eine so ergreifende Abschiedshymne, daß wir von neuem zu schluchzen begannen. Die Thür stand offen, aber wir waren in diesen schrecklichen Anblick so vertieft, als wollten wir jede Einzelheit des Bildes auf ewig unserer Seele einprägen, daß wir nicht bemerkt hatten, wie die Leute im Nebenzimmer niederknieten und leise Gebete murmelten. All diese armen, vertrauenden Menschen hatten noch gehofft, ihre Herrin zu behalten, und die allzu deutliche Todesbotschaft übermannte sie. Auf einen Wink des Abbé Birotteau ging der Vorreiter hinaus, um den Priester von Saché zu holen. Der Arzt stand am Bette, ruhig wie die Wissenschaft selbst, und hielt die schlaffe Hand der Kranken; er machte dem Beichtvater ein Zeichen, um ihm zu bedeuten, daß dieser Schlaf die letzte schmerzlose Stunde sei, die dem heinggerufenen Engel auf Erden bliebe. Der Augenblick war gekommen, ihr die Letzte Ölung zu geben. Um neun Uhr wachte sie sanft auf, sah uns erstaunt, aber mild an, und wir schauten alle unsere Angebetete in der ganzen Schöne ihrer schönsten Tage.

„Mutter, du bist zu schön, um zu sterben!“ rief Madeleine; „du wirst leben und gesund sein.“ „Liebes Kind, ich werde leben, aber in dir,“ sagte sie lächelnd.

Dann umarmte die Mutter ihre Kinder, die Kinder umschlangen die Mutter: ein herzerreißender Anblick.

Herr von Mortsauf küßte seine Frau andächtig auf die Stirn. Die Gräfin errötete, als sie mich sah.

„Lieber Felix,“ sagte sie, „das ist, glaube ich, der erste und einzige Kummer, den ich Ihnen bereite. Aber vergessen Sie, was ich Armste in meinem Irresein gesagt haben mag.“ Sie reichte mir die Hand, ich führte sie an meine Lippen, da sagte sie mit ihrem anmutigen Tugendlächeln: „Wie früher, Felix?“

Wir verließen alle das Zimmer und gingen in den Salon, damit die Kranke ihre letzte Beichte ablegen könne. Ich stellte mich neben Madeleine. In Gegenwart aller konnte sie mich nicht fliehen, ohne eine Unhöflichkeit zu begehen. Aber nach der Art ihrer Mutter sah sie niemanden an; sie verharrte in tiefem Schweigen, ohne nur ein einziges Mal den Blick auf mich zu richten.

„Liebe Madeleine,“ sagte ich leise, „was haben Sie gegen mich? Weshalb diese Kälte . . . angesichts des Todes? . . .“ „Ich glaube zu hören, was meine Mutter eben jetzt sagt,“ antwortete sie. Ihre Kopfhaltung erinnerte an die Mutter Gottes von Sagres, dieser schmerzahnenden Jungfrau, die bereit ist, die Welt zu schützen, in der ihr Sohn sterben wird. „Und Sie verurteilen mich im selben Augenblick, wo Ihre Mutter mich freispricht . . . Und bin ich denn schuldig?“ „Sie, immer nur Sie!“

Ihr Ton verriet einen bewußten Haß, — den unerbittlichen Haß eines Korsen. So sind die Urteile derer, die aus Mangel an Menschenkenntnis keinerlei mildernde Umstände bei einem Verstoß gegen die Gesetze des Herzens gelten lassen. Eine Stunde verrann in tiefem Schweigen.

Der Abbé Birotteau, der die Generalbeichte der Gräfin von Mortsauf entgegengenommen hatte, trat ein; wir gingen ins Krankenzimmer zurück. Henriette hatte sich, einer Eingebung folgend, wie sie edlen Seelen eigen, die ja untereinander alle sinnesverwandt sind, in ein langes Gewand hüllen lassen, das ihr als Leichentuch dienen sollte. Wir fanden sie aufrecht

sitzend, schön im doppelten Glanz ihrer Sühne und ihrer Hoffnung. Ich sah im Kamin die schwere Asche meiner Briefe, die soeben verbrannt worden waren; dies Opfer, so sagte mir ihr Beichtvater, hatte sie erst in der Stunde des Todes bringen wollen. Sie strahlte uns alle mit ihrem alten Lächeln an. Ihre tränenfeuchten Augen sprachen von einer höchsten Offenbarung, sie sah schon die himmlischen Freuden des gelobten Landes.

„Lieber Felix,“ sagte sie, reichte mir ihre Hand und drückte die meine, „bleiben Sie! Sie sollen einer der letzten Szenen meines Lebens bewohnen, die nicht die wenigst peinliche sein wird, in der Sie aber eine große Rolle spielen.“

Sie winkte, die Thür wurde geschlossen. Auf ihre Aufforderung setzte sich der Graf; der Abbé Birotteau und ich blieben stehen. Auf Manette gestützt, stand die Gräfin auf, kniete vor dem Grafen hin und bestand darauf, in dieser Stellung zu verharren. Dann, als Manette hinausgegangen war, erhob sie das Haupt, das sie auf die Knie des erstaunten Grafen gelegt hatte.

„Obwohl ich mich Ihnen stets als treue Gattin erwiesen habe,“ sagte sie mit erstickter Stimme, „ist es möglich, daß ich meinen Pflichten nicht immer genügt habe. Ich habe eben zu Gott gefleht, mir die Kraft zu geben, Sie um Verzeihung zu bitten. Ich habe vielleicht in eine Freundschaft, die außerhalb der Familie lag, noch liebevollere Zärtlichkeit hineingetragen, als die war, die ich Ihnen schuldete. Vielleicht habe ich Sie gereizt, indem ich Ihnen den Vergleich nahelegte zwischen dieser Zärtlichkeit und diesen Gedanken und denen, die ich Ihnen widmete. Ich habe“, flüsterte sie, „eine tiefe Freundschaft empfunden, deren ganze Größe niemand, selbst der nicht, dem sie galt, ermessen hat. Obwohl ich nach menschlichem Gesetz tugendhaft geblieben und Ihnen stets eine untadelige Gattin gewesen bin, haben oft, unwillkürlich oder mir unbewußt, schlimme Gedanken mein Herz durchflogen, und ich fürchte jetzt, daß ich sie

zu bereitwillig aufnahm. Aber da ich Sie zärtlich geliebt habe und Ihre ergebene Gattin geblieben bin, da die Wolken, die meinen Himmel durchzogen, ihn nicht getrübt haben, sehen Sie mich hier mit reiner Stirn Ihren Segen erflehen. Ich werde ohne jedes Gefühl der Bitterkeit sterben, wenn ich aus Ihrem Mund ein sanftes Wort für Ihre Blanche, für die Mutter Ihrer Kinder, vernehme, wenn Sie ihr all das verzeihen, was sie sich selbst erst dann verzieh, als der höchste Richter, vor dem wir alle stehen, sie freigesprochen hatte." „Blanche, Blanche!" rief der Greis und vergoß plötzlich Tränen über das Haupt seiner Frau, „willst du mich töten?" Er hob sie mit ungewohnter Kraft zu sich empor, küßte sie andächtig auf die Stirn, und sie so haltend, sagte er: „Habe nicht ich dich um Verzeihung zu bitten? Bin nicht ich oft hart gewesen? Übertreibst du nicht deine kindlichen Gewissensbisse?" „Mag sein," antwortete sie, „aber, mein Freund, seien Sie nachsichtig gegen die Schwächen der Sterbenden! Beruhigen Sie mich! Wenn Sie an die Todespforte gelangen, werden Sie daran denken, daß ich Sie im Weggehen so gesegnet habe. Erlauben Sie, daß ich unserm Freunde hier dies Unterpfand eines tiefen Gefühls hinterlasse?" sagte sie und wies auf einen Brief auf dem Kaminsims. „Er ist jetzt mein Adoptivsohn, weiter nichts. Mein Herz, lieber Graf, macht seine Testamente, mein letzter Wille betraut diesen lieben Felix mit heiligen Pflichten. Ich glaube nicht, ihn überschätzt zu haben; sorgen Sie, daß ich Sie nicht überschätzt habe, als ich auf Ihre Erlaubnis rechnete, ihm einige Gedanken vermachen zu dürfen. Ich bin immer noch ein Weib," sagte sie und neigte mit sanfter Wehmut ihr Haupt, „und nach der Verzeihung bitte ich Sie gleich um eine Gunst... Lesen Sie das, aber erst nach meinem Tode!" wandte sie sich zu mir und reichte mir das geheimnisvolle Schreiben.

Der Graf sah seine Frau erbleichen, er nahm sie in seine Arme und trug sie auf das Bett, wo wir sie alle umringten.

„Felix," sagte sie, „ich habe vielleicht unrecht gegen Sie ge-

handelt. Ich habe Ihnen wohl Enttäuschungen bereitet, als ich Sie Freuden erhoffen ließ, vor deren Gewährung ich dann wieder zurückschrackte. Aber danke ich es nicht der Festigkeit der Gattin und der Mutter, daß ich jetzt mit allen versöhnt sterbe? So werden Sie mir auch verzeihen, Sie, der Sie mich so oft beschuldigt haben, und dessen Ungerechtigkeit mich erfreute."

Der Abbé Birotteau legte seine Finger auf ihre Lippen. Da neigte die Sterbende ihr Haupt, eine Schwäche befiel sie, sie bewegte die Hände, um zu bedeuten, daß die Geistlichen, ihre Kinder und die Dienstboten eintreten sollten. Dann wies sie mit bedeutsamer Geste auf den Grafen und auf ihre Kinder, die eben eintraten. Der Anblick dieses Vaters, dessen geheimen Wahnsinn wir allein kannten und der jetzt die Stütze dieser zarten Wesen sein sollte, legte ihr die stumme, flehentliche Bitte nahe, die wie eine heilige Glut auf die Seele fiel. Ehe sie die Letzte Dlung erhielt, bat sie ihre Leute um Verzeihung, wenn sie sie manchmal barsch behandelt hätte; sie forderte sie auf, für sie zu beten, und empfahl jeden einzelnen der Fürsorge des Grafen. Sie gestand großherzig, daß sie während der letzten Monate unchristliche Klagen geführt habe, die ihre Leute wohl hätten verletzen können, aber diesen Mangel an Unterwürfigkeit unter Gottes Willen schrieb sie ihren unerträglichen Leiden zu. Schließlich dankte sie dem Abbé Birotteau öffentlich und mit rührender Liebe dafür, daß er ihr die Nichtigkeit aller irdischen Dinge gezeigt habe. Als sie aufgehört hatte zu sprechen, begannen die Gebete. Dann gab ihr der Priester von Saché die heilige Wegzehrung. Wenige Augenblicke später stockte ihr Atem, eine Wolke sank über ihre Augen, die sich gleich wieder öffneten. Sie warf mir einen letzten Blick zu und starb vor aller Augen; vielleicht vernahm sie noch unser aller Schluchzen. Als sie ihren letzten Seufzer aushauchte, das letzte Leiden eines langen Lebens voll Leid, fühlte ich in mir einen Ruck, der mein ganzes Wesen erschütterte. Der Graf und ich blieben während der ganzen Nacht am Totenbette mit den beiden Abbés und

dem Pfester; beim Schein der Kerzen hielten wir Totenwache. Da lag sie nun friedlich auf ihrem Bette, wo sie so viel Schmerzen erduldet hatte.

Das war meine erste Berührung mit dem Tode. Während dieser ganzen Nacht wandte ich den Blick nicht von Henriette ab; ich war gebannt von dem geläuterten Ausdruck, den die Ruhe nach allen Stürmen verleiht, von der Blässe des Gesichts, zu dem ich noch mit allen meinen zärtlichen Gefühlen sprach, das aber auf meine Liebe keine Antwort mehr gab. Wie hoheitsvoll diese kalte Ruhe war, wie gedankenschwer! Welche Schönheit in dieser unbedingten Ruhe, welche Gewalt in dieser Unbeweglichkeit! Die ganze Vergangenheit liegt noch hier, wo schon die Zukunft beginnt. Ach, ich liebte sie im Tode ebenso, wie ich sie lebend geliebt hatte! Gegen Morgen begab sich der Graf zur Ruhe; die drei Geistlichen schiefen ermüdet ein in dieser Stunde, die sich so schwer auf Wachende herabsenkt. Da konnte ich denn ohne Zeugen ihre Stirn küssen mit der ganzen Liebesglut, wie ich sie nie hatte berühren dürfen.

Tags darauf, an einem kühlen Herbstmorgen, begleiteten wir die Gräfin zu ihrer letzten Ruhestätte. Der alte Vorreiter, die beiden Martineaus und Manettes Mann trugen den Sarg. Wir gingen langsam den Weg hinunter, den ich an dem Tage, als ich sie wiederfand, so fröhlich heraufgestürmt kam. Wir gingen durch das Thal der Indre bis zum kleinen Friedhof von Saché. Es war ein bescheidener kleiner Dorffriedhof an der Rückseite der Kirche, auf dem Kamm eines Hügels. Dort wollte sie aus christlicher Demut begraben sein, unter einem schlichten schwarzen Holzkreuz, wie eine arme Bauersfrau, hatte sie gesagt. Als ich auf halbem Wege vom Thal aus die Dorfkirche und den Friedhof erblickte, besiel mich ein nervöses Frösteln. Ach, wir haben alle in unserm Leben ein Golgatha, wo wir mit blutendem Herzen die dreiunddreißig ersten Jahre unsers Lebens verlieren. Da fühlen wir auf unserm Haupte den Dornenkranz statt der Rosentkrone. Dieser Hügel sollte für mich

der Berg der Sühne sein. Eine gewaltige Volksmenge folgte uns, die zusammengeströmt war, damit die Tote von der Trauer des ganzen Tales begleitet werde, wo sie in aller Stille so viele edle Handlungen vollbracht hatte. Man erfuhr durch Manette, ihre Vertraute, daß sie, um den Armen zu helfen, an ihrer Toilette sparte, wenn ihr Geldvorrat nicht reichte. Bald waren es arme nackte Kinder, die sie bekleidete, sie schickte Kinderwäsche, sie half armen Müttern, kaufte den Müllern im Winter Getreide ab für altersschwache Greise, schenkte einem armen Haushalt eine Kuh und handelte in allem als Christin, Mutter und gütige Herrin. Ein andermal gab sie jungen Leuten, die sich liebten, eine Mitgift oder kaufte einen Rekruten frei, und was die edlen Gaben einer gutherzigen Frau mehr sind, die sich den Wahlspruch gewählt hat: das Glück anderer ist der Trost derer, die selbst nicht mehr glücklich sein können. — Seit drei Tagen wurden diese Dinge am Abend in allen Dörfern herumerzählt, und nun waren die Dankbaren von überall zusammengeströmt. Ich ging mit Jacques und den beiden Abbés hinter dem Sarge her. Nach dem Brauch des Landes waren Madeleine und der Graf zu Hause geblieben. Manette hatte darauf bestanden, sich uns anzuschließen.

„Arme Madame, arme Madame, jetzt ist sie glücklich!“ hörte ich sie mehrmals unter Schluchzen sagen. Als der Leichenzug die Mühlenstraße verließ, hörte man einstimmiges Klagen und Seufzen: es war, als beweinte das Tal seine Seele. Die Kirche war voller Menschen. Nach dem Gottesdienst gingen wir auf den Friedhof, wo sie nahe beim Kreuz begraben werden sollte. Als ich Erde und Steine auf den Sarg rollen hörte, verließ mich die Kraft, ich schwankte und bat die beiden Martineau, mich zu stützen. Sie führten mich halbtot nach dem Schlosse von Saché, dessen Besitzer mir höflich Gastfreundschaft anboten, die ich dankend annahm. Ich muß Ihnen gestehen, ich wollte nicht nach Blochegourde zurückkehren; auch in Frapesle wollte ich nicht sein, weil ich von dort aus Henriettes Schloß

sah. Hier war ich nahe bei ihr. Ich blieb mehrere Tage in einem Zimmer, dessen Fenster auf das stille, einsame Thal hinabsahen, von dem ich Ihnen schon erzählt habe. Es ist eine breite Erdfalte, die von zweihundertjährigen Eichen gesäumt ist und durch die bei starkem Regen ein Gießbach fließt. Dies Landschaftsbild entsprach der ernstesten und feierlichen Betrachtung, der ich mich hingeben wollte. Während des Tages, welcher der schrecklichen Nacht folgte, hatte ich zur Genüge empfunden, wie lästig meine Gegenwart den Bewohnern Elohegourdes wäre. Der Graf hatte beim Tode Henriettes heftige Erschütterungen erfahren, aber er war auf dies Ereignis gefaßt gewesen, und im Grunde seines Wesens war er gleichgültig. Ich hatte das oft bemerkt; und als die kniende Gräfin mir den Brief überreichte, den ich nicht öffnen durfte, als sie von ihrer Liebe zu mir sprach, hatte mir der mißtrauische Mann nicht den vernichtenden Blick zugeworfen, den ich erwartete. Die Worte Henriettes hatte er dem allzu feinen Zartgefühl ihres Gewissens, dessen Reinheit er kannte, zugeschrieben. Diese egoistische Gleichgültigkeit war natürlich. Die Seelen dieser beiden Wesen hatten sich nicht mehr vermählt als ihre Leiber. Zwischen ihnen hatten nie die innigen Beziehungen bestanden, welche die Gefühle immer neu beleben. Sie hatten nie Leid und Freude miteinander geteilt, die festen Bande, die uns an tausend Stellen verwunden, weil sie mit allen Fasern unsers Wesens verwachsen sind, weil sie zu tief in unsere Herzen eingeschnitten und die Seele berührt haben. Madeleines Feindschaft verschloß mir die Thür von Elohegourde. Dieses harte junge Mädchen war nicht gewillt, am Sarge ihrer Mutter ihren Haß zu verleugnen; ich hätte mich sehr unwohl gefühlt zwischen dem Grafen, der nur von sich selbst sprach, und Madeleine, die mir einen unüberwindlichen Widerwillen gezeigt hätte, und das an dem Ort, wo einst die Blumen selbst mich gekost hatten, wo jede Stufe beredt war, wo meine Erinnerungen Balkone, Balustraden und Terrassen, Bäume und Aussichtspunkte mit Poesie umrankten...

Gehaßt werden, wo mich alles geliebt hatte: der Gedanke war mir unerträglich. Auch war mein Entschluß sofort gefaßt. Das war also das Ende der größten Liebe, die je ein Menschenherz erfüllt hatte. In den Augen Fremder war mein Verhalten tadelnswert, aber mein Gewissen rechtfertigte es . . . So enden die schönsten Gefühle und die größten Dramen der Jugend. Wir brachen fast alle in der Morgenstunde auf, in der ich damals von Tours kam. Wir bemächtigten uns der Welt mit liebedurstigem Herzen, und wenn unsere Schätze im Siegel geschmolzen sind, wenn wir Menschen und Ereignisse aus der Nähe gesehen haben, schrumpft unmerklich alles zusammen, wir finden wenig Gold in viel Asche. Das ist das Leben, das wirkliche Leben: große Ansprüche, kleine Ergebnisse. Ich sann lange über mich selbst nach, was ich tun sollte nach diesem Schicksalschlag, der meine ganze Ernte zerstört hatte. Ich beschloß, mich in die Händel der Politik und der Wissenschaft zu stürzen, die gewundenen Pfade des Ehrgeizes einzuschlagen, die Frau aus meinem Leben zu verbannen, ein kalter, leidenschaftsloser Staatsmann zu sein und der Heiligen, die ich geliebt hatte, treu zu bleiben. Meine Gedanken verloren sich in Weiten, während meine Blicke an dem herrlichen Laubwerk der übergoldeten Eichen mit ihren strengen Kronen und ihrem bronzenen Stamm hafteten. Ich fragte mich, ob Henriettes Tugend nicht Unwissenheit, und ob ich wirklich an ihrem Tode schuld sei. Schließlich, an einem milden Herbstmittag, wie es in der Touraine so schöne gibt, bei einem letzten Lächeln des Himmels, las ich ihren Brief, den ich ihrem Wunsche gemäß erst nach ihrem Tode öffnen sollte. Sie werden sich denken können, was ich beim Lesen empfand!

Der Brief der Frau von Mortsauf an den Vicomte
Felix von Vandenesse

„Felix, allzu geliebter Freund, ich muß Ihnen jetzt mein Herz eröffnen, weniger um Ihnen zu zeigen, daß ich Sie liebe, als

um Ihnen Ihre Verpflichtungen klarzumachen, indem ich Ihnen die tiefen, schweren Wunden zeige, die Sie mir geschlagen haben. Jetzt, wo ich von Wegmüdigkeit übermannt hinsinke, erschöpft von den Wunden, die ich im Kampf empfangen habe, ist die Frau in mir zum Glück gestorben, die Mutter allein lebt noch. Sie werden sehen, Lieber, daß Sie die erste Ursache meiner Leiden waren. Erst bot ich mich willig Ihren Schlägen dar, jetzt sterbe ich an einer letzten Wunde von Ihrer Hand. Aber es liegt eine unermessliche Wollust darin, sich vom Geliebten vernichtet zu fühlen. Bald werden mich die Schmerzen wohl aller Kraft berauben; ich nutze darum die letzten lichten Momente, die meinem Geist beschieden sind, um Sie nochmals anzusehen, meinen Kindern das Herz zu ersetzen, das Sie ihnen geraubt haben. Ich würde Ihnen diese Pflicht gewaltsam aufzwingen, wenn ich Sie weniger liebte; aber Sie sollen sie lieber freiwillig auf sich nehmen, aus einem Gefühl frommer Reue und auch, damit unsere Liebe nicht aufhöre. War nicht die Liebe in uns stets mit Bußgedanken und sühnender Furcht verquickt? Und ich weiß: wir lieben einander noch. Ihre Schuld ist an und für sich weniger verhängnisvoll, als sie es durch den Widerhall in meiner Seele geworden ist. Sagte ich Ihnen nicht, ich sei eifersüchtig, zum Sterben eifersüchtig? Nun denn, ich sterbe . . . Aber trösten Sie sich: wir haben den menschlichen Gesetzen genuggetan. Die Kirche hat mir durch einen ihrer edelsten Vertreter gesagt, daß Gott Nachsicht gegen die üben werde, die ihre angeborenen Neigungen seinem Gesetze geopfert haben. Geliebter, Sie sollen alles wissen! Denn ich will nicht, daß Ihnen ein einziger meiner Gedanken verborgen bleibe. Was ich Gott in meinem letzten Augenblick anvertrauen werde, das sollen auch Sie wissen, die Sie König sind über mein Herz. Bis zum Fest zu Ehren des Herzogs von Angoulême (meinem einzigen Feste) hatte mich die Ehe in der vollständigen Unwissenheit gelassen, die der Seele der Jungfrau engelhafte Schönheit verleiht. Zwar war ich Mutter, aber die Liebe hatte mich ihre

erlaubten Freuden nicht kosten lassen. Wie war das möglich? Ich weiß es nicht. Ich weiß auch nicht, wieso alles in mir mit einem Schlage verändert war. Erinnern Sie sich heute noch an Ihre ersten Küsse? Sie haben mein Leben beherrscht, meine Seele durchfurcht. Die Glut Ihres Blutes hat in meinem Blut entfacht. Ihre Jugend hat meine Jugend durchdrungen, Ihre Begierden haben sich einen Weg in mein Herz gebahnt. Als ich mich so stolz erhob, hatte ich eine Empfindung, für die ich in keiner Sprache einen Ausdruck weiß; denn die Kinder haben das Wort noch nicht gefunden, um die Vermählung des Lichts mit ihrem Auge, den Kuß des Lebens auf ihren Lippen zu schildern. Ja, es war der Ton, der ein Echo weckte, das Licht, das in Finsternis fiel, die Bewegung, die sich der Welt mittheilte. Es kam jedenfalls schnell, wie alle diese Dinge, aber es war viel schöner, denn es war das Leben der Seele! Ich verstand, daß es im Leben etwas mir Unbekanntes gäbe, eine Macht, die schöner sei als der Gedanke, die alle Gedanken, alle Kräfte zusammenfaßte. Ich ahnte eine zukünftige Welt in einer erwiderten Liebe. Ich fühlte mich nur noch halb als Mutter. Als der Blitz in mein Herz schlug, entzündete er Wünsche, die dort, mir unbewußt, geschlummert hatten. Ich erriet plötzlich, was meine Tante sagen wollte, wenn sie mich auf die Stirn küßte und ausrief: „Arme Henriette!“ Bei meiner Rückkehr nach Clochegourde redeten der Frühling, das erste Laub, der Duft der Blüten, die hübschen weißen Nelken, die Indre, der Himmel eine Sprache zu mir, die ich bis dahin nicht verstanden hatte und die meine Seele in Schwingungen versetzte, wie Sie meine Sinne bewegt hatten. Vielleicht haben Sie diese schrecklichen Küsse vergessen können, aber nie hat sich ihre Spur in meiner Erinnerung verwischt. Ich sterbe daran! Jedesmal, wenn ich Sie seither wiedersah, vertieften sich die Brandmale. Ich bebt am ganzen Körper bei Ihrem Anblick, ja, bei der bloßen Ahnung, daß Sie kämen. Weder die Zeit noch mein starker Wille haben diese mächtige Wollust niederzukämpfen

vermocht. Ich mußte mich unwillkürlich fragen: wie sehr wohl die Freuden beglücken? Die Blicke, die wir wechselten, die ehrfurchtscheuen Küsse, die Sie auf meine Hand drückten, mein Arm, der sich auf den Ihren legte, Ihre Stimme mit ihren zärtlichen Rufen, kurz, die geringsten Dinge erregten mich so heftig, daß sich fast immer eine Wolke vor meine Augen lagerte: das Brausen der empörten Sinne hallte dann in meinen Ohren wider. Ach, wenn Sie mich dann in den Augenblicken, wo ich doppelt kalt war, in Ihre Arme geschlossen hätten, ich wäre vor Glück gestorben. Ich habe bisweilen gewünscht, Sie möchten gewaltthätig sein, aber das Gebet verscheuchte schnell diesen sündigen Gedanken. Ihr Name, von meinen Kindern gesprochen, trieb mir wärmere Blutwellen zum Herzen und rötete meine Wangen; ich brachte meine arme Madeleine durch kleine Listen dazu, ihn auszusprechen, so lieb war mir diese prickelnde Empfindung. Was soll ich Ihnen nur sagen? Ihre Schrift hatte einen solchen Reiz für mich, ich sah Ihre Buchstaben an, wie man ein Porträt betrachtet. Da Sie schon am ersten Tage eine solche Macht über mich gewonnen hatten, werden Sie verstehen, lieber Freund, daß Ihr Einfluß unbegrenzt wurde, als es mir vergönnt war, in Ihrer Seele zu lesen. Welche Wonnen überrieselten mich, als ich Sie so rein, so unbedingt wahr, zu allem Großen so fähig und schon so schwer geprüft fand! Mann und Kind, schüchtern und mutig! Welche Freude, als ich entdeckte, daß wir beide durch gemeinsame Leiden geheiligt seien! Seit jenem Abend, wo wir uns gegenseitig unser Innerstes gestanden, hieß ‚Sie verlieren‘ für mich soviel wie sterben. Darum hielt ich Sie bei mir fest. Die Gewißheit Herrn von La Berges, daß Ihr Fernsein mir den Tod brächte, rührte ihn tief, denn er kannte mich. Er wußte, daß ich für meine Kinder und den Grafen unentbehrlich sei, darum befahl er mir nicht, Ihnen mein Haus zu verbieten, denn ich versprach ihm, in Werken und Gedanken rein zu bleiben. ‚Gedanken sind unwillkürlich,‘ sagte er, ‚aber man kann sie im Qualm noch lenken.‘ ‚Wenn ich

denke,' habe ich ihm geantwortet, 'ist alles verloren, retten Sie mich vor mir selber! Machen Sie es möglich, daß er bei mir sei und ich unberührt bleibe.' Der gute Greis, der doch recht streng war, zeigte sich soviel ehrlichem Willen gegenüber nachsichtig. 'Sie dürfen ihn lieben, wie man einen Sohn liebt, indem Sie Ihre Tochter für ihn bestimmen', sagte er. Ich nahm mutig ein leidenreiches Leben auf mich, um Sie nicht zu verlieren, und ich liebte meine Leiden, weil ich sah, daß wir beide aus gleiche Joch gespannt waren. Mein Gott, ich bin unparteiisch und meinem Mann treu geblieben, ich erlaubte Ihnen keinen einzigen Schritt in Ihrem Königreich, Felix. Die Größe meiner Leidenschaft erhöhte meine Geduld, ich betrachtete die Leiden, die mir Herr von Mortsauf auferlegte, als eine Sühne und ertrug sie stolz, um meine sündigen Neigungen zu verleugnen. Früher war ich oft versucht, zu murren; aber seitdem Sie an meiner Seite standen, habe ich etwas von der Heiterkeit wiedergefunden, die Herrn von Mortsauf sehr zustatten kam. Ohne die Kraft, die Sie mir verliehen, wäre ich längst der innern Qual erlegen, von der ich Ihnen erzählt habe. Gewiß haben Sie zum großen Teil schuld an meinen Vergehen, aber Sie haben auch teil an der Erfüllung meiner Pflichten. Und ebenso verhielt es sich mit meinen Kindern. Ich glaubte sie in manchem beraubt zu haben und fürchtete, nie genug für sie zu tun. Von da an war mein Leben ein ununterbrochenes Leid, das ich liebte. Als ich fühlte, daß ich weniger Mutter, weniger treue Gattin sei, nistete sich die Reue in meinem Herzen ein, und aus Angst, meinen Verpflichtungen nicht nachzukommen, habe ich mich übertreffen wollen. Um keinen Fehltritt zu begehen, stellte ich dann Madeleine zwischen Sie und mich. Ich habe Sie beide füreinander bestimmt und damit Schranken zwischen uns errichtet. Nutzlose Schranken! Nichts konnte mich vor dem Fieber retten, das Sie mir verursachten. Ob anwesend oder nicht, immer besaßen Sie die gleiche Macht. Ich habe Madeleine Jacques vorgezogen, weil Madeleine Ihnen

gehören sollte; aber ich überließ Ihnen meine Tochter nicht ohne Kämpfe. Ich sagte mir, daß ich erst 28 Jahre alt war und Sie fast 22, als ich Sie traf. Ich verminderte den Abstand, ich gab mich trügerischen Hoffnungen hin. Ach, Felix, ich mache Ihnen diese Geständnisse, um Ihnen Gewissensbisse zu ersparen, vielleicht auch, um Ihnen zu beweisen, daß ich nicht gefühllos, daß Ihr Liebeskummer redlich geteilt und daß Arabella mir nicht überlegen war. Auch ich gehörte zu den Töchtern der gefallenen Rasse, welche die Männer so sehr lieben. Es gab Augenblicke, wo der Kampf so heftig tobte, daß ich nächtelang nicht schlief. Mein Haar fiel aus; das besitzen Sie! Sie erinnern sich der Krankheit des Herrn von Mortsau. Ihr Edelmut von damals erhob mich nicht, er drückte mich nieder. Ach, von diesem Tage an wünschte ich, mich Ihnen geben zu können, zum Lohn für so viel Heldenmut! Aber dieser Wahnsinn war von kurzer Dauer. Ich habe ihn Gott geopfert während der Messe, der Sie nicht beiwohnen wollten. Jacques' Krankheit und Madeleines Leiden waren nur Warnungen Gottes, der sein verirrtes Schaf gewaltsam an sich zog. Dann hat mir Ihre so erklärliche Liebe für diese Engländerin Geheimnisse entschleiert, von denen ich selbst nichts wußte. Ich liebte Sie mehr, als ich Sie zu lieben glaubte. Madeleine trat zurück. Die ständigen Erregungen meines stürmischen Lebens, meine Bemühungen, mich selbst zu zügeln, ohne andern Beistand als den Glauben, das alles hat der Krankheit vorgearbeitet, an der ich sterbe. Dieser schreckliche Schlag hat Krisen herbeigeführt, über die ich geschwiegen habe. Der Tod erschien mir als einzig mögliche Lösung dieser unerforschlichen Tragödie. Ein ganzes Leben, ein wütendes, eifersüchtiges, wildes Leben lag in den zwei Monaten zwischen der Nachricht, die mir meine Mutter von Ihren Beziehungen zu Lady Dudley gab, und Ihrer Ankunft. Ich wollte nach Paris. Ich dürstete nach Mord, ich wünschte den Tod jener Frau, ich war unempfänglich für die Liebeskosen meiner Kinder. Das Gebet, das bis dahin ein Balsam für mich ge-

wesen war, verlor jede Wirkung . . . Die Eifersucht hat da die breite Bresche geschlagen, durch die der Tod eintrat. Trotzdem blieb meine Stirn heiter. Ja, diese Monate des Kampfes waren ein Geheimnis zwischen Gott und mir. Als ich davon überzeugt war, daß ich ebensosehr geliebt wurde, wie ich selbst liebte, und daß mich nur Ihre Sinne, nicht Ihre Gedanken verleugnet hatten, da wollte ich leben! Es war zu spät. Gott hatte mich unter seinen Schutz gestellt, wohl von Mitleid ergriffen für ein Wesen, das sich selbst, das ihm treu war, und das der Schmerz oft bis an die Tore des Heiligtums geführt hatte. Mein Geliebter, Gott hat über mich geurteilt. Herr von Mortsauf wird mir wohl vergeben, aber Sie? Werden Sie Mitleid haben? Werden Sie auf die Stimme hören, die aus meinem Grabe dringt? Werden Sie das Unglück wieder gutmachen, an dem wir beide schuld sind, Sie vielleicht weniger als ich? Sie wissen, um was ich Sie bitten will. Seien Sie für Herrn von Mortsauf, was eine barmherzige Schwester für einen Kranken ist, hören Sie auf ihn, lieben Sie ihn, niemand wird ihn lieben! Vermitteln Sie zwischen seinen Kindern und ihm, wie ich es getan habe! Ihre Aufgabe wird nicht von langer Dauer sein. Jacques wird bald das Elternhaus verlassen, um nach Paris zu seinem Großvater zu gehen, und Sie haben mir versprochen, ihn durch die Klippen des Lebens zu leiten. Madeleine — sie wird heiraten; möchten Sie ihr doch eines Tages gefallen! Sie ist ganz ich selbst, und außerdem ist sie stark. Sie hat den Willen, der mir fehlte, die Energie, die der Gefährtin eines Mannes nötig ist, den seine Laufbahn durch die Stürme des politischen Lebens führt, sie ist gewandt und scharfblickend. Wenn Ihre Geschicke sich vereinigen sollten, würde sie glücklicher sein, als es ihre Mutter war. So erwürben Sie das Recht, mein Werk in Elohegourde weiterzuführen, Sie würden die Fehler wieder gutmachen, die wir vielleicht noch nicht genug gesühnt haben, obwohl sie im Himmel und auf Erden verziehen sind. Denn Er ist großmütig, Er wird

mir verzeihen. Sie sehen, ich bin immer noch selbstsüchtig. Aber ist das nicht der Beweis einer tyrannischen Liebe? Ich will von Ihnen in den Meinen geliebt werden. Da ich nicht Ihr eigen sein können, vermache ich Ihnen meine Gedanken und meine Pflichten! Wenn Sie mich zu sehr lieben, um mir zu gehorchen, wenn Sie Madeleine nicht heiraten wollen, so sorgen Sie wenigstens für die Ruhe meiner Seele, indem Sie Herrn von Mortsauf so glücklich machen, wie er es sein kann.

Leb wohl, geliebtes Kind meiner Seele! Dies ist mein völlig bewußter, lebendiger Abschiedsgruß, der Abschied einer Seele, die Du mit zuviel Glück erfüllt hast, als daß Du Gewissensbisse haben könntest über die Katastrophe, die ebendies Glück nach sich gezogen hat. Ich brauche dieses Wort, weil ich weiß, daß Sie mich lieben, denn ich gehe nun in die Ruhe ein, ein Opfer der Pflicht, und — das macht mich erbeben — nicht ohne Bedauern. Gott wird besser als ich wissen, ob ich seinen heiligen Gesetzen dem Geiste nach gehorcht habe. Ich habe wohl oft gestrauchelt, aber ich bin nicht gefallen, und die stärkste Entschuldigung für meine Fehler liegt in der Größe der Versuchungen, die mich umringten. Der Heiland wird mich zitternd vor sich sehen, als sei ich unterlegen. Nochmals: Leb wohl! Ein Lebewohl, wie ich es gestern unserm schönen Tale gesagt habe, unserm Tale, an dessen Herz ich bald ruhen werde, und in das Sie tot zurückkehren wollen, nicht wahr?

Henriette."

Ich verfiel in abgründige Träumerei, als ich die unbekannten Tiefen dieses Lebens von einem letzten Feuerschein grell erleuchtet sah. Die Wolken meiner Selbstsucht zerteilten sich. Sie hatte also ebensoviel, ja, mehr als ich gelitten, denn sie war daran gestorben. Sie glaubte, jedermann müsse ihrem Freunde gütig gesinnt sein; ihre Liebe hatte sie so geblendet, daß sie die Feindschaft ihrer Tochter gegen mich gar nicht ahnte. Dieser letzte Beweis ihrer Zärtlichkeit tat mir sehr weh. Arme

Henriette, die mir Clocogourde und ihre Tochter vermachen wollte!

Natalie, nach jenem furchtbaren Tage, wo ich zum erstenmal einen Friedhof betrat und die sterbliche Hülle der edlen Henriette begleitete, die Sie nunmehr kennen, seit jenem Tage scheint mir die Sonne weniger warm, sie leuchtet gedämpft, die Nächte sind düster, die Bewegung ist weniger frei, das Denken drückender. Es gibt Menschen, die wir in der Erde begraben, aber andere, die wir besonders zärtlich lieben, sind in unser Herz wie in ein Leichentuch gebettet, die Erinnerung an sie mischt sich täglich in unser Tun und Trachten; wir denken an sie, wie wir atmen, sie haben in unserer Seele eine neue Gestalt angenommen nach dem süßen Gesetz der Seelenwanderung, das im Reich der Liebe herrscht. In meiner Seele wohnt eine zweite Seele. Sooft ich etwas Gutes tue, ein schönes Wort spreche, redet und handelt diese Seele in mir. Was ich nur Gutes haben kann, entströmt diesem Grabe, wie einer Lilie der Duft, der die Luft durchhaucht. Die Spottlust, das Schlechte, alles, was Sie an mir tadeln, rührt von mir selbst her. Wenn meine Augen sich umwölken und gen Himmel schauen, nachdem sie lange an der Erde gehaftet haben, wenn mein Mund Ihren Worten und Freundlichkeiten gegenüber stumm bleibt, oh, dann fragen Sie mich nicht mehr: „Woran denken Sie?“ ...

Liebe Natalie, ich habe eine Zeitlang aufgehört zu schreiben, die Erinnerungen hatten mich zu tief bewegt. Nun schulde ich Ihnen noch den Bericht über die Ereignisse, die der Katastrophe folgten und die weniger Worte bedürfen. Wenn ein Leben ganz Tat und Bewegung ist, läßt sich wenig darüber sagen; aber sobald eine Lebensgeschichte in den höchsten Regionen der Seele spielt, wird sie umständlich. Henriettes Brief zeigte mir einen HoffnungsSchimmer. Im großen Schiffbruch meines Lebens entdeckte ich eine Insel, wo ich landen konnte. In Clocogourde bei Madeleine leben, ihr mein ganzes Leben weihen, das war ein Loß, das meinem erregten Herzen zusagte. Aber

ich mußte erst Madeleines Gedanken kennen . . . Ich ging nach Elohegourde, um mich vom Grafen zu verabschieden; ich traf ihn auf der Terrasse. Wir gingen lange auf und ab. Erst sprach er von der Gräfin wie ein Mann, der den ganzen Umfang seines Verlustes und den Schaden, den er für sein Innenleben bedeutet, ermüßt. Aber nach diesem ersten Schmerzensausbruch zeigte er sich um die Zukunft bekümmelter als um die Gegenwart. Er fürchtete seine Tochter, die nicht die Sanftmut ihrer Mutter besaß. Das feste Wesen Madeleines, in der sich etwas Herrisches mit der weichen Anmut ihrer Mutter paarte, erschreckte den Greis, der an Henriettes Zärtlichkeit gewöhnt war und nun in seiner Tochter einen Willen ahnte, der nicht zu beugen wäre. Aber was ihn über seinen unersetzlichen Verlust tröstete, war die Gewißheit, daß er seiner Frau bald folgen werde: die Erregungen und Betrübnisse der letzten Tage hatten seinen Gesundheitszustand verschlimmert und alte Leiden heraufbeschworen. Der unvermeidliche Kampf zwischen seiner väterlichen Autorität und der seiner Tochter, die nun die Herrin im Hause wurde, mußte seine letzten Lebenstage verbittern. Wo er mit seiner Frau verhandeln konnte, mußte er seinem Kinde bedingungslos nachgeben. Ubrigens würde sein Sohn ihn verlassen, seine Tochter müsse heiraten; wen würde er wohl zum Schwiegersohn bekommen? Obwohl er von seinem baldigen Tode sprach, fühlte er sich verwaist und auf lange Zeit hinaus aller Liebe beraubt.

Während er so nur von sich sprach und meine Freundschaft um seiner Frau willen anflehte, zeichnete sich vor meinen Blicken mit voller Klarheit die große Gestalt des Emigranten, einer der imposantesten, erhabensten Typen unserer Zeit. Er war scheinbar schwächlich, aber zäh wegen seiner mäßigen Lebensweise und seiner ländlichen Beschäftigungen. Er lebt heute noch.

Obwohl Madeleine uns auf der Terrasse auf und ab gehen sah, kam sie nicht herunter. Sie trat mehrmals auf die Freitreppe hinaus und kehrte ins Haus zurück, um mir damit ihre

Geringschätzung zu beweisen. Ich ergriff die Gelegenheit, als sie heraustrat, und bat den Grafen, mich zum Schloß zu begleiten, ich hätte mit Madeleine zu sprechen . . . Ich schützte einen letzten Willen vor, den mir die Gräfin anvertraut habe; das war für mich das einzige Mittel, sie zu sehen. Der Graf rief sie und ließ uns allein auf der Terrasse. „Liebe Madeleine,“ sagte ich, „wenn irgendwo, so muß ich hier mit Ihnen sprechen, hier, wo Ihre Mutter mich anhörte, als sie sich über mich und mehr noch über ihr trauriges Geschick beklagte. Ich kenne Ihre Gedanken; aber verurteilen Sie mich nicht, ohne den Sachverhalt zu kennen? Mein Leben und mein Glück sind mit diesem Ort verknüpft, das wissen Sie, und Sie verbannen mich von hier durch Ihre abweisende Kälte. Sie vergessen, daß geschwisterliche Liebe uns verband, und daß ein gemeinsamer Schmerz dies Band noch enger geknüpft hat. Liebe Madeleine, ich ließe auf der Stelle mein Leben für Sie, ohne Hoffnung auf Lohn, ohne daß Sie es wüßten: so lieb sind uns die Kinder derer, die uns im Leben gehegt haben! Sie wissen nichts von dem Plan, der Ihrer göttlichen Mutter seit sieben Jahren am Herzen lag und der wohl eine Wandlung in Ihrem Empfinden herbeiführen dürfte. Aber dabei will ich mich nicht aufhalten. Das einzige, worum ich Sie bitte, ist, mir nicht das Recht zu nehmen, die Luft dieser Terrasse zu atmen; ich bitte Sie, warten zu dürfen, bis die Zeit Ihre Lebensanschauung geändert hat. Vorläufig werde ich mich wohl hüten, ihr zu widersprechen. Ich weiß einen Schmerz zu achten, der Sie irreleitet, denn derselbe Schmerz nimmt auch mir die Fähigkeit, meine Lage richtig zu beurteilen. Die Heilige, die in diesem Augenblicke über uns wacht, wird meine Zurückhaltung gutheißern und es billigen, daß ich nur bitte, Sie möchten zwischen Ihren Gefühlen und mir Ihre Unparteilichkeit bewahren. Ich liebe Sie zu sehr, trotz der Abneigung, die Sie an den Tag legen, um dem Grafen einen Plan nahezulegen, auf den er mit Freuden einging. Sie sollen frei sein. Später mögen

Sie daran denken, daß Sie niemanden auf Erden besser kennen als mich, daß kein Mann Ihnen ein treuer ergebenes Herz entgegenbringen wird..." Bis jetzt hatte mir Madeleine mit gesenktem Blick zugehört, nun unterbrach sie mich. „Mein Herr," sagte sie mit einer Stimme, die vor Erregung bebte, „auch ich kenne alle Ihre Gedanken, aber mein Gefühl Ihnen gegenüber wird sich nie ändern, und ich möchte mich lieber in die Indre werfen, als mich an Sie binden. Ich will nicht von mir sprechen, aber wenn der Gatte meiner Mutter Ihnen noch etwas gilt, so bitte ich Sie in ihrem Namen, nicht mehr nach Clochegourde zurückzukehren, solange ich hier bin. Ihr bloßer Anblick verursacht mir eine Erregung, die ich nicht zu erklären weiß und die ich nie verwinden werde."

Sie grüßte mit einer würdevollen Bewegung und ging nach dem Schlosse zurück, ohne sich umzudrehen, gefühllos, wie es ihre Mutter an einem einzigen Tage gewesen war, doch unbittlich. Der Scharfblick dieses jungen Mädchens hatte, wenn auch spät, alles erraten, und vielleicht war ihr Haß gegen den Menschen, den sie für so verderblich hielt, noch gesteigert worden durch den Ärger über ihre unschuldige Mitschuld. Hier war alles Abgrund. Madeleine haßte mich, ohne sich darüber Rechenschaft ablegen zu wollen, ob ich die Ursache oder das Opfer all dieses Unglücks sei; sie hätte uns vielleicht beide gleich stark gehaßt, ihre Mutter und mich, wenn wir glücklich gewesen wären. So war alles zerstört. Ich allein sollte bis ins einzelne das Leben dieser großen unverstandenen Frau kennen, ich allein war in das Geheimnis ihrer Gefühle eingeweiht, ich allein hatte ihre Gedanken nach allen Richtungen durchstreift. Weder ihre Mutter, noch ihr Vater, noch ihr Mann, noch ihre Kinder hatten sie gekannt. Seltsam! Ich durchwühle diesen Aschenhaufen und finde Freude daran, alles vor Ihnen auszubreiten. Wir können alle darin etwas von unsern liebsten Schicksalen wiederfinden. Wie viele Familien haben ihre Henriette! Wie viel edle Wesen verlassen diese Erde, ohne einen verständnis-

vollen Geschichtschreiber gefunden zu haben, der ihr Herz ergründet und dessen Tiefe und Weite ermessen hat! Dies ist das menschliche Leben in seiner ungeschminkten Wahrheit: oft kennen die Mütter ihre Kinder nicht mehr, als die Kinder sie kennen; so steht es auch mit Eheleuten, Liebenden und Brüdern. Konnte ich ahnen, daß ich mich eines Tages vor dem Sarge meines Vaters mit Charles de Vandenesse streiten würde, mit meinem Bruder, zu dessen Glück ich so viel beigetragen habe? Ach Gott! Wie viel Lehren in der einfachsten Geschichte! . . . Als Madeleine durch die Eingangstür verschwunden war, kehrte ich mit gebrochenem Herzen zu meinem Gastgeber zurück, nahm Abschied von ihm und brach nach Paris auf. Ich folgte dem rechten Ufer der Indre, auf dem ich zum erstenmal in dieses Thal gekommen war. Traurig durchschritt ich das hübsche Dorf Pont de Ruan. Und doch war ich reich, die politische Welt lag mir offen und lächelte mich an. Ich war nicht mehr der müde Fußgänger von 1814. Damals war mein Herz voller Wünsche, heute weinte ich; damals hatte ich noch mein Leben vor mir, jetzt fühlte ich, wie verödet es sei. Ich war noch sehr jung, erst neunundzwanzig Jahre alt, und mein Herz war schon welk. Wenige Jahre hatten genügt, diese Landschaft ihrer strahlenden Pracht zu berauben und mich lebensüberdrüssig zu machen. Sie können sich meine Erschütterung vorstellen, als ich mich umwandte und Madeleine auf der Terrasse stehen sah . . . Von Traurigkeit überwältigt, dachte ich nicht mehr an das Ziel meiner Reise. Lady Dudley war meinem Herzen sehr fern; ich trat in ihren Hof ein, ohne es nur zu bemerken. Die Dummheit war begangen, ich mußte die Folgen tragen. Ich genoß bei ihr die Freiheiten eines Ehemannes. Mißmutig stieg ich die Treppe hinauf in Gedanken an die Unannehmlichkeiten eines endgültigen Bruches. Wenn Sie Wesen und Art von Lady Dudley richtig erfaßt haben, so können Sie sich mein Mißbehagen vorstellen, als mich ihr Hausmeister im Reiseanzug in einen Salon führte, wo ich sie in großem Staat und von fünf Personen

umringt vorfand. Lord Dudley, einer der einflussreichsten alten englischen Staatsmänner, stand da am Kamin, steif, unnahbar und abweisend, mit dem spöttischen Ausdruck, den er wohl im Parlament haben muß; er lächelte, als er meinen Namen hörte. Die beiden Kinder Arabellas, die auffallend Herrn von Marsay, einem unehelichen Sohn des alten Lords, gleichen, standen bei ihrer Mutter. Auch Marsay war zugegen, er saß auf einem kleinen Diwan neben der Marquise. Als Arabella mich sah, setzte sie gleich ihr hochmütigstes Gesicht auf, fixierte meine Reisekappe, als wollte sie mich jeden Moment fragen, was ich denn bei ihr zu suchen habe. Sie maß mich mit verächtlichen Blicken, etwa wie einen kleinen Landedelmann, der ihr vorgestellt wurde. Unsere innigen Beziehungen, ihre ewige Leidenschaft, ihr Gelübde, zu sterben, sobald ich aufhörte sie zu lieben, die ganze Armiden-Komödie, all das war wie ein Traum verweht. Ich hatte nie ihre Hand gedrückt, ich war ein Fremder, sie kannte mich nicht mehr. Trotz der diplomatischen Kaltblütigkeit, an die ich mich schon gewöhnt hatte, war ich höchst erstaunt, wie das jeder andere an meiner Stelle ebenso gewesen wäre. Herr von Marsay lächelte seine Stiefel an, die er mit merkwürdiger Absichtlichkeit prüfte. Ich hatte bald meinen Entschluß gefaßt. Von jeder andern Frau hätte ich eine solche Demütigung ruhig hingenommen; aber ich war empört, die Heldin, die vor Liebe sterben wollte und welche die Tote verspottet hatte, so stolz dastehen zu sehen, und beschloß, Frechheit gegen Frechheit auszuspielen. Sie kannte Lady Brandons Mißgeschick; sie daran erinnern, hieß ihr einen Dolchstich ins Herz versetzen, obwohl bei ihr die Waffe abgleiten mußte.

„Gnädige Frau,“ sagte ich, „Sie werden verzeihen, daß ich in diesem Aufzug bei Ihnen eingedrungen bin, wenn Sie erst wissen, daß ich aus der Touraine komme, und daß mir Lady Brandon einen Auftrag für Sie gegeben hat, der sich nicht aufschieben läßt. Ich fürchtete, Sie seien schon nach Lancashire aufgebrochen; aber da Sie in Paris bleiben, werde ich

Ihre Befehle abwarten und die Stunde, wann Sie mich empfangen wollen."

Sie nickte mit dem Kopf, und ich ging hinaus. Seit jenem Tage habe ich sie nur noch in der Gesellschaft getroffen, wo wir einen freundlichen Gruß und manchmal eine spöttische Bemerkung austauschten. Ich erzähle ihr von den untröstlichen Frauen aus Lancashire, sie mir von den Französinen, die ihrer Verzeiſlung die Ehre eines Magenleidens erweisen. Dank ihrer Bemühungen habe ich einen Todfeind in Herrn von Marsay, den sie sehr schätzt. Und ich sage ihr, daß sie mit zwei Generationen verheiratet sei. So fehlte nichts an meinem Unglück. Ich führte den Plan aus, den ich in der Zurückgezogenheit in Saché entworfen hatte. Ich stürzte mich in die Arbeit, beschäftigte mich mit Wissenschaft, Literatur und Politik. Bei der Thronbesteigung Karls X. trat ich in die Diplomatie ein, da der König das Amt aufhob, das ich bei seinem Vorgänger inne hatte. Von diesem Augenblick an beschloß ich, mich nie mehr um eine Frau zu kümmern, sei sie auch noch so schön, geistreich und liebevoll. Dieser Entschluß bekam mir sehr gut. Ich gewann die größte Seelenruhe, viel Energie für die Arbeit und begriff, wieviel die Frauen von unserm Leben vergeuden, wofür sie uns mit ein paar freundlichen Worten schadlos halten wollen. Aber alle meine Vorsätze wurden zunichte, — Sie wissen, wieso und warum.

Liebe Natalie, nachdem ich Ihnen mein Leben rückhaltlos und ohne Verstellung erzählt habe, als spräche ich zu mir selbst, indem ich Ihnen Gefühle beichte, denen Sie fernstehen, habe ich vielleicht Ihr zartfühlendes, eifersüchtiges Herz gekränkt. Aber was eine gewöhnliche Frau erbittern würde, wird für Sie gewiß ein Grund mehr sein, mich zu lieben. Leidenden und franken Seelen gegenüber haben Ausnahmefrauen ein erhabenes Amt zu versehen: das der barmherzigen Schwester, die Wunden verbindet, das der Mutter, die ihrem Kinde verzeiht. Künstler und große Dichter sind nicht die einzigen, die leiden.

Männer, die für ihr Land, für die Zukunft der Nationen leben, erweitern den Gesichtskreis ihrer Leidenschaften und Gedanken, verdammen sich aber oft zu grausamster Einsamkeit. Es ist ihnen Bedürfnis, eine reine, aufopfernde Liebe neben sich zu fühlen. Glauben Sie mir, sie wissen den ganzen Wert einer solchen Zuneigung zu schätzen. Morgen werde ich wissen, ob ich unrecht daran getan habe, Sie zu lieben."

An den Grafen Felix von Vandenesse

"Lieber Graf, Sie besitzen von der armen Frau von Mortsauf einen Brief, der, wie Sie sagen, nicht ohne Einfluß auf den Lauf Ihres Lebens gewesen ist, einen Brief, dem Sie das Glück Ihrer Laufbahn verdanken. Erlauben Sie mir, Ihre Erziehung zu Ende zu bringen. Um des Himmels willen, legen Sie eine abscheuliche Gewohnheit ab, machen Sie es nicht wie Witwen, die immerfort von ihrem ersten Manne reden und den zweiten mit den Tugenden des verstorbenen geißeln. Ich bin Französin, lieber Graf, ich möchte den Mann, den ich liebe, ganz heiraten, und kann doch wirklich Frau von Mortsauf nicht mitheiraten. Nachdem ich Ihren Bericht mit der ganzen Aufmerksamkeit, die er verdient, gelesen habe — und Sie wissen, wie sehr ich mich für Sie interessiere —, will es mir scheinen, als hätten Sie Lady Dudley über die Maßen gelangweilt, als Sie ihr die Vollkommenheiten der Frau von Mortsauf vorführten, und anderseits, als hätten Sie der Gräfin unrecht getan, ihr alle Freuden Ihrer englischen Liebe nahezu legen. Mir gegenüber haben Sie es an Taktgefühl fehlen lassen, ich habe kein anderes Verdienst als das, Ihnen zu gefallen. Sie haben mir zu verstehen gegeben, daß ich Sie weder wie Henriette noch wie Arabella liebe; ich bekenne meine Unvollkommenheiten, ich bin mir ihrer bewußt, aber warum sie mich so erbarmungslos fühlen lassen? Wissen Sie, für wen ich das allergrößte Mitleid habe? Für die vierte Frau, die Sie lieben werden. Die wird notgedrungen gegen vier Rivalinnen zu

kämpfen haben. Auch muß ich Sie in Ihrem eignen wie der andern Damen Interesse vor der Gefahr Ihres Gedächtnisses warnen. Ich verzichte auf den mühsamen Ruhm, Sie zu lieben: es wären zu viele katholische und anglikanische Eigenschaften erforderlich, — und es liegt mir wenig daran, mit Schatten zu kämpfen. Die Tugenden der Jungfrau von Elohegourde würden die keuschesten Frau zur Verzweiflung bringen, und Ihre unerschrockene Amazone entmutigt die kühnsten Glücksträume. Was sie auch tun mag, eine Frau wird nie hoffen dürfen, Ihnen so viele Genüsse zu bereiten, wie Ihr Ehrgeiz verlangt. Weder das Herz noch die Sinne werden je über Ihre Erinnerungen siegen. Sie haben vergessen, daß wir oft zusammen ausreiten. Ich habe der Sonne ihren warmen Glanz nicht wiederverleihen können, den sie beim Tod Ihrer heiligen Henriette verloren hat. Sie würden an meiner Seite frösteln. Mein Freund — denn mein Freund werden Sie immer sein —, hüten Sie sich, noch einmal solche Bekenntnisse abzulegen, die Ihre Ernüchterung zeigen, fremde Liebe entmutigen und eine Frau an sich selbst irremachen. Liebe, teurer Graf, lebt vom Vertrauen. Die Frau, die, ehe sie ein Wort sagt oder aufs Pferd steigt, sich fragen muß, ob die göttliche Henriette nicht schöner sprach, ob die Reiterin Arabella nicht mehr Anmut besaß —: diese Frau, glauben Sie mir, wird in den Beinen und mit der Zunge zittern. Sie haben mir den Wunsch eingegeben, einige Ihrer berausenden Sträusse zu empfangen, aber leider winden Sie keine mehr. So gibt es eine Menge von Dingen, die Sie nicht mehr zu tun wagen, von Gedanken und Genüssen, die Ihnen nicht wieder blühen können. Keine Frau, bedenken Sie das, wird in Ihrem Herzen die Tote wegschaffen wollen, die Sie dort aufgebahrt haben. Sie bitten mich, Sie aus christlicher Barmherzigkeit zu lieben. Ich kann eine Unzahl von Dingen aus Barmherzigkeit tun, das will ich zugeben; alles, nur nicht lieben!

Sie sind manchmal langweilig und gelangweilt, Sie nennen

Ihre Traurigkeit Melancholie. Das ist alles schön und gut; aber Sie sind unerträglich und bereiten der Frau, die Sie liebt, grausame Sorgen. Ich habe zu oft zwischen uns beiden das Grab der Heiligen gefühlt, ich bin mit mir zu Räte gegangen, ich kenne mich und möchte nicht wie sie sterben. Wenn Sie Lady Dudley, die eine ganz hervorragende Frau ist, ermüdet haben, so fürchte ich, die ich nicht halb so wild bin, daß ich noch schneller erkalten könnte. Also streichen wir das Wort ‚Liebe‘ in unsern Beziehungen, da Sie nun einmal Liebesglück nur noch mit Toten genießen können. Wir bleiben Freunde, damit bin ich einverstanden. Wie ist es nur möglich, lieber Graf! Sie haben früh im Leben eine göttliche Frau gekannt, eine unübertreffliche Geliebte, die an Ihr Fortkommen dachte, die Sie trunken liebte, die nur Treue von Ihnen verlangte, und diese Frau haben Sie zu Tode gemartert? Wirklich, ich kann mir nichts Abscheulicheres denken. Unter all den glühenden und unglücklichen jungen Leuten, die ihren Ehrgeiz durch die Straßen von Paris schleppen, gibt es sicher nicht einen, der nicht zehn Jahre lang enthaltsam bliebe, um auch nur die Hälfte der Gunstbezeugungen zu erringen, die Sie nicht zu schätzen wußten. Wenn man so geliebt wird, wie kann man denn da noch mehr verlangen?

Arme Frau! Sie hat viel gelitten, und wenn Sie ein paar sentimentale Phrasen vorgebracht haben, glauben Sie mit ihrem Sarge versöhnt zu sein. Das ist wohl auch der Lohn, der meiner Liebe zu Ihnen beschieden wäre. Nein, ich danke, lieber Graf, ich will keine Rivalin, weder jenseits noch diesseits des Grabes. Wenn man solche Verbrechen auf dem Gewissen hat, tut man wenigstens gut daran, sie zu verschweigen. Ich habe eine unvorsichtige Bitte an Sie gerichtet, ich war in meinem Recht als Frau, als Erastochter. Ihre Sache war es, Ihre Antwort genau abzuwägen. Sie hätten mich belügen sollen, später hätte ich Ihnen dafür gedankt. Haben Sie denn nie die große Tugend des Don Juan verstanden? Fühlen Sie denn

nicht, wie großmütig die sind, die uns schwören, daß sie nie geliebt haben, daß sie zum erstenmal lieben? Ihr Programm ist undurchführbar. Gleichzeitig Frau von Mortsauf und Lady Dudley sein wollen, — aber, lieber Freund, heißt das nicht: Wasser und Feuer vereinigen wollen? Wissen Sie denn gar nichts von den Frauen? Sie sind, was sie sind, sie müssen wohl die Fehler ihrer Vorzüge haben. Sie haben Lady Dudley zu früh kennen gelernt, um sie schätzen zu können, und das Schlechte, was Sie ihr nachsagen, scheint mir nur eine Rache Ihrer verletzten Eitelkeit zu sein. Frau von Mortsauf haben Sie zu spät verstanden. Sie haben der einen vorgeworfen, daß sie nicht die andere sei; wie wird es erst mir ergehen, die ich weder die eine noch die andere bin?

Ich liebe Sie hinreichend, um ernstlich über Ihre Zukunft nachzudenken, denn ich habe Sie wirklich lieb. Sie Ritter von der traurigen Gestalt, Ihr Aussehen hat mich immer gefesselt! Ich glaubte an die Treue der Schwermütigen, aber ich wußte nicht, daß Sie bei Ihrem Eintritt ins Leben die schönste und tugendhafteste aller Frauen gemordet hatten. Nun, ich habe mir überlegt, was Ihnen zu tun übrigbliebe, und es reiflich erwogen. Ich glaube, lieber Freund, daß Sie irgendeine Madame Shandy heiraten sollten, die nichts von Liebe und Leidenschaft weiß, die sich weder um Lady Dudley noch um Frau von Mortsauf kümmerte und vollständig gleichgültig bliebe gegen Ihre Verstimmungen, die Sie Melancholie nennen — in dieser Verfassung sind Sie etwa so unterhaltend wie ein Landregen — kurz, eine Frau, die für Sie die treffliche barmherzige Schwester wäre, nach der Sie verlangen. Lieben, bei einem Worte erbeben, Glück erwarten können, es nehmen und geben, die tausend Stürme der Leidenschaft erfahren, die kleinen Eitelkeiten einer geliebten Frau zu Ihren eigenen machen, das alles gibt es für Sie nicht mehr, lieber Graf. Sie haben zu spät den Rat befolgt, den Ihnen Ihr guter Engel gab, als er auf die jungen Frauen zu sprechen kam. Sie haben sie so lange

gemieden, daß Sie sie gar nicht kennen. Frau von Mortsauß hatte recht, Sie von vornherein so sehr zu erheben; alle Frauen hätten Sie gehemmt, Sie hätten es zu nichts gebracht. Jetzt ist es zu spät, eine gute Schule durchzumachen, um das sagen zu lernen, was wir gern hören, um zur rechten Zeit groß zu sein und um unsere Kleinlichkeiten anzubeten, wenn es uns Vergnügen macht, kleinlich zu sein. Wir sind nicht so dumm, wie Sie meinen; wenn wir lieben, stellen wir den Mann unserer Wahl über alles. Was unsern Glauben an unsere Überlegenheit erschüttert, erschüttert auch unsere Liebe. Wenn Sie uns schmeicheln, schmeicheln Sie sich selbst. Wenn Sie darauf halten, in der Gesellschaft zu bleiben und sich des Umganges mit Frauen zu erfreuen, so verschweigen Sie sorgfältig, was Sie mir gesagt haben: „Frauen schätzen es nicht, die Blumen ihrer Liebe auf Felsen zu säen und ihre Zärtlichkeit zu verschwenden, um die Qual wunder Herzen zu lindern.“ Jede Frau müßte die Dürre Ihres Herzens entdecken, und Sie wären stets unglücklich. Wenige von ihnen wären ehrlich genug, Ihnen ohne Haß die Hand zu reichen und Ihnen ihre Freundschaft anzutragen, wie es heute tut

Ihre ergebene Freundin

Natalie von Manerville."

Inhalt des dritten Bandes

Ein Junggesellenheim.	5
Übertragen von Felix Paul Greve	
Das Antiquitätenkabinett	343
Übertragen von Hedwig Lachmann	
Die Lilie im Tal.	509
Übertragen von René Schiefele	

Druck des 5. – 8. Tausends
von Breitkopf und Härtel
in Leipzig



